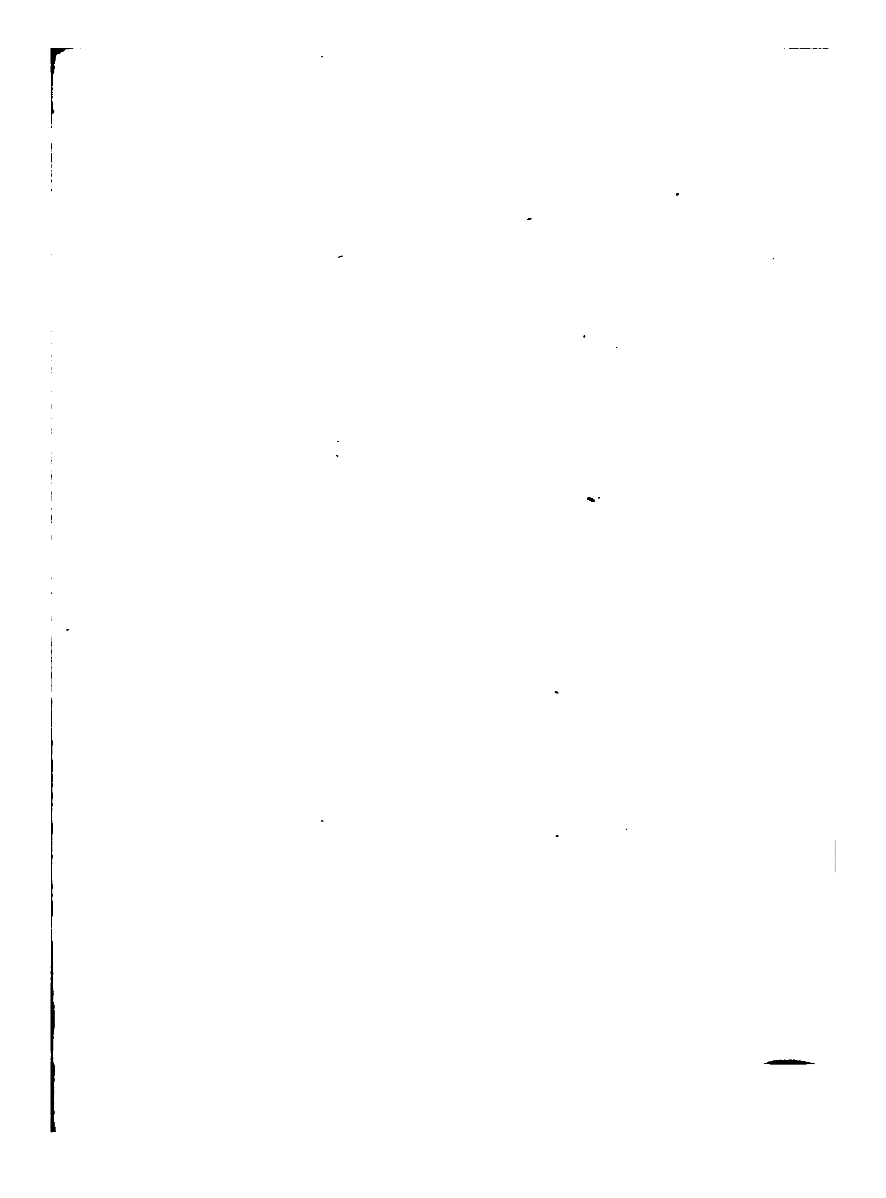



DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.







C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Einunddreißigster Band.



Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

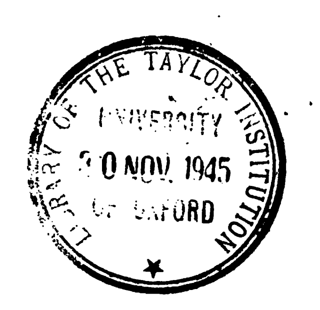
1840.

Vermischte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.



Inhalt



A u f s ä t z e,

welche sich auf die Französische Revolution von 1789 beziehen, oder durch dieselbe veranlaßt wurden.

Geschrieben in den Jahren 1789 — 94.

Verzeichniß

der Aufsätze über die Französische Revolution u. s. w.

I.

Unterredung

über die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs, den die Französische Nation dermalen von ihrer Aufklärung und Stärke macht.

Geschrieben im August 1789.

Walther. Aerger können doch die Franzosen nicht verleumdet und verschrieen werden, als es seit einigen Jahren von vielen ihrer eigenen Schriftsteller geschehen ist! — Da sehen Sie einmal, was einer von diesen Herren in acht Zeilen für ein scheußliches Gemälde von der sittlichen Verdorbenheit ihrer Hauptstadt macht!

„Das Laster und die Verderbniß der Sitten werden so weit getrieben, daß die schüchterne Tugend es nicht wagen darf sich zu zeigen, ohne lächerlich gemacht zu werden. Es ist beinähe unmöglich, daß die verwegenste, die zügelloseste Imagination zu der gegenwärtigen Verdorbenheit noch etwas hinzu thue. Die frechste Ungebundenheit (la licence) kann im ersten so wie im letzten Rang der Staatsbürger (citoyens) beinahe keinen Schritt weiter gehen."

Und doch ist es diese so äußerst verdorbene Nation, die seit etlichen Monaten ganz Europa durch Aeußerungen eines Patriotismus, einer Weisheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit, die in der Geschichte ohne Beispiel sind, in Erstaunen setzt —

Adelstan (einfallend) — und mit Grauen und Abscheu erfüllt, können Sie hinzusetzen. Eine ganze große Monarchie in Aufruhr ist freilich ein Schauspiel, das die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und beschäftigen muß: aber ich müßte mich sehr irren, mein lieber Walther, oder gerade diese fürchterlichen und kannibalischen Scenen, die wir theils in und um Paris, theils in den Provinzen spielen sehen, sind der stärkste Beweis, daß der Ungenannte, dessen Worte Sie mir eben vorgelesen haben, die Verderbniß und Zügellosigkeit seiner Mitbürger nicht übertrieben hat. Mich dünkt, die unerhörten Anmaßungen der Nationalversammlung auf der einen, und die bekannten gräßlichen Ausbrüche der Volkswuth auf der andern Seite, sind gerade dieser einzige Schritt, welchen jene Zügellosigkeit, über die er klagt, weiter gehen konnte, und dessen Möglichkeit er, um seiner Nation nicht zu viel zu thun, bezweifelte.

Walther. Die Bewegungen eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes sind ihrer Natur nach stürmisch, und niemand kann für ihre Folgen verantwortlich gemacht werden, als der= oder diejenigen, die das Volk durch unverständige und tyrannische Maßregeln zu dieser Verzweiflung getrieben haben. Was Sie den Ständen hierbei zur Last legen wollen, ist mir unbegreiflich. Mir wenigstens scheint es unmöglich, in der größten, wichtigsten und schwersten Nationalangelegenheit, wobei es um nichts Geringeres als um die Wiedergeburt einer mit dem politischen Tode ringenden Monarchie zu thun ist, sich sogar in Augenblicken, wo der beste Kopf die Tramon=

tane verlieren könnte, mit mehr Weisheit, Mäßigung, Behutsamkeit, Delicatesse und Gegenwart des Geistes zu betragen, als die Nationalversammlung von ihrer ersten Sitzung an bis auf diesen Tag gethan hat. Ich pflegte sonst immer zu sagen: man versammle nur die respectabelsten Männer einer Nation unter Ein Dach, und sie werden Pöbel werden. Die Geschichte beinahe aller Versammlungen dieser Art, besonders aller ökumenischen und nationalen Kirchenversammlungen, war sehr geschickt mich in dieser Meinung zu bestätigen. Aber die hohe Vernunft, womit die dermalige Versammlung der Repräsentanten der Französischen Nation zu Werke geht, der feste Gang, womit sie sich, Schritt für Schritt, ohne auf die eine oder andere Seite zu schwanken, ihrem großen Endzweck nähert, die scharfe Richtigkeit der Grundbegriffe und Principien, nach welchen sie mit einer Consequenz, die man der Französischen Lebhaftigkeit und Leichtigkeit nie zugetraut hätte, in ihren Deliberationen und Beschlüssen verfährt, nöthigt mich, zu gestehen, daß sie die Ausnahme von jenem Erfahrungssatze mache; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß noch nie eine große Nation würdiger repräsentirt, noch nie der größere Theil eines aus zwölfhundert Männern bestehenden Conciliums von einem männlichern Geiste beseelt, und von aufgeklärtern Köpfen und edlern Menschen geleitet worden sey.

Adelstan. Wie Sie warm werden, Walther!

Walther. Ich bin es in der That, und Sie werden mir's zu gut halten. Nie, ich wiederhole es, nie hat eine Nationalversammlung nicht nur ihren Constituenten, sondern der ganzen Menschheit so viel Ehre gemacht als diese!

Adelstan. Ich machte Sie bloß deßwegen auf Ihre Wärme aufmerksam, Freund, weil sie sich so leicht aus dem

Herzen in den Kopf verbreitet, und den Operationen des Geistes eine gar zu schnelle Bewegung gibt. Oder würden Sie sonst haben übersehen können, daß der Aufruhr in Paris, der so schreckliche Auftritte nach sich zog und das Zeichen zu einer beinahe allgemeinen Empörung in den Provinzen ward, eine ganz natürliche Wirkung der raschen Anmaßungen war, welche sich die Nationalversammlung gegen die königliche Autorität erlaubt? Mehr als Einmal war unter Ludwig XV ein Minister, der das Vertrauen des Volks hatte, abgedankt worden, ohne daß widergesetzliche und gefährliche Bewegungen darüber unter dem Volk entstanden wären; und Herr Necker selbst, als er dem Herrn von Calonne Platz machen mußte, trat ganz ruhig und ohne die mindeste Erschütterung des Reichs vom Schauplatz ab, wiewohl er schon damals ein Günstling des dritten Standes war, der allerdings Ursache hat, auf ihn stolz zu seyn. Allein damals existirte auch noch keine Nationalversammlung, die das Volk mit dunkeln oder gränzenlosen Erwartungen einer alle seine Hoffnung übersteigenden Verbesserung seines Zustandes erfüllte, und einen König, dessen unbeschränkte Autorität noch nie bestritten worden war, nicht nur ahnen ließ, daß seine Gewalt nur so lange daure als sein Volk Lust habe sich von ihm beherrschen zu lassen, sondern ihm sogar in der berühmten Adresse vom zehnten Julius in den ehrerbietigsten und politesten Ausdrücken gerade ins Gesicht sagte: die Nation fühle ihre eigenen Kräfte zu stark, um sich länger durch den Popanz der Autorität schrecken zu lassen; sie gestehe ihm keine andere Gewalt zu, als die ihm die Liebe und das Vertrauen des Volkes gebe; und er möge sich nur auf die schrecklichsten Auftritte gefaßt machen, wenn er die (zu Erhaltung der Ordnung und Ruhe zusammenberufenen) Truppen nicht sogleich wieder entferne, d. i.

wenn er sich in einer lediglich von der ausübenden Macht abhangenden Sache nicht von den Repräsentanten des Volks Gesetze vorschreiben lassen wolle. Mich dünkt, lieber Walther, wer solche Schritte wagt, sich solche Eingriffe in das königliche Amt erlaubt, dem Volk solche Beispiele gibt, es so laut und nachdrücklich an die physische Uebermacht erinnert, die es sich selbst alle Augenblicke geben kann sobald es als Masse wirken will, — der kann allerdings für die Unordnungen und Gräuel, die ein ohnehin schon nur zu sehr gereizter Pöbel bei der ersten Veranlassung von Seiten des Hofes begeht, verantwortlich gemacht werden.

Walther. Sie drücken sich, für die Kälte womit Sie zu sprechen scheinen, etwas hart aus, Adelstan. Sie sprechen von Pöbel, von Aufruhr und Empörung, von Anmaßungen und Eingriffen, und scheinen zu vergessen, daß zwischen Volk und Pöbel, zwischen Aufruhr und Aufstand zu rechtmäßiger Selbstvertheidigung, zwischen Anmaßung und Behauptung seiner Würde, ein sehr wesentlicher Unterschied ist. Sie vermengen den Rath und die Bürger von Paris, die sich, in einem Augenblicke der das Wohl oder Weh der ganzen Nation entschied, mit einer schnellen, aber (so viel den Umständen nach möglich war) zweckmäßigen Bewegung zum Schutz der versammelten Reichsstände bewaffneten — mit dem tumultuarischen Sturm einer racheschnaubenden Volksmenge, die ein paar verhaßte Unglückliche ihrer nur zu lange und zu sehr gereizten Wuth aufopfert. Sie nennen Anmaßungen, was die offenbaren Pflichten einer von dem Könige selbst zusammenberufenen und von der ganzen Nation mit ihren wesentlichsten unverlierbarsten Rechten beladenen Versammlung sind. Wie ist es möglich, daß Sie die nothgedrungenen, mit eben so viel Ehrerbietung und Delicatesse als Würde und Freimüthig-

keit vorgetragenen Vorstellungen, welche die Nationalversammlung dem Könige wegen der ohne alle Noth um Versailles und Paris gelagerten Truppen zu machen gezwungen war, Eingriffe nennen können? Als ob der König wohlgesinntere, getreuere, unbefangnere, und von den gegenwärtigen Zeiterfordernissen besser unterrichtete Rathgeber haben könnte als die Repräsentanten der Nation? Oder als ob diejenigen nicht eben so berechtigt als verpflichtet gewesen wären, ihm die reine Wahrheit zu sagen, die er bloß deßwegen zusammen berufen hatte, damit sie ihm und dem Reiche zu Hülfe kommen sollten, da er selbst keinen Rath mehr zu schaffen wußte?

Es würde eine etwas weitläuftige Arbeit seyn, das Betragen der Nationalversammlung seit dem vierten und fünften Mai, an welchem dieser auf ewig denkwürdige Französische Reichstag eröffnet wurde, bis hierher, so weit die öffentlichen Nachrichten gehen, Schritt für Schritt zu recensiren: aber ich getraue mir zu behaupten, daß sie in dieser ganzen Zeit, bis zu der bekannten Motion des Grafen von Lally-Tolendal, keinen Schritt gethan hat, wozu sie nicht vollkommen berechtigt, keinen, der nicht zweckmäßig und den Erfordernissen der Zeit angemessen gewesen wäre, keinen, den man mit Grund übereilt, gewagt, zweideutig oder nur problematisch nennen könnte. Die Verwerfung der besagten Motion ist der einzige, der einigem Zweifel unterworfen zu seyn scheint. Aber wenn man ihn mit der wahren Lage der Sachen vergleicht; wenn man bedenkt, daß die Sicherheit und Freiheit der Nationalversammlung, ohne die Gewißheit in jedem sich ereignenden Nothfalle von einem für die Sache des Vaterlandes bewaffneten Volke unterstützt zu werden, nur an einem Spinnefaden hing; wenn man bedenkt, wie beträchtlich noch unter der hohen Geistlichkeit und dem hohen Adel die heimlichen

Freunde des Despotismus sind; wie unzuverlässig der gute Wille eines Königs ist, der zu den Schritten, die ihm die Liebe des Volks wieder erworben haben, augenscheinlich bloß durch die eiserne Nothwendigkeit gedrungen wurde; wie leicht man Vorwände finden kann, seinen Worten und Handlungen eine andere Deutung zu geben und andere Maßregeln einzuschlagen; — kurz, wenn man die Schwierigkeiten, Ungewißheiten und Gefahren bedenkt, womit die Nationalversammlung von allen Seiten umringt ist: so wird man den größern Theil derselben schwerlich tadeln können, daß er Bedenken trug, durch eine Verordnung, deren Wirkung auf das Volk unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu berechnen war und sehr nachtheilig seyn konnte, sich selbst seiner einzigen Stütze zu berauben.

Adelstan. Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich das Betragen der Partei, für die Sie sich so warm erklären, in keinem so milden Lichte sehen kann. Für die Sicherheit der Reichsstände war, dächte ich, durch die bereits errichtete Nationalmiliz zu Paris hinlänglich gesorgt; und das erste, das dringendste Bedürfniß war nun, unverzüglich auch für die Sicherheit der Nation selbst zu sorgen, die in so großer Gefahr ist, durch die Unterbrechung, oder sollte ich nicht vielmehr sagen die Suspension der königlichen Autorität, in den unseligen Zustand einer gänzlichen Anarchie zu gerathen, den fürchterlichen Folgen der gegenseitigen Erbitterung der aristokratischen und demokratischen Partei immer mehr ausgesetzt, vielleicht in kurzem ein allgemeiner Schauplatz der wildesten Leidenschaften zu werden, und der zügellosen Gewaltthätigkeit herumstreifender Räuberbanden (deren Anzahl die dermalige traurige Lage der meisten Provinzen täglich vermehren muß) Preis gegeben zu seyn. Diesem Unheil so viel möglich

zuvorzukommen, hätte jetzt die erste Sorge der National-versammlung seyn sollen, so wie es ihre dringendste Pflicht war; nicht die Modellirung ein Platonischen Republik, einer metaphysischen Constitution, mit welcher es auf eine gänzliche Umkehrung der bisherigen abgesehen ist; einer Arbeit, wobei die Herren Demagogen, wenn sie nur erst von der Höhe ihrer abstracten Speculationen zum Besondern herabzusteigen genöthigt seyn werden, so viele und so schwer aufzulösende Knoten finden dürften, daß inzwischen der arme Patient, den sie in Medeens Zauberkessel regeneriren wollen, wofern ihm nicht irgend ein Deux ex Machina noch zu Hülfe kommt, leichtlich gar gestorben und verdorben seyn könnte.

Walther. Hoffentlich wird es dieses Deus ex Machina so wenig bedürfen, Freund Adelstan, als des Zauberkessels der Medea. Es müßte übel gehen, wenn eine Nation wie die Französische, die an Geist, Muth und Ehrgefühl jeder andern den Vorzug streitig machen kann, und in ihrer Volksmenge, Lage und innerlichem Zusammenhange, so wie in den unverliehrbaren Reichthümern der Natur und des Kunstfleißes, noch immer unermeßliche Mittel sich selbst zu helfen besitzt, in dem entscheidenden Zeitpunkte, wo sie von den aufgeklärtesten, edelsten, tapfersten Männern des ganzen Reichs berathen und geleitet wird, wo solche Männer wie ein Duc de Liancour, ein Bailly, ein Lally-Tolendal, ein La Fayette, ein Clermont-Tonnerre, ein Mounier, an ihrer Spitze stehen — die Mittel zu Erhaltung und dauerhafter Verbesserung ihres Zustandes, die in ihrer Gewalt sind, nicht zu gebrauchen wissen sollte.

Adelstan. Lassen Sie uns, wenn ich bitten darf, die Sache ohne Declamation ruhig und kaltblütig überlegen. Wenn Frankreich seit so vielen Jahrhunderten als es eine

Monarchie ist, eine freie Republik gewesen wäre; wenn Ludwig der Sechzehnte, anstatt ein Abkömmling des heiligen Ludwigs zu seyn, ein Dionysius oder Aristion wäre, der sich einer willkürlichen Alleinherrschaft bemächtigt und seine Mitbürger durch alle Gräuel einer übermüthigen, grausamen und zügellosen Tyrannei gemißhandelt und aufs Aeusserste gebracht hätte: dann sollte mich's nicht befremden, wenn die Nation in einem allgemeinen Aufstande das Joch des Usurpators abschüttelte, und sich wieder in ihre vorige Freiheit und gesetzmäßige Verfassung setzte. Aber in unserm vorliegenden Falle ist doch alles ganz anders. Ludwig der Sechzehnte ist kein Tyrann, kein Usurpator, sondern der anerkannte Erbe und Nachfolger einer langen Reihe von rechtmäßigen Königen. Er hat sich nie einer größern Autorität und Gewalt angemaßt, als diejenige war, die seine Vorfahrer gehabt und ausgeübt hatten, ohne daß sich's die Nation jemals hatte einfallen lassen, sie ihnen streitig zu machen. Er hat sich in seiner ganzen Regierung als ein guter König, dem das Beste seiner Unterthanen nicht gleichgültig ist, bewiesen, und man kann ihm nichts zur Last legen als unvorsetzliche Fehler von derjenigen Art, wovon kein Mensch, geschweige einer der ein König, und ein König der nur ein Mensch ist, frei seyn kann. Der traurige Zustand, zu welchem das Reich unter ihm herabgesunken, ist nicht sein Werk. — Die Staatsschuld war schon bei seiner Thronbesteigung unermeßlich; sie nahm unter seiner Regierung durch den amerikanischen Krieg (den die Nation mit Enthusiasmus billigte und beförderte) beträchtlich zu; die Vermehrung der ohnehin schon beinahe unerschwinglichen Auflagen war die nothwendige Folge hiervon, und wurde durch ihre ungleiche Vertheilung (woran der König keine Schuld hat) noch empfindlicher. Zufällige Calamitäten

kamen hinzu, den Zustand des Volks und der Provinzen in einem Grade zu verschlimmern, der eine schleunige Hülfe dringend nothwendig machte. Eine allgemeine Unruhe, ein übertriebenes Verlangen nach Neuerungen bemächtigte sich der Gemüther, und würde die Meinungen ganz irre gemacht haben, wenn man nicht darauf dächte, sie durch vereinigte weise und gemäßigte Belehrungen festzusetzen. Dieß war es, weßwegen der König die Stände des Reichs zusammenberief. Er wollte ihnen den Zustand der Finanzen zur Untersuchung vorlegen, und versah sich zu ihnen, daß sie ihm die wirksamsten Mittel vorschlagen würden, eine dauernde Ordnung darin herzustellen und den öffentlichen Credit zu befestigen. Er sah die Gemüther in Bewegung: aber er hoffte zuversichtlich, eine Versammlung der Repräsentanten der Nation werde gewiß nur den Rath der Weisheit und Klugheit hören. — Und nun bitte ich Sie, wie erwiederte die Nationalversammlung dem Könige dieses in sie gesetzte Vertrauen? Wie erledigte sie sich des Auftrags, um dessentwillen der König sie versammelt hatte? Denn Sie werden mir zugeben, daß die Stände kein Recht hatten, sich selbst eigenmächtig zu versammeln. Der König mußte sie zusammenberufen. Eben so wenig waren sie, nachdem sie nun versammelt waren, berechtigt, über andere Gegenstände, zu andern Zwecken zu arbeiten, als diejenigen, wozu der König sie berufen hatte. Aber was that die Nationalversammlung? Sie fing gleich damit an, die Hauptsache, oder vielmehr, die einzige Sache, um derentwillen sie versammelt worden war, als eine Nebensache auf die Seite zu legen, und sogleich unmittelbar an dem Umsturz der bisherigen monarchischen Verfassung zu arbeiten. Sie sprach von einer neuen Constitution. Sie ließ Grundsätze hören, die bisher in Frankreich nie anders als in ver-

botenen Schriften gehört worden waren. Die Nation ward jetzt auf einmal Alles, der König ein bloßer Name ohne bestimmten Sinn, ein wahrer Coulissenkönig. Die Nation hieß nun die Quelle aller Autorität; und wenn gleich das fürchterliche Wort Majestät des Volks öffentlich noch aus dem Munde keines Deputirten gegangen ist, so fällt doch einem jeden in die Augen, daß die bisherigen Handlungen der Nationalversammlung keine andere Grundlage haben können. Hat sie sich nicht deutlich genug erklärt, daß sie keine höhere Macht über sich erkennt? Daß der Wille des Königs nur insofern etwas gelten kann, als er mit dem Willen der Nationalversammlung Eins, oder der Widerhall derselben ist? Sind dieß etwa keine Anmaßungen, keine Eingriffe? War nicht der Augenblick, da der König durch die Entlassung des Herrn Neckers einen wesentlichen und vorher nie bestrittenen Act der königlichen Autorität ausübte, auch der Augenblick eines fürchterlichen Aufstandes von einigen hunderttausend Menschen, an deren Spitze sich die Nationalversammlung stellte? — Nun sagen Sie mir, lieber Walther, ist es wahrscheinlich, ist es nur denkbar, daß sich der König seiner angeerbten, verfassungsmäßigen, immer anerkannten, nie bestrittenen königlichen Rechte und Prärogativen berauben lassen werde, wenn er es verhindern kann? Und wenn seine Partei (denn ganz gewiß ist er noch nicht von der ganzen Nation verlassen) in diesem Augenblicke noch nicht mächtig genug ist, sich einem durch die Anmaßungen seiner Repräsentanten aufrührisch gemachten Volke entgegenzustellen, wird sie lange, wird sie immer so unmächtig bleiben? Ist der Adel nicht der natürliche Beschützer des Throns? Werden die übrigen Fürsten einer Revolution, die ihnen einen so fürchterlichen Spiegel vorhält, so gelassen wie einer Schauspielertragödie zusehen?

Können sie unthätig dabei bleiben, wenn man ihnen nicht etwa bloß in müßigen Speculationen auf gedruckten Papier, sondern durch die That selbst demonstrirt, daß es alle Augenblicke in der Macht ihrer Völker steht, ihnen den Gehorsam aufzukündigen, und ihrem einzelnen Arm Millionen bewaffneter Arme entgegenzustellen? daß sie, wenn es einmal dahin gekommen ist, sich selbst auf ihre besoldeten Kriegsheere nicht mehr verlassen können; und kurz, daß weder Erbrecht noch Krönung und Salbung, noch beschworne Unterthänigkeit und Treue der Unterthanen, die geringste Gültigkeit mehr haben, sobald es der Nation einfällt, sich eine andere Constitution geben zu wollen? Ich wiederhole es, werden die mächtigern Monarchen Europens einer Revolution, in welcher sie ihr eigenes oder ihres Nachfolgers Schicksal voraussehen können, so gelassen zusehen, als Nero dem Brand von Rom, den er selbst veranstaltet hatte? Es ist nicht wahrscheinlich. Und wenn es denn endlich, wie man die größte Ursache zu befürchten hat, zu einem allgemeinen Bürgerkriege kommen wird, was wird das Schicksal von Frankreich seyn? Die Menschheit fährt vor dem blosen Gedanken zusammen! — Und auf wem muß alsdann die Schuld alles Unheils, das über die unglückliche Nation kommen wird, liegen bleiben, als auf diesen ihren Repräsentanten, die, anstatt das Vertrauen des Königs durch ihre Klugheit und Mäßigung zu rechtfertigen, durch den ehrsüchtigen Gedanken, alles vermögende Demagogen und Schöpfer einer neuen Constitution zu seyn (worin sie, wie natürlich, die höchste Gewalt in ihre eigenen Hände zu spielen wissen werden), sich verführen ließen, das geblendete und taumelnde Volk in diesen Labyrinth hineingeführt zu haben?

Walther (lächelnd). Der Himmel wende alle böse Vor-

bedeutung ab, lieber Adelstan! Aber ich hoffe, daß alles noch einen fröhlichern Ausgang nehmen soll; und inzwischen bin ich gewiß, Sie, wenn Sie Zeit und Lust haben, die Sache genauer und tiefer mit mir zu erwägen, überzeugen zu können, daß die Französische Nation und ihre Repräsentanten Recht haben, und daß die Könige, die sich dermalen zwischen Ludwig den Sechzehnten und sein Volk stellen, oder gar dem ersten behülflich seyn wollten, das andere vollends aufzureiben, sehr Unrecht daran thun würden.

Adelstan. Ich bin begierig zu hören, wie Sie diesen Beweis führen werden; und verspreche Ihnen alle Aufmerksamkeit, die ein so ernsthafter und für alle Menschen interessanter Gegenstand erfordert.

Walther. Sie haben in Ihrer Rede, worin ungefähr alles, was ein eifriger Royalist, in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, sagen kann, ins Kurze zusammen gefaßt ist, eine Menge Begriffe, theoretische Sätze und Thatsachen in Verbindung gebracht, die theils deutlicher bestimmt, theils genauer auseinandergesetzt, und von allen ihren Seiten betrachtet werden müssen. Erlauben Sie mir, den Anfang mit dem Auszuge der Rede des Königs vom fünften Mai zu machen, den Sie zum Grund Ihres lebhaften Ausfalls gegen die Repräsentanten der Französischen Nation gelegt haben. Die Rede darf und soll jetzt nicht seyn, wie viel Antheil das Herz des Königs an den Gesinnungen gehabt haben möge, die er in dieser Rede äußert; oder wie eine gewisse Hofpartei, die unter dem Namen der Cabale ein Gegenstand der Verwünschungen der Nation ist, die auf Schrauben gesetzten Ausdrücke, die in dieser Rede vorkommen, ausgelegt haben würde, wenn sie die Oberhand hätte bekommen können. Das Haupt

einer grossen Nation spricht in einem Zeitpunkte, wo es um nichts Geringeres als die Verhütung einer gänzlichen Zerrüttung des Reichs und um seine politische Wiedergeburt zu thun ist, mit den Repräsentanten derselben: und diese sind berechtigt, alle Gesinnungen, die er hier äussert, für seinen wahren Willen, und alle seine Worte in dem natürlichen Sinne, den sie in Rücksicht auf die dermalige Lage der Sachen haben können und müssen, zu nehmen, und ihnen alle die Kraft und alle die Ausdehnung zu geben, die sie haben müssen, wenn sie nicht leere Complimente seyn sollen.

Der König also sagte: „Dieser Tag, an welchem er sich von den Repräsentanten der Nation, welche zu commandiren (eine militärische Phrasis!) er sich zur Ehre mache, umgeben sehe, sey ein Tag, nach dem sich sein Herz schon lange gesehnt habe. — Er habe kein Bedenken getragen, in der Zusammenberufung der allgemeinen Stände einen Gebrauch wieder herzustellen, von welchem das Reich eine neue Stärke ziehen, und welcher der Nation eine neue Quelle des Wohlstandes öffnen könne. — Er werde ihnen den Zustand seiner Finanzen vorlegen, nämlich den jämmerlichsten, worin sich jemals das Finanzwesen einer einst so reichen und mächtigen Nation befunden hat; einer Nation, die unter einer weisen Regierung die erste in der Welt zu seyn bestimmt war, und nun unter der seinigen durch bekannte Ursachen bis an den Rand der politischen Vernichtung herabgesunken war." — Er hoffte und erwartete von den Reichsständen, daß sie ihm die wirksamsten Mittel vorschlagen würden, diesem Jammer abzuhelfen und eine dauernde Ordnung in seinen Finanzen herzustellen; und endigte mit einer Versicherung die entweder nichts oder alles sagt: „Alles was man von dem zärtlichsten Antheil an dem öffentlichen Wohl, alles was man von einem Souverän ver-

langen kann, welcher der erste Freund seines Volkes ist, das können und sollen Sie von meinen Gesinnungen erwarten."

Nun frage ich Sie: hatten diese königlichen Worte den Sinn, den sie haben müssen, wenn sie mehr als täuschende Vorspiegelungen seyn sollen? Sprach der König mit einem Haufen läppischer Knaben, oder mit Männern? mit Sklaven, oder mit Menschen, die dem unauslöschlichen Charakter der Menschheit, dem freien Gebrauch ihrer Vernunft in Dingen, wovon ihre Existenz, ihr Wohl oder Weh, abhängt, nie entsagt haben? nie entsagen wollten? nie entsagen konnten? — Die Antwort gibt sich von selbst.

Die Repräsentanten der Nation waren also berechtigt, diese Erklärung des Königs als eine vorläufige allgemeine Einstimmung zu den Mitteln anzusehen, welche sie, nach der Weisheit und Klugheit, die ihnen der König billig zutraut, für die wirksamsten halten würden, die allgemeine Ruhe wieder herzustellen und eine dauernde Ordnung in der Staatshaushaltung zu bewirken.

Freilich hatte der König in eben dieser Rede sich verschiedener unbestimmter verschraubter Ausdrücke bedient, worin er sich einen krummen Seitenweg offen zu halten scheinen konnte. Er sprach von einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen, das sich der Gemüther bemächtigt habe, es war, seiner Meinung nach, nöthig, die Meinungen durch weise und gemäßigte Belehrungen zu fixiren, wenn sie nicht ganz irre gemacht werden sollten; und eben zu diesem Ende hatte er die Herren, in vollem Vertrauen auf ihre Weisheit und Klugheit, zusammenberufen. — Aber was meinte der König unter einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen? Wollte er dadurch die fast allgemeine Stimme der Nation bezeichnen, die sich schon seit mehreren Jahren immer lauter

hatte hören lassen, und besonders seit den famösen Edicten vom 8ten Mai 1788 sich durch das Organ der Parlamente, und durch verschiedene schon sehr lebhafte Ausdrücke der erschöpften Geduld des Volkes ziemlich kategorisch erklärt hatte: „daß die Nation nicht gesonnen sey, den immer weiter um sich greifenden Anmaßungen des Despotismus und dem über ihr schwebenden Untergang länger ruhig zuzusehen.“ — Sollten also diese Ausdrücke so viel sagen: der nicht länger zu verhehlende und vor den Augen des ganzen Europa offen da liegende jämmerliche Zustand meines Reichs und meiner Finanzen, der die Nation schon lange allarmirt, hat endlich die meisten zur Ueberzeugung gebracht, wenn der Staat noch gerettet werden solle, müsse alles anders, alles besser, alles neu werden. Dabei würden aber die Herren und Damen, die sich von Zeit zu Zeit meiner Autorität zu bemächtigen gewußt haben, ihre Rechnung nicht finden, und nicht ermangeln, eher alles aufs Aeußerste zu treiben, als die Einschränkung ihrer willkürlichen Gewalt, womit die Nation umzugehen scheint, gutwillig zuzugeben. Ich erwarte also von der Klugheit der Herren Repräsentanten, daß sie sich beeifern werden, der gar zu hell sehenden Nation die nöthigen Scheuleder vor die Augen zu hängen, und allerlei ersprießliche Palliative zu erfinden, vermittelst deren die Sachen noch eine Zeit lang so wie bisher fortgetrieben werden können, ohne daß man zu Versailles alle Augenblicke in Gefahr sey, sich von einigen Millionen zur Verzweiflung gebrachter Menschen die Häuser über dem Kopf anzünden zu lassen u. s. w. — Doch das konnte der König nicht bei seinen Worten denken; wenigstens sind wir ihm, und war also die Nationalversammlung noch vielmehr ihrem Könige so viel Respect schuldig, zu glauben, daß dieß seine Meinung schlechterdings nicht habe gewesen

seyn können. Aber kein Respect vor der königlichen Majestät kann weder sie noch uns verhindern, höchst wahrscheinlicher Weise zu vermuthen, daß nicht die Nation übertriebene Meinungen von ihrem Elend und von dem einzigen noch übrigen Rettungsmittel, wohl aber der König selbst, etwas verworrene, schwankende und übertriebene Meinungen von den Gränzen der ihm rechtmäßig gebührenden Autorität gehabt haben könnte, welche, da sie bisher die Quelle von sehr grossen und verderblichen Irrungen gewesen, von der Nationalversammlung nothwendig durch weise und gesetzmäßige Belehrungen, berichtiget, und auf das Wahre, das Könige so selten zu hören bekommen, fixirt werden müssen.

Daß dieß wirklich der Fall gewesen sey, werden Sie, lieber Adelstan, um so weniger bezweifeln, wenn Sie sich der Maximen und der Verfahrungsart erinnern, die der Hof schon seit mehrern Jahren den Parlamentärn entgegensetzte, welche bisher noch die einzige wiewohl unzulängliche Schutzwehre der Rechte der Nation gewesen waren: besonders, wenn Sie sich erinnern, mit welcher Zuversicht, in der durch ihre Folgen so wichtig gewordenen königlichen Parlamentssitzung vom 19ten November 1787, der damalige Großsiegelbewahrer Lamoignon, in seiner langen Rede, die despotischen Sätze, daß die gesetzgebende Macht in der Person des Souveräns ohne Abhängigkeit, ohne Theilnahme von andern, sich befinde, und daß der König, als souveränes Haupt der Nation, nur Gott allein von der Ausübung seiner höchsten Gewalt Rechenschaft zu geben habe, für unveränderliche Grundsätze der Französischen Monarchie erklärte. Dieß hörte der gegenwärtige König seinem in Ceremonie versammelten Parlament ins Gesicht sagen: und wiewohl der Herr Großsiegelbewahrer sehr verlegen gewesen seyn sollte, wenn er die Ur-

kunde des Grundgesetzes, d. i. des deutlich und bestimmt ausgedrückten Willens der Nation, „dem Könige die unumschränkte gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt auf ewig zu überlassen," auf den Parlamentstisch hätte legen müssen; so hatte doch der König nie was andres gehört, hatte wohl nie einen Augenblick daran gezweifelt, daß er von der Ausübung seiner unumschränkten Alleinherrschaft und Allgewalt nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe, und muß also natürlicher Weise unendlich befremdet seyn, nun auf einmal von seinen getreuen Nationalständen belehrt zu werden, man könne und müsse von ihm erwarten, und erwarte wirklich von ihm, daß er diesen anmaßlichen unveränderlichen Grundsätzen der Französischen Monarchie auf immer entsage, und sich gefallen lasse, daß die Nation, da sie nun einmal der stärkere Theil ist, sich in den Genuß ihrer unverlierbaren Rechte wieder einsetze, sich eine Constitution gebe, die vernünftiger Wesen würdig ist, und ihren König von der traurigen Möglichkeit erlöse, sie, gegen seine Absicht, durch den bloßen Gebrauch, den etliche Wenige von seinem Namen machen, zu Grunde richten zu lassen, ohne daß er selbst begreift wie es damit zugeht. Ich wiederhole es, solche unerhörte Neuerungen mögen wohl einem Monarchen, der immer nur uno minor Jove zu seyn glaubte, sehr auf die Brust fallen: aber sein guter natürlicher Verstand wird sich, eher als man glaubt, darein zu finden wissen. Er wird sich (wenigstens ist es für seine und seines Reiches Ruhe zu wünschen) mit dem großen Grundsatz aller Monarchien, — „die Nation sey nicht um ihres Königs, sondern der König um der Nation willen in der Welt," — so gut als mit allen natürlichen Folgerungen aus demselben, unvermerkt, wie die ersten Araber mit dem ersten Kamel, familiarisiren; kurz, er wird zuletzt selbst finden,

daß der Fall, worin er sich befindet, gerade die Auflösung jenes berühmten Hesiodischen Räthsels und in seiner Lage die Hälfte unstreitig mehr als das Ganze ist.

Adelstan. Sie sind so gut im Zuge, lieber Walther, daß ich Sie ungern unterbreche: aber ich kann mich nicht erwehren, Sie an den sehr merkwürdigen Umstand zu erinnern, den auch der Siegelbewahrer dem Parlament unter die Augen zu halten nicht vergessen hat, „daß die despotischen Grundsätze, gegen welche sich die Nation nun so heftig auflehnt, sich wörtlich in einem *Arrêté* des Pariser Parlaments vom 20sten März 1766 befinden.“ Was können Sie einer solchen Autorität entgegensetzen?

Walther. Schon im Jahre 1751 gaben vierzig Parlamentsadvocaten zu Paris die förmliche Erklärung von sich: daß das Königreich Frankreich ein bloß monarchischer Staat sey, und daß die höchste Gewalt sich allein in der Person des Königs befinde. Hiergegen behauptete im Junius 1788 die Commission intermédiaire de Bretagne in ihrem gedruckten Mémoire, wie billig: „Vierzig Pariser Advocaten konnten fünfundzwanzig Millionen Menschen ihrer Rechte nicht durch einen bloßen Spruch berauben.“ Eben dasselbe gilt von dem Pariser Parlamente selbst; das seit der sonderbaren Rolle, die es in den Unruhen der Fronde spielte, mehr als Einmal seinen Grundsätzen durch seine Handlungen, oder seinen Handlungen durch seine Grundsätze widersprochen hat, aber wenigstens in den letzten Jahren Ludwigs XV und im Lauf der jetzigen Regierung in standhafter Behauptung gesunder Grundsätze sich selbst immer gleich geblieben ist.

Allein, wenn dieß auch nicht wäre, was könnten die Beschlüsse oder Handlungen des Parlaments den Rechten der ganzen Nation benehmen, da nicht einmal die Nation selbst

— wenn sie auch jemals unsinnig genug gewesen wäre, ihrem Recht an Freiheit und Sicherheit ihres Eigenthums förmlich zu entsagen — ihren Nachkommen das Geringste dadurch hätte vergeben können? Auch der schamloseste Anhänger des Despotismus kann sich nicht einfallen lassen, daß die Französische Nation diese unverlierbaren Rechte des Menschen und des Bürgers nicht habe. Aber sie hatte bisher keine Constitution, die ihr den wirklichen Genuß derselben hinlänglich versicherte; und die Könige hatten sich seit dem Tode Heinrichs IV, einer willkürlichen Gewalt über das Vermögen und die persönliche Freiheit der Bürger, aller Vorstellungen, Reclamationen und Protestationen ihrer getreuen Parlamente ungeachtet, angemaßt, die mit jenen Rechten unverträglich ist. Unendliche Mißbräuche dieser willkürlichen Gewalt, welche sich dem gänzlichen Despotismus immer mehr näherte, mit einer eben so willkürlichen, unordentlichen und verderblichen Verwaltung der Staatseinkünfte, hatten das Reich endlich an den Rand des Verderbens gebracht. Es war kein anderes Rettungsmittel mehr übrig als die Zusammenberufung einer allgemeinen Reichsversammlung: und was für ein anderes Mittel konnte diese, wenn sie auch aus lauter Göttern bestände, ausfindig machen, dem seiner gänzlichen Auflösung so nahe gebrachten Staatskörper neues Leben mitzutheilen, als eine Constitution, welche sowohl die bisher unbestimmten Rechte des Thrones, als die zu oft verletzten Rechte der Nation bestimmt und auf immer befestiget?

Wer den Zweck will, der will auch die Mittel, ohne welche jener nicht erhalten werden kann. Die Nationalversammlung konnte, durfte, mußte also jene Worte des Königs als eine allgemeine Beistimmung zu allem, was sie nach ihrer Weisheit und Klugheit zu Herstellung einer dauernden Ruhe und

Ordnung unumgänglich nöthig finden würde, aufnehmen. Es ist wahr, der König, von Personen, die immer eine grosse Gewalt über sein Gemüth gehabt hatten, gegen die Gesinnungen des dritten Standes (der sich selbst unter dem Namen der Assemblée Nationale für die wahren Repräsentanten der Nation erklärt hatte) mißtrauisch gemacht, und von einem ansehnlichen Theile der beiden ersten Stände selbst irre geleitet, vernichtete in seiner Sitzung vom 23sten Junius die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 17ten, und schrieb den versammelten Repräsentanten aller drei Stände Gesetze vor, deren Beobachtung den grossen Zweck ihrer Versammlung unfehlbar vereitelt, und aus der ganzen Sache ein schales Possenspiel, das sich bloß zu Vaudevillen und Pontneufs-Gesängen qualificirt hätte, gemacht haben würde. Aber offenbar wurde bei diesem und allen folgenden gewaltsamen Schritten, wozu ihn die Hofpartei vermochte, seinem natürlichen guten Verstand und seinem Herzen Gewalt angethan, — wie er in der Folge selbst bekannte. Man spiegelte ihm falsche Begriffe von der Ausdehnung seiner rechtmäßigen Machtgewalt vor; man zeigte ihm die Absichten und Handlungen des dritten Standes in einem falschen Lichte; schilderte ihm denselben als einen fanatischen Haufen aufrührischer Republicaner ab, die auf nichts Geringeres ausgingen als den Thron umzustürzen, oder wenigstens dem Könige nichts als den blossen Namen übrig zu lassen u. s. w.

Sie können sich vorstellen, ob es der Cabale, von welcher der gute König überall umringt war, an Kunstgriffen fehlen konnte, solchen Vorspiegelungen Farbe und Haltung zu geben, und wie das alles auf einen Fürsten wirken mußte, der von Kindheit an nur verworrene Begriffe von der königlichen Allgewalt bekommen hatte, und sich nun durch seine Ehre ver-

bunden hielt, den Anmaßungen eines aufrührischen Volkes seine ganze Standhaftigkeit entgegen zu setzen.

Adelstan. O sehr gut kann ich mir das vorstellen! Aber verzeihen Sie mir, daß ich Sie schon wieder unterbrechen muß. Da Sie wohl selbst nicht läugnen wollen, daß sich der König seit mehr als Einem Jahrhundert im Alleinbesitz der souveränen Machtgewalt befand, und da die zwei ersten Stände allem beistimmten, was er in jener Sitzung vom 23sten Junius als seinen höchsten königlichen Willen (welcher immer für die Quelle der Gesetze anerkannt worden war) erklärt hatte: mit welchem Rechte konnte der dritte Stand sich dem, was der Wille des Königs und der zwei ersten Stände war, entgegensetzen? Berechtigte dieser hartnäckige Widerstand die Rathgeber des Königs nicht ganz natürlich zu allen den nachdrücklichen Maßregeln, die man ihn nehmen ließ? Mußte man die Repräsentanten des dritten Standes, die sich selbst zur Nationalversammlung aufgeworfen hatten, und durch den erfolgten Beitritt der Majorität der Klerisei und der Minorität des Adels noch übermüthiger geworden waren, nicht billiger Weise als aufrührische und mit höchst gefährlichen Anschlägen schwanger gehende Demagogen betrachten? Und würde nicht selbst ihre (wie es scheint) beschlossene Verhaftnehmung für einen Schritt, den die Ruhe des Staats nothwendig gemacht habe, angesehen worden seyn, wenn der Erfolg die Maßregeln der königlichen Partei gerechtfertigt hätte?

Walther. Lassen Sie uns also, um mit diesen Dingen ins Klare zu kommen, Facta und Recht im eigentlichen Verstande des Wortes, wohl von einander unterscheiden. Nicht der Wille eines Menschen, sondern die allgemeine Vernunft (welche allein entscheiden kann, was die wahre Ratio Status

sey) — sie mag sich nun durch das Organ eines einzigen oder mehrerer mit hinlänglichen Verstandeskräften und Einsichten begabter Menschen erklären — ist die Quelle aller Gesetze für vernünftige Wesen. Der Wille der Hofpartei, durch welche auch dießmal (wie schon so oft) das gute Gemüth des Königs überrascht oder überwältigt worden war, — der Wille der Minorität der Klerisei, d. i. der vornehmsten Prälaten, die immer auf die Hofseite hinken, und der Wille der Majorität des Adels, dessen Privatinteresse bei dem bisherigen Despotismus des Hofes seine Rechnung besser fand als bei einer auf das wahre Nationalinteresse gegründeten Constitution, dieser dreifache Wille war freilich: daß alles (so viel nur immer möglich) beim Alten bleiben sollte. Und dabei würde es auch geblieben seyn, wenn der dritte Stand sein Recht nicht so männlich und standhaft zu behaupten gewußt hätte.

Aber — ich bitte Sie, diesen grossen Punkt nie aus den Augen zu verlieren — die Nation war nicht zusammen berufen worden, Palliative für die tödtlichen Gebrechen und Wunden des Staats zu erfinden, sondern sie von Grund aus zu heilen. Der Grund des Uebels lag erweislich, oder vielmehr augenscheinlich, in dem Mangel einer geschriebenen, vom Könige und der Nation anerkannten und beschwornen Grundverfassung. Bloß aus Mangel derselben, war die unbestimmte königliche Autorität nach und nach über alle rechtmäßigen Gränzen, — d. i. über die Gränzen, in welche das Naturrecht, der erste Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft, das allgemeine Beste, kurz die Natur der Dinge und die Vernunft sie einschließt, — ausgedehnt worden; und bloß aus dieser unrechtmäßigen Ausdehnung waren alle Mißbräuche der höchsten Gewalt, so wie aus dieser alle Gebrechen des Staats und ihr Resultat, ein unbeschreibliches Nationalelend, natürlicherweise entstanden.

Eine Constitution mußte also errichtet werden. Alle drei versammelten Stände des Reichs waren schuldig, an derselben mit vereinigten Kräften zu arbeiten. Da aber die beiden ersten Stände (oder vielmehr, die Minorität des ersten und die Majorität des andern) ihre Abgeneigtheit, Hand an dieses große Werk zu legen, deutlich genug gezeigt hatten, sollte es nun um dessentwillen liegen bleiben? Wenn ein Volk, wie das Französische, durch seine besten d. i. aufgeklärtesten, geschicktesten und rechtschaffensten Männer repräsentirt werden soll, ist es da nicht (vermöge der Natur der Sache) der kleinere Theil des hohen Adels (verzeihen Sie mir, lieber Adelstan, daß ich eine Thatsache, die Sie selbst nicht längnen werden, so gerade heraussage) und der größere Theil der Vorzüglichsten unter den beiden übrigen Ständen, der dazu erwählt werden muß? — Oder, soll in einer Nationalsache die überwiegende Zahl entscheiden, ist es auch alsdann nicht der dritte Stand? Unter den vier oder fünf und zwanzig Millionen freier Menschen, woraus die Französische Nation besteht, macht der gesammte Adel mit der gesammten hohen Klerisei, der Zahl nach, nur ein sehr kleines Häufchen aus. Der König würde, auch ohne Erzbischöfe und andere große Prälaten, auch ohne Ducs, Marquis, Comtes, Vicomtes und Barons mit dem Rest der Nation ein sehr großer Monarch bleiben: aber was würde er ohne den dritten Stand seyn?

Es war also Natur der Sache, daß sich der dritte Stand zur Nationalversammlung constituirte; zumal, da man bereits sehr wohl wußte, daß der größere Theil der Klerisei und die Aufgeklärtesten und Edelgesinntesten des Adels sich in kurzem mit ihm vereinigen würden; wie es auch (ungeachtet der abschreckenden Anstalten, die der Hof zu machen anfing) binnen wenigen Tagen erfolgte.

So viel, lieber Adelstan, von dem was in diesen Begebenheiten recht ist. Und nun lassen Sie uns die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkte der Politiker betrachten, wo die überwiegende Macht entscheidet was gelten soll, und wo der Recht hat, für den sich der Erfolg, oder (wie Lukan sagt) die Götter erklären.

Wer hatte also seine wirkliche Uebermacht besser berechnet, die Hofpartei oder die Nationalversammlung? Der Erfolg entschied es in wenigen Stunden. Den drei und zwanzigsten Junius, Vormittags um zehn Uhr, cassirte und annullirte der König in der Versammlung aller drei Stände alles was der dritte Stand bisher beschlossen hatte. — An eben diesem Tage erschien Abends um neun Uhr der König auf einem Balcon des Schlosses zu Versailles, und kündigte dem Volke an: „daß die des Vormittags gehaltene königliche Sitzung als nicht geschehen betrachtet werden sollte.“ — Die Repräsentanten hatten also den Willen des Volkes sehr wohl verstanden, und seine Machtgewalt sehr richtig überrechnet. Freilich ging es stürmisch dabei zu. Aber wir sprechen jetzt auch bloß von dem, der Recht behält weil er die meisten Arme und den entschlossensten Willen hat.

Billig hätten der Hofpartei, deren böse Räthe und Zudringlichkeiten die königliche Autorität an diesem Tage so entsetzlich bloß gestellt hatten, die Augen nunmehr aufgehen sollen. Aber sie verließen sich auf die Armee, auf das Kanonenrecht und auf die unüberwindliche Bastille. Der Erfolg zeigte abermal daß sie falsch gerechnet hatten. Ein großer Theil der versammelten Truppen wollte nicht gegen seine eigene Nation fechten; die Kanonen kamen in die Hände des Volks, und die furchtbare Bastille war binnen drei Stunden gestürmt und erobert. Als der König den siebzehnten Julius

nach Paris kam, um sich in die Arme seines Volkes zu werfen, und, so zu sagen, sich auf ewig mit demselben auszusöhnen, fand er über zweimalhunderttausend Menschen in Waffen, unter welchen vielleicht dreissigtausend Soldaten waren, die von der königlichen Armee zur Nationalmiliz übergegangen waren. Hätte ihm sein guter Genius (der noch in der Nacht vom funfzehnten durch die Herzoge von Liancourt und Villeroi die Oberhand über die sogenannte Cabale erhielt) nicht dieses einzige Mittel sich und das Reich zu retten eingegeben; hätten die Eingebungen seiner bösen Dämonen den Sieg erhalten: was hätten alle seine Armeen gegen eben so viel Heere, als Intendanzen in Frankreich sind, ausrichten wollen? „Die Nation, sagte damals ein Pariser Blatt, ist ein Riese, der alle Tage um hundert Ellen wächst; der Hof ein Zwerg, der so lange abnehmen wird, bis er gar nichts mehr ist; dann bleibt nichts übrig als der König und die Nation; und mehr ist auch nicht nöthig."

Alles dieß hatte die Nationalversammlung nach ihrer Weisheit und Klugheit vorausgesehen!

Glücklicherweise kann Frankreich hoffen, daß der neuliche verhaßte Ausbruch der Volkswuth, dessen Opfer ein paar Unglückliche geworden sind, welche freilich nicht schlimmer als so viele andere ihresgleichen waren, die letzte Scene dieser Art in Paris seyn werde. Alles nähert sich seit dem entscheidenden Schritte, den der König am siebenzehnten Julius gethan hat, einem zum Vergnügen sowohl des Königs als seines Volkes ausschlagenden Ausgange. Der König hat in seinem Schreiben an Herrn Necker anerkannt, daß er getäuscht worden, daß man seinem Charakter Gewalt angethan habe. Er hat sich, wie die Nationalversammlung in ihrem Arrêté vom vierundzwanzigsten Julius sagt, größere Rechte als jemals

auf das Vertrauen seiner getreuen Unterthanen erworben; er hat alle Rathgeber, welche ein Gegenstand der Beunruhigung für die Nation seyn konnten, von seiner Person entfernt; er hat diejenigen, deren Wiederkunft sie wünschte, zurück berufen; er ist (am funfzehnten Julius) in der Nationalversammlung mit dem unbeschränkten Vertrauen eines Vaters, der sich mitten unter seinen Kindern sicher weiß, erschienen, und hat sie ersucht, daß sie ihm den Staat retten helfen möchten. Mit eben dieser Gesinnung ist er in seine Hauptstadt gekommen, um sich mitten unter sein Volk zu mengen (es ist unmöglich die ganze Energie der Französischen Redensart, pour se confondre avec son peuple, auszudrücken), und durch seine Gegenwart alle Besorgnisse desselben zu zerstreuen. Seine Absichten sind eines Abkömmlings von Heinrich IV würdig; und alles müßte uns täuschen, oder er ist eben so willig die gerechten Forderungen der Nation anzuerkennen, als diese es ist, die wesentlichen Rechte des Thrones auf immer zu befestigen. „Auf diese (sagt ein Französisches Blatt) eben sowohl als auf die unverjährbaren Rechte der Nation und ihre Liebe zu ihrem Souverän, wird die Freiheit des Französischen Volkes gegründet werden, und auf diesem Grunde wird sie unerschütterlich seyn. Auf demselben wird die Nationalversammlung das Monument aufführen, das dem ganzen Europa ankündigen wird, Frankreich habe sich frei gemacht — nicht von dem Gehorsam, der seinem gesetzmäßigen Suverän gebührt, als dessen wahres Interesse ist, über ein glückliches Volk, nicht über Sklaven, zu regieren, — sondern von dem Joch einer verkappten Aristokratie, unter welchem es in den beiden letzten Regierungen geseufzet hat, — dem einzigen Joche, dem sich die Franzosen zu entziehen Ursache hatten, und welches sie endlich so glücklich gewesen sind abzuschütteln.“

Adelstan. Wollte doch der Himmel, daß diese schöne Weissagung in die vollständigste Erfüllung gehen, und der altrömische Gott Bonus Eventus (der die Mißgriffe und falschen Schritte der armen Sterblichen so oft wieder gut machen muß) auch diesesmal alles, was auf allen Seiten und von allen Parteien gefehlt worden ist, durch einen so wünschenswürdigen Ausgang zum Besten kehren möchte! Aber ich weiß nicht welche geheime Ahnung mir nicht erlauben will, mich einer so süßen Hoffnung zu überlassen, und den Führern der Parteien so viel Tugend, den Aristokraten so viel Edelmuth, dem Volke so viel Mäßigung, der Nationalversammlung so viel Weisheit, und dem guten König Ludwig XVI so viel Muth und Festigkeit zuzutrauen, als sie alle besitzen müßten, wenn diese für Frankreich, für ganz Europa, für die ganze Menschheit so unendlich wichtige Revolution ein so gutes Ende nehmen sollte, als Sie, mein Freund, aus wohlmeinendem Herzen hoffen, und ich, ohne es zu hoffen, mit Ihnen wünsche.

II.

Kosmopolitische Adresse

an die Französische Nationalversammlung, von Eleutherius Philoceltes.

Im October 1789.

Hochmögende Herren!

Ich bin zwar nur ein einzelner unbedeutender Weltbürger, und spiele, Dank sey den Göttern! in den tragikomischen oder komitragischen Haupt- und Staatsactionen, die auf dem allgemeinen Weltschauplatze aufgeführt werden, weder eine große noch kleine Rolle. Da ich aber gleichwohl die Ehre habe ein Mensch zu seyn, und als solcher genöthigt bin, an allen menschlichen Dingen mehr oder weniger Antheil zu nehmen: so habe ich mich nicht entbrechen können, auch bei dem höchst interessanten und in seiner Art einzigen großen Drama, welches Ew. Hochmögenden dem übrigen Europa auf Unkosten Ihrer Nation zum Besten zu geben geruhen, von dem Augenblicke, da der Vorhang aufgezogen wurde, bis zu dieser Stunde, einen der aufmerksamsten und wärmsten Zuschauer abzugeben.

Vermöge des Ordens, zu welchem ich mich bekenne, hege ich sowohl von den Rechten und Pflichten des Menschen als von dem letzten Zweck aller bürgerlichen Einrichtungen mit Ew. Hochmögenden ziemlich einerlei Begriffe. Ich konnte also denjenigen unter Ihnen, die seit der Eröffnung des Reichstages mit eben so viel Weisheit als Muth und Standhaftigkeit den geheimen Bemühungen, wodurch eine andere Partei die wohlthätigen Absichten Ihrer Zusammenberufung vereiteln zu wollen schien, entgegen arbeiteten, meinen Beifall nicht versagen. Ich gestehe sogar, daß die vorbelobten Eigenschaften, und der heldenmüthige, zu jeder Aufopferung eigener Vortheile bereitwillige Patriotismus, der alle Ihre Reden zu beseelen, alle Ihre Schritte zu leiten schien, mir eine so leidenschaftliche Bewunderung für Sie, und so warme Wünsche für den glücklichen Erfolg der weisen Entwürfe einflößte, die ich Ihnen zuzutrauen mich verbunden glaubte, daß ich auch da, wo mir Ihre Schritte zu rasch, Ihre Maßnehmungen zu gewagt zu werden schienen, lieber ein Mißtrauen in die Richtigkeit meines Urtheils als in die Weisheit des Ihrigen setzte. Mit Einem Wort — es gehörte die enthusiastische Scene der berühmten Nacht vom vierten August dazu, um meine Augen zu entzaubern, und mir die ganze Reihe von Handlungen, wodurch Sie sich seit der Entfernung und Wiederkunft des Herrn Neckers charakterisirt haben, in dem Lichte zu zeigen, worin sie, so viel ich wahrnehmen kann, allenthalben von allen unbefangenen und kaltblütigen Zuschauern gesehen wird.

Seit dieser Zeit sind, ich kann es nicht bergen, einige Zweifel über die Art und Weise, wie Sie das Werk der Palingenesie der Französischen Monarchie angefangen haben, in mir aufgestiegen; und diese Zweifel haben sich bei einigem Nachdenken in eine Anzahl von Fragen aufgelöst, wovon ich

mir hiemit die Freiheit nehme, Ew. Hochmögenden eine kleine Probe vorzulegen. Nicht als ob ich so eitel und zudringlich wäre mir zu schmeicheln, daß Sie es der Mühe werth finden sollten, sie einer von Ihren vielen Comités zur Untersuchung zu übergeben, um auf erstatteten Bericht darüber zu debattiren, und nach einer Anzahl für und wider gehaltener eleganter Reden den Beschluß zu fassen: qu'il n'y a lieu à délibérer; sondern weil es, da diese Fragen doch an jemand gerichtet seyn müssen, am natürlichsten schien, sie an diejenigen zu richten, die den Anlaß dazu gegeben haben.

Ich nehme mir also die kosmopolitische Freiheit, in aller geziemenden Ehrerbietung zu fragen:

1.

Ist das Recht, dessen sich Ew. Hochmögenden im Namen des Französischen Volkes dermalen bedienen, der Französischen Monarchie eine neue Constitution zu geben, ein allgemeines unverlierbares Naturrecht, das allen Völkern ohne Ausnahme zu allen Zeiten zukommt, sobald sie sich dessen zu bedienen Lust und Belieben tragen? Oder kommt es allen Völkern nur in dem Falle zu, wenn sie ihren Zustand unter der gegenwärtigen Staatsverfassung nicht länger erträglich finden? Oder ist es etwa ein besonderes ausschließliches Vorrecht, dessen sich die Französische Nation ganz allein zu erfreuen hat?

Die Beantwortung dieser drei Fragen — in welche die große Frage aller Fragen: „worauf gründet sich das Recht der Franzosen, im Jahre 1789 ihre alte Constitution von Grund aus umzustürzen und eine ganz neue zu errichten?“ von selbst zerfällt — scheint einigen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Wie man sie auch auflöset, so entstehen neue Fragen, auf welche die Antwort immer schwerer wird.

Wenn das besagte Recht ein allgemeines Naturrecht ist, folgt daraus nicht unmittelbar:

Daß jede grosse oder kleine Nation auf dem Erdboden, ohne Ausnahme, zu allen Zeiten, sobald sie es für gut befindet, befugt ist, dasselbe in Ausübung zu bringen?

Folgt nicht ferner: daß, da der Wille des Menschen so veränderlich ist als seine Vorstellungsart, und als die Eindrücke die er von aussen empfängt, ein jedes Volk die Constitution, die es sich heute gegeben hat, in vier Jahren oder vier Monaten oder auch in vier Wochen oder Tagen, kurz so oft es ihm einfällt, wieder einwerfen und eine neue machen kann und darf?

Und muß nicht endlich, als eine dritte ganz natürliche Folgerung, zugegeben werden: daß mehrbesagtes Recht sich auf jede besondere Provinz, jede Stadt, jeden Marktflecken, jedes Dorf, kurz auf jede besondere Gemeinheit, ja sogar auf jede einzelne Familie erstreckt? sintemal ihnen allen, kraft ihrer natürlichen Freiheit, die Autonomie, oder das Recht sich selbst Gesetze zu geben, eben so gut und eben so unverlierbar zukommt als der größten Nation in der Welt, und dergestalt zukommt, daß sie sich desselben niemals auf eine nur für sich selbst, geschweige für ihre Nachkommen verbindliche Art begeben können?

Wenn es nun, wie ich glaube, mit diesen speculativen Folgerungen seine Richtigkeit hat, was für praktische Folgen möchten sich wohl daraus — zumal wenn man von den Erfahrungen, welche die Französische Nation seit acht Wochen hierüber zu machen das Glück gehabt hat, auf ähnliche Fälle schliessen darf — auf die Ruhe und den Wohlstand, ja selbst auf die Sicherheit des Eigenthums und Lebens der Bürger eines jeden Staats in Europa verbreiten?

Wofern aber das mehrbesagte Recht einem jeden Volke nur alsdann zukommt, wenn demselben — wie dermalen bei den Franzosen der Fall gewesen zu seyn scheint — sein bisheriger Zustand unerträglich geworden ist; so fragt sich:

Liegt der Grund, warum wir uns übel befinden, immer außer uns? Oder haben wir ihn nicht vielmehr in den meisten Fällen, auch wenn wir ihn außer uns zu finden vermeinen, in uns selbst zu suchen?

Ist es nicht eine Regel der Weisheit, seinen gegenwärtigen Zustand, so lang' er noch erträglich ist, nicht mit Gefahr eines weit schlimmern zu verändern?

Wer soll darüber erkennen, ob der Fall, wo die gegenwärtige Constitution nicht länger erträglich ist, wirklich eingetreten sey oder nicht? Gibt es hierüber einen andern rechtmäßigen Richter als eines jeden Gefühl und Urtheil? Oder wer hat das Recht, einem freien Volke zu sagen: so viel mußt du erträglich finden! Diese Bedrückung mußt du dir gefallen lassen!

Wenn es nun (wie bisher die allgemeine Erfahrung seit so manchen Jahrtausenden selbst in den freiesten Staaten gelehrt hat) physisch und moralisch unmöglich ist, daß eine Nation im Ganzen und in allen ihren Theilen immer mit ihrem Zustande zufrieden sey;

Wenn es unmöglich ist eine Constitution zu erfinden, kraft deren die Menschen aufhören den Irrthum und den Leidenschaften, woraus ihre meisten Uebel entspringen, unterworfen zu seyn;

Wenn es keine Constitution gibt, welche die Ungleichheit unter den Bürgern einer großen politischen Gesellschaft aufhebe; und wenn es unläugbar ist, daß bloß aus dieser Ungleichheit, in ihrer unvermeidlichen Verbindung mit den

übrigen Ursachen die auf den Zustand der Menschen wirken, nach und nach eine unzählige Menge von Particular- und Individualübeln entspringen, die denjenigen, die davon gedrückt werden, oft äußerst lästig fallen: wenn alles dieß unläugbar ist —

Was läßt sich anders erwarten, als daß die Bürger des Staats (zumal wenn ihnen ihre ewigen und unverlierbaren Menschenrechte so deutlich und nachdrücklich, wie Ew. Hochmögenden in Ihrer Weisheit zu thun für gut gefunden haben, declarirt und eingeschärft worden sind) jeden äußern Druck, jedes Ungemach ihrer Lage, jede Collision ihres Privatnutzens mit dem gemeinen Besten, ihrer Leidenschaften mit den Gesetzen, ihrer Wünsche und Erwartungen mit dem was ihnen wirklich von der Constitution gewährt wird, unerträglich finden, und also, bei jeder etwas mehr als gewöhnlich auffallenden Veranlassung, sich selbst helfen, ihre gesetzgebende Macht in Ausübung bringen, und die Constitution vortheilhafter für sich eingerichtet zu sehen verlangen werden?

Ich kann Ew. Hochmögenden nicht bergen, der weltbürgerliche Antheil, den ich an dem Wohl und Weh der sämmtlichen Einwohner von Europa (als des verhältnißmäßig aufgeklärtesten und glücklichsten Theils unsers Planeten) zu nehmen genöthigt bin, macht mich nicht wenig für die Folgen besorgt, die aus solchen Grundsätzen ganz natürlich entspringen dürften.

Es bedarf eben keiner übernatürlichen Exaltation der natürlichen Vorhersehungskraft unsrer Seele, um zu weissagen: daß eine jede Constitution (wie sie auch entstanden seyn mag) auf einem sehr unsichern Grunde stehe, wenn jedes Gefühl von Unbehaglichkeit und Druck dem Volke das Recht gibt, das Joch der bisherigen Gesetze, der bisherigen Verfassung und Einrichtung, worauf die Ruhe und Sicherheit des Staats

gegründet war, abzuschütteln, in den Stand der natürlichen Freiheit und Anarchie zurückzutreten, und alle diejenigen als seine Feinde zu behandeln, die mit der bisherigen Constitution entweder zufrieden sind, oder sie wenigstens erträglich genug finden, um keine andere — die das Volk ebenfalls wieder umwerfen kann sobald es will — für einen so hohen Preis erkaufen zu wollen, als — derjenige ist, für welchen Ew. Hochmögenden dem Pariser Volke die Satisfaction verschafft haben, Se. Allerchristlichste Majestät zu seinem Subdelegirten zu machen und Dero Staatsräthe an Laternenpfähle aufzuhängen.

Ich gestehe demnach, daß ich um der allgemeinen Ruhe und Sicherheit willen aufrichtig wünsche, Ew. Hochmögenden möchten so glücklich seyn, in den Archiven der grossen Göttin Natur (oder des höchsten Wesens, in dessen Gegenwart und unter dessen Auspicien Sie die Rechte des Menschen und Bürgers zu declariren angefangen haben) das Original eines Freibriefes zu finden, vermöge dessen das Recht, sich eine neue Constitution zu geben so oft es dem Volke beliebt — ein ausschließliches Privilegium der französischen Nation wäre, das von keiner andern zum Grunde oder Vorwande gebraucht werden dürfte, hinzugehen und deßgleichen zu thun.

2.

Sie haben Recht, Hochmögende Herren, sich so unerschrocken und eifrig gegen monarchischen und aristokratischen Despotismus zu erklären: nur erlauben Sie mir zu fragen, worin der demokratische Ihrer Meinung nach besser ist, und ob er eine Nation glücklicher, reicher und mächtiger machen kann als jene?

Die Franzosen werden zwar das erste Beispiel einer Nation von vierundzwanzig Millionen Menschen seyn, die unter

einer demokratischen Constitution glücklich wäre; und die Erfahrung (die in Sachen dieser Art das zuverlässigste Orakel ist) kann uns also noch nicht belehren, wie gegründet die Hoffnung sey, die Sie sich von der Größe und Dauer dieser Nationalglückseligkeit machen, und wie bald und wie lange Frankreich das Pays de Cocagne seyn und bleiben werde, wovon das Volk in seinem neuen Freiheitsrausche so süße Träume träumt. Bis dahin mag es also immer erlaubt seyn ein wenig zu zweifeln, ob ein Reich, das seit mehrern Jahrhunderten eine der mächtigsten Monarchien auf dem Erdboden war, sich so leicht und ohne große Nachtheile in eine Demokratie werde umschaffen lassen, und ob überhaupt irgend eine große Nation geschickt sey, unter einer demokratischen Constitution glücklich zu seyn?

Ehe ich meine kleinen Zweifel über diese bedenkliche Materie vortrage, muß ich einer, wiewohl sehr unbedeutenden Einwendung zuvorkommen, die mir — wo nicht von einem Mitgliede der augusten Nationalversammlung zu Versailles — wenigstens von manchen wackern Leuten, die sich durch Worte und Namen irren lassen, gemacht werden dürfte: „als ob nämlich die neue Französische Constitution noch immer monarchisch bleibe, weil die königliche Würde durch dieselbe ja nicht gänzlich aufgehoben und abgeschafft worden sey." Ich habe hierauf nichts zu sagen, als daß die Athener, selbst in den Zeiten da die Demokratie gänzlich das Uebergewicht bekommen hatte, unter ihren neun Archonten einen, der der König hieß, und die aristokratisch-demokratischen Römer einen Rex sacrificulus hatten. Ein altes Sprüchwort sagt: ein Mann kann sein Stroh Heu nennen. Die Franzosen können ihren Subdelegirten zur ausübenden Gewalt tituliren wie sie wollen: aber sie werden uns nicht bereden, daß ein Mon-

arch, der sich von seinen treugehorsamsten Unterthanen ihren Subdelegirten schelten lassen muß — ein Monarch, dem der Maire von Paris anstatt des Eides der Treue schwört: daß er seine gesetzmäßige Gewalt ehren wolle (er kann doch auch ungeschworen nicht wohl weniger thun?), — ein Monarch, dem die Pariser Bürger nicht einmal das Recht Nein zu sagen lassen wollen — nicht ein Monarch sey, der mit dem ehrlichen Könige Petaud so ziemlich in Einer Linie steht, und vielleicht in seinem Herzen lieber mit etwas mehr Ansehen König von Yvetot, als, auf dem Fuße wie seit dem 16 Julius, Titularmonarch der neuen Französischen Monarchie seyn möchte.

Indem ich dieses schreibe, sehe ich aus einem öffentlichen Pariser Blatte, daß es in Hochdero Versammlung den 28 August über diesen großen Punkt wirklich zur Sprache gekommen ist. Das Comité de Constitution legte ihr Project vor, dessen erster Artikel also lautet:

„Die Französische Regierung (le Gouvernement Français) ist monarchisch. Es gibt in Frankreich keine Autorität die über das Gesetz ist; der König regiert bloß durch dasselbe, und wenn er nicht in seinem Namen befiehlt, so kann er keinen Gehorsam verlangen."

Die Verfechter der Demokratie rochen politische Ketzerei in diesem Artikel. Man trug erst auf Verbesserungen an: aber bald wollte man ihn ganz abgeändert wissen, und mehr als zwanzig verschiedene neue Redactionen wurden nach und nach vorgelesen. Beinahe alle Kritiken fielen auf die ersten Worte: „die Französische Regierung ist monarchisch. Ungeachtet Herr von Virieu schon Tages zuvor, da dieser Artikel zum erstenmal verlesen worden war, die verfängliche Frage gethan hatte: „ob jemand in der ganzen Versammlung sey, der es streitig machen könne daß Frankreich ein monarchisches Gouvernement

sey?" und damals eine allgemeine Stille statt der Antwort erfolgt war: so bemerkte man doch jetzt (da man indessen Zeit gehabt hatte sich zusammenzunehmen) daß diese Worte einen sehr unbestimmten und vieldeutigen Sinn darböten. Vor zehn Jahren, sagte man, hieß Frankreich auch ein monarchisches Gouvernement; und wahrhaftig, was wir jetzt haben wollen, ist doch wohl keine Monarchie von jenem Schlage! u. s. w. Nach langen Debatten proponirte endlich ein Herr Roussier, dem Streite durch folgende Redaction ein Ende zu machen:

„Frankreich ist ein monarchischer Staat, worin die Nation das Gesetz gibt und der Monarch es zur Vollziehung bringt. Diese Absonderung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt macht das Wesentliche der Constitution von Frankreich aus."

Diese Redaction fand bei einem Theile der Versammlung so großen Beifall, daß sie haben wollten, man sollte sogleich darüber deliberiren: aber ein andrer Theil bestand darauf, daß die Redaction des Comité ein Prioritätsrecht habe, und nach langem und hitzigem Streiten wurde endlich letzteres durch die Mehrheit der Stimmen durchgesetzt, die nähere Erörterung der Hauptfrage aber auf den 29 August ausgesetzt. Es war also damals wenigstens noch unentschieden, ob Frankreich ein monarchischer Staat sey oder nicht.

Wie die Entscheidung ausgefallen oder vielmehr auf welche Art die Pille vergoldet worden seyn mag — so viel ist aus dem bisherigen Gang der Sachen zu vermuthen, daß die Demagogen sich über den Namen um so gefälliger werden finden lassen, da sie gewiß sind, daß die Sache selbst darum weder mehr noch weniger nach ihrem Sinne gehen wird. Konnte Cäsar Octavianus seine neue Monarchie in Rom unter republicanische Formen verbergen, warum sollte die monar=

tische Form nicht eben so gut der neuen Demokratie in Frankreich zur Maske dienen können? Hier liegt also die Schwierigkeit nicht.

Aber, Hochmögende Herren, es ergeben sich einige andere Anstände, welche — wenn sie mit eben der metaphysischen Spitzfindigkeit, womit Ew. Hochmögenden die Rechte des Menschen ins Reine gebracht haben, erörtert werden sollten — die Nation leicht in neue Unruhe setzen, und das ganze glorreiche Werk der Wiedergeburt Frankreichs unfröhlich machen könnten.

Die Nation ist, nach allen Symptomen zu urtheilen, seit etlichen Monaten, in einer seltsamen Art von Freiheitsfieber begriffen, welches mit dem berühmten Abderitenfieber viele Aehnlichkeit zu haben scheint: mit dem einzigen Unterschiede, daß das letztere (nach Tristrams Berichte) die vorher rohen und in den grausamsten Lastern ersoffenen Abderiten so sanft, mild und liebreich machte, daß kein Waffenschmied mehr das Herz hatte ein einziges Werkzeug des Todes zu verfertigen; das Freiheitsfieber hingegen die Pariser, das artigste und politeste Volk in der Welt, so grimmig und nach aristokratischem Blute durstig machte, daß alle Waffenschmiede der ganzen Welt kaum zugereicht hätten, ihre friedlichen Kunst- und Kücheninstrumente schnell genug in Werkzeuge des Todes umzuschmieden.

Mit welcher Art von Raserei man behaftet seyn mag, dieß ist immer gewiß, daß es ein Zustand ist, worin der menschliche Verstand nicht sehr klar sieht, und die Vernunft Sprünge im Schließen macht, die ihr nicht natürlich sind. Kein Wunder also, wenn die vom Freiheitstaumel ergriffene Nation nicht sah, daß sie, indem sie ein unerträgliches Joch abschüttelte, nur ihre gebietenden Herren wechselte, und den

monarchischen Despotismus nur mit einem andern vertauschte, den sie in kurzem vielleicht noch drückender finden wird.

„Wie sollte das möglich seyn?“ — Auf die simpelste Art von der Welt.

Nach Ew. Hochmögenden eigenen festgesetzten Constitutionsartikeln ist die Nation, das ist, jeder einzelne Bürger der Nation berechtigt, „keinen andern Gesetzen zu gehorchen, als denen, zu deren Errichtung er entweder persönlich oder durch seine Repräsentanten mitgewirkt hat.“ — Aber es ist nicht weniger einer von den Artikeln Ihrer Constitution, „daß alle Bürger des Staats einander an Rechten gleich sind.“

Hier ergeben sich also gleich einige Fragen. Was verstehen Ew. Hochmögenden unter persönlich mitwirken? Wollen Sie durch diesen Ausdruck etwa den Antheil, den Sie selbst, als die Nationalversammlung, an der Gesetzgebung haben, bezeichnen? Aber diesen hat ein jeder von Ihnen — nicht als Monsieur un tel, Bürger der demokratischen Monarchie von Frankreich — sondern bloß als Repräsentant. Nun repräsentirt aber niemand seine eigene Person, sondern immer einen andern; und wiewohl die Repräsentanten der Nation unstreitig Personen sind, so concurriren sie doch zur Gesetzgebung nicht für ihre eigenen Personen, sondern bloß insofern jeder von ihnen seine Wähler, als einen constituirenden Theil der Nation, vorstellt. Die obige Distinction zwischen persönlich oder durch seine Repräsentanten ist also in dieser Voraussetzung ohne Grund. Die ganze Nation concurrirt nicht persönlich, sondern bloß durch Repräsentanten; und sie selbst, Großmächtige Herren, müssen, insofern sie Bürger des Staats sind, repräsentirt werden. Soll aber das Wort persönlich so viel sagen, als, es gebe Personen in der Monarchie, die vermöge eines besondern Vorrechts für sich selbst zur Gesetz-

gebung zu concurriren befugt wären: worauf könnte sich in Ihrer neuen, bloß auf die ursprünglichen Menschenrechte gegründeten Constitution, ein solches Vorrecht vor andern Staatsbürgern stützen? — Auf die ehemalige Verfassung? Diese ist ja aufgehoben und vernichtet. Auf Herkommen und Observanz? Was gelten diese gegen das große Naturgesetz, welches allen Menschen gleiche Rechte gibt, und gegen Ihre neue Verfassung, die allen Bürgern diese Gleichheit garantirt? Das Wahre von der Sache (ich spreche bloß nach Ew. Hochmögenden eigenen Grundsätzen) ist also:

Ein jeder Bürger (Citoyen), d. i. die vier bis fünf Millionen Gallofranken, denen ihr Geschlecht und Alter das Stimmrecht in der Nation gibt, sind berechtigt, als eben so viele Solone und Lykurge, in eigener Person zu Versailles zu erscheinen und Gesetze geben zu helfen: oder, wofern sie auch, ihrer Geschäfte oder Bequemlichkeit wegen, und vielleicht größerntheils, weil es nicht allzu anständig wäre in hölzernen Schuhen und zerrissenen Hosen in einer so augusten Versammlung aufzutreten, wofern sie, sage ich, aus dieser oder jener Ursache lieber durch müßigere und stattlichere Repräsentanten erscheinen wollen: so haben doch diese letztern nicht mehr Recht, als ihre Constituenten ihnen geben können und wollen; und es wäre ein wahres Crime de lèze Nation, wenn zwölfhundert bloße Stellvertreter sich anmaßen wollten, ihre Vollmacht zu überschreiten oder auszudehnen, und sich selbst als die gesetzgebende Macht im Staate zu geriren, da sie doch nichts als Diener, Werkzeuge und Worthalter derselben sind.

Gesetzt aber auch, alle die vielen hunderttausend Gesetzgeber — mit Zimmeräxten und Fleischermessern, Hämmern und Hobeln, Nähnadeln und Schusterahlen, in Schurzfellen, leinenen

Kitteln und hölzernen Schuhen, die am Ende doch immer den zahlreichsten und handfestesten Theil der Nation ausmachen, hätten sich, aus Unkunde ihrer Majestätsrechte, und weil das Gesetzgeben ein noch so neues Handwerk für sie ist, in ihren Vollmachten nicht genug vorgesehen, und ihren Repräsentanten eine größere Gewalt anvertraut als die Klugheit erlauben konnte: wäre es nicht abermals ein wahres Crime de lèze Nation, wenn die Repräsentanten sich der Unwissenheit oder Uebereilung ihrer hohen Obern und Committenten prävaliren, und den Buchstaben ihrer Vollmacht gegen den Geist derselben zum Nachtheil der Nation geltend machen wollten?

Dieß vorausgesetzt, frage ich:

Ließ sich wohl, als die sämmtlichen Deputirten der drei Stände zur Versammlung der États Généraux bevollmächtiget wurden, der größte Theil des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes auch nur im Traum einfallen, ihre Repräsentanten nach Versailles zu schicken, um die uralte Verfassung der Französischen Monarchie von Grund aus umzuwerfen, den König seiner Autorität zu entsetzen, den Adel und die Geistlichkeit ihrer von undenklichen Zeiten her ohne Widerspruch inne gehabten Rechte und Besitzungen zu berauben, jede bisher rechtmäßige Gewalt aufzuheben oder zu suspendiren, sich selbst die höchste Macht im Staate zuzueignen, und nicht nur eine unzählige Menge einzelner Bürger der Monarchie, sondern Corporationen, Gemeinheiten und ganze Provinzen aus dem Besitz ihrer uralten wohl hergebrachten Rechte, Freiheiten und Vorzüge, d. i. ihres unstreitigen Eigenthums, durch die schwärmerischen und nur von Schwärmern so hoch gepriesenen Beschlüsse vom 4 August auf einmal herauszuwerfen? — Und dieß alles, ehe die

Herren noch selbst wissen oder einverstanden sind, wie sie den daraus natürlich entstehenden Unordnungen, Nachtheilen und Misbräuchen zuvorkommen oder abhelfen, wie sie die Beraubten entschädigen, und nach welchem Grundrisse sie, anstatt des eingestürzten alten gothischen Staatsgebäudes, ihre neue platonische oder physiokratische Republik aufführen wollen? Und wenn sie zu allem diesem nicht von der ganzen Nation ausdrücklich bevollmächtiget waren, haben sie nicht den 4 Julius in Einer Stunde sich eines zehnmal gewaltsamern Despotismus angemaßt, als Ludwig XVI in seiner ganzen langen Regierung?

Wofern sich aber auch behaupten ließe, die Nationalversammlung sey berechtigt gewesen, alle diese Veränderungen, als nothwendige Bedingungen der neuen Constitution, die sie zu Rettung und Wiederbelebung der in den letzten Zügen liegenden Monarchie für nöthig hielt, in Vorschlag zu bringen: erforderte nicht die Ehrfurcht, die sie der von ihr selbst anerkannten oder vielmehr geschaffenen Majestät des Französischen Volkes schuldig war, diese Vorschläge vor allen Dingen überall, in allen Provinzen, Städten und Gemeinen des Reichs, den sämmtlichen Gliedern der Nation vorzutragen, und zu hören, ob dieß alles wirklich der Wille derselben sey? um es auf diesen allein ankommen zu lassen, ob und was von den vorgeschlagenen Veränderungen die Kraft eines Grundgesetzes erhalten solle oder nicht?

Da dieß nun nicht geschehen ist; da die Nationalversammlung sich in allem als die höchste gesetzgebende Macht beträgt; da sich diese Anmaßung nicht sowohl auf die von ihren Committenten empfangene Vollmacht zu gründen

scheint, als auf die momentane Gewalt, die ihr der fanatische Aufstand eines durch alle möglichen Mittel aufgebrachten und wüthend gemachten Pöbels in die Hände spielte;

Da es augenscheinlich ist, daß vom 16 Julius an die Anmaßungen mit jedem Tage immer weiter getrieben wurden, und der Muth der Subdelegirten der Nation plötzlich so hoch stieg, daß sie sich selbst als eben so viele Könige, den König hingegen als einen Subdelegirten der Nation ansahen;

Da alle Behutsamkeit und künstliche Wendungen ihrer öffentlichen Blätter der Welt doch nicht verbergen können, daß es oft sehr tumultuarisch in der augusten Nationalversammlung zugeht, und daß es eigentlich die kleinere Anzahl ist, welche die größere weniger durch die Stärke ihrer Argumente als durch den horror naturalis der menschlichen Natur vor — Laternenpfählen, zu der Majorität die seit einigen Wochen so seltsame Dinge beschließt, zu disponiren gewußt hat:

Sollte da wohl die Nation, wenn sie über kurz oder lang wieder zu sich selbst kommt, nicht ganz natürlich auf den Gedanken gebracht werden, daß sie, bei allen den schönen Wiegenliedern von Freiheit und Freiheit, womit man sie in den Schlummer zu singen sucht, noch immer unter dem Druck einer despotischen Obergewalt liegt? Daß alles, was sie vor der Hand beim Tausche gewonnen hat, darin besteht, daß die sogenannte Aristokratie einer demokratischen Oligarchie Platz machen mußte, und daß die vierundzwanzig Millionen Menschen — die mit aller Majestät, Herrlichkeit und Allgewalt, womit sie von den redseligen Demagogen decorirt werden, noch immer größten-

theils sehr arme Wichte sind, anstatt eines einzigen Königs, nun die Ehre haben von zwölfhundert kleinen Melks (mit Hrn. von Voltaire zu reden) an der Nase geführt zu werden?

3.

Mit Ew. Hochmögenden Vergünstigung, nur noch ein paar kleine Fragen über den künftigen König von Frankreich.

Was Sie aus dem guten König Ludwig XVI gemacht haben, wissen Sie am besten. Ich gestehe, daß die sentimentalischen Fastnachtsspiele, die seit dem 16 Julius mit ihm gespielt worden sind, besonders die solenne Belehnung Sr. Majestät mit dem Titel eines Wiederherstellers der Französischen Freiheit und das Te Deum das er deßwegen mitsingen mußte, mich immer an das grausame Spiel erinnern, das die Römischen Kriegsknechte mit Jesu von Nazareth trieben, da sie ihm einen alten Purpurmantel um den gegeißelten Rücken warfen, ihm ein Rohr statt des Scepters in die Hand gaben, eine Krone von Dornen auf sein Haupt drückten, und, wenn sie ihn dann genug angespieen und mit Fäusten geschlagen hatten, vor ihm niederfielen und sagten: gegrüßet seyst du der Juden König! — Wie ihm selbst dabei zu Muthe seyn mag, wollen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Aber, wenn Ihre Absicht (wie es den Anschein gewinnt) etwa seyn sollte, die königliche Würde unvermerkt, oder vielleicht mit dem Ableben des gegenwärtigen Königs, gar eingehen zu lassen: wäre es nicht genug, ihm die Krone und den Scepter seiner Vorfahren abgenommen zu haben, ohne ihm noch durch einen allzu grausamen Spott sogar ein Verdienst aus seiner Degradation machen zu wollen?

Doch was sage ich von Degradation? Das, was ehemals der König von Frankreich war, ist nicht mehr; dieß ist weltbekannt. — Die Constitution, welche erklären und festsetzen soll, was ein König von Frankreich künftig seyn werde, ist noch nicht gemacht. — Was aus diesen beiden unläugbaren Sätzen nothwendig folgt, kann auch ein Blinder sehen.

Hätte sich wohl vor dreiundzwanzig Jahren, als das Parlament zu Paris förmlich erklärte,

„daß die gesetzgebende Macht in der Person des Königs, als souveränen Hauptes der Nation, sich ohne Theilnahme von andern befinde, und daß dieß ein unveränderlicher Grundsatz der Französischen Monarchie sey,"

irgend ein sterblicher Mensch in allen Gallien einfallen lassen dürfen, die Frage aufzuwerfen:

„Ist das Gouvernement in Frankreich monarchisch oder nicht?"

Kann dieß in einem Lande, wo ein rechtmäßiger Erbkönig den Thron wirklich inne hat, die Frage seyn?

Und Sie, erlauchte Herren, haben gleichwohl noch Bedenken getragen, diese Frage mit Ja oder Nein zu beantworten?

Was ist also der Monarch in diesem Augenblicke? Ist er? ist er nicht? Ist er entsetzt? oder suspendirt? Oder stellt er einstweilen nur den Quasi-König vor, den Sie dermalen noch in der Mache haben? Die Majestät des Volks ist das große Wort, das jetzt in Frankreich am lautesten gehört wird. Die Nationalversammlung selbst, oder vielmehr gewisse Demagogen, die den Ton angeben nach welchem das Volk singt, haben es Mode gemacht. Was für einen Sinn hat also der Titel Ew. Majestät, der dem König noch von den emancipirten Franzosen, die sich nicht mehr für seine

Unterthanen halten, gegeben wird? Gibt es zweierlei Majestäten in Einer Monarchie? Da die Majestät des Volks, Dero Grundsätzen zufolge, die ursprüngliche und höchste ist, so ist die königliche doch wohl nur ein Widerschein von jener? Wie viel Ehrerbietung wird denn künftig ein Schuhflicker zu Versailles, der sich bewußt ist ein constituirender Theil der Volksmajestät zu seyn, vor der königlichen Majestät haben, die vermöge des neuen politischen Katechismus sich zu jener nur wie der Mond zur Sonne verhält? die ja (nach den erbaulichen Ausdrücken eines ganz neuen Pamphlets) die Majestät eines bloßen Dieners, Procurators und Hausverwalters der Nation ist? Zur Zeit wenigstens scheint das Pariser Volk von dem Gefühl seiner neu erlangten Majestät mächtig durchdrungen zu seyn, da, laut der neuesten Berichte, das bloße Gerücht, daß eine Partei in der Nationalversammlung sey die dem Könige das Veto zugestehen wolle, beinahe einen neuen Aufstand in Paris veranlaßt hätte. Wir werden allem Anschein nach noch manche sonderbare, für den Ruhm und das Glück der Französischen Nation nicht gleichgültige Wirkungen der Majestätsrechte, in deren Besitz das Volk sich gesetzt hat, zu sehen bekommen!

4.

Die Staatsschuld, und die traurige Nothwendigkeit, sie bei dem fürchterlichen Deficit der Staatseinnahme immer noch vermehren zu müssen, hat bekanntermaßen die Zusammenberufung der Stände, und also mittelbarer Weise die gegenwärtige Revolution veranlaßt, wiewohl sie eigentlich der einzige Gegenstand Ihrer Deliberationen hätte seyn sollen. Erlauben Sie mir, in Absicht dieser nur allzu reichen Quelle von Fragen, bloß diese einzige:

Ist die Staatsschuld, die unter den vorigen Regierungen und der jetzigen bis zur Revolution vom 15ten Junius, vom Gouvernement gemacht worden, eine wirkliche Nationalschuld, d. i. eine Schuld, für welche die ganze Nation zu haften verbunden ist, oder nicht? — Doch, Verzeihung! indem ich sie niederschreibe, sehe ich, daß diese Frage eigentlich keine Frage ist: denn sie beantwortet sich von selbst. Die Nation weit entfernt die mindeste Ahnung von ihrer dermaligen Majestät zu haben, hatte damals, als diese Schuld gemacht wurde, keinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, und bezahlte lauter Auflagen, in welche sie nicht eingewilligt hatte. Ueberdieß rührte der größte Theil der Schuld (wie die Demokraten laut genug behaupten) bloß von übermäßiger Pracht, Verschwendung und schlimmer Haushaltung des Hofes her; und die Nation hatte so wenig dadurch gewonnen, daß, während im Ganzen etliche hundert Familien sich auf Kosten der Nation bereicherten, etliche Millionen in der größten Dürftigkeit schmachteten. Es ist also klar, daß eine Schuld, die von der Nation weder gemacht, noch bewilligt, noch in ihren Nutzen verwendet worden, keine Nationalschuld ist noch seyn kann.

Und Sie, hochmögende Herren, Sie, denen die Nation die Behauptung aller ihrer Rechte anvertraut hat, Sie, von welchen ein äußerst gekränktes und dem Untergang nahe gebrachtes Volk (ich rede bloß Ihre Sprache) seine Rettung und Wiederherstellung erwartet, Sie erdreisten sich, durch drei wiederholte Beschlüsse, der ohnehin erschöpften Nation eine ungeheure Schuld aufzubürden, die wider ihren Dank und Willen gemacht wurde, und durch die sie, anstatt Vortheil von ihr zu haben, beinahe zu Grunde gerichtet worden ist? Was würde ein Privatmann, dessen Vermögen während seiner Kindheit und Minderjährigkeit von leichtsinnigen, wollüstigen

und ungetreuen Vormündern, Verwaltern und Bedienten durchgebracht worden wäre, was würde er dazu sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, sogar noch die Schulden zu bezahlen, womit diese treulosen Haushalter seine Güter belastet hätten, während die Güter selbst durch ihre schlechte Aufsicht in den äussersten Verfall gerathen wären, und der arme Unmündige für seine Person sogar an dem Nöthigsten hätte Mangel leiden müssen? — Ist dieß etwa nicht der wirkliche, eigentliche Fall der Französischen Nation? Sind unter den fünfundzwanzig Millionen freier Bürger und Bürgerinnen, woraus sie besteht, nicht wenigstens vierundzwanzig Millionen, von denen man mit eben so viel Recht verlangen könnte die Schulden des Kaisers im Monde zu bezahlen, als diejenigen, die der Hof zu einer Zeit machte, da die Nation noch in der Wiege lag, und der König niemand als Gott allein von seinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hatte? Ist es nicht genug, daß man während ihrer politischen Kindheit so übel mit ihrem Gute gewirthschaftet hat? Sollen die guten Franzosen, nun, da sie ihre eigenen Herren geworden sind, sich noch für fremde Schulden verbürgen, und dadurch vollends zu Grunde richten lassen? — anstatt daß sie, durch die einzige positive Erklärung, „daß sie diese Schuld weder anerkennen noch zu bezahlen gesonnen seyen," sich auf einmal wieder in den vorigen Stand setzen, und bei den mäßigen Abgaben, die das wahre Bedürfniß des Staats unter einer weisen und redlichen Administration erfordert, nach und nach wieder zu dem Grade von Wohlstand gelangen könnten, ohne welchen eine Nation mit allen ihren Menschen- und Bürgerrechten nur ein Haufen armer Teufel ist.

Dieß sind, däucht mich, Gedanken, die einem seit kurzem aus der drückendsten Sklaverei in die ungebundenste Freiheit

übergegangenen Volke über lang oder kurz nothwendig einfallen werden. Die abermaligen achtzig Millionen, womit Ew. Hochmögenden die bereits unerschwingliche Schuld einer Regierung, die nicht mehr ist, neuerlich zu vermehren sich genöthiget sahen, sind wahrlich kein sehr reizender Beweggrund, die Nation zur Uebernahme einer so ungeheuern Last zu bewegen; einer Last, welche wenigstens der gegenwärtigen Generation alle Hoffnung benimmt, des Segens der Freiheit, in welche sie sich gesetzt hat, jemals froh werden zu können. Wie? Die Nationalversammlung hält sich ermächtiget, die beiden ersten Stände, die Klerisei und den Adel, durch einen bloßen Machtspruch ihrer seit tausend Jahren besessenen Rechte und Besitzungen zu berauben; und sie trägt Bedenken, einen Strich durch eine Schuld zu machen, wodurch die ganze Nation aller Früchte ihres Bodens und ihres Fleißes auf ein halbes Jahrhundert wenigstens zum voraus beraubt wird? Sie trägt Bedenken eine Schuld zu vernichten, welche das Volk so wenig zu tilgen verbunden ist, als ein Lehensfolger angehalten werden kann, die muthwilligen Schulden zu bezahlen, womit sein Vorfahrer ohne seine Einwilligung die Lehengüter belästigt hat? War denn die Regierung berechtigt diese Schulden zu machen? — Ohne Zweifel, wofern sie zur Erhaltung des Staats nothwendig waren. Aber ist dieß hier der Fall? Weiß oder behauptet nicht ganz Frankreich das Gegentheil? Oder war es nicht wenigstens eine der ersten Pflichten der Nationalversammlung, vor allen Dingen die Beschaffenheit dieser Schuld, die wirkliche Verwendung aller seit der Regierung Ludwigs XV nach und nach aufgenommenen Summen zu untersuchen, und das, was die Bedürfnisse des Staats davon verzehrten, von dem, was ein übermäßiger Hofstaat, unordentliche Wirthschaft, falsche Politik, Maitressen,

Günstlinge, Parasiten, Spione und privilegirte Blutegel des Staats verschlungen haben, abzusondern? Mit welchem Schatten eines Rechtes können diese letztern der unschuldigen Nation aufgehalset werden? Geht nicht vom funfzehnten Julius eine ganz neue Ordnung der Dinge in Frankreich an? Ist es nicht eben so, als ob die ganze Nation neu erschaffen aus dem Chaos hervorgegangen wäre? Und man will sie für Contracte verantwortlich machen, die ein König, der nur Gott von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hatte, zu einer Zeit einging, da die jetzige freie Nation, in moralischem Sinne, gar nicht existirte?

Ich gestehe, daß ich — weil es doch einmal auch über diesen wichtigen Artikel zwischen der Nation und ihren erlauchten Repräsentanten zur Sprache kommen muß, sehr begierig bin, zu sehen, was die Repräsentanten für Wendungen nehmen werden, ein so despotisches und mit ihren eigenen Grundsätzen in so offenbarem Widerspruch stehendes Verfahren gegen die Nation, die in Kraft ihrer fünfundzwanzig Millionen Fäuste sich einer sehr respectabeln Obermacht bewußt ist, zu rechtfertigen.

Ehe ich mich von Ew. Hochmögenden beurlaube, sey mir vergönnt, noch ein paar Worte zu meiner eigenen Rechtfertigung zu sagen. Ich bin — der Zweifel ungeachtet, die ich gegen die Weisheit, Consequenz und Schicklichkeit einiger Schritte, welche Sie seit ungefähr acht Wochen gethan haben, laut werden zu lassen mir die weltbürgerliche Freiheit genommen habe — weder ein Sklave, noch ein Neider des Glücks und Ruhms der Gallofränkischen Nation. Sie selbst, meine Herren, können nicht überzeugter seyn, als ich es bin;

Daß eine Nation, die sich über ein Jahrhundert lang so mitspielen ließ wie der Ihrigen mitgespielt worden ist, sehr Unrecht hatte, es so lange mit anzusehen;

Daß das allgemeine Beste in einem monarchischen Staat eine solche Constitution erfordert, wodurch die drey Mächte der Staatsverwaltung, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, einander in gehörigem Gleichgewichte halten;

Daß folglich die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden abgesondert seyn muß, und die letztere in keinem Falle berechtigt seyn darf Eingriffe in die richterliche zu thun;

Daß ein jedes Volk ein unverlierbares Recht an so viel Freiheit hat, als mit der nöthigen Ordnung bestehen kann, und daß Freiheit mit Subordination, und Subordination mit Freiheit, die nothwendigste Bedingung des Wohlstandes eines jeden Volkes ist;

Daß die Person und das Eigenthum eines jeden Bürgers unter der Garantie der Constitution oder der Gesetze (welchen alle Glieder des Staats ohne Ausnahme unterworfen seyn müssen) vor aller willkürlichen Gewalt und Bedrückung sicher seyn muß;

Daß jeder Bürger des Staats, ohne Ausnahme, zu den Lasten desselben nach Proportion dessen, was er über das Unentbehrliche besitzt oder einzunehmen hat, beizutragen schuldig ist; und endlich,

Daß Ungleichheit der Stände, des Vermögens, der Kräfte, der Vortheile die man von der bürgerlichen Gesellschaft zieht, und des Drucks den man von ihr zu erleiden hat, nicht nur etwas Unvermeidliches, sondern auch zur Wohlfahrt des Ganzen Unentbehrliches ist.

So übereinstimmig meine Ueberzeugung in diesem allen

mit der Ihrigen seyn mag, so wenig kann ich mich hingegen von der Richtigkeit verschiedener anderer Begriffe und Grundsätze überzeugen, mit welchen die Demokraten, die dermalen in Frankreich den Meister spielen, ein so großes Geräusch machen, und wovon die Nation bereits so traurige Folgen erfahren hat. Zum Beispiel mögen für jetzt nur die Begriffe von Freiheit und Majestät dienen.

Meines Erachtens ist es mit der Freiheit wie mit der Gesundheit. Ein Volk, das sich seit Jahrhunderten unter das Joch einer willkürlichen Regierung geschmiegt, und sich mit seinem Enthusiasmus für Könige, die nur Gott von ihrer Regierung responsabel wären, noch gebrüstet hat, — ein solches Volk auf einmal für frei erklären, ist eben so viel, als wenn man einen Haufen kränkelnder, durch Ausschweifungen entnervter oder durch übermäßige Arbeit und schlechte Nahrung geschwächter Menschen für gesund erklären wollte. Freiheit hängt (so wie Gesundheit) von zwei nothwendigen Bedingungen ab, die beisammen seyn müssen: von einer guten Constitution und von einer guten Lebensordnung. Die erste kann man einem Volke geben; zu der andern muß es durch den Zwang der Gesetze genöthiget werden. Taugt eure Constitution nichts; so macht eine bessere, wenn ihr könnt; die Freiheit sey eine natürliche Folge der Subordination der Bürger unter weise und gerechte Gesetze in einer vernunftmäßigen Constitution! Aber fangt nicht damit an, Sklaven auf einmal in Freiheit zu setzen! Denn die unvermeidliche Folge davon wird seyn, daß sie sich eigenmächtig auch von den Gesetzen und von allen Pflichten frei machen, über alle Schranken springen, und sich in ihrem ersten Freiheitstaumel die brutalsten Ausschweifungen erlauben werden. Die Nationalversammlung hat diese Regel der Klugheit für unnöthig ge-

halten, und sieht bis auf diesen Tag die schönen Folgen davon!

Was die Majestät betrifft, so wird über dem Begriff, den das Volk mit diesem Worte verbindet, immer ein heiliges Dunkel hangen müssen, oder seine magische Kraft verschwindet, und die Majestät wird — was sie jetzt in Frankreich ist. Es ist lächerlich von der Majestät des Volks zu faseln. Die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende, Heilige, Unverletzliche, was dieses Wort in sich schließt, liegt in dem Gesetze, welches nicht (wie man jetzt in Frankreich zu sagen beliebt) der allgemeine Wille des Volks, sondern der Ausspruch der allgemeinen Vernunft ist, und welchem folglich alle Bürger des Staats die unverbrüchlichste Unterwürfigkeit schuldig sind. Aber das Gesetz kann sich nicht selbst handhaben; nur durch die vollziehende Macht wirkt es das was es wirken soll. Es ist also nichts nöthiger, als der vollziehenden Macht das höchste Ansehen, die größte Ehrerbietung, die unverletzlichste Heiligkeit, mit Einem Worte, die Majestät, ohne Widerspruch einzuräumen. Das Volk muß keinen Begriff davon haben, daß man sich ihr widersetzen dürfe; und Unordnung, Frechheit, wilde Gewaltthätigkeit, allgemeine Anarchie sind die Folgen davon, wenn man unvorsichtig genug ist, diesen Talisman zu zerbrechen.

Die Majestät ist also vermöge der Natur der Sache ein Eigenthum desjenigen — dessen Händen die vollziehende Gewalt anvertraut wird. Ob jemand im Staate diese Gewalt und die mit ihr nothwendig verbundene Majestät haben soll, hängt selbst bei der ersten Einrichtung einer Monarchie oder Republik nicht von der Willkür des Volkes ab. Jemand muß sie haben, sey es nun Karl oder Ludwig, Einer oder mehrere. Wer dieser Jemand seyn solle, mag immer von dem Ver-

trauen und der freien Wahl des Volkes abhangen: genug, nicht der Wille des Volks, sondern die Natur und das Wesen der vollziehenden Gewalt enthält den Grund der Majestät. So soll und muß jedes Volk denken, oder es denkt falsch; und der Franzos, der zu seinem Könige spricht; Sire, qui êtes-vous? — vous appartenez à la France, vous êtes son homme, son Procureur, son Intendant — dieser Mensch, wenn gleich die Pariser finden, daß er infiniment d'esprit hat, gehört — ins Tollhaus.

Die Nationalversammlung hat durch ihre Declarationen und Handlungen, vielleicht gegen ihre Absicht, zu dieser Geringschätzung Anlaß gegeben, in welche die königliche Majestät gefallen ist. — Was sind die Folgen davon gewesen? Alle öffentlichen Blätter, alle Privatnachrichten, sind davon voll. Die Unordnung, die Gährung der Gemüther, die schädlichen Wirkungen der Neuerungssucht, des Mißtrauens, des demokratischen Taumels, dauern noch immer fort — sie sind unübersehbar. Man hat dem Volke, welches, vermöge der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, gehorchen muß, die Zügel schießen lassen: es regiert – oder thut was es will, und will nichts mehr thun was es soll. Man hat die neue Constitution damit angefangen, die alte gänzlich aufzulösen, das königliche Ansehen unter die vorgebliche Volksmajestät herab zu würdigen, alle Subordination willkürlich zu machen, mit Einem Worte, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünfundzwanzig Millionen Menschen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlicher Weise vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden seyn werden — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, manches wenigstens,

besser machen können? Wird die neue Ordnung, die aus diesem Chaos — wenn endlich einmal Deus et melior Natura die Oberhand gewinnen — entspringen wird, die unzähligen Wunden, welche der demokratische Kakodämon der freiheitstrunknen Nation geschlagen hat, bald und gründlich genug heilen können, um als eine Vergütung so vieles Uebels angesehen zu werden?

Die Zeit allein kann auf diese Fragen die wahre Antwort geben.

III.

Die zwei merkwürdigsten Ereignisse im Monat Februar 1790.

Geschrieben im März 1790.

Der Monat Februar des Jahres 1790 zeichnet sich durch zwei Ereignisse aus, welche (wenn sie gleich sonst nichts mit einander gemein haben) beide, ihrer grossen und ausgebreiteten Folgen wegen, unter die merkwürdigsten unsrer Zeit gehören.

Die erste ist der tödtliche Hintritt Kaisers Joseph II, der, obwohl schon seit einigen Monaten von vielen gefürchtet, von manchen vielleicht gewünscht, da er endlich am 20sten Februar wirklich erfolgte, schwerlich andre als ganz gefühllose Menschen ohne alle Rührung gelassen hat.

Zwar ist, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, die Zeit schon lange vorbei, da das Leben eines Römischen Kaisers und in Germanien Königs von so wohlthätigen Einflüssen auf das Deutsche Reich seyn konnte, daß der Tod desselben, an sich selbst betrachtet, für eine die ganze Nation betreffende Calamität angesehen würde, und in dieser Rücksicht einen sehr lebhaften und allgemeinen Schmerz erregte. Germanien

hat seit dem biedern, populären und ächt Deutschen kaiserlichen Ritter Maximilian I, keinen Kaiser mehr gehabt, den man in dem Sinne, worin er es war, einen Deutschen König, und einen König der Deutschen hätte nennen können. Der stolze, despotische Geist, die Politik und die weitgränzenden Entwürfe Karls V und Friedrichs II, die fast das ganze sechzehnte und die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch unser Deutsches Vaterland so fürchterlich erschütterten, und dadurch endlich die noch jetzt bestehende, wiewohl noch weit von ihrer möglichsten Vollkommenheit entfernte Verfassung nothwendig machten, haben auch aus dem Verhältniß des höchsten Reichsoberhauptes zu den sämmtlichen Gliedern desselben etwas ganz anders gemacht als es in jenen ritterlichen Zeiten war, und seitdem ist das ehemals so enge Band zwischen ihnen nach und nach so weit und lose geworden, daß die heutigen Stellvertreter der alten Römischen Auguste, als solche dem heiligen Reiche weder viel Gutes noch viel Böses thun können. Jenes erwartet und verlangt man nicht nur nicht von ihnen, sondern es ist vielmehr möglichst dafür gesorgt, daß es nicht in ihren Mächten stehe, der Deutschen Nation irgend eine von den wichtigern Wohlthaten zu erzeigen, wodurch ihr innerer Zustand merklich verbessert werden könnte; und dieses ist (insofern sie nicht durch die Macht ihres eigenen Hauses und ihre auswärtigen Verbindungen dazu in den Stand gesetzt sind) wo möglich noch weniger in ihrer Gewalt. Kurz, der wirkliche Einfluß des Haupts unsers germanischen Staatskörpers auf die gesammten Glieder desselben ist durch die Verfassung selbst so sonderbar modificirt daß — etliche Jahre vorher, ehe sich's irgend ein Franzose einfallen ließ, daß sein König nur ein Subdelegirter der Nation sey, ein ungenannter Deutscher die insolente Frage aufwarf, ob Germanien

denn auch wirklich einen Kaiser oder König nöthig habe? und, was noch mehr ist, diese Frage verneinend beantwortete, ohne daß seine Broschüre einiges Aufsehen gemacht, oder die geringste Nachfrage nach ihrem Verfasser verursacht hätte. — Etwas, das in dem freien Großbritannien, bei einem ähnlichen Falle, gewiß nicht ausgeblieben wäre.

Indessen wenn wir gleich nicht in Abrede seyn können, daß Joseph II, — falls auch die Reichsverfassung seiner Neigung, sich um Germänien nach seiner Vorstellungsart und Ueberzeugung verdient zu machen, weniger enge Gränzen gesetzt hätte, — nicht lange genug gelebt habe, um sich eben so große Rechte an die Dankbarkeit der Nation erwerben zu können, als er an ihre Bewunderung seiner vielen glänzenden und preiswürdigen Eigenschaften hatte: so bleibt es immer ein merkwürdiger Zug des sonderbaren Schicksals dieses Monarchen, daß, da es ihm in seinem Leben die Freude nicht gönnen wollte, seine Nation, die sich so viel von ihm versprach, und besonders seine weitläufigen Erbländer, in den Genuß alles des Guten, so er ihnen zugedacht hatte, zu setzen; ja, da es ihm vielmehr so oft die Kränkung erleben ließ, seine wohlgemeintesten und gemeinnützlichsten Entwürfe scheitern, seine heilsamsten Verordnungen das Gegentheil ihrer löblichen Absichten bewirken zu sehen, es doch gewollt hat, daß er wenigstens im Sterben den Trost habe, daß sein Tod gerade in den Zeitpunkt fallen mußte, wo er (aller billigen Hoffnung nach) wohlthätig für die Welt werden kann.

Und unfehlbar wird dieß auch dereinst von seinem unternehmungsvollen Leben gelten, wenn der Zeitpunkt einmal gekommen seyn wird, wo eine genaue, ungeschmeichelte und von keiner Parteilichkeit verunstaltete historische Darstellung desselben möglich seyn und zur Wirklichkeit kommen wird.

Gewiß wird dann auch die Lebens- und Regierungsgeschichte dieses erhabenen Fürsten, theils als eine Sammlung wichtiger Erfahrungen, theils als Beispiel betrachtet, eine immerwährende Wohlthat für die Menschen werden! Von wenigen Monarchen (vielleicht von keinem einzigen vor ihm) kann mit Wahrheit gesagt werden, daß ihre Regierung ein lehrreicherer Regentenspiegel sey, und grössere, den Völkern und ihren Beherrschern nöthigere und heilsamere Lectionen gebe, als die seinige! — Eine Regierung, in welcher beinahe jeder Tag durch ein neues Gesetz, eine abgestellte Abstellung eines Mißbrauchs, oder eine angefangene Unternehmung bezeichnet war: und gleichwohl, bei einer fast beispiellosen Geschäftigkeit und Selbstaufopferung des Monarchen (der, um seiner Sache recht gewiß zu seyn, alles selbst sehen, selbst denken, selbst berichtigen und selbst ausführen wollte) so voll zu früh geborener oder durch beständiges Abändern unkräftig gemachter Gesetze, unausgeführter, oder verunglückter Unternehmungen, und zurückgemachter Schritte war, daß die Nachwelt zweifelhaft bleiben wird, ob sie mehr den unerschöpflichen und unermüdeten Geist des Fürsten, der so viel Großes und Gutes dachte, wollte und anfing, bewundern — oder über den Eigensinn des bösen Genius mehr erstaunen soll, der Allem, woran er die Hand legte, so hartnäckig und unerbittlich entgegen arbeitete.

Wer, der ein Herz hat, könnte bei dieser doppelten Betrachtung gleichgültig bleiben? Wer wird hier nicht einen traurig nachdenkenden Blick auf das Loos der Menschheit und auf das nur von Unwissenden beneidete Schicksal der Großen der Erde werfen, und wer nicht mit diesem Blick eine Thräne auf Kaiser Josephs II Grab fallen lassen? —

Die andere für ganz Europa, ja für die ganze Menschheit interessante Begebenheit des vorigen Monats ist das am drei=

zehnten desselben erfolgte Decret der Französischen National-Versammlung, wodurch alle Mönchs-Orden und Klostergelübde in Frankreich auf immer aufgehoben und abgeschafft worden, sans qu'il puisse en être établi de semblables à l'avenir. Eine Begebenheit die ihresgleichen in der ganzen katholischen Welt nie gehabt hat; deren sich noch vor wenigen Jahren, niemand zu einer Nation versehen hätte, deren König der erstgeborene Sohn der Kirche ist, und welche, aller entgegen arbeitenden Kräfte und Maschinen ungeachtet, in einer Versammlung zu Stande kam, worin die Klerisei den vierten Theil ausmacht, aber, allem Ansehen nach, von dem bei weitem größern Theil der Nation, deren Wünschen sie entgegen kommt, mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, und zur Ausführung gebracht werden wird; wie sehr auch hierarchischer und aristokratischer Eigennutz, von Aberglauben und Fanatismus unterstützt, sich noch öffentlich und im Dunkeln beeifern werden, auch diesen so nothwendigen Theil der neugeschaffenen französischen National-Verfassung, wo möglich noch zu hintertreiben.

Ich übergehe die Erwägung der mannichfaltigen und großen Vortheile, welche dieses Decret dem Französischen Reiche in politischer und ökonomischer Rücksicht verschafft, die fast unübersehbaren heilsamen Folgen, die es für die Agricultur, die Bevölkerung, die bessere Erziehung der Jugend, den bessern Unterricht des Volks u. s. w. hervorbringen muß; wie viel die Religion selbst, insofern sie ein Beförderungsmittel des allgemeinen Besten ist, dadurch gewinnen, und wie viel die Verbannung des Mönchsgeistes und der ganzen Legion kleiner, unreiner und übelthätiger Geisterlein, die unaufhörlich aus ihm hervorwimmeln, zur Befestigung und Sicherstellung der Constitution selbst beitragen muß. Alle diese Vortheile fallen so sehr in die Augen, und sind, bei den hartnäckigen und

heftigen Debatten, die diesem neuen Triumph des allgemeinen Menschenverstandes und der Vernunft über alle Vorurtheile und Wahnbegriffe vorhergingen, in ein so helles Licht gesetzt worden, daß es überflüssig wäre, sich darüber ausbreiten zu wollen.

Ich überlasse mich hier, indem ich dieses auf ewig merkwürdigen Ereignisses erwähne, bloß dem süßen Gefühl der Freude, die das Herz eines jeden am Wohl der Menschheit theilnehmenden Weltbürgers erquicken muß, bis zu dieser Epoche gelebt zu haben, wo eine der cultivirtesten Nationen von Europa der Welt das große Beispiel einer Gesetzgebung gibt, die, lediglich und allein auf Menschenrechte und wahres National-Interesse gegründet, in allen ihren Theilen und Artikeln immer der klare Ausspruch der Vernunft ist, und daher auch so fest steht, so genau zusammenhängt, und so schön mit sich selbst übereinstimmt, daß ihre Feinde und Tadler selbst, durch die Macht der Ueberzeugung endlich überwältigt und gewonnen werden müssen.

Es ist natürlich, und der menschlichen Schwäche, von welcher sich niemand freisprechen kann, billig zu gut zu halten, daß diejenigen, die unter der neuen Constitution des Französischen Reichs unmittelbar und empfindlich leiden, die Sache von einer ganz andern Seite sehen, und die Freude, die wir andern, zwar nicht dabei gewinnenden, aber auch nichts verlierenden, Weltbürger daran haben, unmöglich theilen können. Wir können und wollen dieß ihnen nicht zumuthen. Aber es ist auf der andern Seite auch eben so natürlich, daß unbefangene Zuschauer, die bei der Französischen Revolution kein anderes Interesse haben, als was die Sache selbst einflößt, eben das Wohlgefallen davon haben müssen, das ein jeder Mensch von gesunden Augen und innern Sinnen empfindet, wenn er

einem geschickten Künstler, der an einem Kunstwerk arbeitet, zusieht, wenn er sieht wie die schöne Form, gleich einer sich entfaltenden Blume, unter den Händen des Meisters hervorsprießt und mit jeder Minute gewisser wird, daß es, nach seiner Vollendung, als ein Meisterwerk dastehen und der Zeit und Vergänglichkeit Trotz bieten werde.

Die Tadler bedenken nicht, daß einer großen Nation, in den Umständen, worin die Französische war, nur durch eine neue Constitution geholfen werden konnte;

Daß eine neue Constitution kein Flickwerk, keine Ausbesserung eines alten, finstern, häßlichen, schlechtgegründeten, übelzusammenhängenden und schon allenthalben mürben und einfallenden Gebäudes seyn kann und darf, sondern von Grund auf, nach einem ganz neuen Risse, und in allen seinen Theilen zweckmäßig und mit sich selbst übereinstimmend aufgeführt werden muß;

Daß dieß unmöglich ist, ohne das alte, schon halb in Trümmern liegende und getünchte Gothische Ungeheuer vollends einzureißen, den Schutt wegzuschaffen, den Grundplatz zu reinigen, und dem neuen Gebäude so viel freien Raum, Luft und Licht zu geben, als es nöthig hat;

Daß es etwas beinahe Unvermeidliches ist, daß bei einer solchen Operation nicht manche wackere Leute incommodirt werden, auch wohl der eine oder andere, zumal wenn er sich nicht gehörig vorgesehen hat, dabei zu Schaden kommen sollte; und daß besonders die Mäuse, Ratten, Iltisse, Sperlinge, Schwalben, Spinnen, Kellerwürmer u. s. w. die ehemals mit vieler Bequemlichkeit ihr Wesen in den alten Gebäuden getrieben hatten, nothwendig durch das neue Werk beeinträchtigt, gestört und aus ihrem wohl hergebrachten Besitze getrieben werden müssen, ohne daß die Bauleute die mindeste Schuld

halten, und sieht bis auf diesen Tag die schönen Folgen davon!

Was die Majestät betrifft, so wird über dem Begriff, den das Volk mit diesem Worte verbindet, immer ein heiliges Dunkel hangen müssen, oder seine magische Kraft verschwindet, und die Majestät wird — was sie jetzt in Frankreich ist. Es ist lächerlich von der Majestät des Volks zu faseln. Die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende, Heilige, Unverletzliche, was dieses Wort in sich schließt, liegt in dem Gesetze, welches nicht (wie man jetzt in Frankreich zu sagen beliebt) der allgemeine Wille des Volks, sondern der Ausspruch der allgemeinen Vernunft ist, und welchem folglich alle Bürger des Staats die unverbrüchlichste Unterwürfigkeit schuldig sind. Aber das Gesetz kann sich nicht selbst handhaben; nur durch die vollziehende Macht wirkt es das was es wirken soll. Es ist also nichts nöthiger, als der vollziehenden Macht das höchste Ansehen, die größte Ehrerbietung, die unverletzlichste Heiligkeit, mit Einem Worte, die Majestät, ohne Widerspruch einzuräumen. Das Volk muß keinen Begriff davon haben, daß man sich ihr widersetzen dürfe; und Unordnung, Frechheit, wilde Gewaltthätigkeit, allgemeine Anarchie sind die Folgen davon, wenn man unvorsichtig genug ist, diesen Talisman zu zerbrechen.

Die Majestät ist also vermöge der Natur der Sache ein Eigenthum desjenigen — dessen Händen die vollziehende Gewalt anvertraut wird. Ob jemand im Staate diese Gewalt und die mit ihr nothwendig verbundene Majestät haben soll, hängt selbst bei der ersten Einrichtung einer Monarchie oder Republik nicht von der Willkür des Volkes ab. Jemand muß sie haben, sey es nun Karl oder Ludwig, Einer oder mehrere. Wer dieser Jemand seyn solle, mag immer von dem Ver-

trauen und der freien Wahl des Volkes abhangen: genug, nicht der Wille des Volks, sondern die Natur und das Wesen der vollziehenden Gewalt enthält den Grund der Majestät. So soll und muß jedes Volk denken, oder es denkt falsch; und der Franzos, der zu seinem Könige spricht; Sire, qui êtes-vous? — vous appartenez à la France, vous êtes son homme, son Procureur, son Intendant — dieser Mensch, wenn gleich die Pariser finden, daß er infiniment d'esprit hat, gehört — ins Tollhaus.

Die Nationalversammlung hat durch ihre Declarationen und Handlungen, vielleicht gegen ihre Absicht, zu dieser Geringschätzung Anlaß gegeben, in welche die königliche Majestät gefallen ist. — Was sind die Folgen davon gewesen? Alle öffentlichen Blätter, alle Privatnachrichten, sind davon voll. Die Unordnung, die Gährung der Gemüther, die schädlichen Wirkungen der Neuerungssucht, des Mißtrauens, des demokratischen Taumels, dauern noch immer fort — sie sind unübersehbar. Man hat dem Volke, welches, vermöge der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, gehorchen muß, die Zügel schießen lassen: es regiert — oder thut was es will, und will nichts mehr thun was es soll. Man hat die neue Constitution damit angefangen, die alte gänzlich aufzulösen, das königliche Ansehen unter die vorgebliche Volksmajestät herab zu würdigen, alle Subordination willkürlich zu machen, mit Einem Worte, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünfundzwanzig Millionen Menschen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlicher Weise vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden seyn werden — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, manches wenigstens,

halten, und sieht bis auf diesen Tag die schönen Folgen davon!

Was die Majestät betrifft, so wird über dem Begriff, den das Volk mit diesem Worte verbindet, immer ein heiliges Dunkel hangen müssen, oder seine magische Kraft verschwindet, und die Majestät wird — was sie jetzt in Frankreich ist. Es ist lächerlich von der Majestät des Volks zu faseln. Die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende, Heilige, Unverletzliche, was dieses Wort in sich schließt, liegt in dem Gesetze, welches nicht (wie man jetzt in Frankreich zu sagen beliebt) der allgemeine Wille des Volks, sondern der Ausspruch der allgemeinen Vernunft ist, und welchem folglich alle Bürger des Staats die unverbrüchlichste Unterwürfigkeit schuldig sind. Aber das Gesetz kann sich nicht selbst handhaben; nur durch die vollziehende Macht wirkt es das was es wirken soll. Es ist also nichts nöthiger, als der vollziehenden Macht das höchste Ansehen, die größte Ehrerbietung, die unverletzlichste Heiligkeit, mit Einem Worte, die Majestät, ohne Widerspruch einzuräumen. Das Volk muß keinen Begriff davon haben, daß man sich ihr widersetzen dürfe; und Unordnung, Frechheit, wilde Gewaltthätigkeit, allgemeine Anarchie sind die Folgen davon, wenn man unvorsichtig genug ist, diesen Talisman zu zerbrechen.

Die Majestät ist also vermöge der Natur der Sache ein Eigenthum desjenigen — dessen Händen die vollziehende Gewalt anvertraut wird. Ob jemand im Staate diese Gewalt und die mit ihr nothwendig verbundene Majestät haben soll, hängt selbst bei der ersten Einrichtung einer Monarchie oder Republik nicht von der Willkür des Volkes ab. Jemand muß sie haben, sey es nun Karl oder Ludwig, Einer oder mehrere. Wer dieser Jemand seyn solle, mag immer von dem Ver-

trauen und der freien Wahl des Volkes abhangen: genug, nicht der Wille des Volks, sondern die Natur und das Wesen der vollziehenden Gewalt enthält den Grund der Majestät. So soll und muß jedes Volk denken, oder es denkt falsch; und der Franzos, der zu seinem Könige spricht; Sire, qui ètes-vous? — vous appartenez à la France, vous ètes son homme, son Procureur, son Intendant — dieser Mensch, wenn gleich die Pariser finden, daß er infiniment d'esprit hat, gehört — ins Tollhaus.

Die Nationalversammlung hat durch ihre Declarationen und Handlungen, vielleicht gegen ihre Absicht, zu dieser Geringschätzung Anlaß gegeben, in welche die königliche Majestät gefallen ist. — Was sind die Folgen davon gewesen? Alle öffentlichen Blätter, alle Privatnachrichten, sind davon voll. Die Unordnung, die Gährung der Gemüther, die schädlichen Wirkungen der Neuerungssucht, des Mißtrauens, des demokratischen Taumels, dauern noch immer fort — sie sind unübersehbar. Man hat dem Volke, welches, vermöge der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, gehorchen muß, die Zügel schießen lassen: es regiert - oder thut was es will, und will nichts mehr thun was es soll. Man hat die neue Constitution damit angefangen, die alte gänzlich aufzulösen, das königliche Ansehen unter die vorgebliche Volksmajestät herab zu würdigen, alle Subordination willkürlich zu machen, mit Einem Worte, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünfundzwanzig Millionen Menschen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlicher Weise vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden seyn werden — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, manches wenigstens,

besser machen können? Wird die neue Ordnung, die aus diesem Chaos — wenn endlich einmal Deus et melior Natura die Oberhand gewinnen — entspringen wird, die unzähligen Wunden, welche der demokratische Kakodämon der freiheitstrunknen Nation geschlagen hat, bald und gründlich genug heilen können, um als eine Vergütung so vieles Uebels angesehen zu werden?

Die Zeit allein kann auf diese Fragen die wahre Antwort geben.

III.

Die zwei merkwürdigsten Ereignisse im Monat Februar 1790.

Geschrieben im März 1790.

Der Monat Februar des Jahres 1790 zeichnet sich durch zwei Ereignisse aus, welche (wenn sie gleich sonst nichts mit einander gemein haben) beide, ihrer grossen und ausgebreiteten Folgen wegen, unter die merkwürdigsten unsrer Zeit gehören.

Die erste ist der tödtliche Hintritt Kaisers Joseph II, der, obwohl schon seit einigen Monaten von vielen gefürchtet, von manchen vielleicht gewünscht, da er endlich am 20sten Februar wirklich erfolgte, schwerlich andre als ganz gefühllose Menschen ohne alle Rührung gelassen hat.

Zwar ist, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, die Zeit schon lange vorbei, da das Leben eines Römischen Kaisers und in Germanien Königs von so wohlthätigen Einflüssen auf das Deutsche Reich seyn konnte, daß der Tod desselben, an sich selbst betrachtet, für eine die ganze Nation betreffende Calamität angesehen würde, und in dieser Rücksicht einen sehr lebhaften und allgemeinen Schmerz erregte. Germanien

hat seit dem biedern, populären und ächt Deutschen kaiserlichen Ritter Maximilian I, keinen Kaiser mehr gehabt, den man in dem Sinne, worin er es war, einen Deutschen König, und einen König der Deutschen hätte nennen können. Der stolze, despotische Geist, die Politik und die weitgränzenden Entwürfe Karls V und Friedrichs II, die fast das ganze sechzehnte und die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch unser Deutsches Vaterland so fürchterlich erschütterten, und dadurch endlich die noch jetzt bestehende, wiewohl noch weit von ihrer möglichsten Vollkommenheit entfernte Verfassung nothwendig machten, haben auch aus dem Verhältniß des höchsten Reichsoberhauptes zu den sämmtlichen Gliedern desselben etwas ganz anders gemacht als es in jenen ritterlichen Zeiten war, und seitdem ist das ehemals so enge Band zwischen ihnen nach und nach so weit und lose geworden, daß die heutigen Stellvertreter der alten Römischen Auguste, als solche dem heiligen Reiche weder viel Gutes noch viel Böses thun können. Jenes erwartet und verlangt man nicht nur nicht von ihnen, sondern es ist vielmehr möglichst dafür gesorgt, daß es nicht in ihren Mächten stehe, der Deutschen Nation irgend eine von den wichtigern Wohlthaten zu erzeigen, wodurch ihr innerer Zustand merklich verbessert werden könnte; und dieses ist (insofern sie nicht durch die Macht ihres eigenen Hauses und ihre auswärtigen Verbindungen dazu in den Stand gesetzt sind) wo möglich noch weniger in ihrer Gewalt. Kurz, der wirkliche Einfluß des Haupts unsers germanischen Staatskörpers auf die gesammten Glieder desselben ist durch die Verfassung selbst so sonderbar modificirt daß — etliche Jahre vorher, ehe sich's irgend ein Franzose einfallen ließ, daß sein König nur ein Subdelegirter der Nation sey, ein ungenannter Deutscher die insolente Frage aufwarf, ob Germanien

denn auch wirklich einen Kaiser oder König nöthig habe? und, was noch mehr ist, diese Frage verneinend beantwortete, ohne daß seine Broschüre einiges Aufsehen gemacht, oder die geringste Nachfrage nach ihrem Verfasser verursacht hätte. — Etwas, das in dem freien Großbritannien, bei einem ähnlichen Falle, gewiß nicht ausgeblieben wäre.

Indessen wenn wir gleich nicht in Abrede seyn können, daß Joseph II, — falls auch die Reichsverfassung seiner Neigung, sich um Germánien nach seiner Vorstellungsart und Ueberzeugung verdient zu machen, weniger enge Gränzen gesetzt hätte, — nicht lange genug gelebt habe, um sich eben so große Rechte an die Dankbarkeit der Nation erwerben zu können, als er an ihre Bewunderung seiner vielen glänzenden und preiswürdigen Eigenschaften hatte: so bleibt es immer ein merkwürdiger Zug des sonderbaren Schicksals dieses Monarchen, daß, da es ihm in seinem Leben die Freude nicht gönnen wollte, seine Nation, die sich so viel von ihm versprach, und besonders seine weitläufigen Erbländer, in den Genuß alles des Guten, so er ihnen zugedacht hatte, zu setzen; ja, da es ihm vielmehr so oft die Kränkung erleben ließ, seine wohlgemeintesten und gemeinnützlichsten Entwürfe scheitern, seine heilsamsten Verordnungen das Gegentheil ihrer löblichen Absichten bewirken zu sehen, es doch gewollt hat, daß er wenigstens im Sterben den Trost habe, daß sein Tod gerade in den Zeitpunkt fallen mußte, wo er (aller billigen Hoffnung nach) wohlthätig für die Welt werden kann.

Und unfehlbar wird dieß auch dereinst von seinem unternehmungsvollen Leben gelten, wenn der Zeitpunkt einmal gekommen seyn wird, wo eine genaue, ungeschmeichelte und von keiner Parteilichkeit verunstaltete historische Darstellung desselben möglich seyn und zur Wirklichkeit kommen wird.

Gewiß wird dann auch die Lebens- und Regierungsgeschichte dieses erhabenen Fürsten, theils als eine Sammlung wichtiger Erfahrungen, theils als Beispiel betrachtet, eine immerwährende Wohlthat für die Menschen werden! Von wenigen Monarchen (vielleicht von keinem einzigen vor ihm) kann mit Wahrheit gesagt werden, daß ihre Regierung ein lehrreicherer Regentenspiegel sey, und größere, den Völkern und ihren Beherrschern nöthigere und heilsamere Lectionen gebe, als die seinige! — Eine Regierung, in welcher beinahe jeder Tag durch ein neues Gesetz, eine abgewendete Abstellung eines Mißbrauchs, oder eine angefangene Unternehmung bezeichnet war: und gleichwohl, bei einer fast beispiellosen Geschäftigkeit und Selbstaufopferung des Monarchen (der, um seiner Sache recht gewiß zu seyn, alles selbst sehen, selbst denken, selbst berichtigen und selbst ausführen wollte) so voll zu früh geborener oder durch beständiges Abändern unkräftig gemachter Gesetze, unausgeführter, oder verunglückter Unternehmungen, und zurückgemachter Schritte war, daß die Nachwelt zweifelhaft bleiben wird, ob sie mehr den unerschöpflichen und unermüdeten Geist des Fürsten, der so viel Großes und Gutes dachte, wollte und anfing, bewundern — oder über den Eigensinn des bösen Genius mehr erstaunen soll, der allem, woran er die Hand legte, so hartnäckig und unerbittlich entgegen arbeitete.

Wer, der ein Herz hat, könnte bei dieser doppelten Betrachtung gleichgültig bleiben? Wer wird hier nicht einen traurig nachdenkenden Blick auf das Loos der Menschheit und auf das nur von Unwissenden beneidete Schicksal der Großen der Erde werfen, und wer nicht mit diesem Blick eine Thräne auf Kaiser Josephs II Grab fallen lassen? —

Die andere für ganz Europa, ja für die ganze Menschheit interessante Begebenheit des vorigen Monats ist das am drei-

zehnten desselben erfolgte Decret der Französischen National-Versammlung, wodurch alle Mönchs-Orden und Klostergelübde in Frankreich auf immer aufgehoben und abgeschafft worden, sans qu'il puisse en être établi de semblables à l'avenir. Eine Begebenheit die ihresgleichen in der ganzen katholischen Welt nie gehabt hat; deren sich noch vor wenigen Jahren, niemand zu einer Nation versehen hätte, deren König der erstgeborene Sohn der Kirche ist, und welche, aller entgegen arbeitenden Kräfte und Maschinen ungeachtet, in einer Versammlung zu Stande kam, worin die Klerisei den vierten Theil ausmacht, aber, allem Ansehen nach, von dem bei weitem größern Theil der Nation, deren Wünschen sie entgegen kommt, mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, und zur Ausführung gebracht werden wird; wie sehr auch hierarchischer und aristokratischer Eigennutz, von Aberglauben und Fanatismus unterstützt, sich noch öffentlich und im Dunkeln beeifern werden, auch diesen so nothwendigen Theil der neugeschaffenen französischen National-Verfassung, wo möglich noch zu hintertreiben.

Ich übergehe die Erwägung der mannichfaltigen und großen Vortheile, welche dieses Decret dem Französischen Reiche in politischer und ökonomischer Rücksicht verschafft, die fast unübersehbaren heilsamen Folgen, die es für die Agricultur, die Bevölkerung, die bessere Erziehung der Jugend, den bessern Unterricht des Volks u. s. w. hervorbringen muß; wie viel die Religion selbst, insofern sie ein Beförderungsmittel des allgemeinen Besten ist, dadurch gewinnen, und wie viel die Verbannung des Mönchsgeistes und der ganzen Legion kleiner, unreiner und übelthätiger Geisterlein, die unaufhörlich aus ihm hervorwimmeln, zur Befestigung und Sicherstellung der Constitution selbst beitragen muß. Alle diese Vortheile fallen so sehr in die Augen, und sind, bei den hartnäckigen und

heftigen Debatten, die diesem neuen Triumph des allgemeinen Menschenverstandes und der Vernunft über alle Vorurtheile und Wahnbegriffe vorhergingen, in ein so helles Licht gesetzt worden, daß es überflüssig wäre, sich darüber ausbreiten zu wollen.

Ich überlasse mich hier, indem ich dieses auf ewig merkwürdigen Ereignisses erwähne, bloß dem süßen Gefühl der Freude, die das Herz eines jeden am Wohl der Menschheit theilnehmenden Weltbürgers erquicken muß, bis zu dieser Epoche gelebt zu haben, wo eine der cultivirtesten Nationen von Europa der Welt das große Beispiel einer Gesetzgebung gibt, die, lediglich und allein auf Menschenrechte und wahres National-Interesse gegründet, in allen ihren Theilen und Artikeln immer der klare Ausspruch der Vernunft ist, und daher auch so fest steht, so genau zusammenhängt, und so schön mit sich selbst übereinstimmt, daß ihre Feinde und Tadler selbst, durch die Macht der Ueberzeugung endlich überwältigt und gewonnen werden müssen.

Es ist natürlich, und der menschlichen Schwäche, von welcher sich niemand freisprechen kann, billig zu gut zu halten, daß diejenigen, die unter der neuen Constitution des Französischen Reichs unmittelbar und empfindlich leiden, die Sache von einer ganz andern Seite sehen, und die Freude, die wir andern, zwar nicht dabei gewinnenden, aber auch nichts verlierenden, Weltbürger daran haben, unmöglich theilen können. Wir können und wollen dieß ihnen nicht zumuthen. Aber es ist auf der andern Seite auch eben so natürlich, daß unbefangene Zuschauer, die bei der Französischen Revolution kein anderes Interesse haben, als was die Sache selbst einflößt, eben das Wohlgefallen davon haben müssen, das ein jeder Mensch von gesunden Augen und innern Sinnen empfindet, wenn er

einem geschickten Künstler, der an einem Kunstwerk arbeitet, zusieht, wenn er sieht wie die schöne Form, gleich einer sich entfaltenden Blume, unter den Händen des Meisters hervorsprießt und mit jeder Minute gewisser wird, daß es, nach seiner Vollendung, als ein Meisterwerk dastehen und der Zeit und Vergänglichkeit Trotz bieten werde.

Die Tadler bedenken nicht, daß einer großen Nation, in den Umständen, worin die Französische war, nur durch eine neue Constitution geholfen werden konnte;

Daß eine neue Constitution kein Flickwerk, keine Ausbesserung eines alten, finstern, häßlichen, schlechtgegründeten, übelzusammenhängenden und schon allenthalben mürben und einfallenden Gebäudes seyn kann und darf, sondern von Grund auf, nach einem ganz neuen Risse, und in allen seinen Theilen zweckmäßig und mit sich selbst übereinstimmend aufgeführt werden muß;

Daß dieß unmöglich ist, ohne das alte, schon halb in Trümmern liegende und getünchte Gothische Ungeheuer vollends einzureißen, den Schutt wegzuschaffen, den Grundplatz zu reinigen, und dem neuen Gebäude so viel freien Raum, Luft und Licht zu geben, als es nöthig hat;

Daß es etwas beinahe Unvermeidliches ist, daß bei einer solchen Operation nicht manche wackere Leute incommodirt werden, auch wohl der eine oder andere, zumal wenn er sich nicht gehörig vorgesehen hat, dabei zu Schaden kommen sollte; und daß besonders die Mäuse, Ratten, Iltisse, Sperlinge, Schwalben, Spinnen, Kellerwürmer u. s. w. die ehemals mit vieler Bequemlichkeit ihr Wesen in den alten Gebäuden getrieben hatten, nothwendig durch das neue Werk beeinträchtigt, gestört und aus ihrem wohl hergebrachten Besitze getrieben werden müssen, ohne daß die Bauleute die mindeste Schuld

daran haben, oder mit Billigkeit bezichtigt werden können, aus Groll, heimlichem Neid und andern bösen Tücken gegen besagte Mäuse, Ratten u. s. w. dabei zu Werke zu gehen.

Lassen wir die Allegorie fahren und bringen die Sache auf die einfachesten Begriffe!

Eine Nation muß sich, auch wohl mit einer Gothischen und Longobardischen Constitution, mit einer Gesetzgebung, die gar nicht für sie gemacht ist, und unter dem Druck einer ungeheuren Last alter böser Gewohnheiten und Mißbräuche behelfen, wenn sie es nicht ändern kann; d. i. wenn sie weder die Einsichten noch die Kräfte und Hülfsmittel hat, sich mit vorauszusehendem gutem Erfolg in eine bessere Verfassung zu setzen.

Wofern sie aber dieß will und kann, so wäre es Unsinn, wenn sie sich nicht die vernunftmäßigste Constitution und Gesetze geben wollte.

Nun kann aber die neue Constitution nicht durchaus vernunftmäßig seyn, wofern nicht alle politischen und sittlichen Irrthümer, alle Wahnbegriffe, die das Licht der Vernunft nicht aushalten, alle alten Einrichtungen, Institute und Gewohnheiten, die ohne offenbaren Schaden des Ganzen nicht bestehen können, gänzlich aufgehoben und vernichtet werden.

Die Repräsentanten der Nation, denen die Arbeit aufgetragen ist, können und dürfen also, ohne ihr eigenes Werk zu untergraben, nicht ein einziges Vorurtheil gelten lassen, nicht eines einzigen Mißbrauchs verschonen. Sie würden, wenn sie sich eine solche Nachsicht zu Schulden kommen ließen, das in sie gesetzte Vertrauen schändlich betrügen, und das Verbrechen gegen das allgemeine Beste der Nation begehen, ein Verbrechen, welches, wissentlich begangen, unter keinen Umständen zu verzeihen ist.

Die Majorität der Französischen Nationalversammlung, von allen diesen unwidersprechlichen Wahrheiten überzeugt, thut also bloß, was sie zu thun schuldig ist, indem sie die Krankheiten und Schäden der Nation von Grund aus curirt. Sie weiß, daß die Vernunft mit der Unvernunft, das Recht mit dem Unrecht, die Ordnung mit der Unordnung, die Freiheit mit dem Despotismus, die Religion mit dem Bonzengeist, nicht capituliren darf. Entweder sie mußte alles lassen wie es war, oder sie mußte alles Alte wegschaffen und alles neu machen. Niemand (als ein Thor oder Bettler) — sagt ein Volkslehrer, gegen dessen Autorität Bischöfe und Mönche nichts einwenden werden — niemand flickt einen alten Mantel mit neuen Lappen.

Aber freilich müssen wir uns hier nicht verbergen wollen, daß die Französischen Gesetzgeber sehr glücklich sind, es mit einer Nation zu thun zu haben, die in der Cultur und Aufklärung schon so große Fortschritte gemacht hat; die, anstatt den Verbesserungen Hindernisse in den Weg zu legen, ihnen mit Enthusiasmus entgegenkommt, und alles mögliche Gute, das ihr gethan wird, für gut, alle Uebel, wovon sie befreit wird, für Uebel erkennt. Glücklich ist sie, fast immer voraus zu wissen, daß sie bei ihren kühnsten Unternehmungen nur die Wünsche ihrer Obern und Committenten erfüllt. — „Es ist schon lange (sagte der Duc de la Rochefaucould in der Session vom 13 Februar), daß die öffentliche Meinung in Frankreich die Frage, welche wir jetzt in Ueberlegung nehmen sollen, entschieden hat; schon lange verlangt sie die Aufhebung der Mönchs- und Klosterorden.“ — Die Rede ist hier nicht von den Gesinnungen und Handlungen der aristokratischen und hierarchischen Partei, die aus Privatinteresse und Leidenschaft keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, das Volk, so viel

an ihnen ist, zu verwirren, zum Mißtrauen zu verleiten und in unruhige Bewegung zu setzen. Auch das edelste und verständigste Volk bleibt Volk. Aber das Französische hat schon zu viel Beweise gegeben, daß selbst die roheste Classe desselben auf den ersten Ruf der Vernunft wieder zurückkommt, als daß man Ursache hätte zu fürchten, die übelthätigen Bemühungen seiner Aufwiegler sollten ihren Zweck jemals erreichen können.

Mit was für ganz andern Menschen hatte es K. Joseph II zu thun, und wie weit waren seine Staaten noch davon entfernt zu einer allgemeinen Reformation hinlänglich vorbereitet, und aufgeklärt genug zu seyn, um selbst die Wohlthaten, die er ihnen erweisen wollte, für solche zu erkennen! Auch er hatte den großen Gedanken, den die Französische Nationalversammlung jetzt in seinem Umfange ausführt, lange vorher in seiner Seele getragen, ehe jemand nur die Möglichkeit, der in so kurzer Zeit erfolgten Revolution in Frankreich dachte. Aber was für unübersteigliche Hindernisse thürmten sich ihm entgegen! Wie wurde ihm jeder Schritt disputirt, und wie zufrieden mußte er seyn, mit vieler Mühe nur einen kleinen Theil von demjenigen erhalten zu können, was die Französischen Thesmotheten unter günstigern Umständen auf einmal und ohne einige Einschränkung im Ganzen auszuführen im Stande sind.

So viel liegt daran, ob der Wille dessen, der an der Spitze eines Volks steht, wirklich der allgemeine Wille ist oder nicht.

IV.

Unparteiische Betrachtungen

über die Staatsrevolution in Frankreich.

Geschrieben im Mai 1790.

„In lange schon bestehenden polizirten Staaten, worin der Druck der höchsten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daß er von den meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daß der große Haufe die ihm aufgebürdeten Lasten eben so gedankenlos wie jedes andere Lastthier die seinigen trägt; wo zu allen physischen Ursachen des leidenden Gehorsams noch so viele moralische hinzu kommen, und besonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunsten des Despoten wirkt, und die Priester (so lange er sich nicht gelüsten läßt, ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutasten seine furchtbare Leibwache sind: in solchen Staaten wird der tyrannische Uebermuth auf der einen, und die sklavische Unterwürfigkeit auf der andern Seite, oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indessen ereignet sich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzustraff gespannte

Bogen plötzlich bricht, daß ein aufs Aeußerste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günstige Umstände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seine Unterdrücker geltend macht."

Als mir diese prophetischen Worte im August 1787 bei einer Unterredung mit dem Lucianischen Menippus im Elysium entfielen, war es zwar unmöglich, daß mir Frankreich nicht vorzüglich dabei im Gedanken hätte liegen sollen: aber weit entfernt, mich deßwegen für einen großen Weissager zu halten und mit einer Prophezeyung Parade zu machen, die ungefähr mit der Weissagung, daß die Sachen in Frankreich unmöglich so, wie sie jetzt sind, bleiben können, von Einem Schlage ist, — gestehe ich vielmehr gern, daß ich mir damals wenig davon träumen ließ, daß die Französische Nation die Wahrheit jener Behauptung in weniger als drei Jahren durch eine Revolution bestätigen würde, von welcher die Weltgeschichte noch kein Beispiel hat. Denn, daß ein Jahrhunderte lang mißhandeltes Volk endlich, wenn das Maß seiner Geduld überläuft, mitten in dem allgemeinen Gefühl seines elenden Zustandes plötzlich von einem eben so allgemeinen Bewußtseyn der unendlichen Ueberlegenheit seiner Kräfte ergriffen, glückliche oder unglückliche Versuche mache, sich selbst zu helfen, — ist eine Begebenheit, die sich schon oft genug zugetragen hat: aber daß eine große Nation, die sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, das Recht des Stärkern gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, ihre Stärke mit solcher Weisheit gebrauche, und, indem sie sich in die unverjährbaren Rechte des Menschen und des Bürgers wieder einsetzt, sich eine Staatsverfassung gebe, die auf der festen Grundlage dieser Rechte ruht, und in allen ihren Theilen ein mit sich selbst und mit dem

letzten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft übereinstimmendes Ganzes ist, — dieß hat die Welt noch nie gesehen, und der Ruhm, ein solches Beispiel zu geben, scheint der Französischen Nation aufbehalten zu seyn.

Kein Wunder also, daß von dem ersten Augenblick einer so großen, nie erhörten, nie für möglich gehaltenen Revolution an, nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit Europens auf dieses erstaunliche Schauspiel geheftet war, sondern daß unter so vielen Millionen auswärtiger Zuschauer, die kein unmittelbares Interesse dabei hatten, dennoch nur wenige waren, die in den ersten Tagen sich nicht durch einen beinahe unfreiwilligen Instinct gedrungen gefühlt hätten, Antheil an der Sache zu nehmen, den edeln Männern, die ihr Charakter, ihr Muth und ihre vorzüglichen Geisteskräfte an die Spitze einer durch den unleidlichsten Despotismus aufs Aeußerste gebrachten, großen, edeln, aufgeklärten, geist= und muthvollen Nation gestellt hatte, Beifall zuzurufen, und mit ungewöhnlicher Unruhe, und mehr oder weniger leidenschaftlicher Bewegung dem Erfolg entgegen zu harren.

Ohne Zweifel war diese Theilnehmung bei manchen dieser Zuschauer eine natürliche Folge ihrer innigsten Ueberzeugung, „daß die Sache der Volkspartei in Frankreich die gute Sache, daß sie die allgemeine Sache der Menschheit sey," und daher kam es auch, daß sie durch alle Wendungen, welche diese Sache nahm, selbst durch Ereignisse, die eine allgemeine Mißbilligung erregten und erregen mußten, und durch alles, was gegen den moralischen Charakter und die Lauterkeit einiger Häupter der Volkspartei einzuwenden seyn mochte, nicht irre machen ließen, sondern immer ihrem ersten Wunsche getreu blieben, die gute Sache endlich triumphiren, und eine der gänzlichen politischen Auflösung nahe gebrachte Nation, durch Freiheit

mit Gemeingeist und durch eine durchaus auf wahre und vernünftige Grundsätze zweckmäßig gebaute Constitution in ein neueres besseres Leben zurückgerufen zu sehen.

Ich denke zu gerne das Beste und Rühmlichste von meiner eigenen Nation, um nicht zu hoffen, daß die Anzahl derjenigen unter uns, welche so gesinnt zu seyn fähig sind, größer sey als man den Anscheinungen nach vermuthen sollte. Aber demungeachtet glaube ich, ohne eben des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig zu werden, behaupten zu können, daß diese unerhörten Begebenheiten auf die Meisten bloß als Schauspiel gewirkt haben; ungefähr nach eben den Naturgesetzen, vermöge deren jede ungewöhnliche Execution eines merkwürdigen Verbrechers, oder jede Tragödie von Englisch-Deutscher Art und Kunst, worin alles recht bunt und toll durch einander geht, alles von Thatkraft und Handlung strotzt, nur recht viel geschwärmt, geraset und gemordet wird, und recht überschwänglich viel Dinge, die noch in keines Menschen Ohr oder Herz gekommen sind, gesprochen und gethan werden, so große Wirkungen auf das Publicum thut, und thun muß. Daher kam es denn auch, daß so viele — anstatt die Folge der Begebenheiten in dem natürlichen Zusammenhange der Wirkungen mit ihren wahren Ursachen zu übersehen, und die einzelnen Ereignisse nach ihrem Verhältniß zum Ganzen zu schätzen — ihre Gesinnungen, Urtheile und Wünsche beinahe mit jeder neuen Scene des Drama's veränderten, und vom Ganzen immer nach den momentanen Eindrücken urtheilten, die das Einzelne auf sie machte.

Daß Menschen mit den Gebrechen der menschlichen Natur behaftet sind, soll ihnen niemand, wenigstens keiner der selbst ein Mensch ist, übel nehmen: und daß ein so unendlich zusammengesetztes, vielseitiges und verwickeltes Phänomen, als

die Einreißung eines alten baufälligen Staatsgebäudes und die Aufführung eines neuen (zumal in vorliegendem Falle), kein Gegenstand ist, der von allen Menschen aus einerlei Gesichtspunkt und in einerlei Licht gesehen, geschweige übersehen werden kann, versteht sich wohl von selbst; nichts davon zu sagen, daß keinem, der auf die eine oder andre Weise persönlich bei einer solchen Umkehrung der Dinge betroffen ist, oder sich des Horazischen „tua res agitur paries cum proximus ardet" bei dieser Gelegenheit erinnert, zuzumuthen ist, alles eben so unbefangen und unparteiisch anzusehen, als Leute die bei der Sache weder zu gewinnen noch zu verlieren haben.

In allen diesen Rücksichten finde ich also nichts natürlicher, als daß der Gesichtspunkt, aus welchem die Französische Revolution anfangs beinahe in ganz Deutschland angesehen wurde, sich bei den meisten nach und nach verrückt hat; und daß die Anzahl derjenigen immer größer wird, welche glauben, die Nationalversammlung gehe in ihren Anmaßungen viel zu weit, verfahre ungerecht und tyrannisch, setze einen demokratischen Despotismus an die Stelle des aristokratischen und monarchischen, reize durch übereilte und unweise Decrete auf der einen, und durch factiöse Aufhetzungen auf der andern Seite, das verblendete und aus dem Taumelkelch der Freiheit berauschte Volk zu den entsetzlichsten Ausschweifungen, und stürze eines der herrlichsten Reiche der Welt, unter dem Vorwande es regeneriren zu wollen, in alle Gräuel und in das ganze, unabsehbare Elend der Anarchie u. s. w. Alle diese und dergleichen Urtheile, die man so häufig in der Welt zu hören bekömmt, sind aus den angedeuteten und zwanzig andern ganz natürlichen Ursachen leicht zu erklären, und sind, im Grunde, die unschädlichste Sache von der Welt. Aber wenn wir solche Urtheile auch zu lesen bekommen, und von

Schriftstellern, die bei unserm Publicum den Ton angeben; ja wenn einige gar so weit gehen, mit dem offenbarsten Parteigeiste vergiftete Declamationen einer Faction — deren Wünsche, alles wieder auf dem alten Fuße zu sehen so wenig als ihre Beweggründe zweideutig sind — als Urkunden anzusehen, woraus sich das Unheil, das die Nationalversammlung über das unglückliche Frankreich gebracht habe, gar schön erklären lasse u. s. w. Dieß ist, däucht mich, nicht so ganz unbedeutend, daß diejenigen, welchen es bei einer so wichtigen und die ganze Menschheit interessirenden Sache bloß um Wahrheit zu thun ist, sich begnügen könnten, es, wie so manches, was unter uns für den Augenblick geschrieben und gedruckt, und beinahe eben so schnell als gelesen, wieder vergessen wird, für nicht geschrieben anzusehen. Ich gestehe, daß es mir mächtig auffiel, als ich vor einigen Tagen in einer unser allgemein gelesensten Zeitschriften, nach einer zum Theil wahren summarischen Darstellung des dermaligen zerrütteten Zustandes in Frankreich (wobei aber nicht bemerkt wird, daß er eine eben so nothwendige Folge des unmittelbar vorhergehenden heillosen Zustandes ist, woran die Nationalversammlung ganz unschuldig war), folgende Stelle las, die, wie es scheint, eine von denen ist, die der Herausgeber aus mündlicher Erzählung eines respectabeln Reisenden gezogen hat.

„Mehr wie einmal fragte ich: wie in aller Welt konnte eine Versammlung von mehr als tausend Staatsbürgern so weit herabsinken, daß sie alle Bande, alle Ressorts der großen Französischen Gesellschaft verstörte? und jedesmal antwortete man mir, fast einstimmig, folgendes.“ — „Nehmen Sie ein Duzend der ruchlosesten Bösewichter an, deren ein jeder fähig ist in die Fußstapfen Cromwells zu treten, und sehen Sie diese an der Spitze der Versammlung. Vergesellschaften

Sie mit ihnen ein funfzig Bösewichter von der zweiten Classe, durch welche jene Häupter wirken, und vornehmlich M***, der den zügellosen Pöbel von der Vorstadt St. Antoine, die Agioteurs vom Palais royal und überhaupt die Schwindelköpfe von der Hauptstadt wie Marionetten bewegt. Neben diesen figuriren ein zweihundert schwärmerische Oekonomisten und widersinnige Metaphysiker, in deren erstem Gliede der Dupont und der Abbé Siéyes stolz einhertreten. Hieher gehören auch die Schüler des Rousseau, des Montesquieu, des Delolme und des Amerikanischen Congresses; diese sind die Hauptacteurs. Hinter ihnen folgen ein paar hundert kleinstädtische Advocaten und Dorfpfarrer, die so unwissend als möglich und ganz trunken von der Ehre sind, die größte Monarchie von der Erde zu regieren, und den König und seine Minister und die Herren Intendants und ihre Subdélégués vor welchen sie noch ehegestern zitterten, in den Staub zu legen. — Dieses ist der active Theil der Nationalversammlung. Der passive Theil besteht in etwa dreihundert grundehrlichen Leuten, die über das Unglück, das sie stiften helfen, seufzen, aber wachend und träumend den Morddolch, der sie täglich bedroht, und die patriotische Laterne im Sinne haben. Die letztern Dreihundert bis Dreihundertundfunfzig sind brave nachdenkende Leute, die sich beredet haben, daß der ganze Despotismus mit allen seinen Werken und Wesen zu Grunde gehen müsse, die wenig oder nichts dazu sagen, wenn kluge oder nützliche Sachen abgehandelt werden, und mit großem Geschrei eine überwiegende Majorität für alle tollen und impracticablen Projecte bilden, damit ja das Maß unsers Elends bald voll werde. —"

Indessen, wie schwer es mir auch zu begreifen ist, daß Männer von Einsicht, die bei allem, was jetzt in Frankreich

vorgeht, bloße Zuschauer sind, die Sache so einseitig ansehen; so ist es doch meine Sache nie gewesen, mit jemandem darüber zu hadern, daß er irgend eine Weltbegebenheit, zumal eine wie diese, anders sieht und beurtheilt als ich. Ein jeder sieht und urtheilt, wie er kann, zuweilen auch wie er will; in beiderlei Fällen steht er für sich selbst, und sein Urtheil, wie groß auch sein persönliches Ansehen seyn mag, kann doch nur insofern gelten, als die Gründe, die er dafür angibt, jede genaue Prüfung aushalten. Aber da öffentliche Erörterungen dieser Art so leicht persönlich werden, und von diesem Augenblicke an aufhören das Wahre allein zum Gegenstande zu haben; so bitte ich bloß um Erlaubniß, meine Meinung mit meinen Gründen, ohne polemische Rücksicht auf andere, so gelassen und unbefangen vorzutragen, als ich glaube, daß man seyn muß, wenn es darum zu thun ist, in einer so vielseitigen, so verwickelten, und, besonders was die Thatsachen, die handelnden Personen und geheimen Springfedern betrifft, noch mit so viel Dunkelheit umfangenen Sache, die bloße Wahrheit zu suchen. Wahrheit ist doch am Ende unser größtes und allgemeinstes Interesse; und gewiß können wir sie in jeder problematischen Sache am ehesten zu finden hoffen, wenn wir — mit Beseitigung aller Vorurtheile, einseitiger Nachrichten, Anekdoten, angeblicher geheimer Aufschlüsse, und entweder wirklich passionirter oder absichtlich mit künstlicher Wärme geschriebener Declamationen, von welcher Partei sie auch herkommen mögen — bloß unläugbare Grundsätze, Thatsachen die vor den Augen der ganzen Welt offen liegen, Urkunden, deren Aechtheit niemand läugnen kann, und überhaupt das, was vermöge der menschlichen Natur wahr und durch die allgemeine Erfahrung aller Zeiten bewährt und befestigt ist, zu Führern nehmen.

Ueberhaupt ist der Zeitpunkt noch weit entfernt, wo man eine zuverlässige unparteiische, Personen und Sachen richtig darstellende, und den wahren Gang der Begebenheiten in ihrem Zusammenhang mit ihren nächsten und entfernten Ursachen verfolgende, Geschichte Ludwigs XVI und der gegenwärtigen politischen Krisis in Frankreich erwarten darf; wenn anders eine solche Geschichte jemals zu hoffen ist: und so lange uns diese fehlt, werden wir über tausend Dinge, worüber manche Leute mit ihren popanzischen Meilenstiefeln so leicht wegschreiten, nie recht ins Klare kommen. Paris, der Hauptschauplatz dieses großen Drama's, ist gerade der Ort, wo es am schwersten, oder vielmehr ganz unmöglich ist, die reine Wahrheit über das, was man am liebsten wissen möchte, zu erfahren: denn wer ist dort unparteiisch, ohne Vorurtheil, ohne Liebe oder Haß, ohne Furcht oder Hoffnung? Wer hat bei der neuen Ordnung der Dinge, oder bei der Wiederherstellung des vormaligen Systems, nichts zu gewinnen oder zu verlieren? Von wem ist zu erwarten, daß er denen, die zu einer andern Partei, als zur seinigen halten, ein dem seinigen gerade entgegenstehendes Interesse haben, strenge Gerechtigkeit werde widerfahren lassen? Der Franzose, der immer im Superlativ liebt oder haßt, bewundert oder verabscheut, kann dieß ohnehin weniger als andre Menschenkinder. Wie groß mag nun wohl jetzt die Zahl der Weisen seyn, deren Kopf in dieser allgemeinen Gährung der Gemüther frei und heiter genug bleiben kann, um in ihren Urtheilen immer gerecht und billig zu seyn, und deren Herz rein, stark und edel genug ist, weder von eigenen noch fremden Leidenschaften beunruhigt, angesteckt und hingerissen zu werden? — Es wäre eine Thorheit, nur ein Wort mehr darüber zu verlieren, daß unter solchen Umständen nichts unsicherer sey, als was Rei-

sende, wie respectabel sie auch immer seyn mögen, in Paris oder andern Orten sagen hören, und nichts verdächtiger als die Geheimnachrichten von den Männern, die bisher in der Nationalversammlung und bei der Revolution überhaupt die wichtigsten Rollen gespielt haben, oder von den verborgnen Springfedern der Begebenheiten, wovon wir andern nur sehen was in die Sinne fällt, die aus Paris an Deutsche Correspondenten geschrieben werden. Billigkeit und Klugheit rathen uns also, über viele wichtige Dinge, die nur die Zeit in ihr wahres Licht setzen kann und wird, besonders über einzelne Personen, zumal diejenigen, die von der einen Partei am lautesten gepriesen und von der andern am bittersten geschmähet werden, unser Urtheil noch zurückzuhalten.

Indessen liegen bereits mehr als hinlängliche Data in unwidersprechlichen Urkunden der Welt vor Augen; die Sache selbst spricht laut genug, um der Wahrheit, durch das alles betäubende Geschrei der Parteien, bei jedem, der Ohren zu hören hat, Gehör zu verschaffen; und wir haben wahrlich nicht nöthig, den Ausgang zu erwarten, um zu wissen, was wir von der Französischen Nationalversammlung nach ihren bisherigen Handlungen und Beschlüssen denken sollen. Dieser Ausgang ist noch sehr ungewiß. Niemand kann daran zweifeln, daß wirklich an einer Gegenrevolution gearbeitet wird, und, wenn sie auch neunmal mißlingen sollte, nach einander doch endlich das zehntemal gelingen kann. Denn, ohne daß eine Verabredung oder Zusammenverschwörung nöthig wäre, arbeiten alle diejenigen, deren Interesse es ist, die Sache wieder auf den alten Fuß zu bringen, mit vereintem Willen und mit einem ganz andern Eifer, als den der bloße Patriotismus einflößen kann, der Nationalversammlung entgegen. Ihr Name ist Legion. Der größte Theil der hohen Geistlichkeit und des

Adels, die Hofleute, die Parlamenter mit ihrem ganzen Anhange, die Finanzleute, mit dem ganzen ungeheuren Schweife, den der vielköpfige Drache nach sich schleppt, kurz eine Menge der angesehensten, mächtigsten und reichsten, die bei der neuen Constitution nur verlieren können, hingegen genug gewonnen haben, wenn sie sich im Besitz ihrer althergebrachten Vortheile erhalten, sind eben so viele natürliche Feinde der Revolution, die das Mögliche und Unmögliche versuchen, sie noch vor ihrer Vollendung wieder umzustürzen. Es scheint beinahe unmöglich zu seyn, daß die kleine Zahl der aufgeklärten Freunde der Freiheit (von welchen im Grunde alles herkommt, was bis jetzt in der Nationalversammlung Gutes gewirkt worden ist), durch die unermüdeten geheimen und zum Theil öffentlichen Machinationen der königlich-aristokratischen, hierarchischen und parlamentarischen Parteien, nicht unvermerkt der bisherigen Majorität, und (was dem ganzen Regenerationswerke auf einmal ein Ende machen würde) des Vertrauens der Nation, ihrer einzigen Stütze, beraubt werden sollte. Wer kennt die Menschen so wenig, um nicht zu wissen, was Volk ist, und wie leicht es sich unter gewissen Umständen aus einem Extrem in ein anderes werfen läßt; wie geneigt es ist, sich von denen, die sich in einer großen allgemein gefühlten Noth an seine Spitze stellen, alles, sogar das Unmögliche, zu versprechen? aber wie schnell es auch, wenn diejenigen, die es als seine Schutzengel betrachtet, nicht auf der Stelle durch Zaubermittel und Wunderwerke helfen können, von den luxuriantesten Hoffnungen zur höchsten Muthlosigkeit und Ungeduld überzugehen fähig ist? wie ungestüm und vernunftlos die Bewegungen sind, denen es sich in einem solchen Augenblicke von Ungeduld und Verzweiflung überläßt, und wie wenig alsdann dazu gehört, sein sonst natürliches richtiges Auge ver-

massen zu verblenden, daß es die immer verkannten offenbaren Urheber seines Elends nun auf einmal für seine Erretter, seine getreuesten Freunde hingegen für die Werkzeuge — und die einzigen Mittel, wodurch ihnen geholfen werden konnte, für die Beschleunigung seines gänzlichen Verderbens ansieht? Wer auf den zeitherigen Gang der Sachen etwas genauer Acht gegeben hat, kann sich schwerlich des Gedankens enthalten, daß alle Bemühungen der Gegenpartei darauf angelegt und combinirt waren und noch sind, diesen unseligen Augenblick bei dem Volke herbeizubringen, um alsdann auf einmal die Mine springen zu lassen, an welcher von dem Tage an gearbeitet ist, da der dritte Stand das Uebergewicht über die beiden ersten erhielt, und die Etats-généraux, welche eigentlich nur dem Hofe und den Ministern aus der Verlegenheit helfen sollten, in eine Versammlung von Repräsentanten der Nation verwandelt wurden, die sich ihrer ursprünglichen Rechte bemächtigte, um sich selbst zu helfen, da die bisherigen Steuermänner des Staats deutlich genug erklärt hatten, daß sie ihr nicht mehr zu helfen wüßten.

Indessen, wie gefährlich auch diese Aspecten immer seyn mögen, bleibt es — trotz aller entgegenarbeitenden Kräfte, welche durch die größtentheils ganz unvermeidliche Zusammenwirkung so vieler Hindernisse und widriger Umstände, ihre Arbeit, so zu sagen, schon halbgethan sahen — immer eine mögliche Sache, daß es dem guten Genius der Französischen Nation noch gelingt, den Sieg davonzutragen: oder, unverblümt zu reden (denn ich denke mir diesen guten Genius nicht als einen Deus ex Machina) daß der verständigste und aufgeklärteste Theil der Nation so viel Einfluß über die Menge behalte, daß diese letztere ruhig bleibe; daß sie den Stellvertretern der Nation die nöthige Zeit lasse, das angefangene

Werk (das größte, woran Menschen jemals gearbeitet haben, und womit man auch unter weit günstigern Umständen kaum in kürzerer Zeit hätte fertig werden können), zur Vollendung zu bringen, und anstatt zu verlangen, daß das goldene Saturnische Alter durch einen Zauberschlag auf einmal hergestellt werde, in Geduld die bessern Zeiten erwarte, die (insofern man sie nicht selbst im Keime schon vernichtet) eine natürliche und unfehlbare Folge einer freien Constitution, einer richtigen Vertheilung der politischen Macht und einer zweckmäßigen Organisation des Staatskörpers seyn werden.

Sollte dieß nicht der Fall seyn, sollte der böse Genius, oder vielmehr die Legion von unsaubern Geistern, die (unter so durchsichtigen Vorwänden, daß sogar ein Blinder ihre wahren Beweggründe und Absichten sehen kann) so geschäftig sind, das angefangene gute Werk zu hindern, sollte diese (wie es nur zu sehr das Ansehen gewinnt) mit Hülfe eines durch alle möglichen Reizmittel bethörten und zum Wahnsinn gebrachten Pöbels das Uebergewicht über die Nationalpartei erhalten: so ist nur zu sehr zu besorgen, daß die Anarchie (deren Namen die Feinde der neuen Constitution, mit handgreiflichem Mißbrauch desselben, dem momentanen Zustande des Ueberganges aus dem politischen Todeskampf in ein neues Leben beilegen) — daß, sage ich, die Anarchie, mit allen ihren Abscheulichkeiten wirklich eintreten, und ein Bürgerkrieg, worin beide Parteien um Tod oder Leben kämpfen, Frankreichs Elend und Verderben vollenden würde.

Ueberhaupt kann ich mir (außer dem vorbesagten Fall) nur zweierlei Ausgang der gegenwärtigen Krisis in Frankreich als möglich vorstellen. Der erste, und nach meiner Ueberzeugung der einzig wünschenswürdige, wird unfehlbar erfolgen, wenn man der Nationalversammlung die nöthige

Zeit und Ruhe läßt, die zwei großen Gegenstände ihrer angefangenen Arbeiten, die Finanzen und die Constitution, in Ordnung, ins Reine und zur Vollendung zu bringen: — und dann werden alle die schändlichen Pamphlets, womit man zeither die Nation zu verwirren, zu verblenden, zu erschrecken und aufzuhetzen gesucht hat, von selbst in ihr Nichts zerstieben, die ungestümen Wogen des Parteigeistes werden sich legen, und zu dieser ruhigern, aber zum Leben des Staats unentbehrlichen Bewegung herabsinken, ohne welche sich keine Freiheit in einer Monarchie denken läßt; diejenigen selbst, welche dem allgemeinen Besten die größten Opfer bringen mußten, werden durch die neue Ordnung der Dinge eine (wenn sie anders billig sind) hinlängliche Vergütung erhalten; und die ganze Nation wird, indem sie die Aussaat der gemeinsamen Glückseligkeit, deren Früchte ihre Nachkommenschaft ernten wird, aufkeimen und gedeihen sieht, die edeln und aufgeklärten Männer segnen, denen sie die größte aller Wohlthaten, Freiheit unter vernünftigen Gesetzen, die sie sich selbst gegeben hat, und Sicherheit eines festgegründeten, immer steigenden Wohlstandes, zu danken haben wird.

Der andere wird erfolgen, wenn die sogenannte aristokratische oder Hofpartei Mittel finden sollte, das Volk in der Hauptstadt und in den Provinzen, ohne daß es zu dem fürchterlichen Extrem eines allgemeinen Bürgerkrieges käme, dergestalt zu gewinnen, daß sie die dermalige Nationalversammlung aufheben, alle ihre Arbeiten und Decrete vernichten, und sich im Stande sehen könnte, die Nation, unter scheinbaren, wiewohl höchst betrüglichen Vorspiegelungen einer angeblichen Ausbesserung des (keiner Reparatur fähigen und gänzlich unbewohnbar gewordenen) alten Staatsgebäudes, von dem verhaßten und übelberüchtigten Freiheitsfieber zu heilen, und

unvermerkt wieder unter das vorige Joch zu bringen. Ein Ausgang, der vielleicht unter den jetzigen Umständen nicht zu befürchten ist, aber nichts weniger als unwahrscheinlich wäre, wenn die besagte Partei einen König wie Franz I oder Ludwig XIV und einen Premierminister wie Cardinal Mazarin war, oder vielmehr wie er seyn würde wenn er seine Rolle jetzt spielen sollte, an ihrer Spitze hätte. Dieß ist es, was die Partei so gerne sähe, die (wie es in dem wüthenden mordbrennerischen Libell, Intérêt et Cris des Provinces, heißt) „den augusten alten Palast von Frankreich zwar reparirt, aber bei Leibe nicht eingerissen" haben will, und die Provinzen durch den schönen Zuruf „der Maire von Paris ist euer König, ihre Fischweiber sind eure Königinnen, und der Abschaum der Nation dictirt euch Gesetze," zu einem allgemeinen Aufruhr zu reizen sucht. Diese Partei ist politisch genug, zu wissen, daß man den Vögeln die man locken will, liebliche Töne vorpfeifen muß; sie würde also, wenn sie die Oberhand bekäme, gewiß nicht ermangeln, durch allerlei pro forma vorgenommene Verbesserungen des augusten alten Palasts, durch Abstellung einiger von den schreiendsten Mißbräuchen, durch Vorkehrung schlenniger, die momentanen Schmerzen des Volks stillender, aber den Grund des Uebels nur überkleisternder, Mittel, sich bei dem großen unverständigen Haufen in Gunst und Ansehen zu setzen, während man, unter scheinbaren Vorwänden, woran es die dermaligen Zeitumstände nicht fehlen lassen, Anstalten träfe, alle Anordnungen der Nationalversammlung, auf welchen die Sicherheit der neuerworbenen Freiheit beruht, eine nach der andern zu eben der Zeit umzuwerfen, da man die guten Franzosen glauben machte, man habe ein großes für sie gethan, wenn man ihnen (wie der Crieur des Provinces sagt) „die Freiheit eingestehe, ihr Hab und Gut und ihr

Daseyn im Frieden zu geniessen." Man braucht kein Merlin noch Nostradamus zu seyn, um mit grosser Zuversicht weissagen zu können, daß Frankreich in seinem, nach der Vorstellungsart und den Wünschen dieser Herren reparirten, alten Palast sich bald wieder so weislich, gerecht, ökonomisch und willkührlich regiert sehen würde als in den vorigen glücklichen Zeiten.

Aber was auch das Ende dieser gegenwärtigen Gährung und das Resultat so vieler, durch Grundsätze und Interesse einander so entgegengesetzter Factionen seyn mag, die mit der äussersten Anstrengung aller Kräfte in einem Kampfe, wo es um Ruhm und Leben gilt, begriffen sind — dieser Trost wenigstens wird den edeln Männern, die für die Befreiung ihres Vaterlands alles thaten und wagten, auch wenn sie unterliegen sollten, bleiben, — daß sie der größten Unternehmung, die in das Herz eines Menschen kommen kann, nicht durch ihre Schuld untergelegen; und daß die Gerechtigkeit, welche sie sich in diesem Falle nur von wenigen ihrer Zeitgenossen versprechen dürfen, ihnen von der Nachwelt in vollem Maße widerfahren wird. Sie waren von ihrer Nation, von ihrem Könige selbst, zu dem glorreichen Werke aufgerufen. Was man von ihnen forderte und erwartete, konnte, ihrer Ueberzeugung nach, nur durch eine gänzliche Umschaffung der Staatsverfassung und unmöglich anders erhalten werden, als wenn der ungleich kleinere Theil der Nation dem Wohl, oder vielmehr der bloßen Erhaltung des ungleich grössern Theils, Rechte, die diesen Namen nie verdienten, nie für Rechte hätten gelten sollen, und Vortheile, die mit dem Interesse des Ganzen nicht bestehen können, entweder großmüthig dem Vaterlande zum Opfer darbrächte, oder nothgedrungen fahren lassen müßte. Sie sahen alle Schwierigkeiten,

allen Widerstand, alle Gefahren ihrer Unternehmung vorher. Sie wußten, daß es immer für unmöglich gehalten worden war, daß eine grosse Monarchie, nachdem sie durch alle Stufen der sittlichen und politischen Verderbniß gegangen, und bis zum höchsten Grade des tollsten Leichtsinns, der übertriebensten Ueppigkeit und des insolentesten Uebermuths auf der einen, und der schmählichsten Unterdrückung und Mißhandlung auf der andern Seite, herabgesunken, wieder in ein neues Leben zurückgerufen werden könne. Aber sie hoffen alles von den unzerstörbaren Kräften zu einer schönen, edeln und glücklichen Existenz, welche die Natur in den Menschen gelegt hat. Sie hielten das, was sie unternahmen, für etwas, das in einer Zeit zu Stande kommen könne, wo die Vernunft schon so viele grosse Siege über die Vorurtheile und Wahnbegriffe barbarischer Jahrhunderte erhalten hatte; in einer Zeit, wo ihre Nation an Aufklärung keiner andern wich, und durch manche scharfsinnige, ausführliche und tief durchdachte Theorien über die wesentlichsten Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft, der Staatsökonomie, der Gesetzgebung und Rechtspflege sowohl, als durch die Freimüthigkeit und Energie, womit Voltaire, Helvetius, Rousseau u. a. grosse aber kühne und vor ihnen selten gehörte, nur behutsam in sichere Ohren geflüsterte, oder in Allegorien und Mährchen verkleidete, Wahrheiten laut vor ganz Europa gesagt hatten, — mehr als jemals zu einer durch die blosse Uebermacht der Vernunft zu bewirkenden Revolution vorbereitet schien. Sie glaubten diß ihrer Nation um so mehr zutrauen zu dürfen, da auf der andern Seite das allgemeine Gefühl der schrecklichen Extremitäten, in welche der Staat unter der bisherigen Verfassung und Verwaltung gebracht worden war, ein eben so allgemeines Gefühl der Kräfte sich selbst zu helfen in allen Pro-

vinzen des Reichs aufgeweckt hatte. Sie sahen ohne Zweifel sehr wohl vorher, daß die neue Ordnung der Dinge, welche nothwendig war, wenn die Nation gerettet und ein dauerhafter Grund zu ihrer künftigen gemeinen Glückseligkeit gelegt werden sollte, nicht ohne viele unvermeidliche, nur durch die Zeit und die neue Ordnung selbst, heilbare Uebel nach sich ziehen würde: aber wiewohl sie nicht alles Böse weder vorhersehen, noch verhindern konnten, wofür ihre Verleumder sie nun mit so vieler Unbilligkeit verantwortlich machen wollen, so glaubten sie doch mit Recht, daß die unermeßliche Wohlthat einer freien Constitution um keinen Preis zu theuer erkauft werden könne. Sie wußten, daß eine solche Constitution der allgemeine Wunsch des größten und gesundesten Theils der Nation war: wie hätten sie nicht glauben sollen, wer den Zweck wolle, wolle auch die Mittel?

Ich bin weit entfernt, mich zum schwärmerischen Lobredner der Französischen Nationalversammlung aufzuwerfen, und alle ihre Handlungen, alle ihre Decrete und Einrichtungen ohne Ausnahme und Einschränkung, für die bestmöglichen zu halten, geschweige alles gut zu heißen, was durch den Einfluß dieser oder jener Faction, die sich von Zeit zu Zeit ein momentanes Uebergewicht zu verschaffen gewußt hat, geschehen oder beschlossen worden ist. Was ich bisher gesagt habe, gilt bloß von dem edelsten und aufgeklärtesten Theil der Nationalversammlung, welcher zum Glück bisher, in den wesentlichsten Punkten wenigstens, noch immer die Oberhand behalten hat. Dieser besteht größtentheils aus Männern, welchen eben dieß ehrenvolle Zeugniß gebührt, das dem Marquis de la Fayette, bei Gelegenheit seiner den 20sten März in der Nationalversammlung gehaltenen vortrefflichen Rede, mit so vielem Rechte in einem öffentlichen Blatte gegeben wurde: aus Männern, „die von Anfang der

Revolution allen Factionen, allen Parteien, allen Rücksichten und Seitenblicken, die zur Einrichtung der Constitution nicht wesentlich sind, mit gleicher Standhaftigkeit widerstunden; aus Männern, welche die Freiheit eben so gesetzt und entschlossen gegen die Licenz als gegen den Despotismus vertheidigten; und aus gleichen Grundsätzen und Gesinnungen sich auf der einen Seite der Aristokratie und auf der andern solchen wilden Aufwallungen und Empörungen des Volkes widersetzten, die den Namen eines nothwendigen und rechtmäßigen Aufstandes (Insurrection) auf keine Weise verdienten." Von den fortdaurenden Bemühungen dieser wahren Patrioten, welche zugleich mit den Kräften und mit dem Willen das möglichste Beste zu wirken versehen sind, und von ihrem anhaltenden Uebergewicht allein wird es abhangen, ob Frankreich eine Staatsverfassung und Staatsökonomie erhalten soll, welche alles Unheil, was durch die Revolution theils unvermeidlicher, theils zufälliger Weise, theils durch die Machinationen derjenigen, qui salva republica, salvi esse non possunt, veranlaßt worden ist, reichlich vergüten, und die Nation mit der Zeit, aber unfehlbar, zu einem beneidenswürdigen Grade von Wohlstand, Macht und Glanz erheben wird. Sollten sie, wider besseres Hoffen, damit nicht zu Stande kommen, so würden diese edeln Männer sich selbst keinen andern Vorwurf zu machen haben, als von ihrer Nation und Zeit zu gut gedacht, und der ersten eine gesunde Vernunft, eine Einsicht in ihr eigenes wahres Interesse, ein Gefühl für das, was wahr und recht ist, und eine Standhaftigkeit bei dem, was man einmal dafür anerkannt hat, zugetraut zu haben; welche vermuthlich — kein weiser Mann von 70 Jahren irgend einem Volke in der Welt zutrauen würde. Aber durch Männer von 70 Jahren ist auch noch keine Unternehmung

zu Stande gekommen, wozu Feuer und Heroismus, Verachtung der Schwierigkeiten und Glauben an Menschheit und an sich selbst erfordert wurden. . . . .

Der Mann, der sich ein Geschäfte daraus macht, alle die momentanen und individuellen Uebel, womit eine so außerordentliche Weltbegebenheit, als die dermalige Staatsrevolution in Frankreich ist, aus tausend nothwendigen und zufälligen Ursachen, vergesellschaftet seyn muß, in einem, ohne Discretion und Respect vor der Wahrheit, mit dem gröbsten Borstpinsel hingekleckten und mit den grellsten Farben illuminirten ungeheuren Caricaturgemälde öffentlich aufzustellen, und wenn er, mit seinem Stecken in der Hand, die schreckliche Noth-, Jammer- und Mordgeschichte im herzbrechenden Ton eines Bänkelsängers auf Jahrmärkten dem gaffenden Pöbel vorgeheult hat, zum Beschluß die ganze Majorität der Nationalversammlung, die all dieß Unheil theils vorsetzlich, theils aus purem Unverstand angerichtet haben soll, als ein Pack Bösewichter, Narren und Idioten sammt und sonders zum T..l gehen heißt, — ein solcher Ehrenmann, er nenne sich nun Bergasse, oder Burke, oder Mephistopheles, und wie er sonst will, thut ein eben so weises und verdienstliches Werk, als einer, der sich (zum Beweise seiner großen Menschenkenntniß und Menschenliebe) hinsetzt, und, nachdem er selbst wohl gegessen und getrunken hat, eine lange Jeremiade über alle auf Einen Klumpen zusammengedrängten physischen, moralischen, politischen und ökonomischen Uebel, Irrsale und Gebrechen anstimmt, von welchen wir armen Adamskinder, seit der ersten Sottise, die in unser aller Namen begangen wurde, geplagt, geängstigt und gepeinigt worden sind, ohne daß durch

alle Wehklagen, die jemals darüber gewinselt wurden, die Masse des menschlichen Elends auch nur um das Gewicht eines Mückenflügels leichter geworden wäre. O ihr Mückenfänger und Kamelverschlucker! ist es nicht unendlichemal besser, wo nicht allen Uebeln (denn was berechtigt euch wohl, euch, die ihr nichts thut, von andern das Unmögliche zu fordern?), doch gewiß den größten und unerträglichsten, vor der Hand nur in einem kleinen Bezirk von zehntausend Quadratmeilen, zum Besten eines Häufchens von mehr als vierundzwanzig Millionen leidender Menschen, wirklich abzuhelfen, sollte auch die Operation dem kranken Staatskörper einige außerordentliche Schmerzen verursachen, und sogar mit dem zehnten Theil all des Unheils verbunden seyn, welches die Könige (denen ihr so gerne nach dem Munde redet), entweder aus Bewegung ihres eigenen königlichen Herzens, oder auf den Rath ihrer menschenfreundlichen Albas, Richelieus, Louvois u. s. w. oft binnen acht Tagen, ohne einiges Bedenken, und ohne daß das mindeste wahre Gute dadurch gewonnen wird, unter Menschen, die nichts an ihnen verschuldet hatten, bei der ersten Aufforderung ihres wohl oder übel verstandenen Interesse anzurichten bereit sind. Wer ist der bessere Mann, — der weichherzige Freund, der neben einem Patienten, dem ein fressender Schaden den Tod droht, die Hände zusammenschlägt, jammert und in Thränen zerfließt? oder der Wundarzt, der ihn, durch die unvermeidlichen Schmerzen, die er ihm mit Bistouri, Scalpell und Höllenstein verursachen muß, Leben und Gesundheit wiedergibt? Was würdet ihr zu dem überempfindsamen Kindskopfe von einem Freunde sagen, der dem Wundarzt in einem solchen Fall Unmenschlichkeit und Bosheit des Herzens Schuld gäbe, und sich selbst deßwegen für einen bessern Menschen hielte, weil er

nicht im Stande wäre so grausam mit seinen armen Nebenmenschen zu verfahren? O ihr Mückenfänger und Kamelverschlucker! ihr plumpen und unredlichen Moralisten, denen es (wie ihr alle Tage durch eure Handlungen beweiset) um Wahrheit so wenig zu thun ist, daß ihr, wie sich euer Vortheil oder eure Leidenschaften drehen, gegen eure eignen Grundsätze richtet! — was gehet es euch an, ob diese oder jene Mitglieder der Französischen Nationalversammlung viel oder wenig zu beichten haben? ob sie weiß oder schwarz, orthodox oder heterodox glaubig oder unglaubig sind? — Welchen verständigen Mann kümmert heutzutage, was die Chronique scandaleuse zu London und Westminster im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von den Männern sagte, denen Großbritannien seine gegenwärtige glückliche Constitution zu danken hat? und was wird sich die Welt im Jahre 2000 darum bekümmern, wer die Männer, denen Frankreich alsdann die seinige verdanken wird, in ihrem Privatleben gewesen seyen? Wenn ich eines Arztes bedürftig bin, so ist weder der frömmste und sittsamste, noch der eleganteste, sondern der geschickteste, — der, der mir helfen kann, und (wenn ich mir anders helfen lassen will) helfen wird, der bessere Mann: und wenn es darum zu thun ist, einem großen Reiche, das bisher keine Constitution, oder doch keine, die des Namens werth war, keine von der Nation consentirte und auf die wahren Principien aller bürgerlichen Gesellschaft gegründete Constitution gehabt hat, eine solche zu geben; so fragt sich's nicht, weß Zeichens, Namens oder Glaubens sind die Männer, welche die Nation dazu gebraucht? Was sagen ihre Nachbarn oder ihre Feinde, oder die Herren von der Gegenpartei, oder die Damen (Marquisinnen oder Poissarden) von ihnen? sondern, wie ist das Werk beschaffen

woran sie arbeiten? — In die Herzen können wir nicht sehen; das, was an einem Menschen in die Augen fällt, ist oft eben so unsicher, um ein Urtheil über ihn zu fällen, als was andre von ihm sagen: aber ein Werk, das vor unsern Augen dasteht, zeugt von seinem Meister.

„Beim Schimmer der patriotischen Laternen in Paris (wurde neulich gesagt) ist nicht gut eine Geschichte des gegenwärtigen Reichstags zu schreiben." — Vielleicht doch! — Da sich's beim Schimmer der besagten Laternen, hundert oder anderthalbhundert Meilen davon, sehr gut auf die Nationalversammlung schimpfen läßt, warum sollte sich, in dieser Distanz, nicht eben so leicht eine Geschichte derselben schreiben lassen? Uebrigens möchte auch wohl der blendende Glanz der Freudenfeuer und Illuminationen, welche die aristokratische Partei anzünden wird, wenn es ihr gelingen sollte, den angusten alten Palast Frankreichs auf den Rücken und Nacken des leidigen Tiers-Etat wieder aufzubauen, nicht das günstigste Licht seyn, wobei sich eine Geschichte der Französischen Staatshändel ums Jahr 1789 und 90 schreiben ließe, die ein Biedermann geschrieben haben möchte.

Das Wahre ist, daß sich (aus Ursachen, die wir alle wissen) vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts oder vielleicht vor dem Jahr 2000 weder bei patriotischen Laternen noch bei argandischen Lampen eine solche Geschichte schreiben läßt; wenn anders für diejenigen, die es mit Wahrheit und Gerechtigkeit etwas genauer nehmen als gewöhnlich, überhaupt eine durchaus zuverlässige und unpartheiische Geschichte geschrieben werden kann.

Aber, wer verlangt denn auch jetzt schon eine Geschichte der Französischen Revolution, oder der Nationalversammlung, oder die geheime Geschichte ihrer einzelnen Mitglieder? Wozu sollte uns besonders diese letzte helfen? Wir haben ja keine Präsumtionen von dem sitlichen Charakter und Lebenswandel dieser oder jener Deputirten nöthig, um ihre öffentlichen Reden und Handlungen (worauf hier allein alles ankommt) so weit als möglich und nöthig ist, zu beurtheilen. Wäre Rom zu Cäsars und Pompejus' Zeiten auf den glücklichen Einfall gekommen, einige hundert Repräsentanten der ganzen Republik aufzustellen, und ihnen eine gründliche Heilung ihrer Gebrechen aufzutragen, so möchte Catilina, falls er einer derselben gewesen wäre (es sey nun aus welchen Beweggründen und Absichten), besser räsonnirt und mit mehr Feuer und Energie für die gute Sache gesprochen haben, als mancher unbescholtene Quirit. Denn die Unsittlichkeit seines Lebens hindert nicht, daß ein Catilina bei einer solchen Krisis, aus bloßer Vernunft und selbst seines eigenen Vortheils wegen, sich für die gute Sache, d. i. für die, welche das wahre Interesse des Ganzen ist, erklären könnte. Laßt also z. B. den Grafen Mirabeau einen Französischen Catilina seyn — (was ich, da ich ihn nicht genauer kenne und kein Nierenprüfer bin, weder bejahen noch verneinen kann), so oft und so lange Graf Mirabeau für die Rechte der Nation spricht und stimmt, ist er ein besserer Mann als Monseigneur der Bischof von Clermont, und wenn der letztere auch ein Inbegriff aller theologischen und cardinalen Tugenden wäre, mit Engelzungen redete, seinen Leib brennen ließe, und mehr Zeichen und Wunder thäte als St. Allyrius, und alle seine andern heiligen Vorsitzer auf dem bischöflichen Stuhl von Clermont zusammengenommen.

Indessen, wenn es gleich noch zu früh ist, eine vollständige Geschichte der Französischen Revolution zu fordern, deren Verfasser wenigstens den Willen habe, alles was ein Geschichtsschreiber der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig ist, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu beobachten, — wenn es auch schon aus dem einzigen Grunde zu früh ist, weil die Revolution selbst noch nicht völlig zu Stande gekommen ist: so sind doch der Materialien zu einer solchen Geschichte bereits eine grosse Menge vorhanden, und ein jeder, dem es um Wahrheit zu thun ist, kann sich aus lauter unläugbaren Thatsachen und unzweifelhaften öffentlichen Urkunden schon jetzt Licht genug verschaffen, um von den nähern und nächsten Veranlassungen der Revolution, von dem Verhalten beider Hauptparteien, aus welchen die Nationalversammlung besteht, von den bisherigen Decreten der Majorität, von den Entscheidungsgründen ihres Plans, und der Ordnung, in welcher sie bisher an dem Regenerationswerke des, seiner Auflösung so nahe gekommenen, Staats gearbeitet haben, und vornehmlich von den wahren Ursachen der zeitherigen Unordnung, des Geldmangels, der Stockung, Gährung und vorgeblichen Anarchie, wovon man von Zeit zu Zeit Symptome und Ausbrüche gesehen hat und noch immer sieht, sich sehr deutliche und zusammenhängende Begriffe zu machen. Dazu kann freilich der ganze Wust von ephemerischen Scharteken, womit der Parteigeist, zumal auf der missvergnügten Seite, Paris und die Provinzen überschwemmt, nichts beitragen; aber es ist auch bloss unsere eigene Schuld, wenn wir Mistpfützen für Quellen ansehen, und, da wir die öffentlichen Verhandlungen und weltkundigen Thatsachen der ganzen Regierung Ludwigs XVI besonders in den Jahren 1787 und 88, da wir das Journal der Nationalversammlung oder den Procès verbal über das,

was in ihren Sitzungen vorgeht, die auf ihren Befehl gedruckten Reden und Aufsätze ihrer vorzüglichsten und thätigsten Mitglieder, und, zum Behuf derjenigen, die sich mit einer ins Kürzere zusammengezogenen Darstellung behelfen wollen oder müssen, einen zusammenhangenden historischen Bericht über ihre täglichen Sessionen und Arbeiten im Journal von Paris vor uns liegen haben; welcher Vernünftige wollte sich, mit Vorbeigehung dieser reinen Quellen und zuverlässigen Urkunden, lieber an namenlose aufrührerische Scarteken und an die Criaillerien einzelner mißvergnügter Mitglieder der Nationalversammlung halten, die zum Theil das Bewußtseyn ihrer eigenen Schuld dadurch zu erleichtern suchen, daß sie andere anklagen, und die Noth und Zerrüttung des Reichs zehnmal ärger schildern als sie ist; während sie selbst ihr Möglichstes thun, um die Gährung der Gemüther zu unterhalten, und der Nation gegen die einzigen, die es in der That wohl mit ihr meinen, Mißtrauen und Geringschätzung beizubringen.

Wiewohl mir in Rücksicht auf eigenen unmittelbaren Vortheil eben so gleichgültig seyn kann, ob die aristokratische oder demokratische Partei in Frankreich die Oberhand behalte, als ob die Franzosen von Salat und Froschkeulen, oder von Roastbeef und Plumpudding leben; so habe ich es doch bis jetzt noch nicht so weit im Egoismus gebracht, daß ich das Wohl und Wehe aller Menschen, die nicht die Ehre haben, mir auf die eine oder andere Art näher anzugehören, als etwas das mich nichts angehe, betrachten könnte. Hätte es bei mir gestanden, so würde gewiß weder Schuldiger noch Unschuldiger ohne Urtheil und Recht an Laternenpfählen auf-

gehangen, keines Menschen Haus geplündert, keines braven Edelmanns, ja sogar keines Bauernschinders Schloß oder Burg angezündet, und des guten Königs Ludwig XVI Majestät auf eine weit manierlichere Art nach Paris geholet worden seyn, als es leider am 6ten October vorigen Jahres (wiewohl nicht vermöge eines Decrets der Nationalversammlung) geschehen ist. Aber es ist mir dem ungeachtet schlechterdings unmöglich, um aller jener wirklichen und erdichteten Gräuel willen, deren sich der Pariser Pöbel, die Damen von den Hallen und dem Maubertsplatz, und hier und da einige zur Ungeduld gereizte Bürger und Bauern im Verlauf der letzten zehn Monate schuldig gemacht haben mögen, weniger überzeugt zu seyn, daß die Revolution ein nothwendiges und heilsames Werk, oder vielmehr das einzige Mittel war, die Nation zu retten, wiederherzustellen und aller Wahrscheinlichkeit nach glücklicher zu machen, als es noch keine andere jemals gewesen ist.

Wenn diese Art zu denken, wider alles Verhoffen, im heil. Röm. Reich Ketzerei seyn, und demnächst etwa durch die Majorität unserer orthodoxen Rechtsgelehrten die Strafe in Oel gesotten, oder wie St. Lorenz auf einem Rost gebraten zu werden, darauf gesetzt werden sollte: so würde ich allerdings große Gefahr laufen, wenigstens einmal in meinem Leben anders reden zu müssen als ich denke, aber es würde mir demungeachtet, mit allem patriotischen und Sokratischen Respect vor den Gesetzen meines Vaterlandes, schlechterdings unmöglich seyn, meine innere Ueberzeugung über diesen Punkt zu vernichten; und selbst im Angesicht des siedenden Oelkessels und des glühenden Rostes würde ich mich nicht enthalten können die Revolution in meinem Herzen zu segnen, die der Französischen Nation das unermeßliche Glück der Freiheit zu-

gleich mit den Vortheilen einer weisen Regierung bereitet, und sie (wenigstens auf viele Jahrhunderte) vor Lettres de Cachet und Livres rouges, vor allen Drangsalen des aristokratischen, ministeriellen, bischöflichen und parlamentarischen Despotismus, vor Bartholomäusfesten, Chambres ardentes und Unterirdischen Gefängnissen, und vor aller Gefahr, entweder eines langsamen Hungertodes zu sterben, oder gar unschuldiger Weise mit zerschmetterten Knochen auf einem Rade verschmachten zu müssen, befreit zu haben.

Bei dieser Ueberzeugung scheint es nun freilich, vermöge der Naturgesetze des menschlichen Willens, völlige Unmöglichkeit zu seyn, zwischen zwei streitenden Parteien — wovon die eine auf Unkosten der andern, sich im Besitz von Rechten behaupten will, welche sie nie hätte haben sollen, und diese andere, auf Unkosten jener, Rechte wieder an sich zieht, welche sie nie hätte verlieren sollen, — so gleichgültig zu bleiben, wie der berühmte Esel des zu seiner Zeit nicht weniger berühmten Rectors der Universität zu Paris, Johann Buridan, zwischen zwei vollkommen gleichen Schobern Heu. Denn hier sind die Parteien, zwischen welchen ein Unparteiischer sich genöthigt sieht, ungleich genug, um seinen Willen nicht lange in Zweifel zu lassen. Die Insel Japan geht mich sehr wenig an und liegt sehr weit aus meinem Gesichtskreise: aber wenn ich hörte, daß in diesem Augenblick eine Revolution daselbst im Werke sey, um zwanzig Millionen Menschen von den Fesseln zu befreien, worin sie seit einigen Jahrhunderten von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl privilegirter Unterdrücker gehalten worden wäre: so könnte ich mir nicht verwehren, Wünsche zum Besten besagter zwanzig Millionen zu thun, und mich, wenn sie endlich obgesiegt hätten, beinahe eben so herzlich darüber zu freuen, wie ich mich als ein Knabe von

neun Jahren freute, da der brave Timoleon die Befreiung der Syrakusaner von dem Tyrannen Dionysius (in meinem Cornelius Nepos) glücklich zu Stande gebracht hatte.

Indessen, — wiewohl ich keine Ansprüche machen kann, von dem schwarzen Körnchen frei zu seyn, welches der Engel Gabriel, nach der Tradition der Muhammedanischen Doctoren, mit einer sehr feinen Zwickzwange aus dem Herzen ihres Propheten herausgenommen haben soll, — würde es mir doch sehr leid thun, wenn sich in diese unfreiwillige Theilnehmung an der gerechten Sache einer großen Nation, die mindeste Unbilligkeit gegen die Mißvergnügten unter ihr, und in die Freude über jeden Schritt, welchen die Nationalversammlung zur Vollendung ihres großen Werks thut, die mindeste Schadenfreude über das was die Gegenpartei dadurch leidet, einmischte.

Ich kann mich sehr gut an den Platz eines Duc und Pair setzen, der von einem Hrn. Bailly, und eines Erzbischofs, der vor einem Hrn. Raband de St. Etienne Respect haben muß. Es mag sehr unangenehm seyn, sich auf einmal einer Menge althergebrachter Vorrechte und Vortheile beraubt zu sehen, an deren Rechtmäßigkeit man sich nie einen Augenblick zu zweifeln einfallen ließ! Aber — man bedenke, was diese Vorrechte und lucrativen Vortheile der privilegirten Stände und Corps, der ganzen übrigen Nation (von welcher jene nur eine sehr kleine und zum Theil sehr entbehrliche Portion ausmachen) seit Jahrhunderten gekostet haben! Man bedenke, in welchen Zeiten und durch welche Mittel und Wege, ihre Vorfahren, und zum Theil die Jetztlebenden selbst, zu diesen Vortheilen und vermeinten Rechten gekommen sind! Man bedenke daß sie nichts aufopfern sollen, als was ihnen nie gehörte, nie gehören konnte; und man wird sich des Ge-

fühls kaum erwehren können, daß derjenige der sein Vaterland am Rande des Untergangs schwanken sieht, ihm durch freiwillige Aufopferung einiger Vorrechte, die weder Rechte des Menschen noch des Staatsbürger sind, aufhelfen, ihm sogar zum größten Wohlstande verhelfen könnte, — und Egoist genug ist, lieber mit Gefahr des Ganzen, Thor genug ist, lieber mit Gefahr seiner eigenen Existenz momentane Rettungsmittel, deren Unzulänglichkeit erweislich und beinahe handgreiflich ist, versuchen zu wollen, als etwas aufzuopfern, und den ganzen Staat und sich selbst nebst dem übrigen was er hat, zu retten; — man wird, sage ich, sich kaum erwehren können, zu fühlen, daß ein solcher Mensch mehr Unwillen als Mitleiden verdient, wenn ihn die eiserne Nothwendigkeit endlich nöthigt, gezwungen zu thun, was ein wahrhaft edler Mann aus eigner Bewegung und mit Freuden thun würde.

Die Rede ist hier nicht von denjenigen unter den sogenannten Privilegirten, welche bei bekannten tumultuarischen Scenen in einigen Französischen Provinzen an ihren Gütern, Schlössern, Mobilien u. s. w. ohne ihre Schuld beschädigt worden sind, und deren Lage desto bedauerlicher ist, da sie schwerlich vom Staat mehr Entschädigung erwarten können, als ein jeder andere Particulier, der durch Feuer- oder Wassersnoth oder irgend einen andern unversehenen oder nicht zu verhütenden Unfall um das Seinige kommt. Ich spreche bloß von den privilegirten Ständen (dem Adel und der Klerisei) in Frankreich überhaupt, von welchen die neue Constitution keine Aufopferungen fordert, als solche, die sie der großen bürgerlichen Gesellschaft, deren Glieder sie sind, schon längst schuldig waren, und auch an die Eintreibung dieser bösen alten Schuld nicht gedacht haben würde, wenn ein anderes Mittel den Staat zu retten übrig wäre, — aber freilich in dieser

Lage der gemeinen Sache sie nicht als ein Almosen annehmen will, wodurch die Nation etwa für den Moment einige Erleichterung erhielte, der Grund und die Wurzel des Uebels aber zurück bliebe, um in kurzem noch ärger auszubrechen: sondern als wirkliche Schuld, deren Erstattung bloße Gerechtigkeit ist, und unter allen den Bedingungen, welche die Sicherheit vor künftigen Bedrückungen und Mißhandlungen nothwendig macht.

Ich werde in der Folge mich hierüber näher erklären; hier füge ich nur diese einzige Betrachtung hinzu. Kein einzelner Stand ist in einem freien Staate berechtigt, Prärogativen zu verlangen, wodurch ein großer Theil seiner Mitbürger nicht nur zu seinen Unterthanen, sondern sogar zu seinen Sklaven werden muß. In einem freien Staate ist jedermann, vom obersten Regenten bis zum untersten Tagelöhner, den Gesetzen unterthan; aber auch nur den Gesetzen und der Obrigkeit weil sie und insofern sie durch die gesetzmäßige Constitution zu Handhabung der Gesetze und Verwaltung der Geschäfte des Staats bestellt ist.

Die Französische Nation war also, von dem Augenblick an, da sie sich in Freiheit setzte, und um sich und ihren Nachkommen den Besitz dieses unverlierbaren Rechts vernünftiger Geschöpfe gegen alle Arten von willkürlicher Anmaßung und Gewalt auf ewig zu versichern, sich selbst eine zu diesem Zweck eingerichtete Verfassung gab, — die Nation, sage ich, war von diesem Augenblicke an berechtigt, alle althergebrachte Gerichtsbarkeit von Mitbürgern über Mitbürger auf ewig aufzuheben. Aber, wenn nun auch der Französische Adel durch die neue Constitution mit dem Englischen ungefähr auf gleichen Fuß gesetzt wird, sollte man nicht mit Grunde behaupten können, daß er mehr dabei gewinne als verliere? Die Auf-

opferung alter angestammter Vorurtheile ist wohl am Ende, was ihnen die meiste Ueberwindung kosten mag: aber auch diese Vorurtheile werden in der neuen Ordnung der Dinge der Macht der Vernunft und ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse Raum geben. Ein Englischer Pair des Reichs, er sey es unter dem Titel eines Duke, Marquis, Earl, Viscount, oder eines Barons von England schlechtweg, verliert nichts weder von seiner Nobility, noch von seinem Rang und Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft, dadurch daß seine jüngern Söhne Commoners sind, und mit ihren übrigen Mitbürgern von den Gemeinen in gleicher Linie stehen; hingegen gewinnt der Englische Adel, im Ganzen genommen, eben dadurch unendlich, daß seinen jüngern Söhnen alle Wege, wodurch die Gemeinen zu Ansehen, Einfluß und Reichthum gelangen können, offen stehen. Wird dieß nicht künftig, wenn die neue Verfassung einst Wurzel gefaßt, und eine derselben gemäße Art zu denken die alten Vorurtheile verdrängt haben wird, mit dem Französischen Adel eben dieselbe Bewandtniß haben? Und wenn vollends — wie mir kaum zweifelhaft scheint — die Constitution (die von ihrer gänzlichen Vollendung noch ziemlich weit entfernt ist) das gesetzgebende Corpus in zwei, in gewissen Stücken von einander unabhängige, und im gewissen Sinne einander das Gleichgewicht haltende, Kammern abtheilen sollte: ist es wohl glaublich, daß die Nation sich alsdann weigern werde, den Bischöfen und den ältesten, ansehnlichsten und durch eine lange Reihe verdienstvoller Vorfahren glänzendsten Familien das ausschließliche Recht, in der ersten Kammer zu sitzen, nach dem Beispiel der Englischen Nation, einzuräumen? Wie erheblich auch die Bewegursachen seyn mögen, warum dieser wichtige Punkt (eben so wie die große Aufgabe, in welche Gränzen die

Prärogativen der Krone eigentlich eingeschränkt werden sollen) noch immer unentschieden gelassen werden mußte: so wird doch die Zeit kommen, wo es nothwendig seyn wird, der Constitution durch endliche Entscheidung dieser Punkte die letzte Vollendung zu geben; und gewiß müßte der Adel und die hohe Klerisei sich nur durch ihr eigenes Betragen, durch eine beharrliche Widerspänstigkeit gegen die Einrichtungen, die das allgemeine Beste nothwendig macht, gänzlich um alles Vertrauen und alle Achtung der Nation gebracht haben, wenn diese es für sich nicht sicher genug halten sollte, dem hohen Adel und Clerus einzuräumen, was eine so weise und zugleich auf ihre Freiheit so eifersüchtige Nation, wie die Englische, dem ihrigen ohne Bedenken zugestanden hat.

V.

Zufällige Gedanken

über die Abschaffung des Erbadels in Frankreich.

Im Julius 1790.

Die Französische Nationalversammlung hätte meiner politischen Sagacität keinen schlimmern Streich spielen können als durch das schreckliche Decret vom neunzehnten Junius, wodurch sie den erblichen Adel in Frankreich auf immer abgeschafft, und verordnet hat, „daß die Titel, Prinz, Duc, Marquis, Comte, Vicomte, Vidame, Baron, Chevalier, Ecuyer, von nun an von niemand mehr gebraucht und niemanden mehr gegeben werden dürfen; daß es nicht mehr erlaubt seyn solle irgend jemanden, wer er auch sey, Monseigneur, Messire, Altesse, Grandeur, Eminenz und Excellenz zu schelten; und daß also von besagtem neunzehnten Junius an aller Unterschied der Stände, und alle Vorrechte, welche die Meinung seit so vielen Jahrhunderten an gewisse Namen und das, was man eine adelige Geburt nennt, zu heften pflegte, auf ewig aufgehoben, und kein Bürger des Französischen Reichs künftig einen andern als seinen wahren ursprüng-

lichen Familiennamen führen, auch diesem zufolge alle adeligen Wappen abgeschafft seyn, und niemand seinen Domestiken mehr eine sogenannte Livree geben solle;" — also und dergestalt, daß von diesem neunzehnten Junius des laufenden Jahres 1790 an alle Franzosen einander so gleich sind, als die Einwohner von Neuseeland, oder die Schatten in Lucians Reich der Todten; daß persönliche Eigenschaften und Vermögen künftig den einzigen Unterschied zwischen ihnen ausmachen, und nichts als die freie Wahl des Volks durch Ertheilung öffentlicher obrigkeitlicher Aemter und Würden einem Franzosen vor dem andern einen politischen Vorzug geben kann.

Dieß geht so weit (und, wenn die demokratischen Gesetzgeber consequent seyn wollten, muß es so weit gehen), daß sogar die Brüder des Königs, wenn ich anders die Meinung des Herrn la Fayette recht verstanden habe, den Titel königliche Hoheit nicht mehr erhalten, und anstatt Graf von Provence, Graf von Artois, schlechtweg der erste und zweite Herr Bruder des Königs heißen werden. Und wie sollten sie anders, da der König selbst, wenn er nicht durch den einstimmigen Willen der Nation zur ersten Magistratsperson des Reichs erklärt wäre, vermöge dieses Decrets weder mehr noch weniger als Louis Capet seyn würde?

Zu den zwei Kammern nach dem Modell des Englischen Parlaments, die wir uns noch vor kurzem aus wahrem Wohlmeinen mit dem Französischen Volke träumen ließen, ist die Hoffnung also nun auf immer verschwunden!

Nach dem sonderbaren Eindruck, den dieser den Grundsätzen einer reinen Demokratie so angemessene, schon so lange vorbereitete, so leicht vorauszusehende, und dennoch so unerwartete Schritt der Nationalversammlung auf uns biederherzige Deutsche gemacht hat, kann man sich vorstellen, was

für Gemüthsregungen er am Hofe zu St. Cloud, und überhaupt unter dem gesammten Französischen Adel veranlaßt haben müsse.

Indessen traten doch mitten aus diesem letztern einige hervor, welche Stolz genug hatten, sich sogar zu Verfechtern einer Motion aufzuwerfen, durch welche sie — nichts zu verlieren glaubten.

Der Abbé Maury zog alle Stränge seiner Beredsamkeit an, um die Titel Duc, Marquis, Comte, Baron u. s. w. in seinen heiligen Schutz zu nehmen; und wer war es, der den Abbé Maury widerlegte? — Kein geringerer als der erste Baron der Christenheit, Herr Matthieu von Montmorency; also gerade der, welcher, wenn irgend einer sich am meisten berechtigt halten konnte, die Vorzüge seiner Abstammung von dem ältesten und glänzendsten Hause in Frankreich bei dieser Gelegenheit geltend zu machen. In der That stand es aber einem Montmorency am besten an, einer der ersten zu seyn, der den übrigen weiland Hauts et Puissants Seigneurs (worunter nicht wenige sind, deren Voreltern im vierzehnten Jahrhundert schwerlich gut genug gewesen wären, einem der seinigen die Lanze zu tragen) ein Beispiel gäbe, wie wenig Werth ein wahrhaftig edler Mann auf Vorzüge legt, die bloß von der Meinung der Menschen abhangen, und nur zu oft mit Leuten ohne allen persönlichen Werth getheilt werden.

Ich weiß nicht, was dieser merkwürdige Abkömmling von Matthieu Montmorency dem Ersten in der Nationalversammlung über die vorliegende Frage wirklich gesprochen hat: aber ich weiß, wie ich Erdensohn, wenn ich die Ehre hätte Matthäus Montmorency zu heißen, mich in aller Stille mit mir selbst darüber besprochen hätte.

Die Nationalversammlung will also — hätte ich zu mir

selbst, oder vielmehr hätte meine vernünftige Seele V. zu der unvernünftigen U. gesagt — den erblichen Adel in Frankreich abgeschafft wissen; und diesem zufolge nimmt sie dir den Grafentitel und das Familienwappen an deiner Kutsche, und stellt dich, insofern wir uns, du und ich, nicht durch persönliche Vorzüge und Verdienste unter unsern Mitbürgern hervorthun, mit den geringsten unter ihnen in eine und ebendieselbe Classe.

U. Das ist es eben, worüber ich toll werden möchte.

V. Laß doch hören, worin das Unrecht besteht, das sie dir dadurch anthut!

U. Fürs erste: sie nimmt mir meine Geburt —

V. Wie meinst du das, Freund Matthieu? Du wärst also durch dieses Decret in den Stand der Ungebornen versetzt? Wo denkst du hin? Da du einmal geboren bist, so bist und bleibst du geboren, und der liebe Gott selbst kann nun nicht mehr machen, daß du nicht geboren seyst. Alles was du in diesem Stücke verlierst, ist eine höchst lächerliche, alberne, nonsensicalische Redensart, die sonst unter deinesgleichen üblich war, und so klang, als ob die Leute, die keine offnen Helme, Fahnen, Straußfedern und Schildhalter im Wappen führen, nicht einmal geboren wären, weil der Zufall sie von keiner haute et puissante Dame, auf den Namen und die Verantwortung eines ihr priesterlich angetrauten haut et puissant Seigneur, geboren werden ließ.

U. Aber die Nationalversammlung nimmt mir doch Vorzüge vor vielen Millionen Menschen, die ich kraft meiner Geburt und Abstammung mit auf die Welt brachte!

V. Das wollen wir, mit Erlaubniß, etwas näher untersuchen, lieber Matz! Vor allen Dingen also, wie wolltest du es wohl anfangen, wenn du irgend einem ehrlichen Zweifler

deine Abstammung von Bouchard I, oder wenigstens von Matthieu I beweisen solltest?

M. Ich würde ihm meinen Stammbaum vorlegen!

V. Bravo! Und — zugestanden, daß er keine genealogischen noch heraldischen Einwendungen dagegen zu machen hätte — was wolltest du ihm antworten, wenn er dir sagte: der Stammbaum sey zu seiner Ueberzeugung noch nicht hinreichend; du müssest ihm auch beweisen, daß keiner einzigen von deinen Großmüttern und Aeltermüttern (bis in welchen Grad aufsteigender Linie du willst) nie auf die eine oder andere Art etwas — Menschliches begegnet sey. Lies die Schilderungen, welche die Geschichtschreiber von den Ausschweifungen des Französischen Hofes unter der berüchtigten Königin Isabelle von Bayern machen! Lies Brantome's Mémoires des Dames galantes de son tems, und zittre!

M. Gut für dich, daß ich mich nicht mit dir schießen kann! Aber dem Fremden, der mir solche Zweifel blicken ließe, würde ich mit einer Kugel in seine Zähne antworten.

V. Kindskopf! Was hättest du damit bewiesen? Bliebe die Möglichkeit des Zweifels nicht demungeachtet in den Hirnschädeln aller übrigen Menschen sitzen? Wolltest du dich mit dem ganzen menschlichen Geschlechte herumschießen, um zu beweisen, daß keine deiner Ureltermütter, wenigstens im Schlaf, oder in einer Ohnmacht, oder wenn sie auf einem Balle etliche Gläser Champagner zu viel getrunken hätte, — zum Nachtheil deines Stammbaums, von wem es auch sey, hätte überrascht werden können? Denn wenn es auch ein König gewesen wäre, so siehst du —

M. Mordieu! Mach' mir den Kopf nicht länger warm, oder — ich schieße mich — mit mir selbst!

V. Nur ruhig, Bruder Matthieu! Es ist so schlimm

nicht gemeint. — Du hast ja bisher immer gesehen, was für eine gutherzige Art von Schafen diese, wie Pilze, aus der Erde gewachsenen Leute sind. Wie klar es am Tage liegt, daß es dir in Ewigkeit unmöglich seyn würde, ich will nicht sagen vor dem Richterstuhle der Themis, sondern nur vor dem Lehrstuhl der Physik zu beweisen, daß auch nur ein einziger Blutstropfen von Matthieu dem Ersten in deinen Adern fließe: so ist doch noch keinem Gebornen noch Ungebornen eingefallen, dir die eheliche Zuverlässigkeit und Unüberraschbarkeit deiner erlauchten Ahnfrauen, von Aline Montmorency, gebornen Prinzessin von Groß- und Kleinbritannien, an, bis auf die Dame, die dich geboren hat, streitig zu machen. Und diese höfliche gutherzige Meinung ist es auch, worauf, was diesen Punkt betrifft, alles ankommt. Also zugestanden, du stammest, ohne jemands Widerrede, von allen den edlen, großen und glorreichen Männern ab, die wir Montmorencys in unserer Ahnentafel führen, was kann dir das für deinen eigenen Adel helfen?

M. Was für eine Frage das ist!

P. Nicht so ungereimt, als du dir vielleicht einbildest. Aber erst müssen wir uns verstehen. Ich meine, worin du deßwegen ein edlerer, vortrefflicherer, eminenterer Mensch geboren bist, als Meister Knieriemen, der dir diesen Morgen ein Paar Stiefeln anmaß? Bist du etwa deiner Mutter aus dem Ohre gekrochen, wie Gargantua? Oder machtest du lauter Confect und Crême à la Fleur d'Orange in deine Windeln, wie Prinz Biribinker? — Denn daß du keinen Sinn und kein einziges Glied an deinem Leibe mehr hast als dein Schuster, wirst du nicht zu läugnen begehren? Oder kannst du auch nur wenigstens das behaupten, daß du, kraft deines Archi-Ureltervaters Matthäus des Ersten, einen bessern Magen, ein schär-

feres Gesicht, gesundere Eingeweide, stärkere Knochen und Sehnen auf die Welt gebracht habest als dein Jäger oder Kutscher? Oder bist du etwa darum mit feinern innern Sinnen, mit einer lebhaftern Einbildungskraft und einem festern Gedächtniß, mit mehr Witz, Verstand und Vernunft, oder mit einer wärmern Liebe für die Wahrheit, mit einem festern Willen nichts zu thun als was recht und edel ist, geboren, als hunderttausend andre, die ohne Stammbaum empfangen und geboren werden?

M. Wer sagt denn das?

V. Oder hast du deßwegen alle die großen Fähigkeiten, Talente, Tugenden, militärischen und politischen Verdienste, um derentwillen so viele deiner Vorfahren in den Jahrbüchern Frankreichs glänzen, als ein angebornes Erbgut mit aus Mutterleibe gebracht?

M. Das hab' ich mir nie träumen lassen.

V. Nun, um aller Annasen, Matthäussen und Heinrichen Montmorency willen! worin soll denn der Adel bestehen, den du von ihnen geerbt haben willst?

M. Es ist doch offenbar, daß mir die Ehre, von einer so langen Reihe großer und berühmter Männer, die seit mehr als zehn Jahrhunderten immer zunächst an unsern Königen standen, mit so vielen königlichen und fürstlichen Häusern verschwägert waren, und zum Theil die größten Rollen auf dem Weltschauplatze spielten, abzustammen, in den Augen aller Menschen, die sich einer solchen Ehre nicht rühmen können, einen Vorzug gibt!

V. Deine Geburt gibt dir, wie du eingestanden hast, keinen wirklichen, an deiner Person haftenden Vorzug vor andern gemeinen Leuten; der Vorzug liegt also, nach dir,

bloß in der Meinung oder Einbildung dieser Leute, daß du Vorzüge habest die du nicht hast?

A. Das ist's nicht, was ich sagen wollte. Es ist in der Meinung der Welt ein wirklicher Vorzug, von einer langen Reihe edler Ahnen abzustammen, und es sind wirkliche und ansehnliche Vorrechte damit verbunden.

B. Laß uns einen kleinen Unterschied machen! Der große Haufen der Leute, die sich im Ernst einbilden, sie glaubten, daß du deiner Geburt wegen eine andre und höhere Art von Wesen seyst als sie, sind die embryonischen Menschen (wahre Ungeborne), deren Vernunft noch unentwickelt in verworrenen Wahnbegriffen und kindischen Vorurtheilen, wie ein Sommervogel in seiner Puppe, eingewickelt liegt. Wie ist's möglich, daß du dir auf die Meinung solcher Leute etwas zu gut thun kannst? Wenn Rothkäppchen zum Wolfe sagt: ah! ma Mère-grand', que vous avez de grandes pattes! so spricht Rothkäppchen wie ein sehr dummes Kind. Aber bilde dir darum nicht ein, daß alle, oder nur der größte Theil von denen, die sich ehemals stellten als ob sie alle Montmorencys der letzten sieben Jahrhunderte in dir verehrten, solche Rothkäppchen wären. Sie wußten sehr gut was für ein Unterschied zwischen Gold und Tomback ist, und sehnten sich, das kannst du mir glauben, schon lange nach einem neunzehnten Junius, der die Sache zwischen dir und ihnen ins Reine brächte. Gesetzt aber auch, es wäre ihnen mit allem, was sie dir deiner Geburt halben einräumten, Ernst gewesen: was für ein Kind müßtest du seyn, um dich durch Ehrenbezeugungen geschmeichelt zu finden, die man dir bloß deßwegen erweiset, weil man dich für einen andern ansieht? die bloß den berühmten Männern gelten, deren Namen du trägst? Wahrhaftig eben sowohl möchte ich mir was darauf einbilden, wenn

ich der Stock wäre, an welchem die große Perücke des berühmten Marschalls von Luxemburg gehangen hätte! Aber du siehst nun aus dem Erfolge, was es mit dem Wähnen und Meinen der Menschen für eine Sache ist. Wenn sie auch sechshundert Jahre lang steif und fest geglaubt hätten, daß du und ich und unsere ganze Familie in gerader Linie von dem großen Bären am Himmel abstammte, und wenn sie uns dieses Glaubens wegen immer hundert Schritte weit aus dem Wege gegangen wären: so brauchte es nur einen neunzehnten Junius, nur so viel Zeit als man nöthig hat sich zu besinnen, daß zweimal zwei vier macht — und weg ist der Glaube! Sie sehen klar, und Matthieu Montmorency, wofern er weiter nichts als Matthieu Montmorency ist, ist in ihren Augen nichts besser als ein Fesse-Matthieu. — Was aber die wirklichen ansehnlichen Vorrechte betrifft, die in unsern Europäischen Staaten bisher mit dem erblichen Adel und dem, was man eine glänzende Geburt nennt, verbunden waren, —

A. Die sind es eben, die mir am Herzen liegen!

B. — so weiß man ja wann, wie, von wem und weßwegen wir sie eigentlich erhalten haben, mit was für Leuten wir sie theilen, und wie wenig wir uns, wenn wir auch nur das mindeste Gefühl von wahrer Ehre besitzen, auf Vorrechte einzubilden haben, die unsere Vorfahren in barbarischen Zeiten (da es immer die Gewalt war, die das Recht machte) von schwachen Regenten, von welchen man fordern konnte was man wollte, oder von herrschsüchtigen, die den unentbehrlichen Beistand ihrer Vasallen mit Prärogativen und Auszeichnungen auf Unkosten des unterdrückten Volkes wohlfeil zu erkaufen glaubten, erworben haben. Sind nicht die meisten dieser Vorrechte offenbare Usurpationen über die wesentlichen Menschheitsrechte, welchen niemand, der in den gesellschaftlichen

Verband eintrat, zu entsagen gemeint seyn konnte? Usurpationen über Rechte, um welche das Volk, überall wo es sie verlor, entweder listiger Weise betrogen wurde, oder sie den räuberischen Klauen einer stärkern Gewalt gezwungen überlassen mußte! Denn was hätten in jenen rohen Zeiten, wo Polizei und Cultur noch unbekannte Namen waren, unbewaffnete Landleute und Handarbeiter gegen die Lanzen und Schwerter dieser eisernen Männer ausrichten können, deren einziges Handwerk und liebster Zeitvertreib Rauben und Morden war? — Laß uns ehrlich gegen uns selbst seyn! Die Zeiten der Täuschung sind vorbei. Was könnt' es uns helfen, uns wissentlich durch Chimären hintergehen zu wollen, die nur so lange für etwas gelten konnten, als sie von der Welt für etwas anerkannt wurden? Wofür wollten wir uns durch eine Anhänglichkeit an Götzen, an die kein Mensch mehr glaubt, lächerlich machen? Noch einmal, Bruder Matthieu, laß uns ehrlich seyn! Was verlieren wir, wenn wir Vorzüge und Titel verlieren, die uns in den Augen aller Vernünftigen nur Schaden thun, sobald sie ihren Werth und Glanz nicht von uns selbst erhalten? Ein großer Titel, eine Würde, ein Ordensband decoriren (wer von uns allen darf es läugnen?) nur den Mann der keiner Decoration bedarf, der auch ohne sie gerechte Ansprüche an allgemeine Hochachtung hat, und, anstatt Ehre von Titeln zu empfangen, ihnen dadurch Ehre macht, daß er sie führt. Hast du persönliche Verdienste, wofür wolltest du dich mit fremden brüsten! Hast du keine — was könnte unverschämter und zugleich schmählicher für dich selbst seyn, als Geburtsrechte geltend zu machen, die dich der Mühe überheben sollen, einen eigenen Werth zu haben? Dich eines Geburtsrechts an Ehrenstellen anzumaßen, zu welchen du nicht tauglich wärest? an Unterscheidungen und Gnadenbezeugungen,

die du nicht um den Staat verdient hättest? Oder willst du etwa gar behaupten, darin bestehe eben dein Prärogativ, daß du keiner Talente noch Verdienste nöthig habest, um an alle diese Vortheile Anspruch machen zu können? Wie? du wolltest dich auf ein angestammtes Recht berufen, um diejenigen, die keine andern Titel als ihre eigenen Talente und Verdienste aufzuweisen haben, von solchen Ehrenstellen und Vortheilen zu verdrängen oder gänzlich auszuschließen, die ihrer Natur nach nur dem Talente, nur dem persönlichen Verdienste gebühren? Du wolltest dich, zu ihrem und (was noch mehr ist) des gemeinen Wesens Nachtheil, des Vortheils über sie bedienen, daß deine Familie mehr Gelegenheit gehabt hat, sich auf Unkosten des Staats zu bereichern als die ihrige? Nein, das kannst du nicht, Bruder Matthieu? Unsre edeln Vorfahren würden dich mit Füßen von sich stoßen, dich für einen Bastard erklären, wenn sie nur argwohnen müßten, daß du dich ihres Adels, der nie der deinige seyn kann, auf eine so unedle Art prävaliren wolltest, gesetzt auch die Zeiten eines Ludwigs XIV und XV wären noch die unsrigen. Sey edel gesinnt wie sie; zeichne dich vor deinen Mitbürgern und Zeitgenossen durch Verdienste, durch Tugenden, durch rühmliche Thaten aus, wie einige von ihnen; erwirb dir das Vertrauen, die Liebe, die Hochachtung, den Dank deines Vaterlandes; verdiene in seinen Jahrbüchern eine Stelle unter den Männern, die das eiserne Joch des Despotismus zerbrochen, die schimpflichen Narrenseile des blinden Vorurtheils zerrissen, eine Jahrhunderte lang getäuschte, irre geführte und gemißhandelte Nation in Freiheit gesetzt, und die zuverlässigste Hoffnung besserer Zeiten auf eine Verfassung und Gesetzgebung zu bauen gedenken, die auf den ewigen Aussprüchen der Vernunft und Erfahrung, als auf unzerstörbaren Grundpfeilern,

ruhen soll: das thue, mein Freund, und dann nenne dich Matthieu Montmorency oder Lukas Asnker, du wirst ein edler Mann seyn, und von dem ganzen Menschengeschlechte dafür erkannt werden!

A. Ich glaube du hast Recht, Bruder Ich! Du bist immer in allen Dingen klüger als ich gewesen; ich fühle die Wahrheit alles dessen was du mir da gesagt hast, und ich schäme mich vor dir, daß ich nur einen Augenblick anders denken konnte.

B. Da wir also Eins sind, und du und ich nun wirklich nur Eine Person ausmachen, so laß uns stehendes Fußes auf die Tribune steigen, und diesem Stentor Maury, der uns Dinge weiß machen will wovon er selbst kein Wort glaubt, zeigen, daß ein Montmorency, der sich seines Namens würdig fühlt, keinen andern Titel nöthig hat, und nichts zu verlieren glaubt, indem er, auf der Laufbahn nach allem was schön und groß ist, sich mit dem unscheinbarsten seiner Mitbürger in Eine Linie stellen läßt.

Es versteht sich von selbst, daß einem jeden, Franzosen oder Deutschen, der dazu Recht und Lust haben mag, frei steht, seinen ganzen Namen und Titel an die Stelle des edeln Premier Baron Chrétien zu setzen, an dessen Platze ich mir die Ehre gegeben habe, dieses kleine Duodrama von den zwei Seelen spielen zu lassen, welche jeder Mensch (wenn er auf sich selbst Achtung geben will) so gut wie Xenophons Araspes bei hundert Gelegenheiten in seinem Busen dialogiren hören kann. Horaz war ein großer Liebhaber von diesen Selbstgesprächen, und der sinnreichste und politeste Philosoph unsers Jahrhunderts, der Graf Anton Shaftesbury, empfiehlt

sie mit Recht als ein vortreffliches Hausmittel, unsre innerliche Oekonomie auf einen guten Fuß zu setzen, und dem vernünftigen Theil unsres Selbsts über den unvernünftigen (oder, um uns höflicher auszudrücken, den sinnlichen) das gehörige Uebergewicht zu verschaffen. Denn in der That kommt es bei allen Fehden, die zwischen diesen zwei Hälften der menschlichen Natur nur immer vorfallen können, bloß darauf an, daß die Vernunft gehört werde: sie wird und muß immer den Sieg erhalten, wenn man sie nur ruhig ausreden läßt; oder es müßte mit der andern Hälfte schon so weit gekommen seyn, daß sie auf allen Vieren ginge.

Sanct Franz von Assisi (einer von den gutlaunigsten und grundehrlichsten Heiligen im ganzen Kalender) pflegte diese letztere, mit vieler Richtigkeit des Ausdrucks, nur seinen Bruder Esel zu nennen, und behauptete: daß Bruder Esel schlechterdings — wie ein Esel behandelt werden müsse, wenn es gut mit uns Menschen stehen solle. Und wirklich, wer die Sache genauer beherzigen will, wird finden, daß alle die unzähligen Uebel, womit sich das arme Menschengeschlecht, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, seit mehreren tausend Jahren geschleppt hat, ihren wahren Grund immer in erstaunlichen Albernheiten haben, die lediglich auf Rechnung des besagten starrsinnigen Thieres kommen, und von der Vernunft, sobald sie sich Gehör verschaffen kann, mit einem einzigen Wort in Staub und Asche verwandelt werden.

Unglücklicher Weise hatten sich diese Albernheiten, unter respectabeln oder doch respectirten Namen, oft viele Jahrhunderte lang in den finstern Köpfen des maschinenartigen Theils der Menschen so festgesetzt, daß es unter zehntausenden kaum Einem einfiel, sich selbst darüber zur Rede zu stel-

len; und eben darum mußte es den Wenigen, bei welchen die Vernunft damals schon zum Durchbruch kam, so übel bekommen, zur Unzeit hellere Augen zu haben als ihre Zeitgenossen. Und wenn auch endlich ein Volk von einer Stufe der Aufdämmerung zur andern unvermerkt so weit kommt, daß es auf einmal in den meisten Köpfen Tag wird: so wirkt doch die alte Gewohnheit noch immer bei vielen mechanisch fort, so daß sie vor der nothwendigen Schlußfolge aus zweien Sätzen, deren Wahrheit sie sich selbst aus innerer Ueberzeugung zu gestehen gezwungen sind, wie vor einem Gespenste zurückfahren, und den Anblick der Vernunft, trotz aller ihrer von den Weisen mit so vieler Entzückung angepriesenen Schönheit, nicht eher ertragen können, bis Zeit und Gewohnheit ihre Augen mit den Zügen und dem Glanze dieser Unsterblichen vertrauter gemacht haben.

Etwas von dieser Art mag wohl, allem Ansehen nach, der Fall der wackern Männer auf der rechten Seite der Nationalversammlung gewesen seyn, die bei Abfassung des Decrets, wovon hier die Rede ist, ein so mißtönendes Ex profundis anstimmten, und — mit einem Eifer, wodurch sie sich, bei einer Gelegenheit wie diese, einem Bayard oder Catinat schwerlich sehr empfohlen hätten — erklärten: „Keine Decrete und keine Macht in der Welt könne sie verhindern, als Gentilshommes zu leben und zu sterben."

Ich gestehe gern, daß es selbst für einen Immanuel Kant eine schwere Aufgabe wäre, den eigentlichen Sinn des Wortes Gentilhomme genau zu bestimmen und von aller Dunkelheit und Vieldeutigkeit zu befreien: aber diese Herren mußten doch, sollte man glauben, wissen, was sie sich bei einem Worte, für welches sie leben und sterben wollen, dachten. Oder ging

es ihnen vielleicht wie dem ehrlichen Sancho im Don Quixot? der, wenn ihm zuweilen begegnet, sich in seinen Reden so zu verwickeln, daß er selbst nicht mehr weiß was er sagt, sich damit tröstet, Gott verstehe ihn wenigstens. — Bedeutet etwa das Französische Wort Gentilhomme so viel und nicht mehr als das Englische Gentleman, so hätten sie sich eine so lebhafte Erklärung ersparen können, da gewiß niemand in der Welt unhöflich genug seyn wird, ihnen diese Benennung in der letztern Bedeutung streitig zu machen. Oder wollten sie etwa so viel damit sagen: kein Decret in der Welt könne machen, daß sie nicht die Söhne, Enkel, Urenkel u. s. w. ihrer Väter, Großväter, Urgroßväter u. s. w. wären? — Auch dieß begehrt ihnen gewiß niemand abzustreiten. Oder wollten sie damit behaupten, die Nation könne ihnen die Titel, Chevalier, Baron, Comte, Vicomte, Vidame, Marquis, Duc u. s. w., wenn sie ihnen von ihren Voreltern her angestammt seyen, mit Recht eben so wenig nehmen als ihre Erbgüter? Darüber möchte sich allenfalls in einem akademischen Saale für und wider disputiren lassen; und es verlohnte sich wohl der Mühe, wenn von wirklichen Herzogthümern, Land- und Markgrafschaften, Fürstenthümern, Grafschaften und Baronien die Rede wäre, deren man sie entsetzen wollte. Aber bloß leere Titel! Wer wird sich einen so unbedeutenden Verlust so tief zu Herzen nehmen? Und wie konnten die guten Herren, die sonst von einem so großen Eifer für die königliche Autorität beseelt waren, zu einer Zeit, wo der König selbst so viele und große Prärogativen, ohne nur ein Wort dagegen zu sagen, dem allgemeinen Besten aufgeopfert hatte, noch an ihre eigenen kleinen Personen denken, und über das Opfer eitler Ehrentitel, die mit der neuen demokratischen Verfassung des Französischen Reichs ohnehin unverträglich waren, ein solches

Aufheben machen? Eine Nation, welche Macht genug hatte, ihre ganze vorige Verfassung von Grund aus umzuwerfen; eine Nation, die ihrem vor so kurzer Zeit noch unumschränkten Könige die Souveränetät, und der Klerisei, welche die Schlüssel des Himmelreichs hat, ihre Güter nehmen durfte, hat gewiß auch die Macht, ihrem vormaligen Adel (dessen politische Vorrechte schon mit der abgeschafften Feudalverfassung von selbst verschwunden waren) seine Titel zu nehmen, und wird sich, nachdem sie sich der höchsten Gewalt und der Majestät selbst anmaßen durfte, wohl schwerlich das kleine Recht nehmen lassen, Benennungen abzuschaffen, die sich auf eine Ungleichheit zwischen den Bürgern des Staats beziehen, von welchen das Volk auch nicht den Schatten einer Erinnerung übrig lassen will.

Dieß alles ist so klar, daß es den Herren, von welchen die Rede ist, ehe sie noch den Mund aufthaten nothwendig in Gedanken schweben mußte. Was für einen Sinn sollen wir also ihrer Erklärung geben? Was können sie sich dabei gedacht haben? — Doch in heftigen Gemüthsbewegungen weiß man zuweilen selbst nicht recht was man spricht, und spricht oft ganz was andres als man denkt. Vielleicht wollten sie nichts weiter damit sagen, als, keine Macht im Himmel und auf Erden könne ihnen wehren, sich selbst für Personen zu halten, denen die Gentilhommerie als ein angezeugter, eingegossener und eingefleischter, mit ihrem ganzen Wesen unzertrennlich und (wie es die Theologen nennen) hypostatisch vereinigter Charakter beiwohne; und in diesem tröstlichen Glauben wären sie entschlossen, trotz Welt, Teufel, Philosophie und Nationalversammlung, zu leben und zu sterben. — Wenn dieses, wie ich vermuthe, ihre Meinung war, so muß man gestehen, daß kein Wort darauf zu antworten ist.

Es gibt Dinge, lieben Freunde, die man nie untersuchen oder auf die Capelle bringen, sondern von Kindesbeinen an, nach dem Beispiel aller uns umgebenden Personen, immer geglaubt haben muß, wenn sie die verlangte Wirkung, „mit Furcht und Zittern respectirt zu werden, und also immer unangefochten zu bleiben," bei uns wunderlichen Erdenkindern hervorbringen sollen. Von dieser Art ist z. B. die Gabe der Könige von England Kröpfe zu heilen, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zu Rom, die Existenz der Popanze, Melusinen, Feen und weißen Frauen, der Hexensabbath auf dem Blocksberge, die Wunderkraft des Blutes des heiligen Januars zu Neapel, das göttliche Recht der Könige, die Majestät des Volks, und was dergleichen mehr ist; — und von dieser Art, sagen die Stoiker, ist auch das so schwer zu erklärende, mit dem Glauben so leicht zu fassende, der Vernunft hingegen so unbegreifliche Ding, das man den erblichen Adel nennt.

Auf Dinge dieser Art läßt sich sehr füglich anwenden, was Terenz seinen Parmeno von der Liebe sagen läßt:

> Here, quae res in se neque consilium neque modum
> Habet ullum, eam consilio regere non potes.

Sie gehören ganz und gar nicht unter die Gerichtsbarkeit der Vernunft; sie müssen unter dem Schutze des heiligen und unzugangbaren Dunkels, das sie umgibt, in ehrfurchtsvoller Entfernung angebetet werden, und alles geht gut (wenigstens für die Götzen und ihre Priesterschaft), so lange die Menschen glauben und zittern. Sobald hingegen der allgemeine Glaube an diese Dinge erkaltet ist, sobald sie so wenig mehr täuschen, daß man ihnen immer näher auf den Leib rückt, sie von allen Seiten zu begucken, zu beriechen und zu betasten anfängt, allerlei Proben und Versuche mit ihnen anstellt, und endlich gar die naseweisen Fragen, quis, quid, ubi, quibus auxiliis,

cur, quomodo, quando? (wer? was? wo? womit? warum? wie? wann?) über sie aufzuwerfen sich beigehen läßt: sobald es mit ihnen dahin gekommen ist, so wär' es wohl am besten (wenigstens am klügsten) gethan, gar nicht mehr davon zu sprechen.

Indessen, da ich mich nun einmal mit dieser kitzlichen Adelssache befaßt habe, sey mir wenigstens erlaubt, mit aller Gutherzigkeit eines Erdbürgers qui omnia sua secum portat, zu sagen, wie ich sie aus meinem kosmopolitischen Standpunkte zu sehen glaube.

Um mich selbst so viel möglich ins Klare zu setzen, betrachte ich den erblichen Adel (denn von diesem allein ist hier die Rede) aus einem zwiefachen Gesichtspunkte: als einen Vorzug der Geburt, der sich auf die Meinung anderer dieses Vorzugs ermangelnder Menschen gründet; und als ein politisches Institut, welches jener Meinung eine solche Sanction gibt, daß die besagten Menschen, wenn sie diese Meinung gleich nicht haben, doch so handeln und überhaupt sich so stellen, und stellen müssen, als ob sie dieselbe hätten. Ich schränke mich, meinem Zweck gemäß, dermalen bloß auf den ersten Gesichtspunkt ein, und werde vielleicht zu einer andern Zeit Gelegenheit finden, nachzuholen, was ich über den Adel, insofern er ein politisches Institut ist, etwa zu bemerken habe.

Was also den ersten Punkt betrifft, so ist es in unsern Tagen, meines Wissens, etwas unter allen verständigen Leuten Ausgemachtes, daß die Meinung, als ob die Abstammung von adeligen, verdienstvollen oder verdienstleeren, berühmten oder unberühmten Eltern, an sich selbst einem Kindlein irgend einen physischen oder moralischen Vorzug vor andern Kindern gebe, oder als ob ein Mensch, dessen Urgroßvater Armeen commandirte und Europa wohl oder übel regieren half, bloß deßwegen ein

besserer und respectablerer Mensch sey, als einer, dessen Urgroßvater hinter dem Pfluge ging oder an einem Webstuhle saß — es ist, sage ich, etwas längst Ausgemachtes, daß diese Meinung ein Vorurtheil sey, das keine vernünftige Untersuchung aushalten kann. Man würde sich in den Augen der Montmorency, Montausier, Rochefaucould, Noailles, la Fayette und ihresgleichen lächerlich machen, wenn man eine solche Albernheit behaupten wollte.

Wenn die Menschen also nichts als vernünftige Wesen, und, so zu sagen, lauter Vernunft wären, oder wenn sich hoffen ließe, daß sie jemals zu einem so hohen Grade der Veredlung ihrer Natur gelangen könnten: so würde jenes Vorurtheil, zugleich mit allen übrigen, wodurch die bürgerlichen Gesellschaften seit einigen tausend Jahren (mehr oder weniger leidlich) zusammengehalten worden sind, ohne jemands Widerrede und Protestation, von selbst aus der Welt verschwinden.

Aber dieß ist nicht der Fall, dieß wird und kann niemals der Fall seyn. Die Vernunft wird, so lange wir Menschen bleiben, in einem jeden immer nur einen kleinen Theil seines Mikrokosmus mit vollem Lichte bestrahlen: der größere wird immer, mit unzähligen Abstufungen des Lichts und Schattens, in Dämmerung, Nebel und Dunkelheit liegen; und sinnliche Gefühle, helldunkle Vorstellungen und tausenderlei magische Erscheinungen der innern Sinne (die Resultate eines feinen mechanischen Spiels unzähliger geheimen Springfedern des Herzens und der Einbildungskraft) werden nie aufhören, mit einer Art von Zaubergewalt auf die menschlichen Gemüther zu wirken.

Es gibt kein einziges Vorurtheil, das sich nicht auf einen Schein von Erfahrung und Wahrheit stützte, oder mit mehr

oder weniger feinen Fäden in die innigsten Gefühle der Menschheit verwebt wäre. Manche derselben sind der Moralität beförderlich, und daher, insofern sie sich am Ende in schöne Empfindungen und Gesinnungen auflösen lassen, berechtigt, von der Vernunft selbst in ihren Schutz genommen zu werden.

Ich müßte mich sehr irren, oder der edle Stolz, der den Abkömmling einer alten, an großen und verdienstvollen Männern reichen Familie antreibt, sich des glänzenden Namens, den er von ihnen geerbt hat, würdig zu machen, mit allen seinen schwärmerischen Erscheinungen — auf der einen Seite, und das unfreiwillige vermischte Gefühl von Ehrerbietung und Liebe beim Anblick des würdigen Erben eines Namens, der auf einmal tausend ineinanderfließende Vorstellungen von allem, was in den Augen der Menschen groß, schön und beneidenswürdig ist, in unserm Gemüthe erregt, und uns eine solche Person vor tausend andern interessant und wichtig macht, auf der andern Seite — diese Gefühle sind tief in der menschlichen Natur gewurzelt, und werden, so lange die Menschen — Menschen bleiben, durch kein Decret irgend einer Nationalversammlung aus ihr herausdecretirt werden. — Ich sage noch mehr: desto schlimmer für die Nation, aus deren Herzen eine übermüthige und dieses Namens unwürdige Philosophie so schöne Gefühle, so wohlthätige Vorurtheile (wenn man sie ja durch diesen Namen degradiren will) mit der Wurzel ausreuten könnte!

Ich weiß sehr gut was mir die Verfechter des Decrets gegen diese Behauptung einwenden können. Aber wenn ich gefragt würde, wie groß wohl, unter allen den Comtes und Vicomtes, Ducs, Marquis und Barons, die durch dasselbe künftig auf ihren bloßen Geschlechtsnamen reducirt werden

sind, die Anzahl derjenigen sey, die unter ihren Ahnen viele um die Welt oder wenigstens um ihre Nation wahrhaft verdiente Männer aufzuweisen haben, und diesen Ahnen Ehre machen? — so würde ich — einen Augenblick, verstummen; und dann antworten: vielleicht, selbst bei dieser großen Verdorbenheit der Gemüther und der Sitten, die seit den Zeiten des Duc Régent nach und nach alle höhern Classen in Frankreich bis aufs Mark durchdrungen hat (an welcher aber der Adel nicht mehr Schuld, und von welcher er nicht weniger das Opfer ist, als andere Classen) vielleicht, dieser Verderbniß und Ausartung ungeachtet, noch immer weit größer als man glaubt! — Aber gesetzt auch, daß die Zahl der Französischen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke jenes alten Ritter- und Heldengeistes glüht, den der verstorbene Graf von Tressan so schön zu schildern wußte, noch so klein wäre: was gewänne die Nation dabei, wenn sie, durch einen Schlag mit Merlins Zauberpritsche, auf einmal alles Bewußtseyn ihrer Herkunft, alle Erinnerungen an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtnisse, und alle Bilder und Denkmäler derselben aus den Sälen, Galerien und Capellen ihrer Schlösser, herauszaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebessert seyn, oder sich mehr Gutes von ihnen zu versprechen haben, wenn sie alle sammt und sonders von diesem Augenblick an, vermöge der besagten Zauberpritsche, von lauter Kesselflickern und Scheerenschleifern abzustammen glaubten?

Man sage mir nicht: „weder der Geist der Ritter des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, noch derjenige, der in den Französischen Adel fuhr, seitdem der ehrsüchtige Priester Armand du Plessis-Richelieu ihren alten Stolz durch Hinrichtung des größten Montmorency seinen ungeschmeidigen Nacken unter die Füße der Könige und ihrer

Minister Necker lehrte — weder dieser Geist noch jener schickt sich mehr für unsre Zeit."

Ohne Zweifel würden die großen Männer aus dem Adelstande, welche so viel zum Glanze der Regierung Ludwigs XIV beigetragen haben, wenn sie mit den Grundsätzen und der Vorstellungsart ihrer Zeit im Julius 1789 von den Todten erweckt und an ihre ehemaligen Plätze gestellt worden wären, es für Pflicht gehalten haben, die königliche Autorität und die alte Verfassung bis auf den letzten Blutstropfen zu behaupten. Aber eben derselbe Geist und Muth, eben dieselbe Würde und Größe der Seele erhält in verschiedenen Zeiten, durch die Verschiedenheit der Begriffe sowohl als der Umstände, verschiedene Richtungen. Epaminondas, am Hofe eines Artaxerxes geboren, würde ein eifriger Royalist gewesen seyn; und die Turenne, die Montmorency-Luxemburg, die Catinat, die Noailles, die Villars u. s. w. würden, wenn ihre Jugend in unsre Zeit gefallen wäre, wahrscheinlich Freunde, Waffenbrüder und Nebenbuhler des edeln la Fayette in der ruhmwürdigsten aller Unternehmungen gewesen seyn.

So nenne ich die unternommene Befreiung einer großen Nation von dem eisernen Despotismus einer in die unerträglichste Aristokratie ausgearteten monarchischen Regierung, von den drückendsten und schmählichsten Mißbräuchen aller Art, von barbarischen Gesetzen und von einer verderblichen Staatsverwaltung. Aber so werde ich nie das Unternehmen nennen, statt einer (nach dem Beispiel der Englischen Constitution) durch hinlänglich sicher gestellte Rechte des Volks in ihre wahren Gränzen eingeschränkten Monarchie, eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehülfliche und unsichere Demokratie aufzustellen; eine Demokratie, wie nicht nur noch nie eine gewesen ist, sondern auch, aller moralischen Wahrscheinlichkeit

nach, unter fünfundzwanzig Millionen Menschen keine bestehen kann, und wenn sie auch alle auf einmal in lauter Gracchus, Brutus, Cassius und Algernon-Sidneys verwandelt würden.

Unstreitig hätte mit dem Adel, so gut als mit dem Hofe und der Klerisei, diejenige Reformation vorgenommen werden sollen, die zum allgemeinen Besten unumgänglich nöthig war. Aller ungerechte, unbillige und bloß des Mißbrauchs wegen verhaßte Unterschied zwischen den adeligen und nicht-adeligen Bürgern eines und desselben Staates mußte aufgehoben werden. Talente und Verdienste mußten Titel seyn, die einem jeden Bürger den Weg zu jeder öffentlichen Ehrenstelle öffneten. Ruhmvolle Ahnen mußten einem verdienstlosen Menschen hierin kein Vorrecht geben. Nichts kann gerechter seyn als alles dieß! Aber es war auch gerecht, oder wenigstens billig, und einer so schön denkenden Nation, wie die Französische, würdig, die Verdienste und Tugenden edler Vorfahren noch in den Erben ihres Namens zu ehren, und den Ueberresten des einst so berühmten Französischen Adels, den Nachkommen der Männer, deren Geschichte seit Jahrhunderten mit den Annalen Frankreichs und der allgemeinen Weltgeschichte beständig verflochten war, so viel Vorzüge zu lassen, als mit einer freien Constitution nicht nur verträglich, sondern als selbst zu größerer Festigkeit, Würde und Vollkommenheit derselben nöthig war.

Es hat einem schwindligen Freiheitsgeist und der Nationalversammlung anders beliebt; und wenn es (wie man bald nicht länger zweifeln kann) ihr ganzer Ernst ist, dem Französischen Reich die Verfassung von Ury, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Appenzell zu geben, so konnten sie freilich nicht weniger thun. Wie sie dabei fahren werden, wird sich zeigen. Der 14 Julius (dessen Morgenröthe, indem ich

dieses schreibe, nur noch sechsunddreissig Stunden entfernt ist) wird, allem Ansehn nach, ein sehr entscheidender Tag seyn.

Ich schließe diesen kleinen Aufsatz, mit der (vielleicht überflüssigen) Erinnerung, daß alles bisher Gesagte ohne besondere Rücksicht auf unsern Deutschen Adel geschrieben ist, und daß man mir so viel Altdeutschen Biedersinn und Vaterlandsliebe zutrauen darf, daß ich meine Gedanken über den letztern und über unsere Nationalverfassung überhaupt, nicht verblümt und durch Gleichnisse, sondern geradezu (wie ein Mann zu seinen Brüdern reden soll) vortragen würde, wenn ich glaubte, daß es Zeit dazu sey. Aber Reden hat seine Zeit und Schweigen hat seine Zeit, sagt der weise König Salomon. Es fehlt noch viel daran, daß wir den Punkt erreicht hätten, wo ein Volk reif für gewisse Wahrheiten ist, und wo es ihm wirklich nützlich ist, daß es über seine gemeinschaftlichen wichtigsten Angelegenheiten mit Ernst zur Sprache komme. Alles was wir jetzt noch vielleicht ertragen möchten, könnten etwa patriotische oder weltbürgerliche Träume seyn, die, als Träume, ohne Bedeutung sind, und von gravitätischen Leuten nicht einmal angehört werden.

Indessen kann es nichts schaden, wenn wir von Zeit zu Zeit einen verständigen Blick auf das, was um uns her vorgeht, werfen, und, durch fremde Beispiele auf andrer Leute Kosten weiser gemacht, die Thorheiten und Vergehungen aller Art kennen und vermeiden lernen, wovon wir König, Prinzen, Minister, Adel, Klerisei und Volk — bei einer Nation, die so viel vor uns voraus hat und tagtäglich Beweise von dem edelsten Gefühl und dem richtigsten Verstande ablegt — die traurigen Opfer werden sehen.

Nachträge.

A.

November 1791.

Der müßte doch wohl ein übermäßig treuherziger Neuling in der Welt seyn, der nicht mit Augen sähe und mit Händen griffe, daß der wahre Grund, warum der überwiegende demokratische Theil der Nationalversammlung kein Oberhaus (chambre haute) nach Englischem Muster haben wollte, nur subjectiv war, und lediglich darin lag, daß der ehemalige Tiers-état, nachdem es ihm nun einmal gelungen war sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, sie um so weniger mit dem verhaßten Erbadel theilen wollte, da er sich stark genug fühlte, diesen gänzlich auszurotten, und die dem Volke zugesprochene und von selbigem sehr bereitwillig angenommene Souveränetät, im Namen des Volks sich allein zuzueignen. Diesen Grund behielten die Herren in petto: aber warum wollten wir, die bei allem diesem bloße Zuschauer sind, uns durch Schönrednerei und große Worte täuschen lassen? Der muß sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann! Was die Aufzählung der großen Wohlthaten betrifft, welche die Nationalversammlung durch ihre

hochgelobte Constitution dem Französischen Volke, ja dem ganzen Menschengeschlechte, erwiesen haben will; so sind zwar die Decrete, wodurch sie vierundzwanzig Millionen, in vierundvierzigtausend kleine Republiken vertheilte, idealische Menschen in eine eben so idealische Gleichheit, Ordnung, Harmonie und überschwängliche allgemeine Glückseligkeit gesetzt hat, klar und deutlich in der Constitutionsacte zu lesen, aber in Frankreich selbst und unter den wirklich und leibhaft darin existirenden vierundzwanzig oder siebenundzwanzig Millionen Menschen, zeigt sich bis Dato von allen diesen herrlichen Früchten so wenig, daß man es hartglaubigen Zuschauern (zumal solchen die es aus sehr guten Gründen sind) kaum übel nehmen kann, wenn sie wenigstens noch das Ende dieses Jahrhunderts abwarten wollen, ehe sie den sanguinischen Lobrednern dieser Constitution bei ihren vermuthlich wohlgemeinten Hallelujahs Chorus machen helfen.

B.

Junius 1791.

Seit Mirabeau's Tod und dem 18 April muß es auch dem parteilosesten Zuschauer zuwider seyn, nur ein Wort weiter über die Französischen Revolutionshändel zu verlieren. Ein Volk das frei seyn will und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freiheit, ohne unbedingten und unbegränzten Gehorsam gegen die Gesetze, in der Theorie ein Unding, und in Praxi ein unendlichmal schädlicherer und verderblicherer Zustand ist als Asiatische Sklaverei; — ein Volk, das auf Freiheit pocht, und sich alle Augenblicke von einer

Faction von Menschen, qui salva republica salvi esse non possunt, zu den wildesten Ausschweifungen, zu Handlungen, deren Cannibalen sich schämen würden, aufhetzen und hinreißen läßt — ein solches Volk ist, aufs gelindeste zu reden, zur Freiheit noch nicht reif, und wird, allem Ansehen nach, noch manche fürchterliche Convulsionen zu überstehen haben, bis sein Schicksal auf die eine oder andre Art entschieden ist.

VI.

Ueber das Verfahren gegen die Klerisei.

Die Frage ist: ob wohl die Nationalversammlung in Sachen, welche die Hierarchie, die in dem Kirchenregiment einmal eingeführte Ordnung, betreffen, eigenmächtig, ohne Bestimmung der Französischen Kirche (d. i. nach Römischem Styl, der Klerisei und des Bischofs von Rom, als anerkannten Oberhaupts der Römisch-katholischen Kirche, Aenderung zu treffen befugt sey, zumal so wichtige, daß Bischöfe dadurch ihrer Heerden beraubt und in den Fall gesetzt werden, sich um irgend einen vacanten Titel in partibus infidelium umsehen zu müssen. So viel ich weiß, ist diese Anmaßung in der Römisch-katholischen Christenheit etwas ganz Unerhörtes, und die Majorität der Nationalversammlung, und ihre Worthalter, die kein Bedenken getragen haben, das popanzische Wort Schisma bei dieser Gelegenheit in einem Tone, der einer Drohung ziemlich ähnlich ist, auszusprechen, sind ipso facto schon Schismatiker, indem sie Sätze behaupten, die in Spanien einen jeden Christenmenschen zum Scheiterhaufen qualificiren würden. Wahrlich dieß alles ist den Rechtsgelehrten in der Nationalversammlung sehr wohl bekannt; von ihnen kann

man nicht sagen, sie wüßten nicht was sie thun; aber da die neue Eintheilung der Diöcesen, die Vernichtung der weltlichen Prärogativen der hohen Klerisei, die Säcularisation der Kirchengüter, die Aufhebung der Domcapitel und Kanonikatspfründen, und die ganze bürgerliche Constitution der Geistlichkeit, nun einmal wesentlich zu der neuen politischen Schöpfung gehören, welche auf das mächtige Werde! der Nationalversammlung aus den Trümmern der ehemaligen Verfassung Frankreichs sich zu erheben anfängt: so ist kein Wunder, daß sie sich stellen, als ob sie nichts davon wüßten, daß sie — indem sie alle diese Reformationen, der Reclamation der Klerisei ungeachtet, ohne Vorwissen und Einwilligung des anerkannten Oberhaupts der katholischen Kirche, aus bloßer Machtgewalt der Nation, ausüben — sich offenbare Eingriffe in die so viele Jahrhunderte lang von allen Römisch-katholischen anerkannten Rechte der Kirche und des Papsts erlauben. Und warum sollte auch die Nationalversammlung, sie, die sich das Recht zugeeignet hat, die ganze Verfassung der Französischen Monarchie einzureißen, die ehemaligen Reichsstände, den Adel und die Parlamente abzuschaffen, die Majestät dem Volk zuzueignen und den König in einen bloßen besoldeten Diener des gemeinen Wesens zu verwandeln, dem man — ohne selbst recht zu wissen warum? — den Königstitel und fünfundzwanzig Millionen Livres gibt, um der erste Commis und Vollzieher der Befehle der Nationalversammlung zu seyn — warum sollten die, welche das alles durften, weil sie es konnten, nicht vermöge eben dieser willkürlichen Machtgewalt, vor welcher alle ehemaligen Rechte und Titel schweigen mußten, auch über die Klerisei nach Gutbefinden disponiren können? Was darf der nicht, der alles kann was er will? Ich sage nicht, die Grundsätze, aus welchen die Nationalversammlung

in der bürgerlichen Constitution der Klerisei verfuhr, seyen an sich selbst und in Rücksicht auf den Geist der Religion Jesu Christi, auf die wahre Bestimmung dessen, was diese geistlichen Herren selbst das evangelische Ministerium nennen u. s. w., nicht besser, als die Maximen und Gründe, aus welchen Herr Maury im Namen der Bischöfe raisonnirt. Ich sage nur: sie widersprechen den bisher allgemein anerkannten Grundmaximen der Römisch-katholischen Kirche; und die Nationalversammlung, welche vermöge der von ihr angenommenen Grundbegriffe so weit gegangen ist, muß, um consequent zu handeln, noch weiter gehen, und es ist schwer zu sagen, wo sie mit ihrer Reformation in Kirchensachen stehen bleiben werde. Dieß scheint mir selbst die so ganz unnöthigerweise öffentlich affectirte Geringschätzung des Statthalters Jesu Christi zu Rom deutlich genug zu weissagen. Ich nenne sie unnöthig, weil die Veränderung der Diöcesen und die ganze bürgerliche Constitution der Klerisei, in Rücksicht auf die ohnehin schon subsistirenden großen Freiheiten der gallicanischen Kirche, keine Sache ist, wozu der König und die Nationalversammlung die Einwilligung des Papstes, wenn sie gemeinschaftlich in gehöriger Ordnung darum angesucht hätten, sehr wahrscheinlicherweise nicht erhalten haben sollten. Der Papst müßte ihnen doch wohl für diesen öffentlichen Beweis ihres Respects gegen den heiligen Stuhl Dank gewußt, und, dafür auch wieder gefällig zu seyn, sich um so mehr bewogen gefunden haben, da er doch wohl einsehen mußte, daß man seine Einwilligung bloß pro forma und um das Decorum zu beobachten, verlange; daß bei einer auf den Geist und die Maximen der Gregore und Bonifaze gegründeten Weigerung für den heiligen Stuhl wenig zu gewinnen, aber wohl viel zu wagen und zu verlieren sey. Warum also in einer solchen

Sache, unter solchen Umständen, von einem Recurs an den Papst nichts wissen noch hören wollen? Warum auf eine, allen guten Katholiken so anstößige, Art den Statthalter Christi als einen Ultramontanen, der in Frankreich nichts zu befehlen habe, tractiren? — Warum das, wenn die Majorität in der Nationalversammlung nicht schon voraus gesonnen ist, noch weiter zu gehen als sie schon bisher gegangen ist, und das Schisma, vor welchem sie sich eben nicht sehr zu fürchten scheint, durch künftige noch weiter greifende Decrete zu realisiren? — Die letzte Rede des Herrn Camus, der bei allen Gelegenheiten so stark auf die älteste Verfassung und Maximen der Kirche dringt, giebt über diesen Punkt viel zu denken.

Dieß ist es ohne Zweifel, was man den Papst (nicht mit der besten Grazie von der Welt) merken lassen will, und was er (wie sich vermuthen läßt) auch gut genug merken wird, um, seines Orts, die Flamme nicht noch stärker anzublasen. Leo X befand sich übel dabei, daß er sich für stark genug hielt, die Lutherische und Zwinglische Reformation durch Machtsprüche und Excommunicationen ersticken zu können: und wie groß war gleichwohl im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts noch die Gewalt der Meinungen, auf welchen das Ansehen des Römischen Stuhls beruht! Wie gering ist hingegen im letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts die Gewalt dieser Meinungen! Wie prekär und schwankend die Allgewalt des Römischen Bischofs! Und er sollte sich nicht durch das Beispiel Leo's X warnen lassen?

Indessen ist auch auf der andern Seite zu bedenken: daß zuweilen alles, was schon so gut als verloren war, cunctando wieder hergestellt worden ist. Es ist offenbar genug, daß die Französischen Bischöfe den Recurs an den Papst nur genommen

haben, um Zeit zu gewinnen. Warum sollte also dieser sich übereilen? Warum nicht so lange zögern als nur immer möglich ist, um abzuwarten was sich inzwischen etwa ereignen könnte? Die Gährung scheint nun wirklich in Frankreich aufs Höchste gekommen zu seyn; die Weissagung des politischen Journals wird und muß so gewiß eintreffen als eine im Kalender vorhergesagte Mondsfinsterniß; so, wie die Sachen jetzt sind, können sie nicht bleiben; nur was am Ende herauskommen wird, das wird niemand, der sich nicht gern dem Schicksal der neuen Propheten aussetzen möchte, so zuversichtlich vorhersagen wollen, wie der ehrliche sel. Ziehen den Untergang des halben Europa.

Vermuthlich weiß der Statthalter Gottes mehr von den futuris contingentibus als wir andern profanen Wichtlein. Wenn also seine Einwilligung endlich erfolgen sollte, so könnte man es als ein ziemlich gewisses Zeichen ansehen, daß die Nationalversammlung zu Paris (in dieser Sache wenigstens) wirklich den allgemeinen Willen der Nation ausgesprochen habe; und denn möchte es wohl, bis diese (ut voluntas hominis ambulatoria est) ihren Willen etwa änderte, sein Verbleiben dabei haben müssen.

VII.

Sendschreiben

an Herrn Professor Eggers in Kiel.

Im Januar 1792.

Sie sind von so vielen Jahren her einer der ersten, deren Beifall zu verdienen ich gewünscht habe: wie könnt' es anders seyn, als daß Ihre in so lebhaften Ausdrücken mir bezeigte Zufriedenheit mit meinen Gedanken über die Französischen Angelegenheiten mir großes Vergnügen machen mußte?

Und doch muß ich Ihnen gestehen, daß diese Freude in etwas durch den Gedanken gestört wurde, daß es vielleicht nicht in meiner Macht stehe, immer Ihrer Vorstellungsart und Ihren Wünschen gemäß über eine Sache zu urtheilen, die von so vielen Seiten angesehen werden kann, so unendlich verwickelt ist, und so vielerlei politische Probleme darlegt, deren Auflösung einem Ausschusse der weisesten Staatskunstverständigen aller Zeiten zu schaffen machen würde. Sie selbst, mein Freund, so zart und schonend Sie sich in Ihrem ganzen Schreiben ausdrücken, scheinen mir nicht verbergen zu wollen, daß dieß der Fall bereits gewesen sey. Sie waren

mit der Adresse des Eleutherius Philoceltes an die National-versammlung so übel zufrieden, „daß Sie gegen jeden behaupteten, ich könne sie nicht geschrieben haben;“ und noch neuerlich betrübte Sie (wie Sie sagen), daß ich an einem glücklichen Ausgang der Französischen Revolution zu verzweifeln anfing, und die Westfranken noch nicht für reif zur Freiheit hielt. Sie bitten, Sie beschwören mich sogar (gleich als ob der gute Erfolg der Französischen Revolution oder das Wohl unsers eigenen Vaterlandes von meinem Muth abhinge), Sie beschwören mich um meiner warmen Menschenliebe willen, doch keine Muthlosigkeit öffentlich zu äußern, weil Sie überzeugt sind, daß der guten Sache dadurch geschadet werde. Alles dieses, mein theuerster Freund, scheint es auf meiner Seite nöthig zu machen, daß ich mich über verschiedene von Ihnen berührte Punkte bestimmt genug erkläre, um Sie wegen meiner Gesinnungen in keiner Ungewißheit zu lassen. Zu diesem Ende muß ich noch eine Stelle aus dem Anfang Ihres Schreibens anführen.

„Da ich (sagen Sie) gern und freudig mein Leben hingäbe, wenn dadurch die Völker in eine vortreffliche Regierungslage gebracht werden könnten und wenn davon ein glücklicher Ausgang der Französischen Revolution abhinge: so werden Sie sich leicht vorstellen, welch einen hohen Werth ich allen Aufsätzen beilege, die Sie für diese gute Sache geschrieben haben. Ihre Schriften werden weit und breit, und auch besonders von den Mächtigen Deutschlands gelesen. Ihre richtige Philosophie und Ihre . . . Schreibart müssen also eine starke Wirkung bei den natürlichen Widersachern guter Staatsconstitutionen hervorbringen, und man wird nicht so leicht zu despotischen Maßregeln zu schreiten wagen, wenn Sie unveränderlich den Rechten der Menschheit das Wort reden.“

So gewiß ich auch bin, daß ein Mann von Ihrem Charakter über die bloße Möglichkeit einer wissentlichen Schmeichelei weit erhaben ist: so kann ich mich doch nicht überreden, daß irgend etwas, das ich schreiben könnte, von so großem Einfluß und Gewicht seyn sollte, als Sie glauben. Wäre aber dem so, nun so gebe der Himmel sein Gedeihen zu meinen Bemühungen! Denn so lange ich das Vermögen behalten werde zu denken, und zu sagen was ich denke: so lange werde ich — ohne eine andere Furcht, als die vor den Schlingen, welche meine eignen oder fremde Vorurtheile und Leidenschaften, und andere uns selbst unmerkliche Unlauterkeiten und Sophistereien des Egoismus meiner Vernunft legen möchten — nicht aufhören, dem, was ich für Wahrheit erkenne, öffentlich zu huldigen, und meine Gedanken über die wichtigen Gegenstände, an welchen Allen gelegen und worüber sich zu irren oder irre geführt zu werden Allen schädlich ist, so gut und so laut zu sagen als ich kann. Diesem zufolge werde ich auch nie müde werden, die wirklichen und richtig bestimmten Rechte der Menschheit (oder, was mir eben dasselbe heißt, Rechte des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft) gegen alle und jede (insofern nämlich die Sache mit Vernunftgründen, und nicht mit Dolchstöcken, Flintenkolben und Laternengalgen ausgemacht wird) bei jeder Gelegenheit nach meinem besten Vermögen zu behaupten. Bei dieser Entschließung besorge ich nichts von despotischen Maßregeln, und erkundige mich sehr wenig nach der Wirkung, welche meine Aufsätze bei den natürlichen Feinden guter Staatsverfassungen hervorbringen mögen; fest versichert, daß unter unsern Mächtigen aller Classen die Anzahl derer, denen man durch freimüthigen Vortrag seiner Gedanken über allgemein angelegene Gegenstände mißfallen kann, durch die

Zahl der aufgeklärten und wohlgesinnten, wo nicht bereits überwogen, doch wenigstens im Gleichgewicht erhalten wird; und also so leicht nicht zu befürchten ist, daß ein Deutscher Schriftsteller, der es mit der Menschheit immer wohl gemeint hat, und vierzig Jahre lang in ruhigem Besitze seines Rechts laut zu denken gelassen worden ist, unter dem unmittelbaren Schutz eines weisen und gerechten Fürsten, ich weiß nicht durch welche gesetzlose Allgewalt (denn in Germanien ist, Gott Lob! niemand über dem Gesetz) sich erst noch in seinem Alter genöthigt sehen sollte, den Wanderstab zu ergreifen, und einen Zufluchtsort zu suchen, wo es kein Verbrechen wäre, als ein freier Mann zu denken und zu schreiben. Beruhigen Sie sich also von dieser Seite, mein verehrter Freund, und seyn Sie versichert, daß Sie den Schmerz nie erleben sollen, mich an der guten Sache der Menschheit zum Verräther werden zu sehen.

Aber — ist denn diese gute Sache mit der Französischen Revolution einerley? oder ist es so ausgemacht, daß die Sache der letztern eine gute Sache, eine Sache ist, für welche alle wahren Kosmopoliten und Freunde der Menschheit Partei nehmen müßten?

Erlauben Sie mir, daß ich mich hierüber in möglichster Bestimmtheit gegen Sie erkläre.

Die Französische Staatsrevolution ist — eine geschehene Sache. Die Frage, ob die Nation dazu berechtigt gewesen sey? scheint mir, da geschehene Dinge nicht zu ändern sind, eben so überflüssig zu seyn, als sie, wegen des Mißbrauchs, der von Bejahung oder Verneinung derselben gemacht werden kann, gefährlich ist. Genug sowohl für uns, als für die, welche Gewalt über uns haben, — daß Staatsrevolutionen überhaupt nichts sehr Ungewöhnliches sind; — daß sie (wie

alle andern Weltbegebenheiten) Wirkungen natürlicher Ursachen sind, und in den meisten Fällen nach einem so nothwendigen Naturgesetz erfolgen, daß ein Kenner und scharfer Beobachter der menschlichen Dinge beinahe mit Gewißheit vorhersagen könnte, wo und wann dergleichen sich ereignen müßten.

Zwar sind die Menschen ihrer Natur nach mit einem hohen Grade von Duldungs- und Ausdaurungskraft begabt. Es wäre, wenn uns Frankreich nicht das Beispiel gegeben hätte, unglaublich, was für Lasten selbst ein lebhaftes und ungeduldiges Volk nach und nach ertragen lernt; was für ungeheure Ungerechtigkeiten, welche schmähliche Behandlung, welche Abscheulichkeiten es eine lange Zeit aushalten kann, wenn nur sein Leiden durch fast unmerkliche Gradationen zunimmt, und die Gewalt, von welcher es zu Boden gedrückt wird, allen Widerstand unmöglich zu machen scheint. Aber selbst die lastbarste Duldsamkeit hat ihr Maß und Ziel: wird auch dieses überschritten, so geht sie endlich in Verzweiflung über, und die Verzweiflung eines großen Volks ist immer der erste Augenblick eines allgemeinen Gefühls seiner eigenen Stärke. Es wäre Unsinn auf Seiten der Gewalthaber, ein an leidenden Gehorsam gewöhntes Volk bis zu diesem Augenblick zu treiben: und doch wird diese Wahrheit vielen vergeblich gepredigt! Es müssen solche Begebenheiten erfolgen, wie wir erlebt haben, um sie zum Nachdenken zu nöthigen: aber (man kann es nicht oft genug wiederholen) wohl denen, die klug genug sind, durch andrer Leute Schaden weise zu werden!

Man braucht sich nur des ganzen Zusammenhanges der Umstände zu erinnern, unter welchen der allgemeine Aufstand des Französischen Volks im Julius 1789 erfolgte, um überzeugt zu werden, daß diese Begebenheit eine zur Reife ge-

kommene unaufhaltbare Wirkung vorgehender Ursachen war, auf welche die Frage, ob sie mit Recht oder Unrecht erfolgt sey? nicht viel besser paßt, als auf ein Erdbeben in Calabrien oder einen Orkan in Jamaica.

Allein, nachdem sie nun erfolgt war, und wenigstens eilf Zwölftheile der ganzen Nation ihren allgemeinen Willen, „nicht länger zu dulden was schon lange nicht zu dulden war,“ mit einer Energie, die allem Widerstand Trotz bot, zu Tage gelegt hatten: welcher unbefangene Zuschauer dieser großen Begebenheit hätte so wenig Menschlichkeit haben können, nicht zu wünschen, daß sie einen glücklichen Ausgang für die Nation nehmen möchte? Und wer mußte sich nicht freuen, wenn er sah, wie viele Umstände zusammentrafen, diesen erwünschten Ausgang zu befördern? welche große Kräfte sich dazu vereinigten, und mit wie vieler Weisheit und Standhaftigkeit die hellesten Köpfe, die geschicktesten, beredtesten und muthvollesten Männer aus allen Classen, die wahren Optimaten der Nation, sich dazu verwendeten?

Die Deputirten des sogenannten dritten Standes, durch eine Anzahl von Gliedern der beiden höhern damaligen Stände verstärkt, constituirten sich unter dem Namen Nationalversammlung zu bevollmächtigten Repräsentanten der Nation, und wurden kaum vom Könige selbst dafür erkannt, als sie sich auch (wie leicht vorauszusehen war) zur Assemblée nationale constituante erhoben, d. i. zu einem solchen Ausschuß der Nation, der den Auftrag von ihr hatte, dem Reich eine neue und bessere Constitution zu geben.

Auch dieß ist eine geschehene Sache, wobei die Frage, „mit welchem Rechte?“ zu spät kommt; wiewohl (im Vorbeigehen gesagt) niemand, der die sogenannten Cahiers der drei Stände gelesen hat, läugnen wird, daß — insofern die Ge-

brechen und Mißbräuche der vormaligen Verfassung und Staatsverwaltung, welchen der allgemeine Wille abgeholfen wissen wollte, nicht ohne Veränderung der Constitution zu heilen waren — das Recht zu einer solchen Staatsoperation in den Cahiers wirklich eben so gut enthalten war, als von dem, der einen gewissen Zweck erreicht wissen will, vorausgesetzt werden muß, daß er auch zu allen nothwendigen Bedingungen desselben bereit sey.

Eine neue Constitution war also das große Werk, welches die Nationalversammlung in die Arbeit nahm. — Aber von diesem Augenblick an mußte sie auch nothwendig in Parteien und Rotten zerfallen.

So wie sich der König genöthigt gesehen hatte, die allgemeinen Stände des Reichs zusammen zu berufen, war es, selbst bei der Hofpartei, eine ausgemachte Sache, daß das Volk bei den Operationen, wozu der König die Stände einlud, gewinnen sollte; aber freilich sollte es so wenig gewinnen als möglich. Denn das Volk konnte nur gewinnen, was der Hof, die höhere Klerisei und der mit ihr aufs engste verbundene Adel verloren, d. i. was sie entweder freiwillig oder gezwungen dem gemeinen Wesen aufopfern wollten, oder mußten. Da nun diese wenig Lust zeigten, von ihrer Autorität, ihrem Einfluß, ihren Vorrechten, Vortheilen und Besitzungen aller Arten auch nur einen Sonnenstaub mehr aufzuopfern als sie schlechterdings mußten; da sie also alles anwandten, die Plane der Volkspartei zu untergraben, zu hemmen, und, so viel an ihnen war, zu vereiteln: was mußte die natürliche Folge davon seyn, als daß sie sich zuletzt gezwungenerweise zu weit größern Aufopferungen bequemen mußten, als man ihnen zugemuthet haben würde, wenn sie

es hätten über sich gewinnen können, den Wünschen des Volkes gleich anfangs mit guter Art entgegen zu kommen?

Seit dem 14 Julius war das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf Seiten des Volks, daß aller Widerstand, den man den Verfechtern seiner Rechte entgegensetzte, zu nichts dienen konnte, als daß sie ihre Forderungen immer höher spannten, und endlich, durch die Allmacht der Umstände gezwungen, so hoch spannen mußten als es nur immer möglich war. Kurz — es sey nun daß die Häupter des Volks keinen andern Ausweg sahen die Nation zu retten; oder daß republicanische Gesinnungen und Grundsätze sie so weit führten; oder daß einige Demagogen sich von Ambition und Privatleidenschaften so weit über die Gränzlinie der Mäßigung fortreißen ließen; oder daß alle diese Triebfedern bei verschiedenen Subjecten zugleich ins Spiel kamen und zusammen auf Einen Punkt wirkten: genug, die Majorität der Nationalversammlung erklärte, „daß die souveräne Gewalt und Majestät allein, unzertrennt, und unveräußerlich bei der Nation stehe," und machte diesen Satz, nebst einer allen einzelnen Staatsbürgern zustehenden Gleichheit an Rechten — von welcher die Aufhebung alles bisherigen Unterschieds der Stände und Classen, aller erblichen Titel und Vorrechte, und des ganzen Feudalsystems mit allem seinem Zubehör, die natürliche Folge war — zur wesentlichen Grundlage ihrer neuen Constitution.

Diese neue Staatseinrichtung legt, 1) durch die Vertheilung der vollziehenden und administrirenden Gewalt unter den König, ein verantwortliches Ministerium, dreiundachtzig Departements = und zweihundertneunundvierzig Districtsdirectorien und vierundvierzigtausend Municipalitäten, 2) durch die Aufhebung aller erblichen Vorzüge und Gerechtsame des Adels, 3) durch das allen Activbürgern zustehende Recht,

in den Assemblées primaires die Wähler (Electeurs) sowohl der gesetzgebenden Repräsentanten der Nation, als der Glieder der Departements- und Districtsadministrationen, und der Richter in allen Unter- und Obergerichten zu seyn, 4) durch die Einrichtung der sogenannten Nationalgarden, und 5) durch die Begünstigung der demokratischen Clubs, die sich in den meisten Städten Frankreichs, nach dem Modell des sogenannten Jakobinerclubs zu Paris, formirten, und in kurzem eine Menge kleiner politischer Körper vorstellten, die zuletzt der Nationalversammlung selbst furchtbar wurden, und zur Fortdauer der Anarchie, in welche Frankreich durch die Auflösung der alten Constitution verfiel, nicht wenig beitrugen — ich sage, die neue Constitution legte durch alle diese Einrichtungen in die Schale des Volks ein so grosses Uebergewicht über den König und den Adel, daß es das Ansehen haben mußte (und vermuthlich auch die Meinung und Absicht einer ansehnlichen Partei in der Nationalversammlung war), als ob man Frankreich in eine förmliche Demokratie umwandeln, und den leeren Namen König und ein unwesentliches Gespenst von Monarchie, bloß aus Schonung eines alten popularen Wahns und aus andern politischen Rücksichten, — nur der Form wegen und für den Augenblick beibehalten wolle.

Die Menschen müßten nicht mehr seyn was sie von jeher gewesen sind, wenn eine so plötzliche Umkehrung der Dinge nicht die Folge gehabt hätte, daß sich die Nation in Rotten spaltete, die unter den Namen der Royalisten, Aristokraten, Demokraten, Jakobiner, Freunde der Freiheit und der Constitution, u. s. w. das Reich in Verwirrung setzten, die Anarchie fortdauernd machten, die gesundesten Glieder der Nationalversammlung entweder aus derselben vertrieben, oder ihre Stimme überschrien und ihren wohlthätigen Einfluß hemm-

ten, die Nationalversammlung sowohl an ruhiger Ausbildung und Vollendung der Constitution, als an andern, zu Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung und der zerrütteten Staatsökonomie gleich nothwendigen Operationen hinderten, sie nicht selten zu übereilten Maßnehmungen trieben, und durch die entgegenarbeitenden Bewegungen, Complotte, heimlichen oder offenbaren Bemühungen der aufs Aeußerste gebrachten Oppositionspartei das Volk in Convulsionen stürzten, deren wilde Ausbrüche mehr als Einmal der ganzen Revolution einen höchst unglücklichen Ausgang drohten.

Die Volkspartei glaubte unter solchen Umständen nicht einen Schritt nachgeben zu können, ohne alles bereits Eroberte wieder aufs Spiel zu setzen; und ihr Mißtrauen (die natürliche Frucht einer von ihren Gegnern durch unzählige Mittel beständig unterhaltenen Aengstlichkeit vor sichtbaren und unsichtbaren Gefahren) stieg endlich auf einen so hohen Grad, daß sie ihren eignen Freunden nicht mehr trauten, und jede Aeußerung gemäßigter Gesinnungen für Hochverrath gegen die Nation ansahen. Die Hofpartei, der Adel und die hohe Geistlichkeit hingegen sahen sich so weit getrieben, daß sie nicht mehr für ihre alten Privilegien, Exemtionen und Prärogative, sondern für ihre Existenz zu streiten glaubten. Die Verzweiflung wirkte nun eben dasselbe bei ihnen, was sie ehemals bei dem dritten Stande gewirkt hatte: so wie sie nichts mehr zu verlieren hatten, was in ihren Augen des Lebens werth war, entschlossen sie sich, auch das, was man ihnen lassen wollte, aufs Spiel zu setzen, und entweder Alles wieder zu gewinnen, oder Alles zu verlieren."

Unter so mancherlei nachtheiligen Umständen, mitten unter diesen Erschütterungen und hartnäckigen Kämpfen entgegenwirkender Kräfte, stieg, von der Uebermacht des gemei-

von Volke beschützt und begünstigt, diese neue Constitution hervor, die von ihren schwärmerischen Freunden eben so übermäßig erhoben, als von ihren offenbar parteiischen Feinden übermäßig verachtet, geschmäht und verlästert wird.

Sie verdient meines Erachtens weder das eine noch das andere. Aber bevor ich Ihnen meine Meinung von derselben sage, dürfte wohl die Beantwortung einer Frage nicht überflüssig seyn, die jedem Unbefangenen zuerst einfallen muß; nämlich: „ist diese Constitution auch wirklich (wie man behauptet und behaupten muß, wenn sie für ein feststehendes Reichsgrundgesetz anerkannt werden soll) der allgemeine Wille der Französischen Nation?"

Daß die Emigranten und ihre noch zurückgebliebenen Freunde diese Frage mit einem überlauten Nein beantworten, versteht sich; und unstreitig hatten sie (insofern sie ein Theil der Nation sind, und so lange sie es sind) ein Recht über jeden Artikel der Constitution ihre freie Stimme zu geben. — Aber befanden sie sich auch wirklich und immer im Besitz der Ausübung dieses Rechts, als die Constitution noch unter den Händen ihrer Werkmeister war? — Schwerlich wird jemand, der mit den Verhandlungen der constituirenden Nationalversammlung genauer bekannt ist, dieses letztere ohne Einschränkung behaupten wollen.

Man wendet ein: der Widerspruch eines Haufens von Menschen, der sich zu dem größern, der Constitution anhangenden Theile der Nation kaum wie eins zu hundert verhält, könne und dürfe nicht in Betrachtung kommen.

Sie wissen, mein Freund, was Herr Burke gegen diese Behauptung aus allgemeinen Rechtsgründen mit großer Scheinbarkeit eingewendet hat. Eine scharfe Erörterung seines Raisonnements über diesen Punkt würde mich hier zu weit führen.

Ueberhaupt aber leuchtet einem jeden ein, daß der allgemeine Satz, „die Majorität des Volks könne, so oft sie von grossen und wesentlichen Beschwerden dazu aufgefordert zu seyn glaubt, die gegenwärtige Verfassung eines Staats nach Gefallen umkehren," mit dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings unverträglich ist, und, wenn er überall unter das Volk verbreitet würde, unversehens ganz Europa in die gräulichste Zerrüttung stürzen könnte.

Aber wenn nun doch in irgend einem besondern Falle nicht zu läugnen wäre, daß die zeitige Constitution eines gewissen Staats nichts tauge, daß sie nur dem kleinsten, mächtigsten und reichsten Theile der Nation günstig, für den größten hingegen unterdrückend sey; wenn ferner dieser größte Theil lange geduldet hätte, was von Menschen, die sich etwas mehr als Last- und Zugvieh zu seyn fühlen, nicht zu dulden ist, und nun entschlossen wäre, es nicht länger zu dulden, einmüthig entschlossen wäre, sich, kraft der Uebermacht seiner Köpfe und Arme, in Freiheit zu setzen; wenn er auch damit wirklich zu Stande gekommen wäre, und es nun bloß darauf ankäme, das wieder erlangte Gut gegen alle Angriffe und Gefahren möglichst sicher zu stellen — wie dann?

Natürlicherweise würde und müßte in diesem Falle die große Mehrheit entscheiden; und die unbeträchtlich kleine Minorität müßte sich entweder der Constitution, die den Meisten gefiele, unterwerfen; oder, wenn sie das nicht wollte, müßte ihr erlaubt seyn, sich selbst von dem Körper der Nation abzutrennen, auszuwandern und ein anderes Vaterland zu suchen.

Und ausgewandert ist auch wirklich, weltkündiger Maßen, ein an sich sehr beträchtlicher, wiewohl gegen vierundzwanzig Millionen, die zurückgeblieben sind, der Zahl nach unerheb-

licher Theil der Nation. Aber dennoch, welch ein ungeheurer Verlust, wenn unter diesen dreißig oder vierzigtausend Emigranten auch nur der sechste, nur der zehnte, ja nur der zwanzigste Theil, nicht bloß Aristokraten dem Namen nach, sondern wirklich das, was dieser Name besagt, die besten, die aufgeklärtesten, rechtschaffensten, tugendhaftesten, verdienstvollesten Männer der Nation, wenn es Miltiaden, Cimonen, Xenophonen, Phocionen und Epaminondasse wären, denen ein heilloser Zustand ihres Vaterlandes nichts andres als den Wanderstab übrig gelassen hätte! Aber, zum Glück für Frankreich, sind diese Ausgewanderten dem größern Theile nach — — Doch, ich urtheile nicht gern nach Hörensagen! Aber, wenn Sie von Augenzeugen, von Leuten die sich auf das unmittelbare Zeugniß ihrer eigenen Stirnen und Rücken berufen können, hören wollen, wer diese Französischen Optimaten sind: so erkundigen Sie sich nur zu Durlach, Speier, Worms, Mannheim, Koblenz, Trier u. s. w., und Sie werden sich nicht wenig wundern, warum die Nationalversammlung, anstatt sie zur Wiederkunft zu nöthigen, nicht schon längst ein allgemeines Nationaldank- und Freudenfest wegen ihrer freiwilligen Auswanderung angeordnet hat.

„Also wäre denn doch — diese Ausgewanderten, und diejenigen von den Zurückgebliebenen, die ihnen in Gedanken und Wünschen nachfliegen, abgerechnet — die neue Constitution der allgemeine Wille des Französischen Volkes?"

Gesetzt auch dieß sey vor dem leidigen Schisma, welches die bürgerliche Constitution der Klerisei, und der den Priestern deßwegen auferlegte von den meisten aber verweigerte Eid veranlaßte, der Fall gewesen: so ist doch unläugbar, daß seit diesem unseligen Zeitpunkt, und noch in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, die Majorität des Volks in sehr vielen,

wo nicht den meisten Districten des Reichs, wenigstens mit diesem Theile der Constitution sehr übel zufrieden ist.

Aber — auch die Artikel, wodurch der alte Römisch-katholische Glaube des Französischen Volkes in die Enge kam, bei Seite gesetzt — haben wir große Ursache zu denken, daß sich, außer den beiden Hauptparteien, eine beträchtliche Anzahl verständiger Männer von reifem Urtheil und abgekühltem Blute in Frankreich finde, denen die Gebrechen der neuen Constitution noch viel stärker als irgend einem Ausländer auffallen, und die zu der Disproportion zwischen der Allgewalt des Volks und der Ohnmacht des an allen Gliedern gefesselten Pouvoir exécutif, — zu den vierundvierzigtausend Municipalitäten, zu der Verordnung, daß die Departements-, Districts- und Municipalitätsbeamten alle zwei Jahre andern Platz machen müssen, und zu manchen andern Constitutionsgesetzen, wodurch die alte Ordnung der Dinge zum Schaden einer unzähligen Menge einzelner Glieder der Gesellschaft auf einmal gewaltsamer Weise auf den Kopf gestellt worden ist, ihre Einwilligung nie gegeben hätten, wenn sie bei Errichtung der Constitution eine freie und sichere Stimme gehabt hätten.

Und nun lassen Sie mich noch fragen, ob Sie sich selbst mit innerer Ueberzeugung überreden können, daß der König (der in einem monarchischen Staate zu Dingen, die das Ganze so wesentlich betreffen, doch auch ein Wort zu reden haben sollte) die Constitution, so wie sie ihm vorgelegt worden ist, unbedingt angenommen hätte, wenn er mit völliger Freiheit und Sicherheit, oder nur mit einiger Hoffnung, daß sein Widerspruch in Betrachtung kommen würde, seine Meinung darüber hätte sagen dürfen?

Es ist wahr, Ludwig XVI hat feierlich und öffentlich vor seiner Nation und dem ganzen Europa erklärt, daß er die

Constitution freiwillig angenommen habe; und es wäre also unartig, wenn wir uns an jenen Spaßmacher erinnern wollten, der, indem er den Kopf aus dem Fenster steckte, um einem anklopfenden Besucher zu sagen er sey nicht zu Hause, es (zum Scherz wenigstens) sehr übel nahm, daß ihm jener nicht auf sein Wort glauben wolle. Der König hatte allerdings die Wahl, entweder die Constitution anzunehmen oder die Krone abzulegen; und er wählte was für ihn (und in der That auch für die Nation) das kleinere Uebel schien. Wem die freie Wahl gelassen würde, ob er in den Rhein springen oder sich am Ufer die Haut über die Ohren ziehen lassen wollte, würde ohne Zweifel das erste erwählen, weil es ihm doch eine Möglichkeit, durch Schwimmen davon zu kommen, übrig ließe: indessen ist klar, daß er, wofern er ganz frei wäre, keines von beiden wählen würde. Auch hat Ludwig XVI selbst, sowohl in dem Annehmungsact als in seinen öffentlichen Erklärungen an seine Brüder und an die sämmtlichen Emigranten, — Erklärungen, welche (im Vorbeigehen gesagt) mit großer Weisheit und Schicklichkeit abgefaßt sind — sich über die Beweggründe seiner Annahme deutlich genug erklärt. Man hatte dem guten König aufs stärkste versichert, daß die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Frankreich bloß von seiner Annahme der Constitution abhange; und er hatte in der That Ursache sich diese Hoffnung davon zu machen, — wiewohl der Erfolg das Gegentheil gezeigt hat. Wie fehlerhaft auch eine Constitution seyn mag, so ist doch die Regierung des Gesetzes immer besser als eine Anarchie, worin Miltons Chaos König ist. Ludwig XVI konnte, für seine individuelle Person, mit seinem constitutionsmäßigen Loose zufrieden seyn; ein Roi fainéant würde es sogar dem mühseligen gefahr- und sorgenvollen Leben eines

Friedrichs II von Preussen unendlich vorziehen. Diejenigen Artikel der Constitution, die er (wenn es in seiner Macht gestanden hätte) vermuthlich abgeändert haben würde, betreffen nicht sein persönliches Besserseyn, sondern das Beste der Nation, die sich (wie der Augenschein lehrt), der Constitution ungeachtet, und (die Wahrheit zu sagen) zum Theil aus Schuld derselben, sehr übel befindet, und allem Anschein nach in kurzem noch übler befinden, und, wenn nicht irgend ein Deus ex machina dazwischen kommt, in alle Gräuel und allen Jammer der abscheulichen Zeiten der Ligue zurückstürzen wird.

Wenn wir nun alle diese Umstände zusammennehmen, so scheint die Frage: „ob die neue Französische Constitution in allen ihren Artikeln für den allgemeinen Willen der Nation angesehen werden könne?" aufs gelindeste zu reden, sehr problematisch zu seyn.

„Aber, sey es auch damit wie es wolle, wenn die Constitution nur an und in sich selbst gut, nur so beschaffen ist, daß sie der allgemeine Wille zu seyn verdient, und wirklich der allgemeine Wille wäre, wofern alle einzelnen Bestandtheile der Nation den Aussprüchen der gesunden Vernunft Gehör geben könnten und wollten!" Dieß, mein Freund, ist der große Punkt, worauf alles ankommt, — und worüber ich Ihnen meine überlegtesten Gedanken mitzutheilen versprochen habe.

Ich gehe nicht ohne das gehörige Mißtrauen gegen mich selbst, und mit aller Ehrerbietung, die einem Werke gebührt, woran die Auswahl der besten Köpfe einer Nation wie die Französische achtundzwanzig Monate lang gearbeitet hat, daran, mein Urtheil über dieses Werk zu sagen. Ich erkenne die seltnen Geisteskräfte und die glänzenden Talente, die während

dieser Arbeit, auf welche die Augen des ganzen Europa geheftet waren, in der Nationalversammlung ins Spiel gesetzt worden sind: und ich verabscheue den blossen Gedanken einer mit Vorsatz oder aus Uebereilung und Eigendünkel begangenen Ungerechtigkeit gegen verschiedene verdienstvolle Männer, die an derselben Antheil haben. Aber diese Gefühle können und dürfen uns nicht hindern, von dem Werke selbst eben so freimüthig und unbefangen zu urtheilen, als ob uns weder von den Verfassern, noch von den unsäglichen Schwierigkeiten welche sie zu bekämpfen hatten, noch von der Gewalt der Einflüsse von welchen sie sich nicht immer frei erhalten konnten, noch von allen den übrigen ungünstigen Umständen (die, wenn es um Rechtfertigung oder Entschuldigung der einzelnen Gesetzgeber zu thun wäre, in Betrachtung kämen) nicht das Mindeste bekannt wäre.

Unstreitig ist es schon ein großer Nachtheil, wenn der Entwurf einer Constitution, wodurch eine in den letzten Zügen liegende Monarchie wieder neu geboren und der möglichste Wohlstand der Nachkommenschaft auf einen ewig dauernden Grund gesetzt werden soll, einer Versammlung von zwölfhundert so ungleichartigen Geschöpfen, als diejenigen, woraus die Assemblée constituante bestand, aufgetragen wird. Wahrscheinlich würde ein anderes, vielleicht nicht so kolossalisches, aber mit sich selbst besser übereinstimmendes, den Umständen (wovon der Mensch sich nie gänzlich Meister machen kann) angemess'neres, leichter und sichrer auszuführendes Werk heraus gekommen seyn, wenn es, anstatt zwölfhundert Männern, einem einzigen, aber einem Solon, oder einem Triumvirat, aber einem Triumvirat wie Montesquieu, Turgot und Franklin, hätte aufgetragen werden können.

Doch, wozu Hypothesen und fromme Wünsche? Frankreich

besaß keinen Solon noch Franklin, hatte keinen Montesquieu noch Turgot mehr. Die Constitution ist nun einmal gemacht, und, so wie sie ist, möchte sie immer für eine Nation von drei oder vier Millionen Menschen, die an Seele und Leib größtentheils noch unverdorben wären, noch auf einer nicht sehr hohen Stufe der Cultur ständen, und, mit den Uebeln einer übermäßigen, unterdrückten Ungleichheit noch unbekannt, von Luxus, Ueppigkeit und Uebermuth eben so weit als von Dürftigkeit, Elend und Sklaverei, von beiden aber ungleich weiter als von der ersten Einfalt des Hirten- und Pflanzerlebens entfernt wären — mit Einem Worte, die Constitution, wie sie vor uns liegt, möchte vielleicht für ein Volk wie die Englischen Colonien in Nordamerika vor ihrer gegenwärtigen Unabhängigkeit, oder in etlichen Jahrhunderten, wenn die Neuseeländer oder Neuholländer binnen dieser Zeit noch um einige Stufen in der Humanisirung vorgerückt seyn werden, für Neuholland und Neuseeland ganz gut seyn. Aber für die cidevant Franzosen, für eine so unendlich weit von der Einfalt und Reinheit der Sitten, ohne welche sich keine glückliche Demokratie denken läßt, entfernte Nation kann der plötzliche Uebergang aus der Unterdrückung des willkürlichsten Despotismus und der verhaßtesten Art von Aristokratie in eine demokratische Verfassung, die ihr den höchsten Grad von politischer Freiheit einräumt, nicht anders als ein unnatürlicher Zustand seyn. Montesquieu — der so oft in der Nationalversammlung citirt wurde, aber dessen Geist so selten in ihr erschien — würde sich gewiß nie haben einfallen lassen, einer über eine Quadratfläche von mehr als zehntausend geographischen Meilen ausgebreiteten Nation — und welch einer Nation! — einer so raschen, so eiteln, so leicht aufbrausenden, so schwärmerischen, und dabei so leichtfertigen, so willkürlichen,

so unbändigen und so verdorbenen Nation, eine Verfassung zu geben, die ohne Einfalt des Sinnes und Unschuld der Sitten, ohne einen entschiednen Charakter von Mäßigung, Beschränktheit und Häuslichkeit sich nicht einmal unter einem kleinen Volke erhalten kann; eine Verfassung, die sogar der kleinen Republik Athen, bloß weil der Charakter ihrer Einwohner dem Französischen Nationalcharakter ähnlich war, verderblich gewesen ist.

„Aber, werden Sie vielleicht einwenden, wenn auch allenfalls die jetzt lebende Generation, dem größten Theile nach, für eine solche Verfassung nicht gut genug wäre: so wird doch die Constitution selbst den Charakter des Volks unvermerkt reinigen, veredeln und der Freiheit würdiger machen; so wird sie wenigstens der Nachwelt eine bessere Art von Menschen bilden; und so werden doch die künftigen Generationen, eben so für die Constitution gemacht wie diese für sie, die unermeßlichen Vortheile der Freiheit zu genießen haben."

Das gebe der Himmel! Ich sage von ganzem Herzen Amen! dazu. Aber, wofern wenigstens unsre Enkel diese große physisch-moralische Revolution in den Köpfen, in den Herzen und unter den Zwerchfellen der Franzosen erleben sollen, werden wohl mit der Constitution selbst noch große Veränderungen vorgehen müssen. Denn, entweder alles, was mich die ganze Geschichte der Menschheit gelehrt hat, betrügt mich, oder die Constitution, von der wir reden, kann, so wie sie ist, nicht alt genug werden, um eine Art von Menschen, wie die Demokratie sie nöthig hat, in Frankreich zu zeugen; kann aus innerlichen Fehlern, aus Mangel an innerer Stärke, eben so wenig Bestand haben, als sie wegen ihres Unverhältnisses sowohl zu dem Charakter, den Gewohnheiten und Sitten, ja selbst zu dem dermaligen Grade der Cultur und Auf-

klärung des Französischen Volkes, als zu Frankreichs innern und äußerlichen Umständen, bestehen kann.

Es ist nicht seit ehegestern, daß ich von der Wahrheit des Homerischen Halbverses

Vielherrscherei taugt nichts —

innigst überzeugt bin, und der höfliche Correspondent des Moniteur, der es mir vor einigen Wochen zu einem ehrenvollen Titel machte, Verfasser des Agathon zu seyn, hätte wissen können, daß der Verfasser des Agathon schon vor fünfundzwanzig Jahren im ersten und zweiten Kapitel des achten Buches Schilderungen, wie es in demokratischen Staaten zugeht, aufgestellt hat, die nicht wohl von ihm vermuthen lassen, daß die Umbildung der Französischen Monarchie in eine Demokratie, wie noch keine gewesen ist, eine sehr glückliche Begebenheit für die Nation in seinen Augen seyn könne.

Und doch, mein lieber Freund, wenn denn diese neue Demokratie am Ende auch nur eine ächte und reine Demokratie wäre! So hätten wir doch wenigstens den Trost, hoffen zu dürfen, daß sie, bei allen Gebrechen dieser Staatsform, auch das Gute derselben haben werde. Aber unglücklicherweise ist die neue constitutionsmäßige Verfassung Frankreichs weder Monarchie noch Demokratie, sondern als ein politisches Wesen betrachtet, so eine Art von Dingen, wie die Centauren der Griechischen Dichter, die sich zwar recht gut dichten, träumen, malen und aus Stein bilden lassen, aber nur nicht lebendig existiren können.

Die Constitution hat zwar erklärt, daß die Französische Regierungsform monarchisch sey; aber sie erklärt zugleich, daß die Souveränetät einzig und unzertrennlich der Nation zuge-

höre. Der wahre Monarch ist also das Volk, und es ist schwer zu sagen, was der König in dieser demokratischen Monarchie seyn soll. Sie haben ihm beinahe alles Ansehen und alle Macht genommen, ohne welche die königliche Würde den Zweck, für den sie da ist, nicht erfüllen kann; und so wie die Sachen zwischen dem Volk und dem Könige stehen, ist es moralisch unmöglich, daß jemals ein gegenseitiges Vertrauen zwischen ihnen statt finde.

Der König soll die executive Macht haben, und findet bei jedem Schritte Hindernisse, Fußangeln und Steine des Anstoßes, die seine Operationen aufhalten, erschweren, und nicht selten unmöglich machen. Er hat die Execution, und es fehlt ihm nichts dazu als — die Macht.

Die Constitution hat ihm, nach langen und hitzigen Debatten, in welchen die Vernunft nur mit großer Mühe endlich über den demokratischen Fanatismus den Sieg davon trug, das Veto als ein nothwendiges Gegengewicht gegen die demokratische Aristokratie der Nationalversammlung eingeräumt. Aber auch dieses läßt ihn der eifersüchtige und argwöhnische Geist der Demokratie, den die Constitution dem für den einzigen Souverän erklärten Volke in die Nase geblasen hat, nicht ruhig ausüben. Gleich beim erstenmale, da er dem neulichen Decret gegen die Emigranten aus Gründen, die eines weisen und guten Königs würdig scheinen, seine Sanction versagte, durfte sich das Directorium des Département de Loir et Cher unterstehen, in einer Adresse an die Nationalversammlung zu sagen: Législateurs, votre decret sur les émigrans vous comble de gloire. Nous ne voulons pas déclamer contre le véto du Roi, puisque la Constitution a donné à un seul homme le droit de paralyser la volonté de vingt cinq millions. Le pouvoir exécutif (der König also) vient

de se charger de la responsabilité la plus terrible, et il sera coupable des malheurs que son refus pourra entrainer. Und, merken Sie wohl, in der Nationalversammlung wurde diese Adresse, welche dem Directorium den Ausdruck des lebhaftesten Mißfallens hätte zuziehen sollen, applaudiert, und nur mit Mühe verhinderte der gesundere Theil der Volksrepräsentanten, daß diese aufrührische Schrift nicht auf Befehl der Nationalversammlung gedruckt und in ihr Protokoll eingetragen wurde. Wenn ein Departementsdirectorium mitten in der Nationalversammlung eine solche Sprache ertönen lassen darf, so ist die königliche Majestät ein leerer Name; ja die Constitution selbst gilt (wie man bereits aus mehr als Einem Beispiel und sogar aus Decreten der jetzigen Nationalversammlung sehen kann) nur so viel, als die schwärmerischen Independenten und ihr Anhang sie gelten lassen wollen.

Aber wie sollte auch die Majestät des Königs mehr als ein bloßes Sylbengezische seyn? Es gibt jetzt drei Majestäten in Frankreich: die souveräne Majestät des Volks, die Quelle der beiden andern, — die Majestät der Nationalversammlung, eine Qualification, womit ihr als Repräsentant des Volks in den Adressen und sogar in den Declamationen ihrer eigenen Mitglieder häufig geschmeichelt wird, — und die Titularmajestät des Königs, die, so wesenlos sie auch ist, ihm doch anfangs von der gegenwärtigen Nationalversammlung streitig gemacht, und nur, aus Furcht das dem Könige wieder hold gewordene Pariservolk zu sehr vor die Stirne zu stoßen, wider Willen zugestanden wurde. Aber damit sich der gute König dieses letzten Rests seiner ehemaligen Autorität ja nicht überhebe, wird er bei jeder Gelegenheit auf die härteste und respectloseste Art erinnert, daß er nur der erste Beamte, nur eine Art Bürgermeister oder Maire de France sey, dem die

französische Demokratie den Namen König gelassen habe, ungefähr wie die alten Römer, nach Austreibung der Tarquinier, einen Rex sacrificulus beibehielten. Erst vor kurzem (am 29 November vorigen Jahres) schrie einer der gewaltigsten Redner in der Nationalversammlung so laut er konnte und unter gewaltigem Händeklatschen der Tribunen: Disons au Roi, qu'il ne règne que pour le peuple, que le Peuple est son Souverain, et qu'il est sujet à la Loi. Das erste und letzte Glied dieser Periode sind unläugbare und hochheilige Wahrheiten in jedem monarchischen Staate: aber das mittlere ist eine harte Rede! Welches Volk (ich will nicht sagen welcher König) mag sie tragen? Ich kenne keine ärgere Commission als seinen eigenen Souverän zu regieren; und, große Götter! was für einen Souverän? Einen Souverän, gegen den der große Bel zu Babel und selbst der ungeheure Gargantua Meisters Franz Rabelais nur ein Wiegenkind ist; einen Souverän, der fünfundzwanzig Millionen Mäuler zum Verschlingen, und funfzig Millionen Arme zum Greifen und Zuschlagen hat, von denen wenigstens der fünfte Theil alle Augenblicke bereit ist, seine Souveränetät mit Fäusten und Fersen, Knütteln, Flintenkolben und Laternenhaken zu behaupten.

Ich frage: wenn das Volk der Souverän ist, wessen Souverän ist es? „Sein eigner." — Nun so regiere es sich selbst! — „Unmöglich!" — Das glaub' ich auch, mein Freund. — Aber ein Volk zu regieren, dem alle Augenblicke in die Ohren geschrien wird, daß es der Souverän seiner Regierer sey, ist noch viel unmöglicher. Gewiß wird ein Souverän, der sich selbst nicht regieren kann, sich auch nicht von andern regieren lassen, oder (wie alle Souveräns dieser Art) doch nur von solchen, die ihm immer schmeicheln, und alles thun

was er haben will, damit er sie hinwieder thun lasse was sie wollen.

Sagen Sie mir nicht: „Das Volk hat ja geschworen, dem Gesetze und dem Könige getreu zu seyn.“ — Was kann man das millionenköpfige Thier in einem Augenblick von Schwärmerei nicht schwören machen? Es ist wahr, das Volk hat auch seine intervalla lucida, worin es recht gut einsieht, daß es ohne Gesetze und Obrigkeit seines Lebens und Eigenthums nicht lange sicher wäre, daß es regiert werden, daß es gehorchen muß. Aber auch der tollköpfigste Despot, auch ein Caligula und Nero und Elagabalus, hat heitere Augenblicke, worin er klar einsieht, daß er, um seiner Allgewalt lange und sicher zu genießen, nach Gesetzen regieren, d. i. seinen Willen der Vernunft unterwerfen, müßte. Aber dann müßte er seiner willkürlichen Allgewalt entsagen; und weil er dazu keine Lust hat, bleibt auch jene Ueberzeugung unfruchtbar. Glauben Sie, daß ein Souverän, der fünfundzwanzig Millionen schwindlige Köpfe hat, seine Verbindlichkeit, Gesetzen die er sich selbst gegeben hat zu gehorchen, seltner vergessen werde, als einer der nur Einen Tollkopf hat? — Das Gesetz, sagt die Constitution, ist der allgemeine Wille, und niemand darf zum Gehorsam gegen Gesetze gezwungen werden, zu denen er seine Einwilligung nicht gegeben hat. Nun ist aber jeder Westfranke ein Bestandtheilchen dieses Volks, das der Souverän des Königs ist, und hat entweder in das Gesetz eingewilligt oder nicht. Im letzten Fall ist es kein Gesetz für ihn: hat er aber eingewilligt, so ist der Wille des Menschen wandelbar; was er gestern gewollt hat, kann er heute (zumal bei veränderten innern oder äußern Umständen) nicht mehr wollen. — „Das wäre Sophisterei,“ werden Sie sagen. — O gewiß! Aber solche Sophistereien

macht die Leidenschaft, der Eigennutz, die Unwissenheit, der Eigendünkel, alle Stunden und Augenblicke.

„Aber eben darum hat ja die Constitution eine Force publique angeordnet, und in die Hände der Municipalitäten, Districts- und Departements-Directorien, und des Königs, der an ihrer aller Spitze steht, gegeben, damit ein jeder Theilhaber an der Volksmajestät, der den Gesetzen nicht gehorchen will, dazu gezwungen werden könne."

Das ließe sich hören, wenn diese Magistratspersonen zwei oder dreimalhunderttausend Janitscharen, oder (was in Frankreich noch sicherer wäre) ein eben so großes Heer von schwarzen Verschnittenen zu Diensten hätten, die keine Activbürger von Frankreich wären, und keinen Begriff von den Menschheitsrechten hätten. Aber die Nationalgarden, die Nationalgendarmerie und die Nationallinientruppen sind (größtentheils wenigstens) Activbürger, sind selbst Partikeln des Souveräns, werfen einen Strahl der Urmajestät aus, die das Volk, gleich der Sonne, aus allen seinen Punkten ausstrahlt, und gehorchen (nach dem Beispiel ihrer Obern, der Municipalitäten und Districtsdepartements) nur wann, wie und wem sie wollen. — Der König? O der hat vollends gar kein Mittel den Gesetzen Respect zu verschaffen. Denn bis seine executive Gewalt (die, um Wirkung zu thun, wie ein elektrischer Blitz sollte wirken können) durch die unendlichen Umwege aller der größern und kleinern Canäle, durch die sie sich vertheilen muß, und durch alle die Formalitäten, die ihr die Constitution in den Weg gestellt hat, an Ort und Stelle gelangt ist, käme sie fast immer zu spät, wenn sie auch in sich selbst Ansehen genug hätte, ihrem Willen, die Gesetze zur Vollziehung zu bringen (denn in dieser Willens-

erklärung besteht doch im Grunde die ganze executive Macht des Königs), Kraft zu geben.

Es vergeht beinahe keine Session der Nationalversammlung, wo nicht Beispiele und Klagen aus allen Gegenden des Reichs vorkämen, die zu Belegen des Gesagten dienen, und durch Thatsachen beweisen, wie prekär, ungewiß und unzulänglich die Autorität der Gesetze und ihrer Vollzieher über ein Volk von fünfundzwanzig Millionen ist, dem die Constitution die Souveränetät eingeräumt hat; ein Volk, welches seine Repräsentanten und Obrigkeiten selbst erwählt, und sie alle zwei und vier Jahre wieder ab- oder einsetzen kann.

Glauben Sie nicht, mein Bester, daß diesen Gebrechen durch den Ruhestand werde abgeholfen werden, der sich hoffen läßt, sobald das ritterliche Feuer der emigrirten Abenteurer und hochherzigen Champions des Despotismus und der erblichen Aristokratie gedämpft seyn wird. Das Uebel sitzt zu tief, denn es ist in der Constitution selbst gewurzelt. Ehemals war es eine despotische Aristokratie, welche Frankreich zu Grunde richtete: jetzt ist es eine übel organisirte Demokratie, die, allen an sich noch so vortrefflichen Gesetzen zu Trotz, dieses Reich verhindern wird sich wieder aufzurichten. Die Constitution kann und darf nicht bleiben wie sie ist, oder nie werden weder wir noch unsre Nachkommen in Frankreich diese goldnen Zeiten blühen sehen, die uns die luxurianten Schönredner eines vom Freiheitstaumel und von ihren schönen Phrasen und Perioden bezauberten Volkes vor zwei Jahren, als einen unmittelbaren Erfolg der Revolution, weissagten.

Eine monarchische Demokratie, oder demokratische Monarchie, wie künstlich sie auch immer in der Theorie (und was wäre wohl die Constitution anders?) ausgearbeitet seyn

mag, ist in der politischen Ordnung der Dinge eine monstrose Zusammensetzung. Was vermöge der Natur der Sache daraus werden muß, ist leicht vorherzusehen; insofern nicht äußerliche Ursachen und eine Wendung der Umstände, die kein Sterblicher voraussehen kann, entweder mit dem gänzlichen Ruin des Reichs die ehemalige Verfassung wieder herstellen, oder die Nation selbst in einer kürzern als dreißigjährigen Frist diejenigen Aenderungen mit der Constitution vornimmt, ohne welche sie, meiner Ueberzeugung nach, keinen Bestand haben kann.

Was uns so oft irre führt, ist, daß wir so gern eine Art von idealischen Menschen, Menschen wie sie seyn sollten, oder wie wir sie zu unserm Plane, zu unsern Absichten nöthig haben, an den Platz der wirklichen Menschen setzen. Diese letztern werden immer (und wenn die Götter selbst herab stiegen, ihnen die vollkommenste aller Constitutionen zu geben) aus Xenophons zwei Seelen zusammengesetzt bleiben; immer wird in ihnen die selbstische Seele mit der uneigennützigen im Streit seyn. Immer werden Cultur, Energie des Geistes, große Talente, ihre meisten Besitzer nicht zu bessern Menschen, sondern nur geschickter machen, die Gemüther der schwächern zu unterjochen, und desto mehr Böses zu thun. Immer wird die Gabe, die großen Machtwörter Vaterland, Freiheit, öffentliche Glückseligkeit, Religion, Tugend u. s. w. geltend zu machen, bei vielen nur ein süßer Lockgesang seyn, um die armen ungewahrsamen Vögel, die sich dadurch anlocken und bezaubern lassen, in ihre Schlingen zu ziehen. Immer wird die unmittelbare Gelegenheit, Ansehen, Reichthum, Einfluß und Obermacht, als die goldnen Früchte des Baums der Erkenntniß, pflücken zu können, auch edle Gemüther lüstern machen und dem geraden Wege der Pflicht entführen. —

Kurz, immer wird jenes große und einzige Lebensprincip demokratischer Staaten, bürgerliche und häusliche Tugend, unter jedem großen Volke (wie viel mehr unter einem Volke, das durch eine plötzliche Revolution aus einer gänzlichen politischen Nullität in den Besitz der höchsten Gewalt versetzt worden ist) mehr auf den Lippen schweben, als in den Herzen schlagen.

Lassen Sie uns also nicht erwarten, daß eine Nation, die, nach den Schilderungen und Geständnissen ihrer eigenen Schriftsteller und Wortführer, unter einer glänzenden Außenseite einen fürchterlichen Grad von physischer und sittlicher Verderbniß verbirgt, durch die Freiheit in Patrioten, durch eine demokratische Constitution in tugendhafte Menschen werde umgeschaffen werden. Das Volk wird auch ferner hintergangen und despotisirt werden wie ehemals, nur unter andern Formen und durch andere Mittel. Wer die größten demagogischen Talente hat, wer dem Volk am besten schmeichelt, überall das lauteste Wort führt, über die verhaßte executive Gewalt, über die Minister, über den Hof, über die Ci-devants, am tüchtigsten loszieht, — überall in allen Municipalitäten und Districten werden Leute dieser Art das Vertrauen des Volks gewinnen, und durch seine Gunst zu den Stellen gelangen, die den größten Einfluß geben. Bald wird auch hier, wie allenthalben, der Reichthum sein alles überwiegendes Gewicht behaupten; Ränke und Cabalen werden das bescheidene, Bestechung und eigennützige Freigebigkeit das arme Verdienst auf die Seite drücken. Unvermerkt wird sich, unter dem Schirm der Constitution, eine neue Aristokratie aus der monarchischen Demokratie erheben, die so gut, wie die ehemalige erbliche, im Grunde eine Kakistokratie seyn, und das arme, in seinen sanguinischen Erwartungen übel

betrogene Volk bald genug dahin bringen wird, sein Alles, die immer täuschende Hoffnung besserer Zeiten, auf die Spitze einer neuen Revolution zu setzen.

Sie sehen mich traurig an, lieber Freund? Sie können den Gedanken nicht ertragen, daß ich von der Französischen Constitution nicht besser auguriren, der Nation nicht mehr Gutes zutrauen soll? — Verzeihen Sie mir; oder vielmehr belehren Sie mich, wenn ich Unrecht habe! Ich verlange nichts Besseres als überzeugt zu werden, daß ich die Sache aus einem täuschenden Gesichtspunkte sehe. Sie selbst können nicht eifriger wünschen als ich, daß die Französische Revolution den glücklichen Ausgang gewinne, den ihr, von ihrem ersten Ausbruche an, alle Freunde der Menschheit gewünscht haben. Auch bin ich, ungeachtet meines wohlgegründeten Widerwillens gegen die Demokratie, ungeachtet meiner Unzufriedenheit mit einigen wesentlichen Artikeln der Constitution, noch immer ungeneigt, an einem glücklichen Ausgang, zumal jetzt, da der Augenblick der entscheidenden Krisis so nahe ist, gänzlich zu verzweifeln.

Alles, dünkt mich, kommt darauf an, wie sich die Nation in dem gegenwärtigen wichtigen Moment, der von neuem die Augen von ganz Europa auf sie heftet, zeigen wird. Die Freunde der Freiheit, die Verfechter der Rechte des Volks, sind aufs Aeußerste getrieben; es gilt um Leben oder Tod; noch nie ist die Gefahr von innen und von außen größer gewesen als jetzt. Die sogenannten Aristokraten und der größere Theil der Klerisei, der mit ihnen einerlei Interesse hat, scheinen unabtreiblich entschlossen, ihr Letztes aufs Spiel zu setzen. Ist der größte Theil des Volks eben so entschlossen, alles für die Erhaltung der Freiheit und bürgerlichen Gleichheit zu wagen, so wird der Sieg bald entschieden seyn. Eine

Hand voll Griechen, deren Wahlspruch „frei leben oder sterben“ war, überwältigte und vernichtete ehemals die ganze furchtbare Macht des großen Königs: und mehr als vier Millionen Franzosen, die den gleichen Wahlspruch schon so oft beschworen haben, sollten sich einer Hand voll Abenteurer nicht erwehren können, die im Grunde ihre letzte Hoffnung bloß auf den verächtlichen Begriff gesetzt haben, den sie sich von dem Wankelmuth, dem Aberglauben und dem alten Sklavensinn des Französischen Volks machen? Sobald dieses letztere verständig und gesetzt genug ist, sich weder durch panische Schrecken noch durch Cabalen oder Aufhetzungen constitutioneller oder nicht-constitutioneller Priester in Verwirrung setzen, und mit sich selbst uneinig oder gegen den König und seine Minister ohne Grund mißtrauisch machen zu lassen: so hat der Kreuzzug der Französischen Chevalerie, mit welchem wir schon so lange in den öffentlichen Blättern belustiget werden, so ziemlich die Miene eines Abenteuers in Don-Quixottischem Geschmack, und wird wahrscheinlich mehr Stoff für die komische Muse des Hrn. von Piis, als für die heroische Tuba eines neuen Ronsard oder Chapelain an die Hand geben.

Aber hier steht meine Divinationsgabe still. Nur die Erfahrung, nur die That selbst kann uns sagen, wie ein Volk, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, die Probe bestehen wird, auf die es in kurzem gestellt werden dürfte.

Ich denke, mein verehrungswürdiger Freund, Sie verstehen mich nun, wenn ich hinzusetze: daß alles, was ich gegen die Französische Constitution einzuwenden habe (so erheblich es mir scheint), mich nicht verhindert, darin Ihrer Meinung zu seyn, daß die Westfranken sehr Recht haben, wenn sie jetzt, da die Frage nicht von Besser- oder Schlechter-

befinden, sondern von Seyn oder Nichtseyn, ist, eine Constitution, die ihnen und ihren Nachkommen Freiheit und Gleichheit der Rechte verspricht, als das Heiligste und Beste was sie haben ansehen, sie gegen alle gewaltsamen Angriffe mit noch tausendmal heißerm Eifer verfechten, als ihre barbarischen Vorfahren ehemals für die heilige Oriflamme gefochten haben, und lieber sich und ihre Feinde zugleich unter den Ruinen der Monarchie begraben, als sich wieder in die schmählichen Ketten des aristokratischen Despotismus schmieden lassen wollen.

Sie haben nicht nur Recht, wenn sie so gesinnt sind, sondern sie verdienten von Sklaven selbst verachtet zu werden, wenn sie anders gesinnt seyn könnten. Die Gebrechen der neuen Constitution kommen hierbei nicht in Betrachtung. Kein Volk hat jemals eine Verfassung ohne sehr wesentliche Fehler gehabt: aber nicht die Verfassung, sondern die Gesinnungen und der Charakter eines Volks entscheiden seinen Werth und sein Schicksal. Hat uns Herr Isnard wahr gesagt, da er in jener so mächtig applaudirten Rede (vom 29 November) sagte — „Traiter tous les peuples en frères, ne faire aucune insulte, n'en souffrir aucune; ne tirer le glaive que pour la justice, ne le remettre dans le fourreau qu'après la victoire; enfin être toujours prêt à combattre pour la liberté, toujours prêt à mourir pour elle, et à disparaître tout entier de dessous le globe plûtot que de se laisser réenchaîner, — voilà le caractère du peuple Français!“ — ist dieß wirklich der Charakter des Französischen Volkes, und wird er sich im Feuer der Prüfung so bewähren: o gewiß, mein Freund, dann ist die Sache dieses Volks die Sache der ganzen Menschheit; und die Macht müßte von einem fürchterlichen Irrgeiste bethört seyn, die gegen eine so ge-

rechte, harmlose und großgesinnte Nation mit ihren Feinden gemeine Sache machen wollte.

Wenige Monate werden uns hierüber ins Klare setzen. Wär' es am Ende auch nur ein Theil der Nation, der diesen edeln Charakter zu behaupten wüßte, welchen Herr Isnard in seiner patriotischen Aufwallung dem ganzen Volke zuschreibt: so soll dieser Theil unsre eifrigsten Wünsche, und, was auch der Ausgang seyn mag, unsre laute Bewunderung haben. Hat aber (was sich wohl ohne Hochverrath an der Majestät des Westfränkischen Volkes glauben ließe) Herr Isnard seinen Mitbürgern nur sagen wollen, was sie seyn sollten; oder hat ihn seine exaltirte Einbildung zu einer übertriebenen Meinung von dem, was sie sind, hingerissen: nun, so wird unser immer gemäßigtes und von der Wahrheit allein geleitetes Urtheil den Grad von Achtung und Theilnehmung, oder von Verachtung und Abscheu, der ihnen gebührt, nicht nach dem, was andre von ihnen sagen, sondern nach ihren Handlungen abmessen.

Wenn ich Freiheit und Gleichheit der Rechte für das heilige Palladium nicht nur der Westfranken und aller Nationen, die sich bereits im Besitze desselben befinden, sondern des ganzen Menschengeschlechts ansehe: so halte ich mich sicher, weder von Ihnen noch irgend einem Vernünftigen mißverstanden zu werden.

Ich verstehe unter der Freiheit, an welche alle Menschen einen gerechten Anspruch zu machen haben, nicht eine Verfassung, die dem Volke die höchste Gewalt im Staate gibt, und es von seiner Weisheit und Tugend, und von der jeweiligen Thermometerhöhe, worauf Glaube, Liebe und Hoffnung zu seinen besoldeten Repräsentanten und Dienern bei besagtem Volke stehen, abhangen läßt, ob, wann und wiefern es

den Gesetzen gehorchen will: sondern ich verstehe darunter Befreiung von willkürlicher Gewalt und Unterdrückung; gleiche Verbindlichkeit aller Glieder des Staats den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit zu gehorchen; ungehinderten Gebrauch unsrer Kräfte, ohne irgend eine Einschränkung als die der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig macht; Freiheit zu denken; Freiheit der Presse; Freiheit des Gewissens in allem was den Glauben an das höchste Wesen und die Verehrung desselben betrifft; — kurz, eine Freiheit, ohne die der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, den Zweck seines Daseyns nicht erfüllen kann, die er aber auch nur insofern er wirklich ein vernünftiges Wesen ist recht gebrauchen kann, und die ihm also nicht nur durch die Grundverfassung des Staats garantirt, sondern zu deren rechtem Gebrauch er auch durch seine Erziehung gebildet seyn muß.*

Eben so verstehe ich unter Gleichheit der Rechte keine absolute Gleichheit, die allen Unterschied zwischen Classen und Ständen, Armen und Reichen, Optimaten und Idioten, gebildeten und rohen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft aufhebt: sondern nur, daß alle Bürger des Staats ohne Ausnahme vor dem Gesetze gleich seyen; daß keine privilegirte Kaste vorhanden sey, die sich einer den übrigen Ständen lästigen Ausnahme von den Bürden des Staats, oder eines angebornen ausschließlichen Rechts an die höhern Aemter und Würden desselben anzumaßen habe; sondern daß Talente, vorzügliche Geschicklichkeit und persönlicher Werth einem jeden, ohne Rücksicht auf Geburt, Geschlechtsnamen und andere zufällige Umstände, zu jeder Stelle, worin er dem Staat am nützlichsten seyn kann, so gut den Zugang öffnen sollen, als ob er in gerader Linie von Nabukodonosor oder Confucius abstammte.

—

Ich glaube, ohne jemanden zu beleidigen, sagen zu können, daß die Vernunft in dem heutigen Europa bereits so viel Obermacht über alte Vorurtheile und Mißbräuche (die vermoderten Reste barbarischer Jahrhunderte) errungen hat, daß es über kurz oder lang bei jeder Nation in unserm Welttheile zu dieser Freiheit und Gleichheit kommen wird, und kommen muß. Auch glaube ich, daß auf der einen Seite die Plebejer in jedem Europäischen Staate mit diesem Grade von Freiheit und Gleichheit eben so wohl zufrieden seyn können, als auf der andern die Billigkeit und Klugheit der Kaste der Patricier, oder, Deutsch zu reden, der Abkömmlinge unsrer alten Freien und Ritter, zu loben ist, daß sie (nach dem Beispiel des Englischen Adels) in allen gemeinen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens nicht bloß mit Plebejern, die ihrem dunkeln Namen durch Talente und persönliche Verdienste einigen Glanz zu verschaffen gewußt haben, sondern überhaupt mit allen Personen von Erziehung und Lebensart, ohne Rücksicht auf Namen und Stammbaum, sich immer mehr auf gleichen Fuß zu setzen beflissen sind.

In Frankreich scheint weder die Partei der sogenannten Aristokraten den Plebejern so viel Freiheit und Gleichheit eingestehen, noch die unendlich zahlreichere Majorität der letztern sich mit so gemäßigten Ansprüchen begnügen zu wollen: oder vielmehr, die letztern sind durch den unbiegsamen Stolz der erstern gezwungen worden, alles von denen zu fordern, die nichts einzuräumen entschlossen sind. Anstatt sich an der Freiheit genügen zu lassen, haben sie dem Volke, d. i. sich selbst, die Majestät zugeeignet; und die Gleichheit aller Französischen Staatsbürger ist seit der Revolution nach und nach so weit getrieben worden, daß der unbedeutendste Jakobinerclubs-Genosse dem Könige viel Ehre zu erweisen glaubt, wenn

er den Hut vor ihm lupft, und daß jedes wurstarmige, kupfernasige Fischweib sich von so gutem Adel dünkt als eine Bourbonstochter — eine Art von Gleichheit, wobei das gesellschaftliche Leben und die Vergnügungen an öffentlichen Orten, besonders in den Schauspielhäusern (wo die pöbelhaftesten Menschen sich ihrer Menschenrechte auf eine sehr auffallende Art zu bedienen geruhen), wenig unter diesem einst so fein gesitteten Volke gewonnen hat.

So lange die erste Partei darauf besteht, sich nicht eher zur Ruhe zu begeben, bis in Frankreich alles wieder auf den alten Fuß (d. i. wie es in den goldnen Zeiten Ludwigs des Großen, des Regenten Philipp von Orleans und des vielgeliebten funfzehnten Ludwigs war) gesetzt seyn werde, ist wenig Anschein, daß die Volkspartei von ihren auf das andere Extrem getriebenen, bereits in Besitz genommenen, und durch die Constitution selbst befestigten Anmaßungen auch nur einen Titel fahren lassen sollte. „Gleichheit und Freiheit — sagte neulich der allgewaltige Volksredner Isnard — Gleichheit und Freiheit sind den Westfranken eben so unentbehrlich geworden als die Luft die sie einathmen.“ Auch zweifelt dieser neue Mirabeau nicht, von der Höhe seiner Rednerbühne herab alle seine Mitbürger mit dem heiligen Feuer des Patriotismus dermaßen zu durchglühen, daß es ihnen ein Leichtes seyn werde, „mit der einen Hand ihr Geld wegwerfend, mit der andern das Schwert ziehend, zu kämpfen, zu siegen, und das übermüthige Geschlecht der Aristokraten zu zwingen, die Qualen der Gleichheit auszuhalten.“

Dieß dürfte denn doch wohl etwas mehr heiliges Feuer, Zeit, Assignate und Franzosenblut kosten, als sich Herr Isnard in der Höhe seiner Begeisterung einbildete. Käme es aber auch dazu, so würde doch für die innere Ruhe Frankreichs

und die Wiederherstellung seines Wohlstandes wenig damit gewonnen seyn, wofern die rohen Demagogen, die dermalen in der Nationalversammlung so laut schreien und so wenig Kluges zu Stande bringen, eben so hartnäckig bei den demokratischen Grundsätzen der Constitution beharren wollten, als das übermüthige Geschlecht bei seiner Anhänglichkeit an die alte Verfassung, mit welcher seine Prärogative stehen oder fallen.

VIII.

Das Versprechen der Sicherheit, Freiheit und Gleichheit.

Geschrieben am 2 April 1792.

Sicherheit — Freiheit — Gleichheit — drei große, viel umfassende Wörter! bald ausgesprochen, leicht zugesichert! Aber wie unendlich viel gehört dazu, bis es nur möglich gedacht werden kann, daß irgend ein Volk, geschweige ein Volk wie das Französische, unter allen gegebenen Umständen — nach einem gewaltsamen Umsturz des ganzen vorigen Systems — mitten unter der brausenden Gährung, in welcher die unaufhörlich gegen einander anprallenden Elemente dieses politischen Chaos die neue Gestalt, wozu die constituirende Nationalversammlung nur das Modell machen konnte, oder, wofern dieß nicht möglich seyn sollte, irgend eine andere zu gewinnen streben, — sich in wirklichem Besitz der zugesicherten Gleichheit, Freiheit und Sicherheit befinde, die mit bürgerlicher Ordnung so schwer zu vereinbaren sind; und bis man also diese, jetzt nur versprochene, nur im Traum oder im Wahnsinn des Freiheitsfiebers gekostete Güter, wahre, blei-

dende, nach ihrem ganzen Umfange in Besitz genommene Güter der Nation nennen kann!

Sicherheit ist nicht eher da, kann nicht eher da seyn, bis das Gesetz, welches sie allen guten Bürgern zusichert, mit einer unaufhaltbaren vollziehenden Macht umgeben ist, die in ihren Wirkungen durch nichts als das Gesetz selbst eingeschränkt ist. Sicherheit kann nur da ein wirkliches Gut heissen, wo kein böser Mensch sicher ist.

Freiheit, äusserliche, bürgerliche Freiheit — wird nur dadurch ein Gut, wenn sie der innern sittlichen untergeordnet ist, welche sich ohne Herrschaft der Vernunft über Sinnlichkeit und Leidenschaften gar nicht denken läßt, und welche uns keine Constitution, und wenn sie unmittelbar aus Jupiters Haupt hervorspränge, zusichern kann. Eben darum haben die Menschen — die mit allem ihrem Eigendünkel und mit allem ihrem Abscheu vor äußerlichem Zwang, sich selbst ihre schwache Seite doch nicht abläugnen konnten — von jeher gefühlt, daß sie, um sich wohl befinden zu können, nicht regieren, sondern regiert werden müssen. Eben darum ist für jede Nation von jeher nicht diejenige Verfassung für die beste gehalten worden, die jedem einzelnen Menschen die möglichst größte Freiheit einräumt, sondern diejenige, die einem jeden — bei der möglichsten Freiheit, seine Kräfte und alles was er sonst sein nennen kann, zu Beförderung seines eigenen Besten, anzuwenden — so viel möglich die Freiheit benimmt, zu seinem und anderer Schaden thätig zu seyn, und ihn, so viel möglich, in die Nothwendigkeit setzt, sein eigenes Bestes nur durch solche Mittel zu fördern, wodurch zugleich das allgemeine gefördert wird. Die Frage ist hier nicht, ob eine solche Verfassung, in dem höchsten denkbaren Grade von Vollkommenheit, unter Wesen, wie die Menschen sind, wirklich zu erhal-

ten sey: genug, daß jedermann zugeben muß, daß eine Verfassung, welcher jener Vollkommenheit (wodurch die Freiheit zugleich so wohlthätig und so unschädlich als möglich gemacht wird) am nächsten käme, wünschenswürdiger wäre, als eine andere, welche, vor lauter ängstlicher Sorge, den Unterschied zwischen der bürgerlichen Freiheit einer ungeheuren Masse policirter Menschen und der natürlichen Freiheit kleiner Horden von Wilden, so klein als möglich zu machen, zu wenig Rücksicht genommen hätte auf den Mißbrauch, den der sinnliche und leidenschaftliche Mensch, zumal wenn er ein in Fesseln grau gewordener und nun auf einmal freigelassener Sklave ist, bei jeder Gelegenheit, wo sein unverständiger Egoismus mit den Forderungen der Andern in Zusammenstoß kommt, von seiner Freiheit zu machen geneigt ist.

Gleichheit in ihrem ganzen Umfange findet sich nicht einmal unter jenen rohen Hirten- und Jägerhorden, die zum bürgerlichen Leben oder, was eben so viel ist, zur wahrhaft menschlichen Existenz, noch nicht reif geworden sind. Ein civilisirtes Volk, unter welchem ein jeder, wo er hinblickte, nur seinesgleichen sähe, muß entweder ein sehr kleiner popellus seyn, und auf immer klein, arm und unbedeutend bleiben wollen (oder zu bleiben genöthigt seyn), oder diese aufs Aeußerste getriebene Gleichheit würde sich, wenn man auf ihr bestehen wollte, vermöge der Natur der Sache, in kurzer Zeit mit dem Untergang des Staats endigen. Wer, der kein Sokrates, Diogenes oder Epiktetus ist, wird, unter einer Nation von 24 Millionen vollkommen gleicher Bürger seinesgleichen anders gehorchen wollen, als wann, wie und so lang' es ihm beliebt? Oder wie geneigt werden die dreiundzwanzig Theile der Nation, die nichts haben, sich fühlen, an der Wohlhabenheit und den Reichthümern des vierundzwanzig-

sten, der Alles hat, ihre Lust zu sehen, und sich wegen der ungleichen Austheilung des Goldes und Silbers, und aller guten Dinge, die man für diese Metalle haben kann, mit der eiteln Hoffnung zu beruhigen, daß, nach zwei oder drei Generationen, der Enkel des Millionärs vielleicht ein Taglöhner, und der Enkel des Taglöhners Minister oder Marschall von Frankreich seyn werde?

Und die weisen Männer, die ihre philosophischen Einsichten durch die berüchtigte Declaration der Rechte in so schlimmen Ruf gesetzt haben, sollten wirklich so schwindlicht gewesen seyn, nicht zu sehen was sie thaten, da sie die neue Organisation des Staates auf eine allgemeine, unbestimmte, der willkürlichen Ausdehnung und gefährlichsten Mißdeutung ausgesetzte Gleichheit gründeten? Sie sollten nicht gesehen haben, daß sie durch einen solchen Grundsatz entweder des armen Volkes nur spotteten, wenn sie, ihrer eigenen Declaration der Rechte und ihrem vergötterten Hans Jakob Rousseau zu Trotz, die verhaßteste aller Ungleichheiten, die Ungleichheit zwischen Armen und Reichen, bestehen ließen: oder, wofern die Gleichheit in ihrem ganzen Umfang geltend gemacht werden sollte, daß alsdann der Umsturz der alten Verfassung sich endlich mit einem die Reichen zu Bettlern machenden Staatsbankerott und mit einer neuen Austheilung des Bodens von ganz Frankreich endigen müßte? Denn ehe bis alle Einwohner desselben in eben so viele hommes à quarante écus verwandelt werden, kann man nicht sagen, daß die Constitution sie in den vollen Besitz der natürlichen Gleichheit gesetzt habe und daß jeder überall nur seinesgleichen erblicke. — O gewiß sahen die Demagogen dieß alles recht gut. Aber was sie noch deutlicher sahen, war: daß sie zu Durchsetzung ihres großen Plans — die Monarchie (da sie noch nicht wohl auf

einen Stoß umzuwerfen war) stückweise einzureißen, um auf ihren Trümmern ihr chimärisches Ideal einer vollkommenen Demokratie aufzuführen, — die höchste Popularität nöthig hatten, und also das Volk, dessen ungleich größter Theil aus Leuten die weder Geld noch Gut, aber dafür desto straffere Arme und derbere Fäuste haben, mit den ausschweifendsten Erwartungen anzufüllen, und in einem immerwährenden Taumel von Leidenschaften zu erhalten suchen mußten.

Und was wäre denn also, genauer betrachtet, diese Gleichheit, die — zu eben der Zeit, da sie allen Unterschied der Stände aufhebt, und den rohesten Lumpenkerl berechtigt, jeden cidevant Duc et Pair (wie dort der Esel in der Fabel den wilden Eber) Herr Bruder zu grüßen — dem kleinen Theil der Reichen, besonders der Geldbesitzer, eine unübersehbare Uebermacht und Allgewalt über die Armen läßt, wiewohl diese letztern beinahe das ganze Volk ausmachen? Was für eine Gleichheit, die den demüthigenden Unterschied zwischen Activ- und Passiv-Bürgern zuläßt, und es von etlichen Sous mehr oder weniger abhängen macht, ob ein Frankreicher (wenn er auch ein Hans Jakob Rousseau wäre) an der einzigen gesetzmäßigen Ausübung der Nationsouveränetät, an Erwählung seiner Repräsentanten, Antheil haben soll oder nicht! Müßte das Volk, dem man unaufhörlich in die Ohren schreit, das Volk, welches man geflissentlich in Verachtung und Mißtrauen gegen die constituirte vollziehende Macht und in übermüthiger Widersetzlichkeit gegen ihre gesetzmäßige Ausübung unterhält; das Volk, welchem man noch immer, auch nachdem die Constitution aufs feierlichste zum Grundgesetz des Reichs erklärt worden ist, die ungeheuersten Brutalitäten und Verbrechen ungestraft hingehen läßt; das Volk, welches man noch zu allem Ueberfluß aufmuntert, sich überall in und außer

Frankreich mit einer neuen Art von cannibalischen Waffen, mit den neuerfundenen Nationalspießen zu bewaffnen, „die (nach der Weissagung des exaltirten Sehers Bonneville) dem menschlichen Geschlecht seine primitive Stärke, seine primitive Freiheit und seine uranfängliche Glückseligkeit wieder verschaffen sollen — kurz das Volk, „dessen Wille, nach wohlbesagtem Herrn Bonneville, mit dem Willen Gottes immer Eins ist, so wie in der wahren Sprache der Natur Stärke und Recht eins und ebendasselbe sind — müßte es nicht seiner Sinne beraubt seyn, wenn es, bei solchen Aufmunterungen und solchen Maximen zufolge, sich eher zur Ruhe begäbe, als bis es vermittelst seiner Spieße und der neuerfundenen Taktik, die uns Hr. Bonneville nächstens mitzutheilen verspricht, der sogenannten Tyrannie (d. i. den Verfassungen aller dato noch bestehenden Staaten) auf dem ganzen Erdboden ein Ende gemacht, und allenthalben das Volk, oder, was nach besagtem Freiheitsapostel eben so viel heißt, das menschliche Geschlecht, in seine primitive Freiheit und Gleichheit, d. i. in den seligen Stand der Neuseeländer und aller übrigen der ächten thiermenschlichen Natur treugebliebenen Pferdemerkler (?), Menschenfresser und Troglodyten zurückgesetzt haben wird?

Wie große Hoffnung vorhanden sey, dieses Saturnische Alter der Westfranken noch vor Abfluß dieses Jahrhunderts zu erleben, beweiset beinahe alles, was wir seit einigen Monaten von dieser zerrütteten Nation zu hören und zu lesen bekommen. Die Grundsätze und Gesinnungen der Carra, Mannel, Camille, Desmoulins, Marat, Brissot, Fauchet, Bazire, Bonneville, und wie sie alle heißen, diese neuen Independenten, welche, nur in einer andern Form und in einer kosmopolitisch tönenden Sprache, die Maximen und Unternehmungen der anabaptischen und millennarischen Schwärmerei

des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu erneuern beschäftigt sind, griffen immer weiter um sich, haben (wie es scheint) bereits einen Theil der Nation angesteckt, und werden um so wahrscheinlicher nur zu bald den größten Theil ergriffen haben, da nicht zu läugnen ist, daß die Revolution die Anzahl der Unglücklichen, die nichts als das nackte Leben zu verlieren haben — eine Anzahl, die vorher schon so groß in Frankreich war — auf eine ungeheure Art vermehrt hat. Schon seit geraumer Zeit ist der Anschein, daß die so oft beschworne Constitution die Anarchie endlich verdrängen werde, immer schwächer geworden. Der Staat, dessen glückliche Wiedergeburt der Welt allzuvoreilig mit so lautem Jubel angekündigt wurde, desorganisirt sich schon in seinem embryonischen Stande wieder mit solcher Geschwindigkeit, daß einer von den wenigen ächten und wahrhaft aufgeklärten Patrioten, die noch zuweilen die Stimme der gesunden Vernunft und der Wahrheit in der Nationalversammlung hören lassen, Herr Vaublanc, am 20 Februar kein Bedenken trug, seinen Herren Collegen, von der Rednerkanzel herab, zu sagen: „Frankreich bedarf einer Regierung, und wir werden so lange keine haben, bis diejenigen, denen das Gesetz die verschiedenen Zweige der höchsten Gewalt anvertraut hat, respectirt werden. Nun frage ich Sie, meine Herren, haben wir eine Regierung? Nein! Die administrirenden Körper sind ohne Ansehen; die Befehle, so sie im Namen des Gesetzes geben, werden verachtet; und wenn man diese Thatsachen dem Gesetzgebenden anzeigt, läßt er die Störer und Feinde des gemeinen Wesens nicht die Strenge der Gesetze fühlen u. s. w."

Man hat den kürzlich entlassenen Minister Cahier de Gerville beschuldigt, er habe in dem ausführlichen und unparteiischen Berichte, den er der Nationalversammlung am

18 Februar über den innerlichen Zustand Frankreichs abstattete, zwar nicht vorsetzlich, aber vermöge seiner individuellen düstern und melancholischen Sinnesart, zu sehr ins Schwarzgelbe gemalt, und die Lage viel kläglicher vorgestellt als sie sey. Indessen beweiset schon die so eben angeführte Stelle aus einer zwei Tage nach dem Berichte des Ministers gehaltenen Rede, daß Cahier nichts übertrieben hatte, und selbst Herr Guadet (einer von den eifrigsten Jakobinern), wiewohl er die Ursache des Uebels nicht da, wo sie augenscheinlich liegt, sondern bloß in der vorsetzlichen Unthätigkeit der vollziehenden Macht sehen wollte, mußte doch mit Wehmuth gestehen, daß Frankreich sich in einer beinahe gänzlichen Desorganisation befinde.

Kein Vernünftiger wird hieraus die Folge ziehen, daß es also mit Frankreichs politischer Existenz völlig aus sey; und gewiß kann niemand weniger als ich behaupten wollen, daß eine Nation, die so unermeßliche Lebenskräfte und Hülfsquellen in sich selbst und in ihrem Boden hat, sich nicht wieder erholen, wieder beruhigen, eine bessere Gestalt gewinnen, und endlich (wäre es auch erst unter der dritten Generation) in einer, vielleicht der ehemaligen unendlich weit vorzuziehenden Verfassung ihren neuen politischen Lebenslauf beginnen könne. Es wäre Unsinn das Gegentheil behaupten zu wollen. Aber mit allem dem kann von niemand, der nicht mit offenen Augen vorsetzlich nicht sehen will was im Sonnenlichte vor ihm liegt, geläugnet werden:

1) daß Frankreich, im Ganzen genommen, sich noch immer in dem unentschiedenen Zustande der Revolution und in der nämlichen anarchischen Zerrüttung befindet, von welcher Cahier der Nationalversammlung ein eben so trauriges als getreues Gemälde vorgelegt hat;

2) daß Freiheit und Gleichheit, so lange dieser Zustand, der alle öffentliche Ordnung und persönliche Sicherheit ausschließt, fortdauert, keine Güter für die Nation, sondern im Gegentheil schneidende Messer und tödtliches Geschoß in den Händen von Kindern und Rasenden sind; und

3) daß diesem heillosen Zustande nur durch Ein Mittel abgeholfen werden kann, welches aber, unglücklicherweise, gerade das ist, dem sich die bis jetzt noch überwiegende Partei der Jakobiner mit aller Gewalt entgegensträubt.

„Und worin bestünde dieses Mittel?“ — Herr Vaublanc, der hierin Worthalter aller gesund denkenden Menschen in Europa ist, hat seit dem 20 Februar nicht aufgehört es der Nationalversammlung bei jeder Gelegenheit, wiewohl vergebens, in die Ohren zu rufen. Was für eine Regierungsform die Französische Nation oder irgend eine andre in der Welt sich auch geben mag, eine Regierung muß sie haben; und da sich das Volk nicht selbst regieren kann, so muß es regiert werden; und um gut regiert zu werden, muß es nach gerechten Gesetzen regiert werden, und wer sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen, wer ihr Ansehen auch dann nicht einmal, wenn er sie unzähligemal beschworen hat, erkennen will, muß dazu gezwungen werden dürfen. Aber selbst dieß ist noch nicht hinlänglich: der Widerspänstige muß auch gezwungen werden können. Es muß also eine vollziehende Macht da seyn, deren Wirkungen, so lange und insofern sie in den Schranken der Gesetze bleiben, unaufhaltbar seyn müssen. — „Frankreich muß eine vollziehende Macht haben, sagte Herr Vaublanc in der Nationalversammlung am 22 Februar: sie ist dieser so leichtsinnigen Nation unentbehrlich; unentbehrlich diesem Volke, das die Primarversammlungen und die Wahlen verabsäumt, um die Vorhallen von dreiunddreißig

Schauspielsälen zu überschwemmen. Ohne Regierung findet kein Wohlstand, keine Freiheit, keine Bezahlung der Abgaben statt. Das Volk muß wissen, daß es zwar Souverän ist um das Gesetz zu machen, aber Unterthan um es auszuüben."

Sollte man glauben, daß ein Theil der gesetzgebenden Versammlung sinnlos und unverschämt genug seyn konnte, bei dieser letzten Periode voll Unwillen aufzufahren, und eine so unläugbare Wahrheit durch ungezogenes Murren und Lärmen ersticken zu wollen? — und daß der Redner nicht eher wieder ruhig fortfahren konnte, bis er die im Versammlungssaale aufgestellte Büste J. J. Rousseau's zu Hülfe rief, und den Herren sagte: daß nicht er, sondern dieser nämliche Rousseau — dessen Grundsätze sie, mit aller blinden Verehrung seines Namens, so wenig kennen, und so schlecht befolgen — der Urheber der großen Wahrheit sey, die das Volk wissen soll.

Nach manchen andern, am rechten Ort gesagten Wahrheiten, von welchen Herr Vaublanc bei dieser Gelegenheit sein Herz erleichterte, fuhr er fort: „ich fürchte nichts als die Anarchie; ich werfe einen Blick auf die Eisgrube von Avignon, und schaudre! Ich fürchte weder die Gegenrevolution noch den Krieg. Die Frankreicher müßten das verächtlichste Volk auf dem Erdboden seyn, wenn sie nicht triumphirten. Was ich fürchte, ist die Auflösung des Staats, die Anarchie, die bereits ihr schreckliches Haupt emporhebt. — Das Heil von Frankreich ist in euren Händen. Erklärt euch, daß ihr die constituirten Mächte respektirt wissen wollt, daß ihr jede Verletzung der Constitution mit der äußersten Schärfe rügen werdet, und daß ihr, um sie zur Vollziehung zu bringen, die Minister eben so gewiß schützen, als sie bestrafen werdet, wenn sie sich von ihr entfernen."

Diese weise Rede des Herrn Vaublanc wurde zwar,

einiger entgegenbrummenden Schwindelköpfe ungeachtet, mit mächtigem Händeklatschen aufgenommen: aber sie ist bisher ohne merkliche Wirkung geblieben. Das Uebel hat in den fünf letzten Wochen, hauptsächlich wegen der Beharrlichkeit der Nationalversammlung, die gröbsten Ausschweifungen und Verbrechen des Pöbels ungestraft zu lassen, vielmehr ab= als zugenommen; und alle Versuche der Freunde der Ordnung, den turbulenten Teufel, von welchem die Demagogen und ihre Helfershelfer besessen sind, zu beschwören, sind vergeblich gewesen. Und vergeblich werden sie seyn und bleiben, so lange (um mich der Worte eines andern Französischen Patrioten zu bedienen, der es im ächten Sinne dieses so gräulich gemißbrauchten Wortes zu seyn scheint) „die constitutionsmäßigen Autoritäten (die Direction, Municipalitäten und übrigen Magistratspersonen) zu der unseligen Wahl gezwungen sind, entweder Mitschuldige oder Schlachtopfer dieser (durch ganz Frankreich verbreiteten) Clubs zu werden, die keine andre Raison kennen, als ihren Willen, keine Gerechtigkeit, als ihre Stärke, keine Führer, als ihre unbändigen Leidenschaften, und noch immer hartnäckig darauf beharren, öffentliche Ordnung für das sicherste Unterdrückungsmittel des Volks, und Ruhe für einen Sklavenzustand anzusehen.“

So lange diese Clubs, von einem solchen Geiste beseelt, die Oberhand in Frankreich behalten, sind die Gesetze, die Constitution, und die Sicherheit, Freiheit und Gleichheit, welche sie dem Bauers= und Handwerksmann zusichert, leere Worte ohne Sinn und Kraft; und man muß sich's nicht wundern lassen, wenn man mit jedem Posttage von neuen Volksunruhen, neuen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum und Leben derjenigen, die sich unter der Garantie des Gesetzes sicher glaubten, von Ungestraftheit der gräulichsten

Mordthaten, von Städten, die sich gegen Städte bewaffnen, von rechtschaffnen Magistratspersonen, die, wie der brave Maire von Etampes, Simoneau, weil sie lieber sterben, als ihrer Pflicht untreu werden wollen, der Wuth eines cannibalischen Pöbels Preis gegeben werden, kurz, wenn man von immer neuen Ausbrüchen des Feuers, das von der herrschenden Partei so eifrig angeschürt wird, zu lesen bekommt. Alles das sind die natürlichen Folgen des unnatürlichen Zustandes, in welchen das Volk theils durch die Constitution selbst, theils durch die republicanische Partei, gestürzt worden ist, welche (was sonderbar genug ist) von dem Augenblick an, da der König auf die entschiedenste Art, vor den Augen von ganz Europa, die Constitution annahm, unruhiger und geschäftiger, als jemals wurde, den Staat in Verwirrung zu setzen, und seitdem sie sich der Majorität in der neuen gesetzgebenden Versammlung zu bemächtigen gewußt hat, sich so beträgt, daß ihr Verfahren ohne einen geheimen Plan, die königliche Würde völlig abzuschaffen, gar nicht zu erklären ist.

Wahrscheinlich mögen die Häupter und Verfechter dieser Partei wohl alle Ursache haben, sich selbst nicht anders als unter den Trümmern des Throns sicher zu glauben. Aber die Nation scheint vor einem solchen Gedanken noch zurückzuschauern, und weder geneigt, noch genug vorbereitet zu seyn, einen so gewagten Schritt zu thun, der, wofern er nicht den Untergang des Reichs nach sich ziehen soll, eine ganz neue Constitution und Ordnung der Dinge nothwendig machen würde.

Die Demagogen haben daher in diesen Tagen einen weniger gefährlichen, wiewohl langsamern Weg, zu ihrem letzten Zweck zu gelangen, eingeschlagen. Sie haben nicht geruht, bis sie es endlich dahin brachten, die Diener, die das

Vertrauen des Königs hatten, zu entfernen, und Ludwig XVI mit lauter Ministern zu umringen, die für erklärte, eifrige und zuverlässige Jakobiner bekannt sind. Der Erfolg mag ausfallen wie er will, immer muß er den Absichten der Partei beförderlich seyn. Die neuen Minister bleiben entweder ihren bisherigen Grundsätzen und dem republicanischen Club, welchem sie Gehorsam und engestes Einverständniß geschworen haben, getreu oder nicht. Im ersten Falle regiert der Jakobinerclub durch sie; die Constitution gilt nur so viel sie wollen, und gewinnt unter ihren Händen, welche Gestalt ihrer Herrsch- und Habsucht die zuträglichste ist; und der König ist eine bloße Comparse, sein Wille ein bloßer Nachhall, seine Autorität nichts! Im andern Fall würde die herrschende Partei bald Mittel finden, sich einen ungetreuen und widerspänstigen Minister wieder vom Halse zu schaffen, oder sie müßten nur inzwischen, durch irgend eine neue Katastrophe, aufgehört haben die herrschende zu seyn.

Man kann also, seit diesem merkwürdigen Siege, den die Jakobiner über den König und über die ächten Freunde der Constitution erhalten haben, mit Grund annehmen, daß Frankreich, für den Moment wenigstens, eine wirkliche Demokratie ohne alles Gegengewicht ist.

Es wird sich in kurzem zeigen, ob die Nation unter dieser Regierung beruhigt werden und gedeihen wird. Aber bis wir diesen Erfolg — diesen nie erhörten und allen bisherigen Erfahrungen und Theorien widersprechenden Erfolg einer nach Brissot'schen und Bonneville'schen Maximen geführten Regierung mit Augen sehen, und bis die Zeit seine Dauerhaftigkeit bestätigt haben wird — wollen wir den Antheil, den wir als Nachbarn, als Europäer, und als Menschen, an den Französischen Händeln und Ereignissen nehmen, auf ein ge-

rechtes Mitleiden mit dem Elend eines getäuschten und irre geführten Volkes einschränken; und anstatt uns durch die betrüglichen Vorspiegelungen seiner heuchlerischen oder schwärmenden Führer zu ähnlichen Ausschweifungen verleiten zu lassen, vielmehr Beobachter des stillen Gangs der Natur und der Vernunft mitten durch alle diese Stürme blinder oder selbstsüchtiger Leidenschaften abgeben, und, während uns Frankreich so laut zuruft:

Discite justitiam moniti et non temnere Divos!

uns aus den lehrreichen Erfahrungen, womit sie die Menschheit auf ihre Kosten bereichern, die Regeln und Cautelen abziehen, die uns, bei unserm eignen fortschreitenden Streben nach Verbesserung unsers Zustandes, vor den Klippen bewahren können, an welchen sie Schiffbruch gelitten haben.

IX.

Die Französische Republik.

Geschrieben im September 1792.

So hat denn die republicanische Partei in Frankreich endlich doch den Triumph erhalten, der diese letzten vier Jahre durch das unverrückte Ziel aller ihrer Bemühungen war! So ist sie endlich reif geworden, die Frucht so vieler Nachtwachen, so vieler Kämpfe, so vieles Blutes, so vieler Verbrechen! Der neu zusammenberufene Nationalconvent hat sogleich in seiner ersten Sitzung die königliche Würde auf immer abgeschafft; Ludwig XVI und seine Familie ist in den Privatstand herabgestürzt, und Frankreich — nennt sich eine Republik.

Dieß ist so einmüthig und mit solcher Entschlossenheit geschehen, daß man wohl nicht zweifeln kann, alle Deputirten, die an dem Beschluß Theil genommen haben, müssen gewiß gewesen seyn, es sey der Wille des Französischen Volkes keinen König mehr zu haben. Die Franzosen haben also auch die zweite Hauptrevolution, die sie binnen vier Jahren erlebten, damit angefangen, die gesetzmäßige Verfassung umzuwerfen, ehe sie noch wußten was für eine andere sie an den Platz derselben setzen wollten.

Der Convent hat Frankreich zwar für eine Republik erklärt. Allein, fürs erste, wird, um eine Republik zu seyn, noch etwas mehr erfordert, als es seyn zu wollen; und dann ist auch das Wort Republik ein sehr unbestimmtes, vielsinniges Wort. Auch Venedig und Genua, so gut wie San Marino, nennen sich Republiken, und werden dafür erkannt; sogar Polen gilt für eine Republik, selbst in diesem Augenblick, da die Nation in zwei Parteien zerrissen ist, von welchen diejenige, die vermittelst einer neuen Constitution den Segen der Freiheit über Polen verbreiten möchte, von derjenigen, die für die alte Ordnung oder Unordnung der Dinge streitet, als die Mörderin der Polnischen Freiheit ausgeschrieen, und im Namen der Freiheit selbst unterdrückt wird.

Frankreich ist also dadurch, daß es sich zur Republik erklärt hat, noch nichts Bestimmtes, noch keine in politischem Sinne selbstständige Gesellschaft geworden. Denn dieser rasche Schritt geschah, ehe man noch über die große Frage:

„Was für eine Art Republik Frankreich seyn soll?“

und über die noch größere:

„Ob und wiefern es moralisch möglich sey, daß Frankreich eine Republik seyn könne?“

ins Klare und übereingekommen war.

Ich will hier nicht untersuchen, ob die Abschaffung der königlichen Würde rechtmäßig, oder klug, oder auch nur in den vorliegenden Umständen das einzige Mittel, wodurch Frankreichs Verderben verhütet werden konnte, und also (insofern die Rettung des Volks das höchste Gesetz ist) wirklich nothwendig war. Der Proceß zwischen Ludwig XVI und seinem Volke ist noch bei weitem nicht so instruirt, daß ein unbefangener Zuschauer dieser großen Begebenheit Grund genug vor sich hätte, ein richtiges Urtheil in dieser höchst verwickelten

Sache festzusetzen. Wir haben bisher nur die Ankläger des Königs mit ihren Beweisen und Behelfen gehört, aber wenig oder nichts von dem, was Ludwig XVI zu seiner Vertheidigung zu sagen hat. Bei den Häuptern der republicanischen Partei, und durch sie bei dem großen Theile des Volks, über dessen Meinungen und Leidenschaften sie sich eine sehr begreifliche Herrschaft zu verschaffen gewußt haben, ist es freilich eine ausgemachte und außer allen billigen Zweifel gesetzte Sache, daß der König treulos, eidbrüchig und verrätherisch an der Nation gehandelt habe. Aber jedem andern bleibt es noch immer (um das Wenigste zu sagen) sehr problematisch, ob ein redlicher Sachwalter Ludwigs in dem ganzen Verlauf der Revolution, in der von ihm angenommenen Constitution selbst, und in dem constitutionswidrigen Betragen, dessen sich die Nationalversammlung, die Jakobinerbrüderschaft und das Volk (besonders das Parisische) seit dieser Epoche gegen den König schuldig gemacht, nicht sehr erhebliche Gründe finden könnte, das seinige zu rechtfertigen. Gewiß ist es wenigstens, daß es ihm nicht an Stoff zu Gegenklagen fehlt; daß ihm die republicanische Partei weder Zeit noch Macht gelassen hat, nach der Constitution zu regieren; daß man ihm das Vertrauen des Volks — ohne welches er (wie die Herren wohl wußten) nicht lange König seyn konnte — auch da schon zu rauben suchte, da noch kein hinlänglicher Grund zum Mißtrauen vorhanden war; daß man ihm aufs wenigste eben so viele Ursachen gab, mißtrauisch gegen sein Volk zu seyn, als sein Volk zum Argwohn gegen ihn hatte; kurz, daß er von der Nationalversammlung und den Demagogen fast bei den Haaren dazu gezogen wurde, sich endlich unter seinen natürlichen und erklärten Freunden nach Hülfe umzusehen.

Doch, gesetzt auch Ludwig XVI habe seine Absetzung ver-

dient, und die Nation sey nicht nur berechtigt, sondern, in Betracht aller vorliegenden Umstände, sogar genöthigt gewesen, durch Einführung einer neuen Staatsverfassung und Regierung sich selbst zu helfen: auf jeden Fall mußten die Demagogen, die nun schon so lange und eifrig daran gearbeitet haben dem Volk eine reine Demokratie in den Kopf zu setzen, überzeugt seyn, daß der Nation auf diese Weise wirklich geholfen sey. Denn es wäre Unsinn, eine Constitution, die nur erst vor einem Jahre von der Majorität des Volks mit Frohlocken und Jubiliren angenommen wurde, bloß wegen einiger Unvollkommenheiten, oder um der Vergehungen des Königs willen, wieder aufzuheben, wenn man nicht zum wenigsten den Plan einer andern fertig liegen hätte, von welcher man sich gewiß halten könne, daß sie durch ihre unläugbare Vortrefflichkeit den allgemeinen Beifall der Nation und der unparteiischen Welt davontragen müsse.

Und diesen Unsinn haben die Demagogen gleichwohl wirklich begangen; und ich weiß nicht wie rühmlich oder tröstlich es für sie seyn kann, daß es weder der erste noch der größte ist, den sie vor dem Richterstuhle der Vernunft zu verantworten haben.

Wir wollen indessen die Nachsicht gegen diese mit ihrem Volke und dem ganzen menschlichen Geschlecht es so wohl meinenden Männer so weit treiben als sie nur immer gehen kann; wir wollen die Schuld eines Benehmens, das wir, menschlicherweise zu reden, nicht anders als widersinnig heißen können, den Umständen, dem Drang der Zeit, der eisernen Nothwendigkeit, mit Einem Worte dem Schicksal (das so viel tragen muß und tragen kann) auf den Rücken wälzen. Das Französische Volk will nun einmal aller Vortheile des bürgerlichen Gesellschaftsvertrags und einer gesetzmäßigen Re=

gierung vollauf genießen, ohne ihnen auch nur das Geringste von den allgemeinen Rechten des Naturmenschen an Freiheit und Gleichheit aufzuopfern. Es weiß aber freilich nicht wie die Sache anzugreifen ist, und schickt also eine Anzahl Männer aus seiner Mitte, in deren Weisheit und Redlichkeit es ein besondres Vertrauen setzt, mit dem Auftrag ab, gemeinschaftlich eine Verfassung zu entwerfen, deren Resultat jene höchst mögliche Freiheit und Gleichheit sey, die das Ziel seiner Wünsche ist, und wovon es sich das glückseligste Schlaraffenleben verspricht.

Ich frage nicht, ob diese Männer einen solchen Auftrag hätten annehmen sollen? ob irgend ein weiser Mann sich zu so etwas anheischig machen werde? Genug die Citoyens, die sich zum Nationalconvent deputiren ließen, waren, was den Punkt der Freiheit und Gleichheit betrifft, gerade so weise als ihr oberster Herr und Meister, das Volk selbst, das sie zu seinen Stellvertretern und Stimmführern ernannte. Sie kamen zusammen, um zu suchen was nirgends zu finden ist, um ins Werk zu richten was kein Gott möglich machen kann — eine Republik, worin alle frei, alle gleich, alle glücklich sind — eine wohlgeordnete, ruhige und blühende Republik, worin ein Volk von vierundzwanzig Millionen Menschen zu gleicher Zeit der Souverän und der Unterthan ist; worin es, als höchster Gesetzgeber, Gesetze gibt, die es, sobald es ihm gut dünkt, wieder abschaffen kann — als höchster Richter, so oft es ihm kurzen Proceß zu machen beliebt, das Gesetz an jedem wirklichen oder vermeinten Verbrecher eigenhändig vollzieht u. s. w. Und wenn nun diese wackern Männer vergebens gesucht haben werden, was nicht zu finden ist, vergebens an einem Werk arbeiten werden, dessen sich nur ein neuer Prometheus mit neuen, ausdrücklich aus einem ganz besondern Thone dazu ge-

bildeten Menschen unterfangen könnte: sollten wir wohl Ursache haben, uns darüber zu wundern?

Gleichwohl, wenn diese Männer, da sie sich nun einmal des Abenteuers unterwunden hatten, es wenigstens nur so angriffen, daß die Hoffnung, ohne eine oder mehrere neue Revolutionen damit zu Stande zu kommen, einige Wahrscheinlichkeit hätte; wenn sie, durch das zweifache Beispiel ihrer Vorgänger gewitziget, wenigstens nur die Abwege, in welche sich jene so oft verloren, nur die Klippen, gegen die sie so oft mit vollen Segeln anfuhren, zu vermeiden suchten; sich selbst, bevor sie die Hand an ein so wichtiges Werk legten, von unlautern Leidenschaften gereiniget, allen Factionsgeist verbannt, allen Nebenabsichten entsagt hätten; wenn sie einträchtig und mit gegenseitigem Zutrauen, mit Würde, Ruhe und kalter Ueberlegung, wie den Depositarien der Wohlfahrt eines ganzen Volks geziemt, zu Werke gingen: so möchte noch immer etwas Gutes von ihren Bemühungen zu hoffen seyn; so könnt' es ihnen doch vielleicht wie gewissen Alchymisten gehen, die zwar nicht den Stein der Weisen, den sie suchten, aber doch irgend eine treffliche Arznei, eine neue Farbe, die Kunst Porzellan zu machen, oder sonst etwas fanden, das sie zwar nicht suchten, das aber wenigstens der Mühe werth war gefunden zu werden. Wenn sie, anstatt das Ideal de la Démocratie la plus démocratique (wie der Deputirte Osselin sagte) in Frankreich zu realisiren, auch nur, nach so vielen Versuchen, endlich die Gesetze und Verfassung ausfindig machten, die der gegenwärtigen Beschaffenheit der Nation die angemessensten wären: welcher billig Denkende könnte mehr von ihnen fordern?

Die wenigen Tage, seit welchen der neue Nationalconvent in Activität ist, sind freilich ein zu kurzer Zeitraum, um

über das, was sich von ihm erwarten läßt, ein sicheres Urtheil festzusetzen. Indessen hat sich doch bereits in diesen wenigen Tagen in dieser großen Synode, wiewohl sie aus lauter eifrigen Republicanern besteht, so viel Ungleichartiges in der Denkart, so viel Discordanz, leidenschaftliche Hitze, Unlauterkeit, Cabale und Factionengeist hervorgethan, daß wir andern Weltbürger, denen in dieser ganzen Revolutionssache nicht das Interesse der einen oder andern Partei oder Rotte, sondern das allgemeine Beste der Menschheit am Herzen liegt, bis jetzt noch wenig Ursache finden, in die Weisheit, Rechtschaffenheit und Harmonie der neuen Repräsentanten des Französischen Volkes ein großes Vertrauen zu setzen.

Ueberhaupt hat sich wohl noch keine so eben erst in die Geburt eingetretene Republik von innen und außen in einer gefährlichern Presse befunden; und es ist schwerlich abzusehen, wie die Französische zwischen zwei so entschlossen gegen einander stehenden Factionen als die Parisische und die von der Gironde, und unter den Händen solcher Accoucheurs wie Robespierre, Danton, Marat, Collot d'Herbois und ihresgleichen, gesund und wohl gestaltet werde zur Welt kommen können.

Die größte Schwierigkeit liegt indessen in der Natur der Sache selbst. Frankreich, ehemals die mächtigste Monarchie in Europa, eine Nation von wenigstens vierundzwanzig Millionen Menschen, die sich in Rücksicht aller ihrer Vortheile ohne übertriebnen Stolz für die erste in der Welt halten konnte, ein Reich, das aus einer Menge sehr ungleichartiger und sehr verschiednes Interesse habender Theile in zwölf Jahrhunderten nach und nach zusammen gewachsen war, ohne jemals ein wohl organisirtes Ganzes gewesen zu seyn, — ein solches Reich soll auf einmal in eine einzige reine Demokratie

verwandelt werden. Gleichheit aller Bürger soll die Grundfeste derselben ausmachen; und eine so vollkommene Gleichheit, daß auch kein Schatten von Aristokratie geduldet, kein Keim einer Möglichkeit übrig gelassen werden soll, daß jemals ein Bürger oder eine Classe von Bürgern den mindesten Vorzug, das mindeste Uebergewicht über die andere erhalten könne. Eine solche Demokratie hat die Welt noch nie gesehen.

Alle Republiken dieser Art, die entweder noch vorhanden oder aus der Geschichte bekannt sind, bestehen oder bestanden entweder aus einzelnen Städten, unter denen die größte, mit Paris verglichen, nur für einen mittelmäßigen Ort gelten kann; oder aus sehr kleinen, in Gebirge eingeschlossenen, von jeher armen, von jeher freien, oder doch kein Joch lange duldenden Völkchen von wenigen Tausenden streitbarer Männer, bei denen alle Umstände sich vereinigten, um eine demokratische Regierungsform zur einzigen zu machen, die sich für sie schickte. Und selbst in den meisten dieser kleinen Demokratien sah man von jeher die Gewalt des Volks durch aristokratische Formen eingeschränkt. Sogar die Regierungsform von Sparta war aus Monarchie und Demokratie gemischt; und diese in jeder Betrachtung unnatürliche Republik glaubte sich nur durch ein Collegium von Aufsehern erhalten zu können, denen sie eine beinahe unumschränkte Gewalt anvertraute; wiewohl gerade dieses Ephorat, wodurch sich das Volk gegen die Könige sicher zu stellen suchte, weil es an einer Macht fehlte die Aufseher in Schranken zu halten, endlich den Untergang der Republik beschleunigte.

Aber auch für die Möglichkeit, daß ein großer Staat, der viele Jahrhunderte lang als Monarchie existirt hatte, sich durch eine gewaltsame Umkehrung in eine reine Demokratie

verwandeln könne, zeigt uns die Geschichte nicht ein einziges Beispiel. Denn die sogenannten Königreiche der heroischen Zeit, wie das von Argos, Mycän, Sicyon, Megarä, Athen, Theben u. s. w., aus denen sich alle die kleinen Republiken des alten Griechenlands nach und nach bildeten, wird hier wohl niemand gegen mich anführen wollen. Und selbst diese gingen nicht von einem Extrem ins andre über. Es waren kleine Embryonen noch unentwickelter bürgerlicher Gesellschaften, aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie gemischt, worin sich die Edeln und das Volk der Könige entledigten, und das gemeine Wesen so lange zwischen Aristokratie und Demokratie herumtrieb, bis endlich die letztere das Uebergewicht bekam, und dadurch den Verlust der Freiheit von innen und der Unabhängigkeit von außen beschleunigte.

Indessen hat es die Partei, die sich seit dem 10ten August das Uebergewicht in Frankreich zu verschaffen gewußt hat, auf ihre und der ganzen Nation Gefahr gewagt, der Welt etwas zu zeigen, was sie noch nie gesehen hat, und möglich zu machen, was bisher für unmöglich gehalten worden war. Es ist allerdings schwer und oft verwegen, eine Linie ziehen zu wollen, über welche der Mensch in der Vervollkommnung seiner selbst und seines Zustandes sich nicht erheben könne. Aber in dem vorliegenden Fall ist die Verwegenheit ganz auf Seiten der Französischen Demagogen. Denn, um sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs speisen zu können, müßte der Nationalconvent und das ganze Volk über die Auflösung des Problems: wie kann Frankreich eine Demokratie werden? nicht nur eben so einig seyn, als man es über die Frage: ob das Königthum in Frankreich abgeschafft werden sollte? gewesen ist: man müßte auch einmüthig auf die einzige Form verfallen, unter welcher Frank-

reich als Republik vielleicht bestehen könnte. Aber gerade dieses Wie? diese Form wird die Klippe seyn, woran sie scheitern werden. Denn sobald es darüber recht deutlich zur Sprache kommen wird, werden sich zwei Parteien zeigen, deren jede einen für sie so wichtigen Entscheidungsgrund für ihre Meinung hat, daß nicht zu hoffen ist, daß sie jemals — wenigstens so lange Paris das Schicksal, dem es entgegen taumelt, nicht wirklich erfahren haben wird — sich über diesen Punkt (auf den doch alles ankommt) zu solchen Beschlüssen vereinigen sollten, wodurch die Quelle der Insurrectionen und Revolutionen verstopft würde, und die neue Republik Consistenz gewinnen könnte.

Ich glaube mich nicht sehr zu irren, indem ich mir die Sache so vorstelle. Paris und die zunächst um dasselbe liegenden Departements, deren Interesse mit dem Parisischen am genauesten verknüpft ist, wollen, daß Frankreich, auch als Republik, auch als Demokratie, ein einziger unzertheilter Staatskörper bleibe; wollen, daß alle ehemaligen Provinzen und Abtheilungen, oder alle dreiundachtzig dermaligen Departements so mit einander verbunden bleiben sollen, wie die Glieder eines organisirten Körpers mit dem Ganzen; dergestalt, daß keines außer demselben für sich bestehe. Und warum wollen sie dieß? — Schwerlich aus einem andern Grund, als weil sie wollen, daß Paris, die bisherige Hauptstadt des Königreichs, auch die Hauptstadt der neuen Republik, der Kopf, der alle übrigen Glieder leitet, das Herz, dem das Blut aus allen Adern zuströmt und von welchem es allen übrigen wieder zugetheilt wird, bleiben soll.

Aber dieß kann unmöglich der Wille der größern Anzahl der Departements seyn. Sie haben vermuthlich eine zu gute Meinung von ihren eigenen Köpfen, um nicht völlig überzeugt

zu seyn, daß niemand besser als sie wisse was ihnen gut ist; und, weit entfernt, Paris für das Haupt oder Herz von Frankreich zu erkennen, scheinen sie vielmehr sehr geneigt, es für ein grosses krebsartiges Geschwür in demselben anzusehen, das alle guten Säfte des Körpers an sich zieht, und den übrigen dadurch entkräfteten Gliedern nur verdorbene zurück gibt. Man würde sich sehr betrügen, wenn man aus den Lobsprüchen, welche einige Deputirte aus entfernten Departements bei Gelegenheit den Verdiensten der Stadt Paris um die Revolution ertheilen, und aus den brüderlichen Gesinnungen, die sie ihr im Namen ihrer Mitbürger bezeugen, den Schluß ziehen wollte, daß es immer, daß es nur lange dabei bleiben werde. Die andern großen Städte des Reichs, besonders die See= und Handelsstädte, werden unfehlbar, sobald die Nation wieder Luft bekommt, andere Saiten aufziehen, und (wofern sie es nicht jetzt schon sind) bei ruhigerm Nachdenken bald überzeugt werden, daß Frankreich keine Republik auf dem Fuß seyn könne, wie es die Herren Robespierre, Danton, Santerre und die Gemeine von Paris haben wollen; daß es entweder in die Form einer durch Grundgesetze eingeschränkten Monarchie zurücktreten, oder sich zu einer verhältnißmäßigen Anzahl einzelner Republiken organisiren müsse, deren jede für sich besteht, während sie alle zusammen durch ein Trutz= und Schutzbündniß, und durch einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der politischen Einheit, zu einem einzigen großen Freistaat, wie ehemals der Bund der Amphiktyonen und der Achäische Bund in Griechenland, oder noch heutzutage die Helvetische Eidgenossenschaft, die Republik der vereinigten Niederlande, und die der dreizehn Freistaaten in Nordamerika, verbunden sind.

Indessen hat die Stadt Paris nicht nur als Frankreichs

allgemeine Hauptstadt einen uralten Besitzstand, und, als der Brennpunkt der Revolution, unläugbare Verdienste um die Republik für sich; es hat nicht nur große Aufopferungen und tiefe Wunden vorzuweisen, die es sich für die gemeine Sache geschlagen hat: es hat auch noch das Vermögen, alle diese Titel durch eine ungeheure Volksmenge, und (was sein Uebergewicht sehr entscheidend macht) durch die Männer vom 14ten Julius und 6ten October, geltend zu machen. Paris ist schon für sich allein eine furchtbare Macht; und es wäre vielleicht politischer, ihm den Vorrang und das Ansehen, worauf es so eifersüchtig ist, lieber von freien Stücken einzugestehen, als die Republik schon in ihrer Wiege der Gefahr eines Bürgerkriegs auszusetzen.

Allein die entferntern Departements werden mit gutem Grunde hiergegen einwenden: daß eben dieses Uebergewicht der bisherigen Hauptstadt der Monarchie mit den Grundbegriffen einer auf völlige Gleichheit gegründeten Republik unverträglich sey. Die Aufhebung der Monarchie hebt auch die Hauptstadt der Monarchie auf; denn ein demokratisches Königreich ohne König ist ein Unding; oder, wenn Paris künftig die Stelle des Königs ausfüllen will, was hätte das übrige Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen? In der Demokratie soll und darf Paris nicht mehr Rechte, nicht mehr Gewicht und Einfluß haben als jede andere Stadt in Frankreich. Was sie sich mehr anmaßen wollte (und man hat seit dem 10ten August gesehen, wie weit sie zu gehen fähig ist), wäre Usurpation; denn die Gleichheit der Rechte, die gleiche Unabhängigkeit einer jeden Municipalität von allen andern, der gleiche Antheil an der Souveränetät, die dem ganzen Staat, insofern er als Eine moralische Person betrachtet wird, beiwohnt, ist es ja eben, was das Wesen der Fran=

zösischen Demokratie ausmacht. Aber eben darum, weil Frankreich zu groß und aus zu verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist, um als ein einziger popularer Staat, ohne eine das Ganze zusammenhaltende große Macht, bestehen zu können, eben darum muß es in mehrere kleinere Republiken zertheilt werden, deren jeder die Autonomie in ihrem eigenen Bezirk zukommt, deren jede sich organisiren und regieren kann wie sie es ihrem Interesse am zuträglichsten findet; wiewohl alle zusammen sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit, vermittelst eines besonders Gesellschaftsvertrags, zu Einem großen Freistaat verbinden, und in allem, was ihr gemeinschaftliches Interesse betrifft, sich an einer gemeinschaftlichen Regierung, an welcher jede besondere Republik in gleichem Maß Antheil hat, unterwerfen müssen. Eine solche Constitution scheint das einzige Mittel, Frankreich auf der einen Seite vor der gänzlichen Auflösung, auf der andern vor der unerträglichen Abhängigkeit von einer anmaßlichen Hauptstadt zu bewahren, die vom ersten Tage der Gleichheit an nicht mehr berechtigt war, sich die Hauptstadt Frankreichs zu nennen.

Man begreift, daß die Parisische Partei von ihrer Meinung nicht abgehen kann, ohne sich zu einem sehr heroischen Opfer zu entschließen, und sich gefallen zu lassen, daß Paris in sehr kurzer Zeit zu jener goldnen Mittelmäßigkeit herabsinke, deren ganzen Werth zu schätzen die Pariser wohl noch nicht Philosophen genug sind. Aber es ist eben so begreiflich, daß der größte Theil der übrigen großen Städte und Abtheilungen des Reichs noch viel weniger von seiner Meinung weichen kann, weil dadurch nicht nur das Interesse vieler einzelner Theile, sondern in der That das allgemeine Beste des Ganzen, dem Eigennutz eines einzigen Theils aufgeopfert würde.

Dieß gibt uns, däucht mir, den Schlüssel zu Marats Aufforderung an das Pariser Volk, worin er mit dürren Worten sagt: „alles sey verloren, wofern das Volk nicht durch eine neue Insurrection sich selbst zu helfen eile.“

Dieß macht uns begreiflich, warum Danton und Robespierre (die zwei mächtigsten Verfechter der Parisischen Partei) so stark darauf drangen, daß Frankreich zu einem untheilbaren Ganzen und die Einheit der Repräsentation und Execution zur Grundlage der neuen Regierungsform erklärt werden solle; und warum der erstere sogar die Todesstrafe gegen einen jeden, der sich beigehen lassen würde Frankreich zerstückeln zu wollen, auf der Stelle ausgesprochen haben wollte. Aber es erklärt uns auch, warum der Nationalconvent, in welchem die Partei des südlichen Departements dermalen noch ein, wiewohl schwankendes, Uebergewicht zu haben scheint, sich dem Project einer Dictatur oder eines Triumvirats, und der Oligarchie, deren die Commune von Paris sich anzumaßen anfing, mit so großer Heftigkeit entgegensetzte.

Die von dem Nationalconvent einhellig ausgesprochene Declaration, daß die Französische Republik une et indivisible sey, wie unerträglich sie auch mit der Idee einer Zertheilung zu seyn scheint, läßt im Grunde den unter der Asche glimmenden Streit unentschieden: denn auch die Republik der vereinigten Niederlande und der Nordamerikanischen Freistaaten kann von sich sagen, daß sie durch ihre ewige Conföderation une et indivisible sey. Worte gelten wie Münze. Die wahre Einheit liegt nicht in der Form, sondern in der Ueberzeugung worin jeder der Bundesverwandten steht, daß sein eigenes Interesse ihm die unverbrüchliche Beobachtung seiner Bundespflichten eben so angelegen macht, als ihm seine (mit der Erhaltung aller übrigen verbundene) Selbsterhaltung ist;

da hingegen, bei aller scheinbaren Einheit der Form, die Republik durch Mißtrauen, Eifersucht, Cabalen und Factionen unaufhörlich hin und hergeworfen und in Gefahr der Desorganisation und Auflösung gesetzt werden muß, wofern ein einzelnes Glied derselben den Willen und die Mittel hat, die übrigen durch seinen Einfluß zu beherrschen.

Wiewohl nun die dermalige gefahrvolle Lage der neuen Republik dem Nationalconvent die Pflicht auferlegt, alles, was die gute Harmonie der Departements und ihren Eifer für die gemeinschaftliche Sache stören und schwächen könnte, sorgfältig zu vermeiden; und es also unumgänglich nothwendig scheint, ihre innere Organisation, die Quelle unabsehbarer Mißhelligkeiten, so lange, bis sie vor äußerlicher Beeinträchtigung sicher ist, zu beseitigen, um sich inzwischen lediglich und (so zu sagen) mit vorsetzlich zugeschloss'nen Augen an die decretirte Einheit und Untheilbarkeit zu halten: so ist doch leicht vorauszusehen, daß, sobald der Sturm glücklich vorüber seyn, und Ruhe von außen ihnen Muße und Freiheit lassen wird ihre Republik auf eine dauerhafte Constitution zu gründen, das Project, die übrigen Abtheilungen derselben von Paris unabhängiger zu machen, unfehlbar wieder vorgenommen werden muß.

Bei näherer Untersuchung wird sich alsdann vermuthlich finden: daß die Eintheilung des Ganzen in dreiundachtzig Haupttheile, wie beförderlich sie auch anfangs der Revolution war, in die Länge mit großen Unbequemlichkeiten verbunden wäre; daß sie nicht für einen bleibenden Zustand taugt, und daß auf jeden Fall, welche Form man auch dem Ganzen geben will, eine neue Eintheilung in größere Stücke, unter welchem Namen man sie zulassen mag, ganz unvermeidlich ist. Da nun, vermöge des Grundsatzes der möglichsten Gleichheit,

keinem derselben das Recht sich selbst zu organisiren, und sich solche Gesetze zu geben, die seiner Lage, seinen Bedürfnissen und Verhältnissen gegen die Nachbarn, kurz, seinem eigenen Interesse die angemessensten sind, streitig gemacht werden kann: so wird doch zuletzt, unter dieser oder jener Benennung, eine Anzahl unabhängiger Freistaaten herauskommen, welche, von der beständigen unruhigen Theilnehmung an den Angelegenheiten aller übrigen befreit, insofern sie nur dem, was die gemeinschaftliche Verbindung jedem auferlegt, genug thun, übrigens bloß für sich selbst zu sorgen haben, sich der Benutzung aller Vortheile, die aus der Cultur ihres Bodens und von den mannichfaltigen Zweigen ihres Kunstfleißes, ihrer Gewerbe, des in- und ausländischen Verkehrs u. s. w. zu ziehen sind, ungehindert widmen, und auf diese Art viel eher, leichter und gewisser, als auf irgend einem andern Wege, zu jenem durch alle Glieder des politischen Körpers sich verbreitenden Wohlstand und Lebensgenuß zu gelangen hoffen können, der die natürliche Folge einer wohlgeordneten Freiheit und Gleichheit unter der Regierung weiser Gesetze ist, und doch wohl unläugbar das war, was die Franzosen durch die Revolution gewinnen wollten. Wie lange sich auch die Stadt Paris und ihre Partei gegen diese künftige neue Ordnung der Dinge setzen wird, so wird es doch früher oder später dazu kommen müssen; wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollen, unter unaufhörlichen innerlichen Erschütterungen aus einer Revolution in die andere zu fallen, und am Ende doch nur das Opfer herrschsüchtiger Demagogen, wilder Brauseköpfe, und — ihrer eigenen Thorheit zu werden.

Wie entfernt bei dieser Lage der Sachen die bessern Zeiten auch seyn mögen, womit die Franzosen das Gefühl der gegenwärtigen Uebel einzuschläfern, und sich unter einander bei

gutem Muthe zu erhalten suchen: so dringt sich uns doch noch eine andre Betrachtung auf, welche die Erfüllung jener sanguinischen Hoffnungen wo nicht ganz unmöglich macht, doch wenigstens von einer Bedingung abhängig zeigt, welche unter allen Hindernissen, womit die neuen Republicaner zu kämpfen haben, das unübersteiglichste scheint.

Es war ein goldnes Wort, was der Citoyen Buzot im Convent hören ließ: „es ist nicht genug, daß man sich Republicaner nenne, und monarchische Köpfe behalte!“ — Aber auch republicanische Köpfe machen's noch nicht aus: um Republicaner zu seyn, oder, richtiger zu reden, um es zu werden, und wenigstens so lange bis uns die republicanischen Formen zur andern Natur geworden sind bleiben zu können, werden auch republicanische Sitten erfordert. Ich habe diese Saite mehrmals berührt; und auch den Repräsentanten der Französischen Nation hat sich diese fatale Wahrheit öfters wider Willen aufgedrungen. Aber niemand machte sie in dieser letzten Epoche so oft und so nachdrücklich geltend, als der Minister Roland, dessen Tugend und gerader Sinn den Robespierren und Dantons so beschwerlich und verhaßt ist. Man kann sich über dieses einzige Nothwendige eines Volkes, das aus dem Zustande der höchsten Verdorbenheit, zu welchem es in einer vierzehnhundertjährigen Monarchie stufenweise herabgesunken war, zur republicanischen Freiheit wiedergeboren oder vielmehr umgeschaffen werden soll, nicht stärker erklären, als es dieser (wie es scheint) selbst rechtschaffne alte Mann in seinen verschiedenen Adressen an die Nation und ihre Repräsentanten, und neuerlich in derjenigen, womit er das erste Decret des Convents an alle Departements begleitet, gethan hat, welche sich anfängt: la Convention Nationale est formée — elle vient de s'ouvrir. Français! ce moment doit être

l'époque de vôtre régénération! etc. worin er ihnen, wiewohl mit aller Schonung eines weisen und billigen Mannes, viele heilsame, aber bitter schmeckende Wahrheiten sagt.

„Wir dürfen uns selbst nicht verhehlen (sagt dieser Ministre-Citoyen) wie viel Gutes uns auch die glorreiche Regierung des Gesetzes verspricht, wenn wir uns ihrer würdig zeigen, so viel schmerzliche Wehtage kann sie uns verursachen, wenn wir uns nicht entschließen, unsre Sitten dieser neuen Regierungsart anzupassen. Es ist nun nicht mehr mit schönen Reden und Maximen ausgerichtet; wir brauchen einen Charakter, wir brauchen Tugenden. Der Geist der Toleranz, der Humanität, des allgemeinen Wohlwollens, muß nun nicht mehr bloß in den Schriften unsrer Philosophen athmen, muß sich bei uns nicht mehr bloß durch Manieren, oder durch jene vorübergehenden Handlungen eines Augenblicks äußern, welche geschickter sind die Eigenliebe dessen, der sich damit sehen läßt, zu kitzeln, als das gemeine Beste zu fördern: dieser Geist muß vorzugsweise der Nationalgeist werden; er muß unaufhörlich in der Wirkung der Regierung und in dem Betragen der Regierten sichtbar seyn. Er hängt unmittelbar an der richtigen Schätzung der Würde unsrer Gattung, an dem edeln Stolz des freien Menschen, welchen Herzhaftigkeit und Güte vor allen übrigen auszeichnen und kenntlich machen sollten."

Roland wendet sich nun an die Departementsobrigkeiten insonderheit. — „Ihr seyd im Begriff (sagt er) die Republik ausrufen zu lassen: ruft also einen allgemeinen Brudersinn aus; denn beides ist nur eine und eben dieselbe Sache. — Kündiget in allen Municipalitäten das billige, aber auch strenge Reich des Gesetzes an. Wir waren bisher gewohnt, die Tugend zu bewundern weil sie schön ist: nun müssen wir sie ausüben, weil sie uns unentbehrlich ist. Da wir künftig

auf einer höhern Stufe stehen werden, so sind auch unsre Schuldigkeiten desto unnachläßlicher. Die Glückseligkeit kann uns nicht fehlen, wenn wir uns verständig betragen; aber wir müssen sie jetzt verdienen, oder wir werden sie nicht anders als nach den härtesten Prüfungen und Widerwärtigkeiten schmecken. Ich sage es noch einmal: es ist nun keine Möglichkeit mehr für uns, zu einem dauernden Wohlstande zu gelangen, als wenn wir Tapferkeit, Gerechtigkeit und Güte bis zum Heroismus treiben. Um einen mindern Preis kann uns die Republik nicht glücklich machen."

Die Erfahrung wird die Wahrheit dieses Ausspruchs nur zu sehr bestätigen. Denn, wenn es Wahrheit ist, was schon Montesquieu seinen Landsleuten bewies, daß eine Vaterlandsliebe, die allen Egoismus verschlingt, und der kein Opfer für das gemeine Beste zu groß ist, eine Gerechtigkeit, die, nur weil sie unerbittlich gegen uns selbst ist, und streng gegen andere zu seyn erlaubt, eine Mäßigung und Einfalt der Sitten, die uns gegen jeden Reiz der Versuchung, in welcher Gestalt sie uns locke, unempfindlich macht, kurz nur eine allgemeine Tugend — die, so wie sie Gelegenheit dazu bekommt, sich in jede besondere verwandelt — das Princip, die innere Lebenskraft und Seele der ächten Demokratie sey; wenn ohne Tugend, ohne Mäßigung, ohne Reinheit der Sitten keine Demokratie weder zu Stande kommen noch sich erhalten kann: was für Hoffnungen können wir uns von der neuen Republik der Gallofranken machen?

Ich besorge sehr, sie haben sich die Sache leichter vorgestellt als sie ist. Sie haben in der Trunkenheit ihrer Freude, das Joch der Monarchie abgeschüttelt zu haben, den diamantnen Zaum vergessen, womit die Göttin der Freiheit und Gleichheit die Triebe und Leidenschaften ihrer Unterthanen

fesselt; haben nicht bedacht, daß nur die reinste Liebe der Tugend, oder die Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit den Despotismus der Gesetze erträglich machen kann. Ihre Demagogen haben dem armen Volk eine Souveränetät vorgespiegelt, die (es sey nun bei einzelnen Personen, oder bei großen Menschenmassen, die zusammen ein Ganzes auszumachen sich verbunden haben) nur der Vernunft zukommen kann, welche das regierende Princip der moralischen Welt ist; eine Souveränetät, die zur unerträglichsten Usurpation und Tyrannei wird, sobald die Menge oder die physische Macht ihre Ueberlegenheit zu einem Titel macht, sie nach Willkür auszuüben. Noch vor kurzem hat der bekannte Candidat der Dictatur, Danton, sich nicht gescheut, mitten unter den Repräsentanten der Französischen Nation diese unsinnige Maxime hören zu lassen: es gibt kein Gesetz, das vor dem souveränen Willen des Volks existire; und anstatt daß ein allgemeiner Unwille den unbesonnenen oder unredlichen Demagogen zur Vernunft hätte zurückrufen sollen, hallte ihm einer von seinen getreuen Waffenträgern, Fabre Deglantine, nach: je répète avec le citoyen Danton, que nulle loi est préexistante à la volonté du Peuple. Wahrlich, dieß sind traurige Aspecten für die neue Republik! Ein Volk, dem diejenigen, in die es sein ganzes Vertrauen setzt, den Kopf mit solchen monarchischen Maximen verrücken, hat noch eine schlechte Anlage, den Forderungen des ehrlichen Roland Genüge zu leisten!

Wollen wir noch bestimmtere Anzeigen, was für einen ungeheuern Sprung dieses Volk thun müßte, um von seinen dermaligen Angewohnheiten auf einmal zum andern Extrem, zur demokratischen Tugend, überzugehen? — Hier ist ein anderer unverwerflicher Zeuge der Wahrheit! Noch erst am 2 October sagte Joseph Delaunay im Namen der Aufsichts-

commission zu den Repräsentanten der Nation: es sey die höchste Zeit, daß der Convent dem bisherigen Unwesen ein Ende mache. Eines von beiden (sagte der neu bekehrte Jakobiner), entweder wir müssen hier alle auf dem Platze bleiben, oder das Reich der Gesetze muß wieder hergestellt werden, die Anarchie muß sterben, und das Revolutionsbeil darf nicht länger ein Werkzeug des Schreckens, der Mordlust und Rachsucht in den Händen ruchloser Bösewichter seyn! — Ohne Zweifel war ein Augenblick von Anarchie nöthig, um den Untergang unsrer Feinde zu vollenden: aber eben das, was der schönsten Sache, die jemals war, den Triumph versichert, kann sie unwiederbringlich zu Grunde richten, wenn es über die Gränze, die ihm die Nothwendigkeit der Conjuncturen anwies, ausgedehnt wird; und es ist — offenbar, daß eure Beschlüsse vornehmlich dahin gehen müssen, Ordnung und Subordination wieder herzustellen, und Mittel zu finden, wie die Autoritäten wieder zu Kräften kommen können, und wie verhindert werden möge, daß nicht ein einziger Tropfen Menschenbluts unter einem andern als dem Schwert des Gesetzes fließe. Verfehlt ihr dieses wesentliche Fundament des Gebäudes, welches ihr im Begriff seyd aufzuführen: so würden alle eure Arbeiten wie eitle Träume dahinschwinden; und es bliebe euch für alle eure Nachtwachen nichts übrig, als der Schmerz, wieder eine neue Nationalrepräsentation herbeizurufen, der es auch nicht besser gelingen würde das Volk zu retten und die Freiheit zu gründen. Denn was vermag die Autorität gegen die Macht, wenn diese in den Händen von Menschen ist, für welche eine jede Constitution immer den unverzeihlichen Fehler haben wird, daß sie eine öffentliche Autorität anordnet, und diese Menschen Gesetzen unterwirft?"

Es ist traurig, diese schon so lange gehörten Paränesen

noch am 2 October und am dreizehnten Tage der Republik im Nationalconvent erschallen zu hören; und man kann der neugebornen, aber leider! viel zu früh gebornen Demokratie wenig Gutes von ihnen auguriren.

Tröstlich ist es dagegen doch auf der andern Seite, daß diese Rede des Herrn Joseph Delaunay — wie so viele andere schöne Reden und Commissionsberichte — tüchtig beklatscht und vom Convent zum Druck befördert worden ist.

Wir wollen also, da sie vielleicht endlich einmal durchschlagen und irgend eine heilsame Krise bei dem Patienten bewirken mag, vor der Hand noch nicht gänzlich — an der Republik verzweifeln!

Nachtrag.

Im Januar 1793.

Glücklicherweise für uns legen die anmaßlichen Weltbefreier die Maske früh genug ab, um auch die Blinden mit Händen greifen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben. Das erste, was Dumourier bei seinem Einfall in die Oesterreichischen Lande that, war, die Freiheit und Souveränetät der Flamänder auszurufen, und zu erklären, daß es gänzlich von ihnen abhänge, was für eine Constitution sie sich geben wollen. Nun zeigten sich, wie natürlich, sehr bald zwei Hauptparteien: eine die für die unbedingte Annahme der Französischen Constitution ist; eine andre nicht weniger zahlreiche, die ihre alte Verfassung unter ihren ehemaligen Burgundischen Fürsten wieder hergestellt wünscht, und mit einer Demokratie im Neufranzösischen Geschmack nichts zu thun haben will. Wenn die Flamänder frei sind, so haben beide Parteien gleiches Recht, sich über ihre eigenen Angelegenheiten gemeinschaftlich zu berathschlagen, und es ist die unerträglichste Tyrannei, der andern Partei nicht das nämliche Recht öffentliche Versammlungen zu halten, einzugestehen, in dessen Besitz sich die Französische Partei gesetzt

hat. Gleichwohl hat Dumourier diese letztere zu Brüssel so ausschließlich in seinen Schutz genommen, daß allen anders Gesinnten, bei Strafe als öffentliche Ruhestörer behandelt, und, mit ein paar Eselsohren coiffirt, an den Schweif eines Pferdes gebunden und unter Trompetenschall durch die Stadt geschleppt zu werden, verboten ist, sich ohne Erlaubniß der einseitig erwählten Brüsseler Demagogen zu versammeln. Aehnliche Maßregeln soll der General Custine auch zu Mainz genommen haben. Wie irgend ein Mensch, der sich nicht zum Sklaven geboren fühlt, eine so schändliche Handlung, ein so höhnendes Spiel mit den Worten Freiheit und Gleichheit finden könne, ist mir eben so unbegreiflich, als mit welcher Stirne die zur herrschenden Partei gewordenen Jakobiner in Frankreich, die mit der grausamsten Intoleranz gegen alle ihre anders denkenden Mitbürger gewüthet haben, noch von Freiheit und Menschenrechten zu reden sich erfrechen dürfen.

X.

Betrachtungen

über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes.

Geschrieben im Januar 1793.

Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat.

Die Cultur und Ausbildung der Menschheit, die seit dreihundert Jahren in dem größern Theile von Europa von einer Stufe zur andern emporgestiegen ist, hat endlich unvermerkt eine beinahe gänzliche Umänderung der alten Vorstellungsarten, Meinungen und Gesinnungen hervorgebracht; eine Art von allgemeiner intellectueller und moralischer Revolution, deren natürliche Folgen mit Gewalt aufhalten zu wollen vergeblich, und um so unpolitischer wäre, da sie durch Gerechtigkeit und Klugheit so geleitet werden können, daß sie, ohne heftige Erschütterungen zum größten Nutzen des menschlichen Geschlechts überhaupt und der einzelnen Staaten insonderheit ausschlagen müssen, wofern die rechte Zeit und die rechte Art einer so weisen und nöthigen Operation nicht versäumt wird. Unsern Mitbürgern, deren keinem das Heil des Vaterlandes

hoffentlich gleichgültig ist, hierüber einige patriotische Betrachtungen zu eigenem Nachdenken mitzutheilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes, womit wir ein Jahr auspiciren, welches mit grosen Ereignissen trächtig ist, und für den Ruhm und die Wohlfahrt Germaniens entscheidend seyn kann.

I.

Es kann schwerlich zu oft wiederholt werden — denn es ist eine Wahrheit, welche zu vernachlässigen oder welcher sich entgegenzusetzen gleich verderblich wäre — und es muß also so lange wiederholt werden, bis es zu Herzen genommen wird: „die Menschheit hat in Europa die Jahre der Mündigkeit erreicht." Sie läßt sich nicht mehr mit Mährchen und Wiegenliedern einschläfern; sie respectirt keine angeerbten Vorurtheile mehr; kein Wort des Meisters gilt mehr weil es Wort des Meisters ist; die Menschen, sogar die von den untersten Classen, sehen zu klar in ihrem eigenen Interesse, und in dem was sie zu fordern berechtigt sind, als daß sie sich länger durch Formeln, die ehemals eine Art von Zauberkraft hatten, aber nun als Worte ohne Sinn befunden worden sind, abweisen und beruhigen lassen sollten. Sie können nicht mehr alles glauben was ihre Großväter glaubten, und wollen nicht mehr alles dulden was ihre Väter duldeten. Mißbräuche, Kränkungen, Bedrückungen, die man ehemals zwar seufzend und murrend ertrug, aber doch ertrug, weil man maschinenmäßig glaubte es könne nicht anders seyn, fängt man an unerträglich zu finden, weil man sieht daß es anders seyn könne. Man fragt sich selbst, warum man sie ertragen müsse? und man findet, es sey kein Grund zu einer solchen Nothwendig-

keit vorhanden. Man sieht sich um, ob es nicht möglich sey sich davon zu befreien, und fängt an eine Möglichkeit zu ahnen, daß man sich vielleicht selbst helfen könne, wenn man sich in der Hoffnung getäuscht finden sollte, von denen Hülfe zu erhalten, denen man noch immer so viel guten Willen zutraut, daß sie gern helfen möchten wenn sie könnten, die aber auch dieses Zutrauen nothwendig verscherzen müßten, wenn man sähe, daß sie nichts thun wollten um es zu verdienen.

II.

In solchen Dispositionen — mehr oder weniger — befand sich in unserm Deutschen Vaterland ein beträchtlicher Theil der Nation, und vornehmlich derjenige, der auf die Meinungen und Leidenschaften der Menge den meisten Einfluß hat, als die Französische Revolution ausbrach, und eine Aufmerksamkeit und Theilnehmung erregte, die vielleicht in keinem andern Lande von Europa so lebhaft, so warm und so allgemein gewesen ist als in Deutschland.

Verdienten unsere Könige und Fürsten den verhaßten Namen, der ihnen von unwissenden und übermüthigen Gallischen Freiheitsschwärmern mit eben so viel Unbilligkeit als Frechheit unaufhörlich in die Ohren gekeilt wird: so würden sie nicht gesäumt haben, beim ersten Ausbruch der Revolution Ludwig XVI zu Hülfe zu eilen, und (was im ersten und zweiten Jahre, ja noch zu Anfang des dritten leicht gewesen wäre) wenigstens der großen Katastrophe zuvorzukommen, welche die Monarchie in Frankreich vielleicht auf ewig zertrümmert, das Volk hingegen durch die Zauberwörter Freiheit und Gleichheit mit einem Gefühl unerschöpflicher Kräfte, mit einem altrömischen Muth und Stolz erfüllt hat, der allen

Feinden Troz bietet, und selbst den mächtigsten gefährlich zu werden droht. Tyrannen sind argwöhnisch und furchtsam; sie fahren bei jedem ungewöhnlichen Geräusche auf, und zittern für ihre eigene Sicherheit. Ich wiederhole es, hätten die Könige, welche Ludwig XVI endlich zu Hülfe zogen, die tyrannischen Gesinnungen, deren man sie beschuldiget: so würden sie sich gleich anfangs vereinigt haben, die Französische Revolution in ihren ersten Ausbrüchen zu ersticken. Aber gerade das Gegentheil erfolgte. Von der Gerechtigkeit der Beschwerden, welche die Französische Nation zu führen hatte, eben so überzeugt, als im Bewußtseyn, nichts als Gutes um ihre eigenen Angehörigen verdient zu haben, der Treue und Zuneigung dieser leztern versichert, ließen sie dem, was im Innern Frankreichs zwischen dem König und dem Volke vorging, seinen Lauf: und nicht eher als nach einer langen Reihe von herausfordernden Beleidigungen, nicht eher als bis sie hohe Ursache zu haben glaubten, für die Ruhe und das Glück ihrer eigenen Staaten (welche sie, vermöge einer Vorstellungsart, die ihnen nur ein Thor übel nehmen kann, mit der Erhaltung der monarchischen Regierungsform und ihrer persönlichen Rechte unzertrennlich verbunden halten) bekümmert zu seyn, fingen sie (da es in der That zu spät war) an, ernstliche Anstalten gegen die republicanische Partei in Frankreich vorzukehren, von welcher sie vermuthlich weit entfernt waren sich vorzustellen, daß sie (wie die Erfahrung gezeigt hat) die große Majorität der ganzen Nation ausmache.

Die durch die Revolution bewirkte neue Ordnung oder Unordnung der Dinge hatte also mehr als drei volle Jahre Zeit, Grund zu gewinnen; die demokratische Partei behauptete gegen alle nur ersinnlichen Bemühungen, Anschläge und Versuche der Royalisten und Aristokraten eine furchtbare Ueber-

legenheit, und der 10 August entschied endlich allem Ansehen nach den Sieg der ersten und den Untergang der andern auf immer.

III.

Aber in diesen drei bis vier Jahren hatte auch die Wirkung, welche diese in so vielerlei Ansicht ungewöhnlich interessante Tragödie auf die Deutschen Zuschauer thun mußte, mehr als zu viel Zeit, desto tiefer in die Gemüther einzudringen und sich desto fester darin zu setzen, je schärfer die Mannichfaltigkeit der immer abwechselnden, oft ganz unerwarteten Auftritte die nie zu Athem kommende Aufmerksamkeit auf die Entwicklung eines politischen Knotens, der sich täglich stärker zusammenzog, gespannt hielt; und je mehr in einer so langen Zeit dem dunkeln Gefühle, daß alles dieß uns selbst näher angehe als man sich's gern gestehen wollte, Raum gegeben wurde, die Leidenschaften, die Einbildungskraft, die Wünsche und Besorgnisse der Zuschauer mit ins Spiel zu ziehen.

Es wäre überflüssig, die Ursachen, warum die Französische Revolution auch auf unsere Deutschen Mitbürger so stark und allgemein wirkt, genauer entwickeln zu wollen: aber was sie gewirkt oder veranlaßt hat etwas näher in Erwägung zu ziehen, möchte hingegen desto nothwendiger seyn, da (nach einem zwar sehr bekannten, aber im menschlichen Leben leider zu wenig geachteten Naturgesetze) jede Wirkung die Ursache einer andern ist, und aus geringen, oder für geringer als sie sind angesehenen Ursachen öfters Wirkungen hervorkommen, die uns nur darum in Verlegenheit setzen, weil sie uns überraschen, und die uns nicht überraschen könnten, wenn wir auf sie vorbereitet gewesen wären.

IV.

Eine der wichtigsten Folgen der außerordentlichen Ereignisse der letzten vier Jahre ist unstreitig diese: daß bei dieser Gelegenheit eine Menge unwahrer, halb wahrer, übertriebener und gefährlicher Sätze, die in vielen Köpfen gar seltsam durcheinander brausen, aber auch viele Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit, viele wohlgegründete Zweifel gegen manches, das man sonst für ausgemacht hielt, eine Menge Fragen und Antworten über Gegenstände, woran einem jeden gelegen ist, eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung, Menschenrechte und Regentenpflichten, in allgemeinen Umlauf gekommen und bis zu den untern Volksclassen durchgedrungen sind, welche ehemals nur als Geheimlehren das Eigenthum einer kleinen Zahl von Eingeweihten waren, und worüber sogar diese selbst sich nur unter vier Augen ganz frei heraus zu lassen pflegten. Wirkliche und eingebildete, ächte und falsche Aufklärung hat in dieser kurzen Zeit sichtbarer zugenommen, als in den funfzig vorhergegangenen Jahren zusammen. Sich einzubilden, daß die eine und die andere ohne sehr bedeutende Einflüsse in unsern sittlichen und politischen Zustand bleiben werde, wäre Thorheit: aber noch thörichter wär' es, sich einzubilden, daß man durch despotische Maßregeln ihren Fortgang hemmen, oder ihren unausbleiblichen Folgen zuvorkommen könne. Die Macht kümmert sich zwar wenig, ob etwas, das sie ihrem Interesse zuträglich glaubt, erlaubt sey oder nicht: aber jeder gewaltsame Versuch, den Fortschritten des menschlichen Geistes, unter dem Vorwande des Mißbrauchs, der von der Freiheit der Vernunft gemacht werde, Einhalt zu thun, würde jetzt nicht nur moralisch, sondern selbst physisch unmöglich seyn.

Das Reich der Täuschung ist zu Ende, und die Vernunft allein kann nunmehr die Uebel heilen, die der Mißbrauch der Vernunft verursachen kann.

V.

Die ungeheuern Beschwerden des Französischen Volkes gegen die Verwaltung und Anwendung der Staatseinkünfte dieses Reichs, gegen die Verschwendungen und Erpressungen des Hofes, gegen die tyrannischen Lettres de cachet, gegen die schlechte Justizpflege, gegen einige Personen der königlichen Familie, gegen den Adel, die Klerisei und die ganze Hierarchie der Staatsdiener und Beamten aller Art, — die Beschwerden über die tief kränkende Verachtung und Bedrückung der arbeitsamsten und nützlichsten Classen in den Städten und auf dem Lande, über den unausstehlichen Uebermuth der Großen, über die schändliche Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Elend des Volks, und über die daher entstehende Unheilbarkeit so großer Gebrechen und unleidlicher Mißbräuche, die das Volk endlich zur Verzweiflung treiben mußte — alle diese Beschwerden, die man zur Rechtfertigung der Revolution so oft und nachdrücklich geltend machen hörte, gaben ganz natürlich den Anlaß, daß man auch desto öfter an seine eigenen dachte, daß man öfter und freier als sonst davon sprach, und desto aufmerksamer auf die Mittel wurde, wodurch unsre Nachbarn sich der ihrigen zu entledigen suchten.

VI.

An Dingen, welche vieles mit einander gemeein haen, fällt die Aehnlichkeit weit stärker in die Augen als die Verschiedenheit, und die Urtheile des großen Haufens bestimmen

sich meistens nach jener, ohne diese in gehörige Betrachtung zu ziehen. Da auch in Deutschland ein großer Theil der Verfassung auf die Grundlage des alten Feudalsystems und, so zu sagen, mit den Trümmern desselben erbaut ist; da auch wir einen mit großen Vorrechten ausschließlich begabten hohen und niedern Adel, Bischöfe und Aebte die zugleich Fürsten und regierende Herren sind, und eine Menge reicher Domcapitel haben, an welche der alte ritterbürtige Adel sich eine Art von Geburtsrecht zugeeignet hat; da die Ueberreste der alten Lehensverfassung und die verschiedenen Gattungen von persönlichen Knechtsdiensten und Realservituten, womit die Unterthanen auf dem Lande den Grundherren verhaftet sind, hier und da ziemlich drückend auf den Schultern der ersten liegen; da also auch bei uns der Mangel an persönlicher Freiheit und freiem Besitz des Eigenthums und die enorme Ungleichheit zwischen einem verhältnißmäßig ziemlich kleinen Theile der Staatsbürger und allen übrigen auffallend ist: so war nichts natürlicher als die Wahrnehmung dieser Aehnlichkeiten und der Gedanke an die Möglichkeit, daß ähnliche Ursachen auch bei uns ähnliche Wirkungen hervorbringen könnten. Kein Wunder also, daß sich bei Gelegenheit der Französischen Revolution auch die Deutsche Nation in Parteien theilte, die, wenn gleich, Dank sey dem Himmel! die öffentliche Ruhe nicht durch sie unterbrochen worden ist, darum nicht weniger existirten, und ihr Daseyn durch allerhand Aeußerungen spürbar machten.

Kaum erhielt in Frankreich die Volkspartei die Oberhand über die sogenannten Aristokraten, so zeigte sich auch in Deutschland eine Partei, die viel zu wünschen, und eine andere, die viel zu befürchten hatte. Beide nahmen immer lebhaftern Antheil an derjenigen Französischen Partei, mit

welcher sie einerlei Interesse zu haben glaubten. Jeder Vortheil, den die Aristokraten in Frankreich über die Volkspartei oder die sogenannten Demokraten, oder diese über jene zu erhalten schienen, fachte die Leidenschaft stärker an, womit man sich für die einen oder die andern interessirte; weil nichts leichter ist als sich an den Platz desjenigen zu setzen, mit welchem man ungefähr einerlei zu fürchten oder zu hoffen hat. Bei jedem Vortheile, den die Volkspartei erhielt, glaubten unsere Aristokraten in der Miene und dem Tone derjenigen, die entweder ihrer Meinungen oder ihrer Geburt wegen des Demokratismus verdächtig waren, die Spuren von ich weiß nicht welchen Anmaßungen und geheimen Anschlägen zu sehen. Dafür aber sahen auch unsre erklärten Demokraten in dem Benehmen der Gegenpartei (besonders neuerlich bei den günstigen Aspecten, die einen nahen und vollständigen Sieg über die Französische Demokratie hoffen ließen) einen anticipirten Triumph, der sie desto mehr erbitterte, da er den Völkern, deren Rechte sie behaupteten, neue Fesseln, und, durch die Präcautionen, die man gegen künftige Versuche nehmen würde, verdoppelte Bedrückungen anzudrohen schien.

Beide Parteien sahen die Gegenstände mit leidenschaftlichen Augen, und sahen also falsch. Wehe indessen den Moderirten, die sich zwischen beiden gleich unparteiisch in der Mitte halten wollten, keinem Theil mehr Recht oder Unrecht als er wirklich hatte, oder ihnen zu haben schien, gaben, und behaupteten, daß man weder Aristokrat noch Demokrat, sondern ein Freund seines Vaterlandes und der Menschheit und immer bereit seyn müsse, in jedem Collisionsfall sein Privatinteresse dem allgemeinen Besten aufzuopfern! Dieses letztere ist in ächt aristokratischen Ohren immer eine propositio male

sonans et haeresi proxima; ein Satz, den man bei Gelegenheiten, wo Ernst aus der Sache werden könnte, gar nicht hören lassen soll. Ueberdieß schien auch die Behauptung der Moderirten, „daß es keine Sache der Könige gebe, die der Sache des Volks entgegengesetzt werden dürfe, sondern daß beide Sachen im Grunde nur eine und eben dieselbe Sache seyen,“ bei beiden Parteien ein geheimes Mißtrauen gegen ihre Gesinnungen zu erregen; und so geschah es denn, daß sie es, eben darum weil sie von keiner Partei waren, mit beiden dermaßen verdarben, daß es ihnen vermuthlich nicht besser ergehen dürfte als ihren Brüdern in Frankreich, wofern es (wider Hoffen) auch bei uns zu irgend einer gewaltsamen Krisis käme.

Ich bitte nicht zu vergessen, daß ich hier nicht darüber urtheile, wie viel oder wenig jede dieser Parteien Recht oder Unrecht habe, sondern bloß von Thatsachen spreche die niemand läugnen kann. Wenn jene leidige Eintheilung in Aristokraten und Demokraten auch sonst nichts geschadet hätte, als daß sie an vielen Orten den Frieden und die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens störte, und vormals reine Verhältnisse durch allerlei unangenehme Mißklänge unterbrach, so hätte sie schon Böses genug gestiftet. Aber man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß ihre längere Dauer die Ruhe der Staaten selbst endlich in Gefahr setzen, und dem einzigen Mittel, wodurch diese Ruhe fest gegründet werden kann, unübersteigliche Hindernisse entgegen thürmen würde.

VII.

Noch ein Umstand, der auf den großen Haufen sehr starke Eindrücke machen mußte, war, daß die Volkspartei in Frankreich bei allen Gelegenheiten den Sieg erhielt, und ihn

nothwendig erhalten mußte, weil sie ihn bloß dadurch erhielt, daß sie ihren Gegnern an physischer Stärke so entscheidend überlegen war. Die Hofpartei verließ sich anfangs zu viel darauf, daß gewisse moralische Ursachen noch eben so mächtig auf das Volk wirken würden, als sie seit Jahrhunderten gewirkt hatten. Sie waren gewiß, daß der Tiers-Etat, der schon so lange und so tief unter ihnen gekrochen war, und den, wenn er es auch wagen wollte sein Angesicht zu erheben, ein einziges Machtwort (wie sie glaubten) stracks wieder zu Boden werfen könnte, nimmermehr so viel Muth zusammen bringen würde, um gegen ein königliches tel est notre plaisir, das ihm auseinander zu gehen befahl, versammelt zu bleiben. Aber die Vorstellungsart, von welcher ein solches Machtwort seine Kraft erhält, war nicht mehr da; und die Deputirten des Tiers-état, stark durch die Arme eines großen Volks, das sein angelegenstes Interesse in ihre Hände gestellt hatte, wagten es, dem Höfling, der ihnen den Befehl des Königs ankündigte, zu sagen, sie würden es darauf ankommen lassen, ob man sie mit Bajonnetten auseinander treiben wollte.

Nun setzte man seine Hoffnung auf die Treue der Armee. Aber die Soldaten, und die Französische Garde zuerst, erinnerten sich auf einmal, daß sie Bürger seyen, und anstatt gegen das Volk zu agiren, stellten sie sich auf die Seite desselben.

Nachdem diese zwei sonst immer bewährten heroischen Mittel nicht angeschlagen hatten, glaubte man wenigstens noch auf ein drittes rechnen zu können, das nach nie gefehlt hatte, auf die beispiellose Anhänglichkeit der Französischen Nation an ihre Könige. Aber der sechste October, der zwanzigste Junius, der zehnte August und der einundzwanzigste September bewiesen, wie schwach auch dieser Rohrstab war,

den bloß die Meinung des Volks zu einem einst so gewaltigen Pfeiler gemacht hatte.

Das einzige Wort Freiheit, von einer ganzen Nation tief gefühlt, vernichtete, gleich dem Kraut Moly, womit Minerva beim Homer den klugen Ulysses gegen die Zaubereien der Circe bewaffnet, die einst allmächtige Wirkung aller Zauberwörter, die ihre Kraft bloß vom Glauben an sie erhalten. So wie diese Meinung sich änderte, dieser Glaube nicht mehr war, was vermochte ein Einzelner — zumal einer, der als bloßer Mensch unter Tausenden kaum Einen fand, dem die Natur den Stempel eines Mannes nicht kräftiger aufgedrückt hätte — was vermochten seine Freunde, seine Rathgeber, seine Schmeichler, seine Knechte (wenn sie auch bei ihm ausgehalten hätten) gegen die physische Ueberlegenheit so vieler Millionen, die, aufs Aeußerste getrieben, plötzlich und alle zugleich ihre wirkliche Macht zu fühlen, und mit der wirklichen Schwäche ihrer Feinde zu vergleichen anfingen.

VIII.

Nichts ist vielleicht auffallender (wiewohl für den Forscher der menschlichen Natur nichts begreiflicher), als wie sehr in diesem Punkte der politische Glaube dem religiösen gleicht.

Ein großes, seiner uralten Cultur und Künste wegen berühmtes Volk betete seit Jahrhunderten, mit einem Glauben der bis zur höchsten Schwärmerei ging, die Gottheit des großen Serapis an, ohne sich jemals einer so vermessenen, so gottlosen und todeswürdigen Frage unterwunden zu haben, als diese: „Ist Serapis denn auch wirklich ein Gott? und auf welchen Gründen beruht unser Glaube, daß er es sey?“

Eine neue Religion, die geschworne Feindin derjenigen, die bisher in uraltem Besitz gewesen war die Menschheit zu

täuschen, streckte unter Theodosius dem Ersten einen eisernen Scepter über das ganze Reich der Cäsarn aus. Ueberall wurden alle Altäre der alten Götter umgestürzt, überall ihre Tempel zerstört: nur der Tempel des großen Serapis zu Alexandrien erhielt sich noch durch den Glauben, daß die wohlthätigen Ueberschwemmungen des Nils, die reichen Ernten der großen Kornkammer von Konstantinopel, durch einen unwiderruflichen Schluß des Schicksals an die Dauer dieses Tempels und seines Dienstes gebunden seyen.

Endlich aber überwältigte doch der Eifer eines Bischofs und ein Befehl des Kaisers auch diesen letzten Rest des alten Volksglaubens. Schon war der Tempel des Serapis ausgeplündert und zerstört; aber noch immer wagte es niemand, eine frevlerische Hand an die Majestät des Gottes selbst zu legen. Denn noch immer wirkte der ehemalige allgemeine Glaube des Alexandrinischen Volkes, daß, wofern dieß jemals geschähe, Himmel und Erde im gleichen Augenblick zusammenstürzen und in die alte Nacht des Chaos zurücksinken würden. Endlich erkühnte sich ein von heiligem Eifer berauschter Soldat, mit einer gewaltigen Streitaxt in der Faust, die an den kolossischen Abgott angelegte Leiter hinauf zu steigen. Das heidnische Volk stand in trostloser Verzweiflung von ferne, und der große Haufe der Christianer selbst erwartete in ängstlicher Ungewißheit den Ausgang des Kampfes. Der Soldat führte einen kräftig ausgeholten Streich auf einen Backen des Gottes; der Backen fiel zu Boden, und keine Donner ließen sich hören, Himmel und Erde blieben unbewegt in ihrer vorigen Ruhe. Der siegreiche Kriegsmann wiederholte seine Streiche, der ungeheure Götze wurde zu Boden geworfen und in Stücken zerhackt. Der Erfolg des ersten Hiebes hatte Glaubige und Zweifler auf einmal belehrt; und

eben dieser Serapis, vor wenig Minuten noch ein Gott vom ersten Rang in den Augen vieler Tausende, aber nun handgreiflich überwiesen daß er nur ein elender Götze, der sich selbst nicht helfen konnte, war, wurde nun unter Schmähungen und Verwünschungen durch die Straßen von Alexandrien geschleppt, und im Amphitheater, unter dem Jubel und Händeklatschen eben des Pöbels der noch kürzlich vor seiner Allmacht gezittert hatte, zu Asche verbrannt.

Der Fall des unglücklichen Ludwigs des Sechzehnten ist zu frisch in jedermanns Erinnerung, als daß es nöthig wäre, die Parallele auszuführen. Die Aehnlichkeit ist fürchterlich und lehrreich. Auch in Frankreich wurde der erste Streich nach der königlichen Autorität, die so lange der Abgott der Nation gewesen war, nur mit Zittern geführt: aber der Erfolg des ersten zog alle übrigen nach sich.

Nur so kluge Staatsmänner, wie dort die Räthe des jungen und unweisen Nachfolgers eines weisen Vaters, können sich einbilden, daß ein solches Beispiel, mit solchem Erfolg gekrönt, der Welt umsonst gegeben werden könne. Sehen wir nicht, welche Gährung der Gemüther es bereits unter diesen Britten veranlaßt, die noch vor kurzem so stolz auf ihre Verfassung waren, und in Vergleichung mit andern so viel Recht hatten es zu seyn? Geschieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden?

Ich will diese Betrachtungen nicht weiter fortsetzen, um mich nicht zu lange auf dem Wege zu verweilen, der mich zu dem, was der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes ist, führen soll. Sie erschöpfen den Gegenstand noch lange nicht: aber sie sind hinlänglich, die Verständigen zu weiterm Nachdenken zu veranlassen, und zu beweisen, was ich beweisen wollte — nämlich, daß die Französische Revolution, als bloßes Schau-

spiel betrachtet, so wie wir sie mit allen ihren Auftritten vor unsern Augen entstehen und fortschreiten sahen, auf ein mit solchen Dispositionen zur Ansteckung zuschauendes Publicum nothwendig sehr lebendige und tiefe Eindrücke habe machen müssen; die es denn auch (wie niemand läugnen kann) wirklich gemacht hat.

IX.

Befände sich Deutschland in eben denselben Umständen, worin sich Frankreich vor vier Jahren befand; hätten wir nicht eine Verfassung, deren wohlthätige Wirkungen die nachtheiligen noch immer überwiegen; befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Besitz eines großen Theils der Freiheit, die unsre westlichen Nachbarn erst erobern mußten; genössen wir nicht größtentheils milder, gesetzmäßiger und auf das Wohl der Unterthanen aufmerksamer Regierungen; hätten wir nicht mehrere Hülfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemaligen Franzosen; wären unsre Abgaben so unerschwinglich, unsre Finanzen in so verzweifeltem Zustande, unsre Aristokraten so unerträglich übermüthig, so gegen alle Gesetze privilegirt, wie in dem ehemaligen Frankreich: — so ist kein Zweifel, daß die Beispiele, die uns seit einigen Jahren in diesem Lande gegeben wurden, ganz anders auf uns gewirkt hätten; so würden, anstatt daß es bloß bei Dispositionen zur Ansteckung blieb, die Symptome des Fiebers selbst ausgebrochen, und das Deutsche Volk aus einem bloßen theilnehmenden Zuschauer schon lange handelnde Person geworden seyn.

Die innere Ruhe, die wir — mit wenigen, unbedeutenden und sogar nützlich gewordenen Ausnahmen — in dem ganzen Deutschen Vaterlande bisher genossen haben, beweiset

schon sehr viel für die gute Seite unsrer Constitution, und für den Respect, welchen sowohl Regenten als Unterthanen gegen die Gesetze tragen. Sie zeuget aber auch zugleich von dem gesetzten Charakter und gesunden Menschenverstande der Nation, auf welche nicht bloß der Anblick der Triumphe der Freiheit und Gleichheit, sondern auch das unermeßliche Elend der Anarchie, der Unsicherheit des Vermögens und Lebens, der Factionenwuth, der Vendée u. s. w., mit der ganzen ungeheuern Menge von Verbrechen und Unmenschlichkeiten, zu welchen die Revolution in Frankreich den Anlaß gegeben und womit jene Triumphe viel zu theuer erkauft wurden, den gehörigen Eindruck gemacht hat.

X.

Indessen, wie überhaupt Einseitigkeit in praktischen Urtheilen eine Quelle unzähliger Irrungen ist, würde man sehr Unrecht haben, wenn man sich durch die vorstehenden Betrachtungen gar zu sicher machen ließe, oder durch andere einschläfernde Vorstellungen über die wahre Lage der Sachen, und über das, was unter gewissen Umständen möglich oder unmöglich, zu besorgen oder nicht zu besorgen, zu thun oder zu lassen ist, sich selbst täuschen wollte. Gegen alles, was in dem vorstehenden Abschnitte Tröstliches und Beruhigendes angeführt worden, wiewohl es — unter vielerlei Einschränkungen und mit vielen Ausnahmen — wahr ist, läßt sich, Punkt für Punkt, sehr viel eben so Wahres einwenden.

Man muß also, wenn man sich in Sachen von solcher Wichtigkeit nicht muthwillig selbst betrügen will, immer wieder auf das zurückkommen, was ohne Einschränkung und Ausnahme wahr, was auf alle Fälle das Sicherste und Beste ist. Wer kann Tag und Stunde berechnen, wann ein baufälliges,

morsches, immer mehr aus dem Gleichgewichte kommendes Gebäude zusammenstürzen wird? Wer kann die Minute mit Gewißheit vorhersagen, wann ein leckes Fahrzeug, das immer mehr Wasser zieht als man auspumpen kann, endlich zu Grunde sinken muß? Aber darauf kann man sicher rechnen, daß jenes, wofern man nicht je eher je lieber eine gründliche Reparatur mit ihm vornimmt, den Einwohnern unfehlbar überm Kopfe einfallen, und dieses, wenn es nicht glücklicherweise noch in Zeiten in eine bequeme Bucht vor Anker gebracht und mit einem neuen Kiel versehen werden kann, unfehlbar untersinken werde.

Diejenigen, die sich bei dem gegenwärtigen Zustande der Sachen wohl genug befinden, um billiger Weise nichts andres als mit Horaz sagen zu können, bene est, nil amplius oro, — diese Glücklichen sind gewohnt, den Nothstand und das Elend der untersten und bei weitem zahlreichsten Classen nur als Massen von schwarzen Schatten, gleichsam im Hintergrunde des Gemäldes worin sie selbst die Hauptfigur sind, zu sehen, und können also nur schwach davon afficirt werden. Die Tausende, die bei einer Verbesserung des Zustandes von Millionen ihrer Nebenmenschen und Mitbürger eher etwas aufzuopfern als zu gewinnen haben könnten, sind immer mit dem gegenwärtigen Zustande des Ganzen zufrieden, und passiren daher für gute Bürger. Die meisten von ihnen machen sogar dem warmen Freunde der Menschheit und des Vaterlandes (wenigstens hinter seinem Rücken) eine Art von Verbrechen daraus, wenn er nicht immer in ihr egoistisches bene est mit einstimmt, und die große Weisheitsmaxime jenes Hanswursts bei dem Englischen Dichter Prior,

Friß deine Mettwurst, Sklav, und halt dein Maul!

nicht eben so weislich beobachtet als sie. Aber, indessen daß wir (wie man von dem gejagten Strauß erzählt) den Kopf ins Gras stecken, und, um keine Gefahr fürchten zu müssen, keine sehen wollen, gehen die Sachen darum nicht weniger ihren Gang fort. Das Uebel, das wir nicht gewahr werden, oder worüber wir uns täuschen, nimmt inzwischen überhand; und wir, wenn endlich — nach einer Stille, die uns zur Unzeit sicher machte — der Sturm ausbricht, wir stehen überrascht und angedonnert da; als ob das was nun begegnet nicht durch unzählige Fäden mit dem Vorhergegangenen verwebt wäre; als ob der gegenwärtige Augenblick etwas andres wäre, als der Punkt der Zeitigung, zu welchem das Vergangene, zwar allmählich, aber doch für aufmerksame Augen nicht unmerklich heran reifte.

XI.

Es ist eine alte, aus der Erfahrung gezogene und immer durch sie von neuem bestätigte Bemerkung, daß der gewöhnliche Gang der Dinge durch jene Art von unvermutheten Erfolgen, die man in Ermanglung einer deutlichen Erklärung den unbekannten Göttern Glück und Unglück zuzuschreiben gewohnt ist, zuweilen dergestalt gehemmt oder beschleuniget wird, daß in jenem Falle hundert Jahre erfordert werden können, um etwas zuwege zu bringen, wozu in diesem ein einziges hinreicht.

Unsre Zeit, die dazu bestimmt scheint, die außerordentlichsten Ereignisse der vergangenen Jahrtausende in einer schnellen Folge auf einander zu erneuern, hat uns auch hiervon eine auffallende Probe gezeigt, da wir im letzten Viertel des abgewichenen Jahres binnen wenig Wochen Dinge geschehen sahen, von welchen kurz zuvor außerhalb Frankreichs

die weisen Meister der Staatskunst sich den Erfolg so wenig träumen ließen, daß sie ihn (wie es scheint) nicht einmal für möglich hielten. Ludwig XVI, der den zehnten August — beinahe in dem Augenblicke, da sich Aristokraten und Monarchisten vereinigen wollten seine Feinde auszurotten — suspendirt worden war, wurde wenige Tage darauf in den Thurm im Temple eingeschlossen, und die Partei der Moderirten oder Monarchisten, die sich noch kaum mit La Fayette und Rochefoucauld an ihrer Spitze für die überwiegende hielt, verschwand so plötzlich vom Französischen Horizont, daß ihre Stelle nicht mehr gefunden wird. Am 21sten September wurde die königliche Würde von einem neuerwählten und bevollmächtigten Nationalconvent einhellig abgeschafft, und Frankreich für eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Republik erklärt; und dieser Schritt, der schlechterdings eines von beiden, entweder ein Ausbruch des entschiedensten Wahnsinns, oder die höchste Kraftäußerung der ganzen in Einen Punkt concentrirten Nationalstärke seyn mußte, war die indirecte Antwort auf ein Manifest — von welchem sich die mächtigen Beschützer Ludwigs XVI die glücklichsten Erfolge versprachen, da sie an der Spitze eines großen und sieggewohnten Heeres bereit standen, den Befehlen und Drohungen desselben einen unwiderstehlich geglaubten Nachdruck zu geben.

Wer hätte nicht, je nachdem er gesinnt war, erwarten oder befürchten sollen, daß jener 21ste September unter solchen Umständen der Todestag der Französischen Freiheit sey? Daß der Fall des Throns den Fall aller andern constituirten Autoritäten nach sich ziehen, und, da die Republik nur noch ein bloßer Name zu seyn schien, die Nation in eine Anarchie zurückstürzen würde, wovon alles, was man bisher mit diesem Namen belegt hatte, nur als ein kleines Vorspiel anzusehen

wäre? Wer hätte nicht von einer solchen neuen Revolution, die in den Augen der meisten bloß der letzte Versuch einer zur Verzweiflung gebrachten Rotte war, einen fürchterlichen Bürgerkrieg, eine gänzliche Auflösung des Staats, und die gewisse Erfüllung der scheinbarsten Hoffnungen, womit die Göttin der Täuschung jemals den Sterblichen geschmeichelt hat, erwarten sollen? — Sogar der arme König Ludwig, obgleich (wie König Theodor von Corsica) seit dem 10ten August senza soldi e senza regno, hatte einen so starken Zug aus dem Zauberbecher dieser Göttin gethan, war des Erfolgs der nächsten vierzehn Tage so gewiß, daß er den Bemühungen des Pariser Volks, seinen Thurm mit einem breiten tiefen Graben zu umgeben, mit mitleidigem Lächeln zusah.

Und von allem diesem, was mit so großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, erfolgte gerade das Widerspiel! Die Nation stand auf einmal wie ein einzelner Mann auf, um für ihre neuerwählten Göttinnen, Freiheit und Gleichheit, zum Sieg oder in den Tod zu gehen. Der Nationalconvent, trotz der Robespierre'schen Faction, die ihn schon in den ersten Tagen entweder zu unterjochen oder zu ersticken drohte, zeigte zur Erhaltung des Vaterlandes und der Republik, die noch nicht geboren war, einen Muth, eine Standhaftigkeit, die ihn zu der Höhe des Altrömischen Senats zu erheben schien. Die Bürger von Thionville und Lille gaben dem ganzen Frankreich das Beispiel eines so schwärmerischen und zugleich so kaltblütigen Heroismus, daß sogar die feigsten und trägsten aller Menschen, geschweige ein Volk wie das Französische, davon ergriffen und mit dem feurigsten Wetteifer beflügelt worden wären. Die neuen, vorher wenig bekannten Feldherren zeigten Talente, die man nicht erwartet hatte, mit einer Eintracht und einem Eifer für die gemeine Sache ver=

bunden, die um so gewisser einen guten Erfolg versprachen, da die Elemente selbst sich für die Franken zu erklären schienen. In wenig Wochen war Longwy und Verdun wieder in ihren Händen, hatten die verbundenen Heere die Gränzen Frankreichs wieder verlassen, standen die Heere der neuen Republik auf fremdem Boden, hatte sich Custine der Magazine zu Speyer bemächtigt und die Residenz des ersten Kurfürsten zum Mittelpunkt seiner Operationen in Deutschland gemacht, Montesquiou Savoyen, Anselme Nizza eingenommen, und Dumourier bei Mons einen Sieg erfochten, der den Namen der Franzosen in ganz Europa wieder zu Ehren setzte, und sowohl durch die Größe der Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, als durch die Wichtigkeit der unmittelbaren und entferntern Folgen, die ihn begleiteten, von der Geschichte den berühmtesten, deren Andenken sie verewigt, an die Seite gesetzt werden wird.

XII.

Solch ein Glückswechsel, solche Beweise einer seit Jahrhunderten beispiellosen Nationalenergie, solche Blitze eines republicanischen Geistes und einer republicanischen Tugend, die man einem so frivolen, so tief verderbten Volke nicht zugetraut hatte, mit solchen Erfolgen gekrönt, warfen einen Glanz von sich, der durch die reißende Schnelligkeit, womit die Begebenheiten sich über einander herwälzten, noch blendender werden mußte.

Der kältere Menschenforscher läßt sich indessen durch alle diese Großthaten der neuen Gallofranken so wenig als durch die großen Grundsätze und Gesinnungen, die ihre Redner mit einer so sirenenmäßigen Beredsamkeit geltend zu machen wissen, verblenden; er kann sich diese Aufwallungen einer allge-

meinen Freiheitsschwärmerei bei so einem Volke wie das Französische in einem entscheidenden Momente sehr gut erklären: aber er vergißt nicht darüber, daß es eben dieses Volk ist, das vom Anfange der Revolution bis zum 6ten October des verwichenen Jahres sich einer so ungeheuren Menge von brutalen, barbarischen und diabolischen Atrocitäten schuldig gemacht hat, daß keine Zeit die Schande, die sie dem Französischen Namen zugezogen haben, jemals auslöschen kann. Ein Nationalcharakter, der sich eben so stark durch Grausamkeit, Blutdurst, kaltblütige Rachgier und Mordlust, als durch Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit, Großherzigkeit und Verachtung des Lebens auszeichnet, verwandelt sich nicht in so kurzer Zeit, daß es gerecht und vernünftig wäre, die mit einem solchen Charakter gestempelte Nation wegen einiger, ja sogar wegen einer langen Reihe glänzender Handlungen, hochachtungswürdig zu finden, oder ihr ein Verdienst aus Scheintugenden zu machen, die ihr eben so natürlich als ihre Laster sind, und mit diesen aus Einer gemeinschaftlichen Quelle fließen. Ueberdieß bürgt uns die glückliche Wendung, die ihre Sache von außen genommen hat, keineswegs für ihre Glückseligkeit von innen: im Gegentheil ist nichts wahrscheinlicher, als daß der Dämon der Zwietracht, den sogar die unmittelbarste Gefahr des Vaterlandes nicht beschwören konnte, sobald sie wieder Ruhe bekommen, desto wüthender ausbrechen, und, indem er sie aus einer Insurrection und Revolution in die andere wirft, das Beispiel der unendlichen Uebel, welche sie über sich selbst häufen, zum wirksamsten Gegengift gegen die sophistische Freiheits- und Gleichheitstheorie, womit sie uns zu berauschen suchen, machen werde.

XIII.

Aber so kaltblütig urtheilt freilich die grosse Menge nicht, oder vielmehr sie urtheilt gar nicht, sondern überläßt sich den Eindrücken, die alles Ungewöhnliche und ans Wunderbare Gränzende auf ihre Sinne macht. Von jeher und vermöge der Natur der Sache war eine bis zum Heroismus getriebene Tapferkeit, mit einem gewissen Anstrich von Großmuth und Humanität verbunden, das was die Herzen der Menschen am schnellsten überwältigt, was am gewissesten Bewunderung und Liebe einflößt. Auch beweist es große Klugheit an den Feldherren der Französischen Kriegsheere, daß sie ihre Untergebenen dahin zu bringen gewußt haben, eine so gute Zucht in den benachbarten Gegenden, wo sie gegenwärtig den Meister spielen, zu beobachten, und sich (wenigstens in Deutschland) durch ein über alle Erwartung gutes Betragen die Achtung und Zuneigung der Völker, denen sie ihr neues Evangelium predigen, zu erwerben. Man fragte sich selbst erstaunt, ob das die Cannibalen, die Unmenschen, die apokalyptischen Bestien seyn sollten, denen seit vier Jahren so schreckliche Unthaten nachgesagt wurden? und man fand sich genöthigt zu glauben, daß alles, was man von den Gräueln der famösen schwarzen Tage, und von so vielen wüthenden Auftritten, womit das souveräne Volk seine Manier Justiz und gute Polizei zu handhaben beinahe täglich in irgend einem von den zweihundertneunundvierzig Districten bethätigte, gehört und gelesen habe, wo nicht gänzlich von den Aristokraten und ihren Parteigängern erdichtet, doch unfehlbar übermäßig vergrößert worden seyn müsse. Nur wenige ahnen die List, die hinter dieser angenommenen gefälligen Außenseite im Hinterhalte liegt; nur wenige sehen, daß die Häupter der

neuen Republik zu klug sind, um die Vortheile eines solchen Betragens nicht genau berechnet zu haben. Denn natürlicher Weise wird das Freiheits- und Gleichheits-Evangelium, das an sich selbst schon den Mühseligen und Beladenen so süß tönt, sich desto mehr Eingang verschaffen, wenn die Apostel desselben ihm auch durch ihr persönliches Betragen die Herzen zu gewinnen suchen.

Nach der eigenen täglich wiederholten Versicherung der sogenannten Neufranken oder Westfranken, ist die Befreiung aller Völker des Erdbodens, die Ausrottung der Tyrannen, und wo möglich die Organisirung des ganzen menschlichen Geschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie, der eigentliche Zweck der Waffen dieser neuen Republik. Besonders geht die menschenfreundliche Absicht des Bürgers Custine bei seinem Heerzuge nach Deutschland nicht sowohl auf die Züchtigung derjenigen Deutschen Fürsten und Aristokraten, die sich durch ihre Verwendungen für die königliche und aristokratische Partei als Feinde der Republik bewiesen haben (denn dieß soll nur als eine Nebensache im Vorbeigehen abgethan werden), als vielmehr darauf: die Einwohner aller Gegenden, welche sie einnehmen oder durch welche sie ziehen, zu ihrer Lehre von der unveräußerlichen Souveränetät des Volks und von der Unrechtmäßigkeit der monarchischen Regierung zu bekehren, unbekümmert, was (wofern es ihnen glücken könnte) die Folgen davon seyn müßten, wenn unsre Städte, Flecken und Dörfer, nach dem Beispiele der Westfranken, mit dem Umsturze der gegenwärtigen Ordnung den Anfang machten, ehe sie noch wüßten was für eine andere sie an die Stelle derselben setzen wollten, oder, falls sie sich (um kurz aus der Sache zu kommen) nach dem Muster der Neufränkischen Constitution organisiren wollten, ob sie bei

der demokratischen Anarchie, die daraus entspringen müßte, besser fahren würden als bei der Subordination, deren sie gewohnt sind.

XIV.

Fern sey es von mir, den Einsichten des aufgeklärten Theils der Deutschen Nation, und selbst dem gesunden Menschenverstande der rohesten Volksclassen, so wenig zuzutrauen, daß ich mir einbilden sollte, ein so luftiger Plan wie dieser — ein Plan, der so offenbar aus der größten Unwissenheit unsrer innern Verfassung entspringt, und auf theils ganz grundlose theils schief gesehene und fälschlich generalisirte Voraussetzungen berechnet ist — würde in Deutschland so leicht durchzusetzen seyn, als sich der Bürger Röderer und andere weise Männer seines Schlages einzubilden scheinen.

Allein auf der andern Seite würde man doch wohl — auch im Bewußtseyn der besten Sache und mit dem unbeladensten Gewissen — die Sicherheit zu weit treiben, wenn man, bei allen den allgemeinern Gründen zur Vorsicht, auf welche mich bisher der Gang meiner Betrachtungen geführt hat (und welche da und dort noch mit vielen besondern zu vermehren seyn dürften), die natürlichen Folgen des fortdauernden Daseyns von funfzig- oder sechzigtausend bewaffneten Freiheits- und Gleichheitspredigern auf Deutschem Grund und Boden in Rücksicht auf die Ruhe des Ganzen für unbedeutender ansehen wollte als sie wirklich sind.

Mir däucht, es könne nichts auffallender seyn, als daß es eine Art von neuer politischer Religion ist, was uns von den Custine, Dumourier, Anselme u. s. w. an der Spitze ihrer Heere gepredigt wird.

Die Stifter und Verfechter dieser neuen Religion erken-

nen keine anderen Gottheiten als Freiheit und Gleichheit: und wiewohl sie ihren Glauben nicht eben wie Muhammed und Omar mit Feuer und Schwert ausbreiten, sondern im Gegentheil (gleich den ehemaligen Verkündigern des Reichs Gottes) die Völker mit gar süßen und freundlichen Worten zum Reich der Freiheit einladen; so haben sie doch die große Maxime, keinen andern Glauben neben sich zu dulden, mit Muhammed und den Theodosiern gemein. Wer nicht mit ihnen ist, ist wider sie. Wer ihren Begriff von Freiheit und Gleichheit nicht für den einzigen wahren erkennt, ist ein Feind des menschlichen Geschlechts, oder ein verächtlicher Knecht, der, von den engbrüstigen Vorurtheilen der alten politischen Abgötterei zusammengedrückt, seine Kniee vor selbstgemachten Götzen beugt, und freiwillig Fesseln trägt, die er, sobald er nur wollte, wie versengte Zwirnfäden von sich schütteln könnte.

In einer solchen Sprache kündigen diese neuen Republicaner allen Königen und Fürsten der Erde den Krieg an, indem sie zu gleicher Zeit allen Völkern Friede und Verbrüderung anbieten. Sie sind ausgezogen, alle Thronen, die sie in ihrem Wege finden, umzustürzen, und sich (wie sie sagen) das unendliche Verdienst um das menschliche Geschlecht zu machen, es von seinen Unterdrückern zu befreien. Denn außer der neuen Französischen Demokratie gibt es, ihrer Vorstellungsart nach, nichts als Tyrannen und Sklaven.

„Man muß (sagte der Deputirte St. Just am 13ten November im Nationalconvent), man muß dem ehemaligen Könige den Proceß machen, nicht weil er übel regierte, sondern weil er König war. Denn nichts in der Welt kann diese Ursurpation rechtfertigen. In welche Täuschungen das Königthum sich einhüllen, hinter welche vorgebliche Verträge

es sich verstecken mag, es ist und bleibt ein ewiges Verbrechen, gegen welches ein jeder Mensch das Recht hat sich zu erheben und zu bewaffnen; es ist ein Frevel, den sogar die Blindheit eines ganzen Volks nicht rechtfertigen kann. Ein solches Volk begeht durch das Beispiel, das es andern gibt, selbst ein Verbrechen gegen die Natur. Alle Menschen empfangen unmittelbar von ihr den geheimen Auftrag, alles was Herrschaft heißt überall zu vertilgen. Ein Monarch kann nicht unschuldig regieren; die Narrheit, das für möglich zu halten, ist zu handgreiflich. Jeder König ist ein Rebell und Usurpator" u. s. w.

Diese und tausend ähnliche sinnlose Maximen, die der independentische Fanatismus im Jakobinerclub zu Paris und sogar im Nationalconvent täglich erschallen läßt, werden nun auch in Deutschland mit allem Eifer, der die Apostel einer neuen Religion charakterisirt, ausgebreitet, und — zwar nicht überall, aber gewiß an vielen Orten — von einer schwärmerischen, nach neuen Dingen dürstenden Jugend aus den cultivirtern Classen mit desto heißerer Begier verschlungen, je größere Reize der Gedanke für sie hat, durch eine neue Ordnung der Dinge ihrer Selbstthätigkeit ein unermeßliches Feld eröffnet zu sehen. Selbst unter denen, die sehr ansehnliche Vorrechte dadurch zu verlieren hätten wenn Deutschland in eine Demokratie nach dem Fränkischen Muster umgeschmolzen würde, fehlt es nicht an Ehrgeizigen, die durch die Hoffnung, im Reiche der Freiheit und Gleichheit irgend eine glänzende Rolle zu spielen, getrieben werden, zu Beförderung desselben so viel möglich geschäftig zu seyn.

XV.

Man läßt es aber nicht bei bloßer Ausbreitung des antimonarchischen und independentischen Jakobinerglaubens bewenden, dessen Theorie man auf so wenige und so massive Grundsätze gebracht hat, daß der gröbste Tagelöhner scharfsinnig genug ist sie in wenig Minuten zu fassen: man beeifert sich auch dem Volke praktische Anweisungen zu geben, wie es bei wirklicher Anwendung derselben zu Werke gehen müsse. „Es braucht weiter nichts (sagt man), als daß das Volk, nachdem es sich von seiner unveräußerlichen Souveränetät und von der Strafwürdigkeit eines jeden, der sich (gegen das hochheilige Gesetz der Gleichheit) untersteht, mächtiger, vornehmer und reicher zu seyn als andere, gehörig überzeugt hat, den Anfang damit mache, seiner bisherigen Obrigkeit den Gehorsam aufzukündigen; sodann sich in Municipalitäten, Districte und Departements organisire: hierauf in Primarversammlungen aus jeder Municipalität einige Wähler, und in Wahlversammlungen eine Anzahl Deputirte zu einem bevollmächtigten Nationalconvent ernenne, welcher vor allen Dingen ein provisorisches Collegium von Ministern zu Handhabung der vollziehenden Macht zu bestellen, und sodann den Entwurf einer auf vollkommene Freiheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung und Gesetzgebung auszuarbeiten, und den besagten Primarversammlungen, als dem Souverän, zur Bestätigung vorzulegen hat — so ist die Demokratie fertig; der Strick ist entzwei, wir sind frei, und niemand befindet sich (vor der Hand wenigstens) übel dabei als — die sich vorher wohl befanden."

Indessen, da die große Menge Völkerschaften, welche dermalen unter dem Namen der unmittelbaren Stände des

Deutschen Reichs durch ältere und neuere Verträge und Grundgesetze zu einem Ganzen, das in seiner Art einzig ist, zusammengesetzt sind, sich nicht so leicht und geschwind, als die Ungeduld der allgemeinen Weltbefreier natürlicherweise wünschen muß, in diese neue Unordnung der Dinge fügen möchte: so muß man „der Deutschen Thorheit und Trägherzigkeit" durch das weltberühmte, in Frankreich so probat gefundene Englische Universalmittel der patriotischen Clubs, Journale, Pamphlets und Anschlagezettel zu Hülfe kommen. Die öffentlichen Blätter melden uns, daß zu Mainz (als dem Mittelpunkt aller Anstalten zu der heroischen Operation, die mit dem Deutschen Staatskörper vorgenommen werden soll) mit beiden Instituten bereits der Anfang gemacht sey; und wenn der Sage zu glauben wäre, so könnte der Sitz des ersten Erzbischofs und Kurfürsten Germaniens sich bei dem Nationalconvent zu Paris des Verdienstes rühmen, die Mutter des ersten Deutschen Jakobinerclubs zu seyn, an welchen sich ohne Zweifel, durch den Eifer der zu diesem Ende in alle Welt ausgehenden Diener des Worts, in kurzem viele würdige Töchter anschließen werden.

XVI.

Ich zweifle nicht, daß ein Butler (wenn wir einen unter uns hätten) in allem diesem den Stoff zu einem Deutschen Hudribas finden könnte, der unsre leselustige Welt besser unterhalten würde als ernsthafte Betrachtungen. Aber ich gestehe, daß mir die Sache nicht komisch genug vorkommt, um mich bei ihrer lustigen Seite aufzuhalten. Alles wohl erwogen glaube ich zwar noch keine Ursache zu sehen, warum wir gerade den nahen Ausbruch des jüngsten Tages befürchten sollten, den unlängst ich weiß nicht welcher wohlmeinende

Pfarrer (um sich bei Zeiten außer aller Verantwortung zu setzen) der werthen Christenheit aus den Zeichen dieser Zeit angekündiget hat: aber mich däucht doch, wir befinden uns in einer von den Lagen, worin ehemals der Senat zu Rom die Consuln zu erinnern pflegte, „dahin zu sehen, daß das gemeine Wesen nicht zu Schaden komme.“

XVII.

Die dermalige Deutsche Reichsverfassung ist, ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen, für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nation im Ganzen unendlich zuträglicher, und ihrem Charakter und der Stufe von Cultur, worauf sie steht, angemessener als die Französische Demokratie; angemessener und zuträglicher als uns diese letztere auch alsdann seyn würde, wenn irgend ein Zauberer Merlin es auf sich nähme, uns durch einen Schlag mit seinem Zauberstabe, so schnell als der König von England einen wackern Londner Cit zum Ritter schlägt, zu einer einzigen unzertrennlichen Demokratie zu schlagen; vorausgesetzt, daß dieser politische Merlin uns alle nicht auch zugleich entweder in lauter Sokratesse und Epiktete oder in lauter Swiftische Huynhnhms verwandeln könnte. Denn freilich, im einen und im andern dieser beiden Fälle gestehe ich gern, daß eine völlige Freiheit und Gleichheit jeder monarchischen, aristokratischen oder gemischten Verfassung vorzuziehen wäre.

Das Zuträglichste für jedes Volk (wie ich schon mehrmals mit dem weisen Solon behauptet habe) ist, nicht das Ideal der vollkommensten Gesetzgebung, sondern gerade die zu haben oder zu bekommen, die es dermalen am besten ertragen kann. Welche Furien müßten uns zu der Raserei treiben, unsern Zustand (wiewohl er mancher Verbesserungen bedürftig ist)

durch ein Mittel besser machen zu wollen, das ihn unfehlbar sehr verschlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeßliche, unabsehbare Uebel über uns und unser Vaterland zu häufen? Warum sollten wir so theuer und mit einem so ungeheuern Risico erkaufen wollen, was wir wahrscheinlich ohne Empörung, ohne Desorganisation, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generation, von dem bloßen Fortschritt der Aufklärung und Moralität unter uns weit sichrer hoffen dürfen? Wenigstens ist gewiß, daß wir, ehe man uns rathen kann gerade zum desperatesten Mittel zu greifen, vorher alle andern vergeblich versucht haben müßten; welches, meines Wissens, noch bei weitem nicht unser Fall ist.

Die Apostel der neuen Religion haben (wie es scheint) von unserm wirklichen Zustande nur sehr dürftige und verworrene Kenntnisse, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsre Sklaverei nennen. Indessen braucht es doch nur die gemeinste Kenntniß der Deutschen Reichs- und Kreisverfassung und der weltkundigen Reichsgrundgesetze, besonders des Osnabrückischen Friedensinstruments und der jedesmaligen kaiserlichen Wahlcapitulation, um zu wissen: daß das Deutsche Reich aus einer großen Anzahl unmittelbarer Stände besteht, deren jeder, in seinem Innern von jedem andern unabhängig, die Reichsgesetze, oder Kaiser und Reich, nur insofern diesen die Handhabung und Vollziehung jener Gesetze obliegt, über sich hat; und daß von seinem selbst erwählten Oberhaupt an, bis zu Schultheiß, Meister, Rath und Gemeine der Reichsstadt Zell am Hammersbach, kein Regent in Deutschland ist, dessen größere oder kleinere Machtgewalt nicht durch Gesetze, Herkommen, und auf viele andere Weise, von allen Seiten eingeschränkt wäre; und gegen welchen, wofern er sich irgend eine wider-

gesetzliche Handlung gegen das Eigenthum, die Ehre, oder die persönliche Freiheit des geringsten seiner Unterthanen erlaubt, die Reichsverfassung dem Beleidigten nicht Schutz und Remedur seiner Beschwerden verschaffte.

Wie man also verwegen genug seyn könne, eine Nation von achtundzwanzig Millionen Menschen, die unter einer solchen Verfassung lebt, Sklaven, und ihre nicht nach Willkür sondern nach Gesetzen regierenden und durch Gesetz und Herkommen eingeschränkten Fürsten Despoten zu schimpfen, ist nur durch die lächerliche Eitelkeit und dicke Unwissenheit begreiflich, womit diese Menschen — die noch vor wenig Jahrzehnten auf ihre eigene schmähliche Sklaverei eben so hoffärtig waren als sie es jetzt auf ihren zügellosen Libertinismus sind — so viele ihrer glänzenden Eigenschaften verunzieren. Schwerlich findet sich in und außer Deutschland, unter allen die sich mit der dermaligen physischen, politischen, sittlichen, literarischen und ökonomischen Verfassung unsrer großen und in ihrer Art einzigen Staatengruppe etwas bekannt gemacht haben, ein unbefangner und billiger Kosmopolit, der den Verfasser der Annalen der Staatskräfte von Europa eines übertriebenen Nationalstolzes beschuldigen sollte, wenn er nach summarischer Uebersicht seiner ganzen Darstellung ausruft: „Wo ist das Europäische Reich, das, alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, im Ganzen, bei gleicher Größe, an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl großer und reicher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl policirter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem Deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte?" — Ich setze hinzu: wo ist ein Volk in Europa, das sich einer nähern Anlage zu immer

zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines größern Flors der Wissenschaften, mehrerer, oder vielmehr so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer größern Denk- und Preßfreiheit, und, was eine natürliche Folge von diesem allem ist, einer hellern und ausgebreitetern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Deutschen im Ganzen genommen? — und das alles ungeachtet wir der Vortheile einer anerkannten Hauptstadt von Deutschland (gern) ermangeln!

Und die Nation, von welcher alles dieß wahr ist, sollte aus Sklaven bestehen und von Despoten und Tyrannen beherrscht seyn! Welche sinnlose Vermengung der Begriffe und der Worte!

XVIII.

Doch — wie unwissend auch die Neufränkischen Republicaner in allem, was die innere Verfassung und den wahren Zustand des Deutschen Reichs betrifft, seyn mögen — so sehr sind sie es wahrlich nicht, daß sie uns im Ernst für Sklaven halten sollten; und gewiß ist es auch nichts weniger als ein überwallender Strudel von Menschenliebe, was sie antreibt sich so viele Mühe zu geben, den Bürgerstand und die untern Volksclassen in Deutschland, so viel an ihnen ist, zu desorganisiren, mit ihren sophistisirten Begriffen von unveräußerlicher Volkssouveränetät, Freiheit und Gleichheit anzustecken, und zur Empörung gegen ihre rechtmäßigen Landesregenten und Obrigkeiten aufzureizen.

Man müßte stockblind seyn wollen, wenn man nicht sähe, was die wahren Beweggründe der sonderbaren Rolle sind, die sie seit einigen Wochen in einem Theil unsrer Rheinländer spielen. Es ist nicht nur, nachdem sie nun einmal Krieg mit

Oesterreich und Preußen haben, ihr Interesse, denselben von ihren Gränzen weg und in Feindesland zu ziehen: der Krieg selbst war schon lange, was sie wünschten, ist noch immer, was sie zur Erreichung ihrer Absichten nöthig haben; ist gewissermaßen das Einzige, was ihre Republik retten kann; und aller Wahrscheinlichkeit nach erfüllt die hohe Reichsversammlung zu Regensburg einen ihrer angelegensten Wünsche, indem sie ihnen durch die beschlossene lebhafte Theilnahme an diesem Kriege den erwünschten Vorwand gibt, sich ihrer so oft vor ganz Europa wiederholten friedfertigen und menschenfreundlichen Versprechungen quitt zu halten, und von dem Tage an, da reichsständische Heere gegen sie agiren werden, das ganze Deutsche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können.

Sehr wahrscheinlich sieht der Nationalconvent durch die innerliche Zwietracht, welche die neue Republik alle Augenblicke wieder aufzulösen droht, sich in demselben Falle, wie der Römische Senat in den ältern Zeiten der Republik. Nur eine anhaltende Verwicklung der Nation in die Gefahren und Erfolge auswärtiger Kriegsoperationen kann ihnen so viel Zeit und innere Sicherheit verschaffen, als sie zu Gewinnung einer festeren Consistenz ihres noch so lockern politischen Vereins nöthig haben. Ueberdieß ist es augenscheinlich doppeltes Interesse für sie, die Monarchen, von deren Staaten die werdende Französische Republik umgeben ist, durch Abtrennung ihrer zunächst angränzenden Provinzen zu schwächen, und, indem sie die abtrünnigen Länder zu Republiken organisiren helfen, sich selbst so viele neue Bundesgenossen als nur immer möglich zu erwerben, die ihrer Freundschaft nicht entbehren und ihre eigene Existenz nur dadurch erhalten können, daß sie gemeine Sache mit ihnen machen.

XIX.

Ich müßte mich sehr irren, oder dieß ist auch ihr Plan in Absicht der Deutschen Länder, in welchen sie ihre beliebten Freiheitsbäume zu pflanzen angefangen haben. Wie sie bisher alles was sie vorhatten immer einige Tage oder Wochen zuvor der ganzen Welt kund zu thun pflegten, so machen sie auch jetzt kein Geheimniß daraus, daß es eine ihrer Ideen sey, das Land der Freiheit und Gleichheit bis an den Rhein auszudehnen, welchen (wie Bürger Mercier im October der Chronique du Mois sehr zierlich bewiesen hat) die Natur selbst zur östlichen Gränze zwischen Frankreich und Deutschland bestimmt haben soll. Wie chimärisch auch ein solches Vorhaben uns scheinen mag, eine so exaltirte Einbildungskraft wie die ihrige könnte wohl unmöglichere Dinge ausführbar finden. Aber auf alle Fälle wird dazu erfordert, daß man sich die bekannte Disposition des Volks in diesen Ländern zu Nutze mache, um es theils gutwillig zu Annehmung der Neufränkischen Organisation zu bereden, theils durch die gewagten Schritte, wozu man es verleitet, es in eine solche Lage zu setzen, daß ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bleibe, als eben diese Art von verzweifelter Selbsthülfe, welcher die Französische Nation ihre Befreiung von einer unerträglich gewordenen monarchisch-aristokratischen Regierung zu danken hat.

Der Französische Nationalconvent und die militärischen Vollzieher seiner Decrete rechnen bei allem diesem nicht nur auf den Umstand, daß es in Deutschland so wenig (und in der That noch weniger) als in irgend einem andern großen Staate an mancherlei mehr oder minder gegründeten Beschwerden des Volks fehlen könne, die man denn noch durch

die übertriebensten Schilderungen vergrößert: sie rechnen (als Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt haben, das im engern Verstande sogenannte Volk, den rohesten und ärmsten Theil desselben, vollkommen kennen zu lernen) auch auf seine Leidenschaften, auf seinen Haß gegen die sogenannten Aristokraten, auf den Hang zur Independenz, zum Müßiggang und zu thierischen Befriedigungen, der dem gemeinen Mann so gut angeboren ist als den Vornehmen, und überhaupt auf den tollkühnen Muth, womit diejenigen, die bei Staatsumkehrungen nichts zu verlieren haben, bereit sind, sich zu allem gebrauchen zu lassen, was ihnen eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht. Und sollten sie — die ihrer Schwärmerei ungeachtet sehr scharf auf alle Umstände dessen, was außer ihnen vorgeht, Acht haben — nicht auch auf die möglichen, beinahe mit Gewißheit vorauszusehenden Folgen eines fortdauernden und mit zusammengesetzten Kräften geführten Krieges, dessen Schauplatz in Deutschland läge, gerechnet haben? Sollten sie nicht einen Theil ihrer Hoffnungen auf die Erwartung gründen, was nach einem alle Vorräthe vollends aufzehrenden Feldzuge, bei der Disposition, die ein beträchtlicher Theil der Deutschen schon jetzt verräth, die natürliche Wirkung eines solchen Jahres wie das 1771ste war, in einem großen Theile des Reichs seyn müßte?

XX.

Es ist schwer, nach allen diesen größtentheils aus notorischen Thatsachen resultirenden Betrachtungen, sich eines traurigen Gefühls über das Loos der menschlichen Dinge zu erwehren.

Ist es der unwiderstehliche Strom des Schicksals und

der Zeiten, der uns überwältigt, und unvermeidlich in den Schlund einer unbekannten furchtbaren Zukunft fortschleudert?

— — Di ne hunc ardorem mentibus addunt,
Euryale? An sua cuique Deus fit dira cupido?

Warum mußte Deutschland so ganz wider sein eigenes Interesse in die fatalen Folgen der Französischen Revolution verwickelt werden? Hätte seine Ruhe nicht erhalten, hätten alle die Gefahren, die nun über ihm schweben, nicht vermieden werden können, wenn das weise und eben so staatskluge als menschenfreundliche und landesväterliche Betragen, welches einer unsrer preiswürdigsten Fürsten vom Anfang der Französischen Revolution an beobachtete, auch von andern, die sich in einer ähnlichen Lage gegen Frankreich befanden, zum Vorbilde genommen worden wäre?

Doch vielleicht wendet Germaniens guter Genius durch irgend einen günstigen Erfolg noch in Zeiten das Unheil eines, selbst im glücklichsten Falle, verderblichen Krieges von uns ab. Vielleicht ist es aber auch der Wille einer höhern Macht, daß wir zum allgemeinen Besten des Ganzen durch ein Feuer gehen, welches die Schlacken unsrer Verfassung verzehre, und die Erfüllung des vorhin angeführten patriotischen Horoskops beschleunige.

Auf alle Fälle wird ein jeder, der Augen zu sehen hat und dem sein Vaterland nicht ganz gleichgültig ist, mit mir einstimmen: daß sich letzteres seit den abscheulichen Zeiten Ferdinands II in keiner Lage befunden habe, worin es seinen Fürsten lauter zugerufen hätte, als dermalen: Videant Principes, ne quid res publica detrimenti capiat!

XI.

Ueber Deutschen Patriotismus.

Betrachtungen, Fragen und Zweifel.

Geschrieben im Mai 1793.

Man kann über eine Sache nur insoweit denken, als man deutliche Begriffe von ihr hat: wo diese aufhören, fängt die Unwissenheit an; die Tugend des Unwissenden aber ist Fragen und Bescheid annehmen. Nun gebricht es zwar einem Frager selten an einem fertigen Antworter: allein dafür geschieht es auch öfters, daß die erhaltene Antwort den Fragenden nicht befriedigt; es sey nun, daß der Fehler an ihm oder an dem Antworter oder an der Natur und Schwierigkeit der Sache liege. In diesem Fall entstehen in dem Verstande des Unwissenden Zweifel, welche zu neuen Fragen Anlaß geben, und dem, der das Amt zu antworten über sich genommen hat, zuweilen sehr beschwerlich fallen. Indessen, da diese Zweifel nicht nothwendig einen bösen Willen zur Quelle haben, sondern gar wohl bloße Aeußerungen des natürlichen Bedürfnisses eines noch unbefriedigten Verstandes seyn können, und da kein Naturgesetz vorhanden ist, kraft dessen alle Vorstellungen oder Gründe, welche einen Menschen zu überzeugen hinlänglich sind, auch einen andern überzeugen müssen; so scheinen die

Antworter nicht immer untadelig zu seyn, wenn sie über die Zweifel der Frager ungehalten werden: und, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß es für jene bequemer wäre, wenn der Verstand der letztern sich auf die erste beste Antwort gleich zum Ziel legte, und es daher auch ganz natürlich ist, daß sie es lieber mit Leuten, die ihnen auf ihr Wort und ehrliches Gesicht glauben, als mit solchen, deren Zweifel nur der Ueberzeugung weichen, zu thun haben; so scheint dieß dennoch keine hinlängliche Ursache zu seyn, das Zweifeln überhaupt unter die Sünden zu stellen, welche man dem lieben Gott in der öffentlichen Beichte zu bekennen und abzubitten pflegt, und es dadurch zu einer verhaßten, das Gewissen beunruhigenden, ja wohl gar ärgerlichen und der Ketzerei nahe kommenden Sache zu machen.

Was mich auf diese Betrachtung gebracht hat, will ich ohne längere Umschweife aufrichtig bekennen. Ich habe seit einigen Jahren so viel Schönes von Deutschem Patriotismus und Deutschen Patrioten rühmen gehört, und die Anzahl der wackern Leute, die sich für diese Modetugend erklären und nützlichen Gebrauch von ihr machen, nimmt von Tag zu Tage so sehr überhand, daß ich — wäre es auch nur um nicht zuletzt allein zu bleiben — wohl wünschen möchte, auch ein Deutscher Patriot zu werden. An gutem Willen mangelt es mir ganz und gar nicht: nur habe ich es bisher noch nicht so weit bringen können, mir von dem, was man einen Deutschen Patrioten nennt, und von den Pflichten desselben, und wie diese Pflichten mit einigem Erfolg in Ausübung zu bringen und mit denjenigen zu vereinigen seyn möchten, die ich (vielleicht aus einem Vorurtheil der Erziehung) auch den übrigen Völkern — schuldig zu seyn vermeine — einen deutlichen und rechtgläubigen Begriff zu machen.

In meiner Kindheit wurde mir zwar viel von allerlei Pflichten vorgesagt; aber von der Pflicht, ein Deutscher Patriot zu seyn, war damals so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Deutsch (Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort) jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben.

Nun ist zwar an dem, daß es mir bei zunehmendem Alter und Verstande an Gelegenheit nicht fehlte, das Deutsche Reich, zu welchem (wie ich endlich zu merken anfing) auch meine werthe Vaterstadt gerechnet wird, nach seiner ältesten, spätern, neuern und neuesten Verfassung, und die Deutsche Nation, nach allem was sich zu ihrem Vortheil und Nachtheil sagen läßt, etwas näher kennen zu lernen: allein ich muß gestehen, daß mir alle diese Kenntnisse über das, was unter Deutschem Patriotismus eigentlich zu verstehen sey, wenig Licht gegeben haben.

Insonderheit will und kann ich nicht läugnen, daß die Vorstellungsart, die ich über Vaterland und Vaterlandsliebe, und über den schönen Tod fürs Vaterland, oder das berühmte

Dulce et decorum est pro Patria mori!

Süß und ruhmwerth ist's sterben für Vaterland!

aus dem Lesen der alten Griechen und Römer unvermerkt einsog, nicht sehr geschickt war, mich auf den Gedanken zu bringen, daß diese Altgriechischen Tugenden oder Gefühle so leicht auf Deutschen Grund und Boden verpflanzt werden könnten, oder, falls man es ja versuchen wollte, sonderliche Früchte tragen würden.

Um mich hierüber etwas bestimmter erklären zu können, muß ich um Erlaubniß bitten, etwas weit ausholen zu dürfen.

Als der große Persische König Xerxes mit einer unzählbaren Heeresmacht in das Innere von Griechenland eindrang, bestand der vornehmste Theil desselben aus einer Menge freier Städte, die an Größe und Macht (alles Moralische abgerechnet) wenig mehr waren, als was unsere Deutschen Reichsstädte in ihrer glücklichsten Epoche (wo patriotischer Geist auch in ihnen athmete, und Verfassung sowohl als Zeitumstände sie noch vor drückenden Nachbarn schützten) gewesen sind; die aber freilich, theils durch ihre innere Einrichtung, vornehmlich aber durch den Geist und die Naturgaben ihrer Einwohner, Vorzüge hatten, welche einen beträchtlichen Unterschied machten.

Diese kleinen Freistaaten befanden sich mächtig wohl bei ihrer Unabhängigkeit; und der Gedanke, sich dem Könige von Persien zum Eigenthum, oder, was damals für einerlei galt, zu Sklaven zu ergeben, war etwas, das ihnen eben so wenig einfallen konnte, als sich zum Spaß die Nasen abzuschneiden. Da war also nichts andres zu thun, als für ihre Freiheit und für ihr Eigenthum, für ihre angeerbten Tempel und Hausgötter, für ihren Hof und Herd, ihre Weiber, Kinder und grauen Eltern, kurz, für alles, was einem edeln, freien, im Genusse seiner angebornen Rechte, seines väterlichen Erbgutes und seiner häuslichen Freuden glücklichen Manne das Liebste ist, sich bis auf den letzten Tropfen Bluts zu wehren. Und diese Entschließung der Griechen — eine sehr simple Wirkung einer sehr begreiflichen Vaterlandsliebe — war an ihnen um so natürlicher, weil sie größtentheils von Geburt, Stand und Erziehung Athleten und Kriegsmänner waren, die von Kindesbeinen an keine andere Arbeit, ja selbst keine anderen Spiele als kriegerische, gekannt hatten, und weil überdieß in der damaligen Welt noch eine Art sich zu bewaffnen

und Krieg zu führen üblich war, wo persönlicher Muth, Tapferkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit ihrem Besitzer noch eine Art von Gewähr für sein Leben leisteten.

Indessen mußte doch jede Griechische Stadt oder Völkerschaft beim ersten Anblick einsehen, daß sie für sich allein, gegen einen Feind, der durch seine ungeheure Menge fürchterlich war, nichts vermögen würde. Nur vereiniget konnten eben diese Griechen, welche Xerxes einzeln vernichtet hätte, vernünftigerweise hoffen, ihm einen siegreichen Widerstand zu thun.

Sie vereinigten sich also; und in diesem Augenblicke schwieg jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwerden, alle Eifersucht, alles Mißtrauen, vor dem Gefühl der gemeinen Noth: Eine Seele flammte auf einmal in der ganzen Hellas auf. Athener und Spartaner, Euböer und Korinther, Thebaner und Plateer, fühlten jetzt bloß daß sie Hellenen waren, und kämpften als Brüder um die Erhaltung und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes.

Dieß ist, wie jedermann weiß, Geschichte, und schien mir immer, seitdem ich das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung einzusehen fähig war, sehr natürlich und begreiflich. Aehnliche Ursachen und Umstände haben zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen — wie z. B. bei den Helvetiern und Batavern im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert — ähnliche Wirkungen von Patriotismus hervorgebracht.

Kaum aber war die gemeine Gefahr abgetrieben, kaum genossen die Griechen der ersten Früchte ihrer Siege; so sank jeder einzelne Freistaat gleichsam wieder in sich selbst zurück. Der Gemeingeist, der so große Wunder gethan hatte, hörte auf zu wehen; die Hellenen wurden wieder Athener, Sparta-

ner, Korinther, Euböer, Thebaner u. s. w. Jeder dachte wieder bloß auf sein Eigenes. Athen und Lacedämon kämpften wieder um die Ehre und die Vortheile dessen, was sie mit einem milden Worte die Hegemonie (das Directorium) von Griechenland nannten, und was in der That nicht viel gelinder als eine drückende Oberherrschaft über die Bundesgenossen war. Die minder mächtigen Städte schlossen sich bald an diese, bald an jene an, je nachdem sie dabei am wenigsten zu verlieren oder am meisten zu gewinnen hofften. Kurz, der Privat-Patriotismus verschlang den allgemeinen eben so, wie endlich der Privat-Eigennutz auch den Privat-Patriotismus verschlang.

Bei allem dem aber erhielt sich doch unter den Griechen oder Hellenen überhaupt noch lange ein gewisser gemeiner vaterländischer Geist. Und wie hätte es anders seyn können? Ein gemeinsamer Ursprung, gemeinschaftlicher Ruhm, gemeinschaftliche Freiheit, gemeinschaftliche Götter und Feste, das Gericht der Amphiktyonen, die Tempel zu Delphi, zu Olympia, zu Eleusis, und so viele andere, die allen Griechen gleich heilig waren, die großen periodischen Nationalversammlungen bei den vierjährigen feierlichen Kampfspielen — deren vornehmster Zweck und Nutzen war, die allenthalben her versammelten Griechen ihrer gegenseitigen Anverwandtschaft zu erinnern, und Wohlwollen und gutes Vernehmen sowohl unter den einzelnen Bürgern als unter den Städten und Gemeinheiten selbst zu unterhalten — und vornehmlich die große und schöne Stadt Athen, die durch ihr hohes Alterthum, durch die geselligen und menschenfreundlichen Sitten ihrer Bürger, durch die Verdienste, die sie sich von jeher um die übrigen Griechen erworben, durch die Hochachtung und Belohnungen die sie allen Künsten und Talenten, die Freistatt

die sie den Unglücklichen, und die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens die sie den Glücklichen anbot, das Herz, der Mittelpunkt, und (nach dem Ausdrucke des Isokrates) der gemeinsame immerwährende Versammlungsort aller Griechen war, — alles dieß mußte nothwendig seine Wirkung thun; und es wäre, ungeachtet ihrer Spaltung in so viele größere und kleinere Staaten, und wiewohl das Privatinteresse unaufhörlich an dem gemeinschaftlichen Bande nagte, eben so unbegreiflich, wie dieses aus so vielen und starken Fäden gewebte Band weniger ausgehalten hätte, als es unbegreiflich und ein wahres moralisches und politisches Wunder wäre, wenn ein sehr großer, aber aus äußerst ungleichartigen und schwach zusammenhangenden Theilen bestehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindenden Ursachen, von Einem vaterländischen Gemeingeiste beseelt, zusammengehalten und geleitet werden sollte.

Ob nun dieser letztere Fall nicht gerade der unsrige sey? ist die erste Frage, die ich allen ehrlichen Deutschen, die sich selbst nicht mit leeren Worten täuschen wollen, sondern denen es um Wahrheit zu thun ist, ans Herz legen möchte.

Ich meines Orts gestehe, daß sich mir starke Zweifel entgegenstellen, wenn ich diese Frage mit Nein beantworten will. Nicht nur mangelt es uns, däucht mich, beinahe an allem, was die Nation mit einem solchen patriotischen Gemeingeist beseelen könnte; sondern es finden sich auch in unsrer Verfassung und Lage stark entgegenwirkende Ursachen, welche das Daseyn eines solchen Geistes beinahe unmöglich zu machen, oder, falls er auch verborgener und unbegreiflicherweise in unserm Mittel vorhanden wäre, wenigstens seiner Einwirkung zu widerstehen, und seinen Einfluß auf etwas unendlich Kleines herabzusetzen scheinen.

Wenn es bei Betrachtung einer so ernsthaften Sache erlaubt seyn muß, die reine Wahrheit frei herauszusagen; wenn es sogar Pflicht ist, einer Nation nicht mit Tugenden zu schmeicheln, die sie weder besitzt noch besitzen kann: was sollte uns hindern, frei zu gestehen, daß, wofern sich ja noch hier und da etwas der Altgriechischen Vaterlandsliebe Aehnliches in den einzelnen Staaten, woraus der große Germanische Körper besteht, regen sollte, nicht nur die Wirkung dieser lebendigen Kraft sehr gering, sondern auch bloß auf den besondern, größern oder kleinern Staat, als dessen unmittelbares Mitglied der angebliche Patriot sich betrachtet, eingeschränkt ist. Es gibt vielleicht — oder vielmehr, es gibt ohne Zweifel, Märkische, Sächsische, Bayerische, Würtembergische, Hamburgische, Nürnbergische, Frankfurtische Patrioten u. s. w. Aber Deutsche Patrioten, die das ganze Deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa bloß seiner Erhaltung und Beschützung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, sondern auch, wenn die Gefahr vorüber ist, seinem Wohlstand, der Heilung seiner Gebrechen, der Beförderung seiner Aufnahme, seines innerlichen Flors, seines äußerlichen Ansehens, beträchtliche Opfer darzubringen: wo sind sie? Wer zeigt, wer nennt sie uns? Was haben sie bereits gewirkt? und was kann man noch von ihnen erwarten?

Ich sprach von beträchtlichen Opfern: sollte dieß etwa zu viel verlangt seyn? O gewiß wäre es eine lächerliche Forderung an Egoisten und Machiavellisten, an kleine, eigennützige und gemeine Menschen! Aber hier ist ja die Rede von Patrioten.

Man pflegt wohl zu sagen: Worte gelten wie Geld; — und es schwimmt freilich unter der Garantie des öffentlichen Zutrauens manches unächte Stück im Strom des allgemeinen Umlaufs mit fort. Aber, so angelegen es der politischen Ge-

sellschaft ist zuverlässige Münze zu haben: so angelegen, und wahrlich ungleich angelegener, ist es den Menschen, als vernünftigen Wesen (deren Wohl oder Weh von ihrer Denkart und Handlungsweise abhängt), weder falsche, noch blindlings nachgesprochne, noch hin- und herschwankende Begriffe von ihren wichtigsten Angelegenheiten zu haben, sondern mit den Worten, womit sie diese Begriffe bezeichnen, einen festen, zuverlässigen und richtig gefaßten Sinn zu verbinden.

Wir wollen uns also mit unserm vermeintlichen Patriotismus nicht zu viel schmeicheln. Vielleicht ist er bei den meisten, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur das Aggregat aller der Eindrücke, welche die Maximen und Beispiele von Vaterlandsliebe, die sie in ihrer Jugend in den alten Schriftstellern lasen, auf ihre damals noch weichen und unbefangenen Gemüther machten. Vielleicht ist es mit dieser Tugend, wie mit der unbegränzten Wohlthätigkeit und Großmuth, von welcher gewöhnlich niemand mit größerer Wärme spricht, als Leute, die keinen Heller in der Tasche haben.

Wie an allen alten Weidsprüchen, so ist auch an diesem, „jeder Ort, wo uns wohl ist, ist unser Vaterland" (patria est ubi bene est) viel Wahres: und es begreift sich daraus, warum wirklich noch in einzelnen Deutschen Staaten so etwas, das man, wo nicht Liebe zum Vaterlande, doch wenigstens Anhänglichkeit an dasselbe nennen kann, unter gewissen Umständen und für den Augenblick auch ungefähr etwas jener schönen Leidenschaft Aehnliches zu wirken vermögend ist.

Ich erkläre mir zum Beispiel hieraus (wiewohl hieraus nicht allein) die patriotischen Regungen, welche sich, mehr oder weniger, bei einigen Völkerschaften Germaniens gegen die Französischen Horden, die den schönsten Theil unsrer Rhein-

gegenden überschwemmt hatten, von dem Augenblick an zu äußern anfingen, da unser Volk durch die Decrete der dermaligen Nationalversammlung vom 15 und 21 December vorigen Jahres, und durch die auf selbige gegründeten Handlungen der Französischen Heer = und Hordenführer, augenscheinlich überzeugt zu werden anfing, daß es diesen Desorganisirern aller bürgerlichen Ordnung wahrlich nicht um Verbesserung unsers Zustandes, sondern bloß darum zu thun sey, das Feuer des Aufruhrs und der Zwietracht, das schon vier Jahre in ihren eigenen Eingeweiden gewüthet, mit ihren allem Menschenverstande Hohn sprechenden sansculottischen Maximen auch unter uns zu verbreiten, und, indem sie auch unserm Volke die Köpfe verrückten, es zu Meinungen und Handlungen zu verführen, deren natürlichste Folgen allgemeines gränzenloses Elend und Verderben seyn würde.

Aber selbst hier wollen wir uns nicht täuschen. Weit weniger unserm Patriotismus, als dem unbegreiflichen Unsinne der Gallischen Schwärmer und Factionsmänner; weniger der Anhänglichkeit unsers Volks an das allgemeine Vaterland, als dem innigen Abscheu, den die schändliche Ermordung König Ludwigs XVI, und die gewaltsam versuchte Einführung ihrer wahnsinnigen, den Namen der Demokratie beschimpfenden Sansculotterie in Brabant und einigen Theilen von Deutschland, in den Gemüthern des Deutschen Volks erregte; weniger einer bei den meisten nicht möglichen Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit unserer allgemeinen Verfassung, als einer vielleicht unnöthigen Furcht, auch das Gute, dessen Genuß sie uns bisher gewährt hat, zu verlieren, und die Fackel der Zerstörung von jenen Wüthenden auch in unserm besondern Vaterlande schwingen zu sehen, ist es vielleicht zuzuschreiben, daß sich seit dem Ende des vorigen Jahres, und besonders

seit dem 21 Januar des laufenden, eine so allgemein spürbare Aeußerung einer veränderten Vorstellungsart über die Französische Revolutionssache gezeigt, und die zweideutige Gleichgültigkeit oder die schwankende Gesinnung eines nicht unbeträchtlichen Theils unsrer Deutschen verdrängt hat. Auch ist schwerlich zu läugnen, daß die Theilnahme an dem Unternehmen der großen Fürsten, welche den feindlich überfallnen Reichsständen zu Hülfe gezogen sind, sich dem reißenden Fortschritte der Desorganisirer entgegengestellt haben, und im Begriff sind das Deutsche Vaterland von dieser Pest gänzlich zu befreien, noch lange nicht so lebhaft, der Eifer für die gemeine Sache noch lange nicht so wirksam und thätig ist, als er seyn müßte, wenn die Meinung derjenigen, die an dem Daseyn eines auf Nationalgeist gegründeten Deutschen Patriotismus zweifeln, durch das, was jetzt unter unsern Augen vorgeht, sollte entkräftet werden können. Weder die Wirkungen noch die wahrscheinlichen Quellen dieser Theilnahme, dieses Eifers, sind so beschaffen, daß wir Ursache hätten uns viel darauf zu gute zu thun.

Sollte ich etwa durch diese Behauptung den fanatischen Freiheits- und Gleichheitsschwärmern in Paris, welche die Existenz des Nationalpatriotismus außer ihrer im Fieber geträumten Demokratie für etwas Unmögliches erklären, gewonnene Sache geben? — O gewiß nicht! Niemand kann stärker als ich überzeugt seyn, daß das, was den Patriotismus hervorbringt oder ausschließt, nicht das ist, was man die Form der Regierung nennt, insofern sie monarchisch oder republicanisch, aristokratisch oder demokratisch, gemischt oder einfach ist. Niemand kann überzeugter seyn, daß Patriotismus die natürliche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Gesetze und die Zuverlässigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des

Volks mit seinem Zustande ist, unter welcher Regierungsform es auch sey. Nicht eine chimärische, nur unter Wilden, ja unter diesen kaum mögliche Gleichheit, welche allen Unterschied der Stände oder alle Vorzüge eines Standes vor dem andern aufhebt, sondern die Gleichheit aller Glieder des Staats vor dem Gesetz; nicht die Größe, sondern die Sicherheit des Eigenthums; nicht das einem jeden Bürger durch eine demokratische Constitution zugetheilte Recht unmittelbar an der höchsten Gewalt im Staate Antheil zu haben, sondern die Gewißheit eines jeden Bürgers, daß er von der höchsten Gewalt kein Unrecht zu erleiden hat; nicht das, was die schwindligen Franzosen politische Freiheit nennen, sondern die Freiheit von Unterdrückung, von ungerechter Einschränkung des Gebrauchs seiner Kräfte und Talente, die Befreiung von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zustand nicht mehr passenden, und eben darum ungerechten Gesetzen, Gebräuchen und alten Einrichtungen — sind die ersten und nothwendigsten Bedingungen, unter welchen es möglich ist, daß ein Volk sich glücklich genug fühle, um das Land in welchem, und die Regierung unter welcher, es diese Vortheile genießt, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Noth erfordert, alles für ein solches Vaterland zu thun, zu leiden und aufzuopfern.

Unläugbar befinden sich viele Städte und Länder im Deutschen Reiche, mehr oder weniger, in wirklichem Genusse einiger der vorbesagten Vortheile. Gesetzt aber (was ich weder läugnen noch behaupten kann, aber gern glaube und herzlich wünsche), gesetzt, alle einzelnen Reichsländer, welche zusammen den grossen Germanischen Nationalkörper ausmachen, befänden sich in einem so erwünschten Zustande, und man könnte also ihren Bewohnern mit genugsamem Grunde einen

welchen lebendigen und thätigen Patriotismus für das Land worin sie wohnen, und für die Regierung unter welcher sie unmittelbar stehen, zutrauen: wäre man denn wohl deßwegen auch begründet, anzunehmen, daß sie alle, oder daß auch nur der größte Theil von ihnen den Zusammenhang des Wohlstandes ihres besondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfassung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in keinen besondern Beziehungen mit ihnen stehenden Theils des Deutschen Reichs, so deutlich einsehen und so lebendig fühlen werde, um wirklich von einem eben so lebhaften Patriotismus für das Ganze beseelt zu seyn?

Ich zweifle sehr, daß jemand dieß von den mittelbaren Bürgern oder Unterthanen des Deutschen Reichs werde behaupten wollen, oder daß man es mit Billigkeit von ihnen erwarten könnte.

Aber sollte man es nicht desto gewisser und mit dem größten Rechte von allen denen erwarten, welchen als unmittelbaren Ständen des Deutschen Reichs an der Erhaltung seiner Grundverfassung alles gelegen seyn muß, da sie derselben ihre wichtigsten Vorzüge und Vortheile, da sie ihr alle ihre Besitzungen und Rechte zu danken haben?

Der stärkste Antrieb zum wärmsten und thätigsten Patriotismus ist unstreitig dieser, wenn wir uns in einer solchen Lage befinden, daß wir nur salva re publica salvi seyn können. Dieß war der Fall der Griechen als sie von Darius und Xerxes angegriffen wurden: dieß ist der Fall, worin sich gegenwärtig wo nicht alle, doch unstreitig 99/100 der Deutschen Reichsstände befinden. Beider Lage ist in dieser Rücksicht gleich:

sollte man sich nicht billig wundern, wenn gleiche Ursachen nicht auch hier gleiche Wirkungen hervorbringen sollten?

Wer indessen die Dumpfheit und Befangenheit kennt, womit die Menschen gewöhnlich in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Werke gehen, der wird sich gleichwohl (zumal wenn er einen Blick auf das, was in ähnlichen Fällen ehemals geschehen ist, wirft) nicht wundern lassen, wenn die einseitige und kurzsichtige Sophisterei des Privateigennutzes auch dießmal eben denselben verderblichen Einfluß auf die Maßregeln und Handlungen der mächtigern Glieder unsers großen Völkervereins haben sollte, der im sechzehnten Jahrhundert den Schmalkaldischen Bund zerstörte, und im siebzehnten nach einem langwierigen verwüstenden Kriege, dessen Narben uns nie verwachsen werden, eine Umgestaltung unsrer alten Verfassung zuwege brachte, von deren schädlichen Folgen das langsame Ersterben jenes ächten Patriotismus, der uns allein retten könnte, unstreitig die schädlichste ist. Wie viel Gutes man dem gemeinsamen Vaterlande in seiner gegenwärtigen gefährlichen Lage zu versprechen habe, wird man sich schwerlich verbergen können, wenn man bedenkt, wie wenig auf der einen Seite den Mächtigern an der Erhaltung der Schwächern gelegen ist, und wie abschreckend und entnervend auf der andern Seite für die Schwächern der Gedanke ist, daß, so wie die Sachen stehen, die äußerste Anstrengung ihrer Kräfte selbst wahrscheinlich dem Ganzen wenig helfen, sie selbst aber unfehlbar zu Grunde richten würde. Möge der Erfolg diese untröstlichen Ahnungen beschämen, und irgend eine zu unserm Besten thätige Macht zur Stärkung unsers Glaubens uns zu einem Beispiele machen, daß in den menschlichen Angelegenheiten der unwahrscheinlichste Ausgang zuweilen gerade derjenige ist, den die Vorsicht herbeiführt, um die selbstsüchtigen

Plane der Sterblichen zu vereiteln, und uns zu lehren, daß die Guten und die Bösen, die Klugen und die Unklugen, die Gewaltigen und die Schwachen, mit allem ihrem Dichten und Streben am Ende doch nur blinde Werkzeuge sind, die den unaufhaltbaren großen Zweck einer höhern Weisheit auch wider ihren Willen befördern müssen!

XII.

Ueber Krieg und Frieden.

Geschrieben im Brachmonat 1794.

Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Wie getheilt auch in diesem kritischen Zeitpunkte, worin alles eine große Katastrophe des bisherigen Zustandes von Europa zu beschleunigen scheint, die Meinungen über tausend mehr oder minder wichtige Fragen seyn mögen, welche das allgemeine Interesse zu Aufgaben für alle nachdenkenden Menschen macht: so sieht und hört man doch allenthalben die große Mehrheit der verständigsten, erfahrensten und unbefangensten Personen aller Stände und Classen, sobald unter vier Augen von den gegenwärtigen Zeitläuften gesprochen wird, in diesem Einen Punkte zusammen treffen und wie aus Einem Munde gestehen: „daß sie nicht begreifen, wann das Ende und welches der Erfolg des allgemein verabscheuten Krieges seyn könne, der seit mehr als zwei Jahren die mächtigsten Europäischen Nationen ergriffen hat, und, wie man mit Grunde besorgen muß (falls nicht eine höhere Macht einen baldigen, jetzt noch unerrathbaren Ausgang herbeiführt),

das ganze Europa in einen allgemeinen Brand setzen wird."
Ich an meinem Theil gestehe, daß ich überzeugt bin, der Delphische Dämon selbst, wenn sein Tempel noch stände und sein Orakel noch befragt würde, wüßte den Fragenden keine klügere Antwort zu geben, als jene zweideutige, die er dem Könige Pyrrhus ertheilt haben soll, da dieser den Ausgang seines berühmten Feldzuges gegen die Römer von ihm erforschen wollte, und die ich zum Motto des gegenwärtigen Aufsatzes gemacht habe.

Nie ist ein Krieg an sich selbst abscheulicher und in seinen Folgen schrecklicher gewesen; nie hat ein Krieg ein allgemeineres Interesse gehabt; nie ist ein Krieg so sehr Sache eines jeden, so sehr allgemeine Sache der Menschheit gewesen, als der gegenwärtige. Hierin stimmen beide Hauptparteien überein. Jede glaubt, oder gibt vor zu glauben und sucht die Zweifelnden zu überreden, daß sie für die Sache der Menschheit fechte, daß das Heil der Welt, die Rettung der Völker aus einem über ihren Häuptern hangenden unabsehbaren Elend, ihr letzter Zweck sey, und die Frucht ihres Triumphes seyn werde. Jede scheint daher entschlossen, zu siegen oder zu sterben, die Oberhand zu erhalten oder zu Grunde zu gehen. Jede verabscheut den Krieg, sobald sie den ungeheuern Schaden, den sie durch ihn erleidet, überrechnet, und sich innerlich genöthigt fühlt, einen widrigen Ausgang als eine wenigstens nicht schlechterdings unmögliche Sache zu betrachten; und keine will doch etwas vom Frieden hören, weil sie glaubt, daß er nur unter Bedingungen zu erhalten sey, welche sie noch mehr verabscheut, und vor deren Folgen sie sich ärger fürchtet als vor dem unglücklichsten Ausgange des Krieges. Dieser ist wenigstens ungewiß, und die Möglichkeit vielleicht zu siegen bleibt, so lange der Krieg dauert: aber einen

Frieden, der das gewisse Verderben der einen Partei zur Folge hätte, einzugehen, wäre ein Rath, der nur von Wahnsinnigen gegeben, und nur von Wahnsinnigen befolgt werden könnte.

Wenn dieß, wie es allerdings einem jeden Unbefangenen so scheinen muß, wirklich die Vorstellungsart beider Hauptparteien ist, so wäre wohl keine vergeblichere und undankbarere Bemühung, als Worte des Friedens zu Menschen zu reden, die den Krieg als die einzig mögliche Bedingung ihrer Selbsterhaltung ansehen. Aber man vergesse nicht, daß zwei Parteien, deren jede in der andern einen unversöhnlichen Feind, der sein Daseyn allein durch ihren Untergang verlängern kann, zu erblicken glaubt, in einer Gemüthsfassung stehen, wo die Stimme der unbefangenen Vernunft, im Tumulte der Leidenschaften und im Gedräng einer rastlosen, überspannten und von allen Seiten bestürmten Thätigkeit, nicht immer deutlich genug gehört werden kann, um von den täuschenden Eingebungen selbstsüchtiger Triebe immer unterschieden zu werden, oder wo ihr Einfluß nicht mächtig genug ist, um dem Ungestüm jener immer aufgereizten und täglich anwachsenden Leidenschaften die Wage zu halten.

Bei allem dem ist gleichwohl nichts leichter zu errathen, als der Bescheid, den die allgemeine Menschenvernunft den kämpfenden Parteien ertheilen würde, wofern irgendwo ein Orakel derselben vorhanden wäre, bei welchem man sich eben so gut, wie die Völker der alten Welt bei dem Delphischen Apollo, Raths erholen könnte. Nur unvermeidliche Nothwendigkeit kann einen Krieg erlaubt machen, der so vielen hunderttausend Menschen Sicherheit, Wohlstand, Habe und Gut, Leib und Leben kostet: und diese Nothwendigkeit ist nur in dem einzigen Falle denkbar, wenn ein billiger Vergleich

unmöglich ist; wenn eine der streitenden Parteien den Frieden ihrer Schätzung nach so theuer erkaufen müßte, daß der Krieg mit allen seinen Folgen, und der Tod selbst, in ihren Augen den Bedingungen vorzuziehen wäre, unter welchen ihr die andere den Frieden zugestehen wollte.

Die Sache ist von so großer Wichtigkeit, daß es einem jeden nicht nur erlaubt, sondern wirkliche Pflicht ist, sie von allen Seiten in Erwägung zu ziehen, um zu sehen, ob dieß letztere denn wirklich der Fall sey, worin die beiden Parteien sich befinden, welche dermalen um ihre Existenz zu kämpfen vermeinen, und den Krieg deßwegen mit einer Anstrengung von Kräften und mit einer Aufopferung von Menschen, wovon die Geschichte kaum ein Beispiel aufzuweisen hat, führen, und bis zu einem entscheidenden Siege, oder bis zu beiderseitiger gänzlicher Erschöpfung fortzusetzen entschlossen scheinen.

Unfehlbar müßte jede dieser Parteien geneigt seyn es nicht aufs Aeußerste ankommen zu lassen, wenn sich die Möglichkeit eines Friedens denken ließe, der dem Risico des Aeußersten, welches beide oder doch unfehlbar eine derselben (und welches Orakel kann sagen welche?) bei Fortsetzung des Krieges wagt, unläugbar vorzuziehen wäre. Sollte sich eine solche Möglichkeit nicht denken lassen?

Der Krieg an sich, oder, was eben so viel ist, ein ewiger Krieg aller gegen alle, kann nie der Zweck policirter Völker seyn. Friede ist immer die letzte Absicht des Krieges, und diese Absicht darf und muß also auch bei dem gegenwärtigen auf beiden Theilen vorausgesetzt werden.

Die Franzosen — welche hier nicht etwa aus besonderer Vorliebe oder Ehren halber, sondern bloß als teterrima belli causa zuerst genannt werden — sind unstreitig von der republi-

canischen Faction (von welcher sie sich seit Abschaffung der Königswürde mit einer merkwürdigen Geduld tyrannisiren lassen) gewissermaßen in den Krieg betrogen worden, und sehen sich als den unschuldig leidenden Theil an, der in seinen wesentlichsten Rechten gekränkt ist, und gegen unrechtmäßige Gewalt für seine politische Existenz, und für das was ihm noch lieber als das Leben ist, für Nationalehre und Unabhängigkeit zu streiten gezwungen ist. Ich sage, sie sind gewissermaßen von ihren Demagogen in diesen Krieg betrogen worden, und ich weiß recht gut, inwiefern und in welchem Sinne dieß Wahrheit ist. Aber lassen wir uns weder durch unsre eigene angewohnte Vorstellungsart, noch durch die Vorspiegelungen eines solchen um und um in alte Vorurtheile eingewindelten und überdieß noch gedungenen Bel-esprit, wie Peltier ist, irre machen! Nennen wir immer (wenn es uns so vorkommt) die dermalige Stimmung des größten Theils des Französischen Volkes Bethörung, Wahnsinn oder Bezauberung: nur schmeicheln wir uns nicht mit der falschen Hoffnung, daß dieser demokratische Wahnsinn so bald und so leicht vorübergehen werde, als uns die Peltier und ihresgleichen weiß machen wollen. Blutige Erfahrungen sollten uns, auf Unkosten so vieler Myriaden unglücklicher Opfer der hartnäckigen Entschlossenheit und korybantischen Wuth, womit die Franzosen für ihre eingebildete Republik fechten, endlich einmal überzeugen, daß Gewalt wenig oder nichts gegen diesen Fanatismus der Freiheit und Gleichheit vermag, von welchem die große Mehrheit des Französischen Volks nun einmal besessen ist.

Diese Mehrheit noch länger läugnen zu wollen, sich von den redseligen und witzigen Worthaltern des unterdrückten und unwiederbringlich verlornen Theils der Francogallischen

Nation bereden zu lassen, daß nur die sogenannte Canaille, nur der Auswurf des verworfensten Pöbels wirklich für die Republik sey, und daß der größere Theil des Volkes nichts sehnlicher als die Wiederkehr der alten Ordnung, die Wiederherstellung der Monarchie wünsche, hieße die Augen vorsetzlich vor dem verschließen wollen, was die Blödsichtigsten sehen und die Blinden mit Händen greifen.

Die Rede ist hier nicht, ob der Volksaufstand vom 14ten Julius 1789 rechtmäßig war oder nicht? ob die Constitution von 91 etwas oder nichts taugte? ob der Jakobinerorden die Welt regieren oder desorganisiren will? ob die neun Glieder des Heilsausschusses zu Paris, mit Robespierren an der Spitze, Bruta oder Brutusse sind?

Auch davon ist die Rede nicht, ob die Französische Demokratie eine politische Chimäre ist? ob die Nation sich bei einer solchen Verfassung wohl befinden würde? und wie lange sie wohl dauern könnte? Die Rede ist bloß davon: was die Majorität dieses Volks aller Wahrscheinlichkeit nach will, und ob ihr das, was sie verlangt, billigerweise zugestanden werden könne? — Wenn es uns sagt: „Ganz Europa sah der Revolution, wozu wir uns durch die Gesinnungen und das Betragen unsrer Aristokraten gezwungen sahen, ruhig zu: keine auswärtige Macht hielt sich berechtigt, zwischen uns und unsern König, seinen Adel, seine Klerisei, seine Parlamente u. s. w. zu treten, und uns zu fragen, was macht ihr? geschweige, uns mit Heereskraft zu Beibehaltung unsrer alten Verfassung zu nöthigen. Alle ließen sich unsre neue Constitution ausdrücklich oder stillschweigend gefallen, und erkannten dadurch an, daß wir, als eine unabhängige Nation, berechtigt waren, nach Auflösung unsrer alten Regierungsform, uns

diejenige zu geben, die wir uns für die zuträglichste hielten. Hatten wir dieses Recht im Jahre 89, 90 und 91: so hatten wir es auch im Jahre 92, da es uns gut dünkte, eine Constitution, deren Unhaltbarkeit die ganze Welt anerkennt, wieder einzureißen, und auf eine Grundlage, die nicht fest genug war den Armstuhl eines Gonfaloniere von Lucca, geschweige den Thron eines Königs zu tragen, ein so leichtes und luftiges Ding, als eine Demokratie von fünfundzwanzig Millionen Menschen ist, aufzuführen. Wie leicht und wie luftig sie immer sey, genug, sie gefällt uns, wir wollen es mit ihr versuchen; und wenn sie uns nicht zuschlägt, so ist es unsere Sache. Womit hätten wir seit 1792 unsere Unabhängigkeit verscherzt? Gesetzt auch, wir hätten uns (wie man außer Frankreich sagt, und wie vielleicht unsre Nachkommen in hundert Jahren selbst gestehen werden) durch die Ermordung Ludwigs des Sechzehnten einen unauslöschlichen Schandfleck zugezogen; gesetzt, wir hätten, seitdem wir im Revolutionszustand sind, unendliche Verbrechen gegen uns selbst und gegen einen Theil unsrer ehemaligen Mitbürger begangen: welche Macht auf Erden ist unser Richter? Und welche Macht auf Erden, wenn sie nicht selbst unmittelbar von uns beleidigt wird, ist berechtigt, uns wegen der Verbrechen, die innerhalb unsrer eignen Gränzen begangen werden, zur Strafe zu ziehen?" — Wenn, sage ich, das Französische Volk alles dieß sagt, so ist nicht wohl abzusehen, was dagegen mit Bestand eingewendet werden könnte. Auch ist weltbekannt, daß keine jener Thatsachen die wirkliche Ursache des Kriegs gewesen ist. Die Franzosen selbst haben den gegen sie vereinigten Mächten, ja, in der Trunkenheit ihres tollen Freiheits- und Gleichheitseifers, allen Staaten der Welt einen Krieg angekündigt, der nur mit dem gänzlichen Um-

sturz aller jetzt bestehenden Verfassungen aufhören sollte. — Aber diese Fieberhitze ist nun vorbei; die wahren Urheber jener voreiligen Kriegserklärungen sind entweder unter der Guillotine gefallen, oder, wie Dumourier, auf immer aus Frankreich verbannt. Der höchste Wunsch der Franzosen ist nun, die Einheit, Untheilbarkeit und Unabhängigkeit ihrer Republik zu erhalten. Würde ihnen diese zugestanden, so fiele auf ihrer Seite die Hauptursache des Krieges weg. Denn (was auch die Mallet du Pan und Peltier sagen mögen) das Vorgeben, die Franzosen würden nicht eher ruhen, bis sie ganz Europa in eben den heillosen Revolutionszustand gesetzt hätten, dessen Gräuel allein mehr als hinlänglich sind, jedem andern Volke die Lust zur Empörung auf immer vergehen zu machen: ich sage, jenes Vorgeben ist in jedem andern Falle ungereimt, als in einem einzigen, der nicht von ihrer Willkür abhängt; nämlich, wenn sie zu einem Zustande von Verzweiflung gebracht würden, worin man zu seiner Selbsterhaltung sogar das Unmögliche zu versuchen gezwungen ist. Denn unmöglich wird jene Zerrüttung und Vernichtung aller bürgerlichen Ordnung, womit man uns noch immer schrecken will, seyn und bleiben, so lange die Völker mit ihrer bisherigen Verfassung zufrieden sind, und zufrieden zu seyn Ursache behalten werden. Dieß ist bisher in Deutschland und in den meisten übrigen Staaten Europens der Fall gewesen, und wird es überall bleiben, wo eine gerechte, milde, für das allgemeine Beste thätige Regierung die Ergebenheit des Volkes gegen den Regenten und das Zutrauen des Regenten zu seinem Volke immer lebendig erhält.

Aber, höre ich sagen, gesetzt auch die Faction, welche dermalen die Französische Nation vorstellt, oder sie vielmehr

mit dem blutigen Scepter eines beispiellosen Despotismus tyrannisirt, würde sich unter der obigen Bedingung zum Frieden geneigt finden lassen: wie viele Umstände und Rücksichten sind nicht, die es dem andern Theile moralisch und politisch unmöglich machen, mit einer Bande von Aufrührern, Räubern, Königsmördern, Atheisten und erklärten Feinden aller bürgerlichen Ordnung, oder wenigstens jeder andern als der demokratischen Regierungsform, sich in Tractaten einzulassen?

Gleichwohl, wie groß auch das Gewicht dieser Betrachtung seyn mag, muß doch endlich einmal, über lang oder kurz, wieder Friede werden. Soll es also lediglich auf den ungewissen Erfolg ankommen, ob entweder eine Reihe von Siegen den einen Theil der Willkür des andern schlechterdings unterwerfe, oder (was doch wenigstens keine absolute Unmöglichkeit ist) eine gänzliche Erschöpfung (andrer besorglichen Folgen eines neuen auch nur siebenjährigen Krieges nicht zu gedenken) die Kämpfer endlich nöthige von einander abzulassen, und sich dann zu den Bedingungen, die man jetzt so sehr verabscheut, dennoch verstehen zu müssen? Soll auch hier, wo das Leben von Hunderttausenden, das Wohl oder Weh von Millionen, vielleicht das Heil von ganz Europa auf der Spitze steht, nicht die ruhige Vernunft, sondern der Erfolg, der nicht in unsrer Gewalt ist und dessen Zufälle keine menschliche Klugheit berechnen kann, den Ausschlag geben? — Sollte wohl irgend eine andere Betrachtung das Gewicht dieser einzigen überwiegen können? — „Der Französische Nationalconvent (sagt man) ist ein Bande von Königsmördern." Leider ist er das! Aber bestand das lange Parlament in England nicht auch aus Königsmördern? und wurde die durch eben so abscheuliche Mittel eben so tumultuarisch

errichtete Englische Republik darum weniger von den Mächten Europens anerkannt?

„Wie? sagt Peltier, der Minister Georgs des Dritten sollte verurtheilt werden, mit Robespierre zu unterhandeln?" — Ich antworte: war der Protector Cromwell, der von den mächtigsten Fürsten seiner Zeit als das rechtmäßige Oberhaupt der Englischen Republik behandelt wurde, dessen Freundschaft man suchte, dessen Zorn man fürchtete, etwa ein besserer Mann als Robespierre? — „Robespierre und seine Gesellen sind Bösewichter." Nur zu wahr! Aber sobald sie von der Nation bevollmächtigt werden in ihrem Namen zu handeln, hören sie auf, in politischem Sinne zu seyn was sie an sich selbst sind, und sind nun was sie vorstellen.

„Aber (sagt man) ist es nicht unerträglich, daß so ungeheure Verbrechen, als die Jakobinische Faction auf sich geladen, und das abscheuliche Beispiel, das sie den übrigen Völkern gegeben hat, ungestraft bleiben sollten?" — Nicht unerträglicher, als daß so viele andere eben so große Verbrechen, die zu allen Zeiten gegen die Menschheit, gegen die heiligsten Gesetze der Natur und der Vernunft, begangen wurden, ungerochen geblieben sind, wenn man anders Verbrechen, die sich selbst durch ihre natürlichen Folgen bestrafen, ungerochen nennen kann. Aber schon ist ein großer Theil der Mörder des guten Königs Ludwigs des Sechzehnten von ihren eigenen Mitschuldigen abgeschlachtet worden: und die übrigen werden, auch ohne unser Zuthun, ihrem verdienten Schicksale nicht entgehen. Indessen vergesse man nicht, daß ein sehr großer Theil des Volkes sich dieses schändlichen Königsmordes und so vieler andrer Gräuel mitschuldig gemacht hat! Sollte auch das Volk, das seine Thorheit und Verblendung schon so hart gebüßt hat, dieser Verbrechen

wegen noch besonders bestraft werden? Ist der unselige Zustand, in welchen wir diese Nation seit fünf Jahren von einer Stufe zur andern herunter sinken sahen, nicht mehr als hinlänglich, das böse Beispiel, das sie andern gegeben hat, gänzlich zu entkräften? Und wenn alle Franzosen von der Erde vertilgt würden, würde dadurch irgend etwas, das geschehen ist, ungeschehen werden? Und worauf wollten wir das angebliche Recht begründen, große Uebel dadurch zu rächen, daß wir sie mit noch größern häufen?

„Aber die Jakobiner, sagt man, haben sich verschworen, nicht eher zu ruhen, bis sie die ganze Welt desorganisirt haben; sie haben sich als unversöhnliche Feinde jeder andern Regierungsform, außer der einzigen, die ohne gänzliche Zerstörung aller jetzt bestehenden bürgerlichen Verfassungen nicht ausführbar ist, erklärt: sie sind also als wahre Feinde des menschlichen Geschlechts zu betrachten, und folglich auch als solche zu behandeln." — Ich antworte: die Wahnsinnigen, denen diese Beschuldigungen mit Grund gemacht werden konnten, sind größtentheils nicht mehr: und wenn auch die dermaligen Häupter der sich so nennenden Französischen Republik, in einer Lage, worin sie sich von allen Seiten bedrängt, gehetzt und beängstiget sehen, gelegentlich noch die alte Sprache führen; so ist doch weder erweislich noch glaublich, daß der sinnlose Plan, die Welt aus ihren Angeln zu heben, noch immer der ihrige seyn sollte. Sie wollen eine Republik aus Frankreich machen. Dieß war ihr wahrer Plan von Anfang an. Alles was sie gethan haben, diese lange fürchterliche Reihe von Verbrechen, womit sie belastet sind, wurden bloß um dieses Endzwecks willen begangen: und sie sollten ihre eigene Seele mit dem Bewußtseyn so vieler Uebelthaten beladen, sollten so viel Jammer über ihr Volk

und Vaterland gebracht haben, um auf halbem Wege stehen zu bleiben? sollten nicht das Aeußerste anwenden? sich nicht, wie bisher, jedes Mittel, zu ihrem Ziel zu gelangen, erlauben? Sollten nicht lieber sich selbst unter den Ruinen von ganz Frankreich (aber schwerlich eher als bis sie ganz Europa mit in ihr Verderben hinein gezogen) begraben, als einem Erfolg entsagen, der ihnen allein ihre eigene Existenz versichern kann? Wer kann das von ihnen erwarten?

Die Anerkennung der Unabhängigkeit des Französischen Volks — oder (was dasselbe ist) der Französischen Republik, insofern die Majorität des Volks sich keiner andern als dieser Regierungsform unterwerfen will — scheint also, möglicherweise, der einzige Weg zu seyn, zum Frieden zu gelangen, wofern es nicht auf die gänzliche Ausrottung des Französischen Namens abgesehen ist, die, nach den bisherigen Erfolgen zu urtheilen, so leicht wohl nicht seyn dürfte, als manche emigrirte Brauseköpfe sich's vorstellen.

„Aber, sagt Peltier, die Französische Republik kann keine Alliirten haben; keine Macht kann sie anerkennen.“ Nun, wenn das ist, so ist freilich auch wahr, was er sogleich hinzusetzt: la guerre perpétuelle est son partage; car il en est des corps politiques comme des individus; là où l'amitié est impossible, la haine devient un devoir. Also, ein ewiger Krieg wäre alles, was die Bewohner Europens von denen, die wie Monsieur Peltier denken, zu hoffen hätten! Dieser ewige Krieg war's, was Monsieur Mallet du Pan vor einiger Zeit zum letzten Zweck der Jakobiner machte, und weßwegen er alle Mächte der Welt gegen sie aufforderte. Nun sollen es, nach Herrn Peltiers Rath, diese letztern selbst seyn, die der Französischen Republik einen ewigen Krieg ankündigen sollen; denn ein ewiger Krieg, d. i. ein Zustand einer nach

und nach allgemein werdenden Zerrüttung, Erschöpfung und Stockung aller Lebenskräfte der politischen Körper Europens — ist, seiner sinnreichen und staatsklugen Meinung nach, das einzige Mittel, „wodurch" die Souveräns ihre Personen und Prärogative erhalten, und ihre Völker (zu deren Bestem sie doch wohl im Besitz dieser Prärogative sind?) die Vortheile ihrer Regierung geniessen lassen können!

Doch wozu halte ich mich mit diesem Unsinn eines Mannes auf, der in der Fieberhitze einer durch Leidenschaft exaltirten Einbildung raisonnirt, und nicht Besonnenheit genug hat, zu merken daß er selbst nicht weiß was er sagt? Fahren wir lieber fort, die Einwendungen zu hören, die von kaltblütigern Personen gegen die moralische Möglichkeit des Friedens, um welchen wir alle bitten, vorgebracht werden.

„Die Französische Republik, sagt man, kann nicht bestehen, denn sie ist eine Chimäre; sie kann also auch nicht anerkannt werden." — Schon zu einer Zeit, da die neue Constitution von 1791 in ganz Europa eine Menge Bewunderer fand, behauptete der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, daß sie wegen des ungeheuern Uebergewichts, das sie dem Volke über den constitutionellen Schattenkönig gebe, von keiner Dauer seyn könne; oder, mit andern Worten, daß eine demokratische Monarchie eine Chimäre sey. Aber ob diese Benennung auch einer reinen Demokratie zukomme, ist eine andere Frage, die wohl schwerlich von jemand, der bloß innerhalb der Theorie stehen bleibt, bejahet werden kann. Indessen, sobald die Anwendung auf Frankreich, auf seine Lage, Größe, Verhältnisse, auf das Temperament und den Nationalcharakter seiner Einwohner, auf ihre alten Gewohnheiten, die Verdorbenheit ihrer Sitten, die Unbeständigkeit ihrer Sinnesart u. s. w. gemacht wurde, schien die plötzliche Verwandlung der

französischen Monarchie in eine reine Demokratie auch ihm ein Hirngespenst exaltirter Köpfe zu seyn. Dieß ist aber gleichwohl nur eine Meinung, die auf bloßen (wiewohl sehr überwiegenden) Wahrscheinlichkeiten beruht. Die Erfahrung allein kann uns zeigen, ob Frankreich auf Bedingungen, die unter den gegenwärtigen Umständen möglich sind, eine Republik werden, und wie lange es als Republik bestehen kann. Uebrigens ist dieß ihre Sache; und man kann sich darauf verlassen, daß sie sich schon selbst zu helfen wissen werden, wenn man sie nur ihre eignen Angelegenheiten selbst besorgen läßt.

Die größte Schwierigkeit, und vielleicht die einzige, die alle übrigen aufwiegt, liegt also wohl in der Entschädigung, an welche die verbundnen Mächte, wegen dieses so kostbaren, blutigen und verheerenden Krieges Anspruch machen, zu welchem sie durch die Französischen Kriegserklärungen (von so vielen vorgehenden Beleidigungen aller Art nichts zu edenken) herausgefordert wurden. Dieß ist ein Punkt, den man wohl schwerlich auf die Entscheidung des allgemeinen Vernunftrechts ankommen lassen dürfte. Wenn das Glück der Waffen günstig genug ist, um durch Eroberungen auf Kosten des Feindes die Macht des letztern beträchtlich schwächen, seine eigene hingegen ansehnlich vermehren zu können, dem wird die Frage: ob und wiefern er dazu berechtigt sey? wenig Scrupel machen. Elsaß, Lothringen und die drei Bisthümer sind bekanntermaßen abgerissene Stücke des Deutschen Reichs, deren gelegentliche Wiedereroberung dem jedesmaligen Reichsoberhaupt in der Wahlcapitulation sogar zur Pflicht gemacht wird. Gesetzt also, der gegenwärtig mit so gutem Erfolg angefangene Feldzug würde diese Provinzen den Kriegsheeren der verbundnen Mächte unterwerfen: sollte wohl, wofern sie sich zu dem Ruhme der Waffen auch noch den höhern Ruhm einer

weisen Mäßigung im Glück erwerben wollten, das Französische Volk bethört genug seyn, die Anerkennung seiner Freiheit und des Rechts sich eine selbstbeliebige Verfassung zu geben, nicht mit einer Aufopferung erkaufen zu wollen, wodurch die demokratische Republik, deren Begründung ihm so sehr am Herzen liegt, eher gewinnen als verlieren würde? Denn unläugbar ist Frankreich, nach dem Umfang, den es unter der abgeschafften monarchischen Verfassung hatte, viel zu groß für eine Demokratie, und es würde, auch nach Wiedergabe aller von den Königen Ludwig XIII und XIV gemachten Eroberungen, noch immer groß und mächtig genug seyn, um als Republik seine Unabhängigkeit und einen hohen Rang unter den Europäischen Mächten zu behaupten.

Auf alle Fälle ist zu hoffen, daß ein Friede, auf Bedingungen, zu welchen eine gesunde Politik selbst beiden Theilen die Anleitung gibt, das Ziel sey, welchem man sich um so mehr zu nähern suchen wird, je mehr die Wahrscheinlichkeit zunimmt, sich durch kluge Mäßigung solche Bedingungen verschaffen zu können. Denn einen Feind, der durch seinen Muth und Stolz, durch seine ungeheure Anzahl, und seine kaum erschöpflichen innerlichen Hülfsquellen, auch wenn er geschlagen ist, immer furchtbar bleibt — einen Feind, der das Leben so wenig achtet, daß er eine heutige Niederlage als eine Verpflichtung morgen zu siegen ansieht, einen solchen Feind zur äußersten Verzweiflung zu treiben, kann in keinem Falle der Rath der Klugheit seyn!

XIII.

Ueber Constitutionen.

Geschrieben im November 1792.

I.

Der Mensch kann das, was er vermöge seiner Natur seyn und werden soll, nur im Stande bürgerlicher Gesellschaft werden. Eine bürgerliche Gesellschaft aber, wenn sie auch ohne eine gesetzmäßige Regierung unter gewissen Umständen bestehen könnte, kann doch ohne sie nicht zu dem Grade von Cultur und Wohlstande gelangen, wozu sich der Mensch, vermöge seiner Natur, emporzuarbeiten bestimmt ist. Es muß also unter jedem Volke, das in bürgerlicher Gesellschaft bereits eine gewisse Stufe von Cultur erstiegen hat, nothwendig eine gesetzmäßige Regierung seyn.

II.

Das erste, womit eine erst zusammentretende oder werdende bürgerliche Gesellschaft sich als solche beschäftigen muß, ist, über die Gesetze ihrer Grundverfassung, oder über die Constitution einig zu werden, welche die Rechte und Obliegenheiten aller Glieder der Gesellschaft gehörig bestimmt, und

die Fragen entscheidet, von wem und in welcher Form die Gesellschaft nach den Gesetzen regiert seyn will.

III.

Vermöge der Natur der Sache ist jedes Glied einer werdenden bürgerlichen Gesellschaft allen andern darin gleich, daß es Mensch, d. i. ein vernünftiges, sich selbst durch den Gebrauch seiner Vernunft bestimmendes Wesen, folglich eine freie Person ist, die nie, unter keinerlei Vorwand, die Sache eines andern Menschen werden, oder von einem andern, wider seinen freien Willen, als bloßes Mittel oder Werkzeug zu seinem Privatnutzen gebraucht werden kann. Nehmt einem Menschen die Vernunft, so sinkt er in die Classe des Viehes herab, dessen sich die Menschen als lebendiger Maschinen zu ihrem Nutzen bedienen, und das nur dieser Benutzung wegen von ihnen gefüttert wird. Erhöhet hingegen (wenn es möglich wäre) ein Pferd zu der vernünftigen Natur der Swift'schen Huyhnhnhms, so würde es eben so unnatürlich und ungerecht seyn, ein solches Geschöpf vor den Pflug oder Wagen zu spannen, als es ungerecht und unnatürlich ist, einen Menschen zum Sklaven zu machen, oder Menschen, deren Freiheit man selbst anerkennt, als Sklaven zu behandeln.

IV.

Es kann also kein Mensch in irgend eine bürgerliche Gesellschaft zu treten, oder in derselben wider seinen Willen zu bleiben, mit Gewalt gezwungen werden; und alle einzelnen Glieder, die sich zu Errichtung einer solchen Gesellschaft vereinigen, haben bei der Frage, von wem, in welcher Form und nach welchen Gesetzen sie regiert werden wollen, gleiches

Stimmrecht, und können nicht gezwungen werden, andern Gesetzen zu gehorchen, als solchen, von welchen sie überzeugt sind, daß sie nothwendige Bedingungen zu Erhaltung des allgemeinen Zwecks der Gesellschaft sind, d. i. welche ihre eigene Vernunft ihnen zu Gesetzen macht — oder (was eben dasselbe ist) zu welchen sie ihre freie Einwilligung gegeben haben.

V.

Der letzte Zweck, zu dessen Erreichung eine Regierung in jeder bürgerlichen Gesellschaft angeordnet werden muß — ist nicht sowohl der möglichste Wohlstand des Ganzen als die allgemeine Sicherheit, d. i. die Privatsicherheit eines jeden einzelnen Gliedes der Gesellschaft, vor allen Arten von Kränkungen seines Menschen- und Bürgerrechts; eine Sicherheit, welche die Grundlage aller menschlichen Glückseligkeit, und zwar nicht der einzige, aber doch der erste Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft ist.

VI.

Es ist also eine wesentliche Bedingung des Vertrags, der einer jeden sich erst bildenden bürgerlichen Gesellschaft zum Grunde liegt, daß die von allen Gliedern genehmigte Constitution, folglich auch die Form der Regierung, die ein wesentlicher Theil derselben ist, unverändert beibehalten werde; es wäre dann, daß sie unter veränderten Umständen zu Erreichung des letzten Zwecks der Gesellschaft untauglich würde; oder daß der allgemeine Wunsch irgend eine wichtige Verbesserung derselben verlangte.

VII.

In beiden Fällen muß das Mittel, wodurch man den Gebrechen der Verfassung abhelfen will, so beschaffen seyn, daß

das erste Grundgesetz der Gesellschaft, die öffentliche und Privatsicherheit der Personen und des Eigenthums, oder das Gesetz, welches alle gewaltthätigen Handlungen verbietet, nicht dadurch verletzt werde. Es gibt aber (so viel ich erkennen kann) nur Ein solches Mittel, nämlich, wenn die Gesellschaft einhellig, mit ruhiger Entschlossenheit, ohne Tumult und Gewaltthätigkeit erklärt, „daß sie, vom Gefühl der Nothwendigkeit der vorzunehmenden Verbesserung durchdrungen, fest entschlossen sey, mit allen ihren Kräften zu Bewirkung derselben thätig zu seyn;" ein Recht, das ihr, ohne Verletzung der wesentlichen Menschheitsrechte, nicht streitig gemacht werden kann, und welches sie auch in jedem Falle, da ihr von dem Regenten etwas erweislich Ungerechtes und Gemeinschädliches zugemuthet werden wollte, auszuüben befugt ist. In diesem Falle muß zwar allerdings eine sehr überwiegende Majorität als allgemeiner Wille betrachtet werden; jedoch gibt dieß der Majorität kein Recht, die Minorität wegen ihres Widerspruchs feindselig zu behandeln; und nur wenn diese letztere gesetzwidrige Mittel ihren Willen durchzusetzen anwendet, und dadurch dem gesellschaftlichen Vertrag an ihrem Theil thätlich entsagt, kann und muß sie aus der Gesellschaft ausgestoßen werden.

VIII.

Eine Gesellschaft, die sich selbst zu einem bürgerlichen Staate organisirt (eine Unternehmung, welche natürlicherweise voraussetzt, daß die Zahl ihrer Mitglieder sehr ansehnlich oder sonst günstig genug situirt sey, um sich von andern Staaten unabhängig erhalten zu können), besitzt, da sie die Macht hat, sich selbst Gesetze zu geben und eine ihr beliebige Regierung oder Staatsverwaltung anzuordnen, insofern, unstreitig alle

und jede Befugnisse, die gewöhnlich unter dem Worte Souveränetät begriffen werden. Und warum dieß anders, als weil jeder einzelne Mensch, so lange er sich keinen bürgerlichen Gesetzen unterworfen hat, Souverän über sich selbst, d. i. ein freies und unabhängiges vernünftiges Wesen ist; und die ganze Gesellschaft also, als Eine moralische Person betrachtet, just so viel Rechte hat, als alle einzelnen Glieder derselben zusammengenommen? Denn das Recht, nicht die physische Macht, ist die wahre Quelle der Souveränetät, wiewohl Macht nöthig ist, um das Recht gegen gewaltsame An- und Eingriffe behaupten zu können.

IX.

Allein eine so zahlreiche Gesellschaft, als ein ganzes Volk ist, kann von dieser ihrer ursprünglichen Souveränetät nur Einmal, und so zu sagen nur auf einen einzigen Moment, Gebrauch machen, nämlich um die Grundgesetze (durch welche sie theils ihre Rechte sicher stellt, theils ihrer eigenen Willkür Schranken setzt) und die Form der Regierung festzusetzen, welcher sie unter gewissen Bedingungen ihre Souveränetät überträgt, und welcher, von dem Augenblick ihrer Einsetzung an, alle Glieder derselben Gehorsam und Treue schuldig sind.

X.

Wie vorsichtig die Gesellschaft, um ihre angelegensten Rechte sicher zu stellen, hierbei zu verfahren habe, davon kann, wenn ich mich nicht zu weit von der Hauptsache entfernen will, eben so wenig die Rede seyn, als davon, bei welcher unter den verschiedenen möglichen Regierungsformen das Volk für den wirklichen Genuß seiner Rechte am wenigsten zu be-

sorgen habe. Genug, die durch den allgemeinen Willen einmal festgesetzte Regierungsform mag demokratisch oder aristokratisch, oder monarchisch oder gemischt, oder gar despotisch (?) seyn: in allen diesen Fällen fordert das erste Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft (die allgemeine Sicherheit der Personen und des Eigenthums), daß die einmal beliebte Form der Regierung von allen Gliedern der Gesellschaft garantirt, folglich durch die öffentliche Macht beschützt, und jeder gewaltsame Versuch, welchen einzelne Glieder oder Particulargesellschaften machen wollten, um dieselbe abzuändern, oder der gesetzmäßigen Regierung (unter welchem Vorwand es sey) den Gehorsam zu entziehen, für ein Verbrechen gegen den Staat erklärt werde. Dieß muß, vermöge der Natur der Sache, ein Grundgesetz in jedem Staate seyn; denn ohne dasselbe wäre die Ruhe und Sicherheit des Ganzen sowohl als einzelner Glieder in beständiger Gefahr; der Staat würde unaufhörlich zwischen Factionen hin- und hergeworfen, und das Reich des Gesetzes könnte nie zu Stande kommen.

XI.

Die Rede war bisher von einer bürgerlichen Gesellschaft, die durch einen förmlichen Vertrag von einer hierzu hinlänglichen Anzahl freier unabhängiger Menschen erst errichtet wird. Aber von jeher haben nur wenige Staaten ihren Ursprung und ihre Einrichtung einem solchen Vertrag zu danken gehabt. Die meisten sind, kraft des fälschlich sogenannten Rechts der Eroberung, auf das berüchtigte jus divinum des Stärkern (alias Faustrecht, Knüttelrecht, Schwert- oder Nationalpikenrecht) gegründet worden. Da aber die bloße Gewalt kein Recht geben kann, so wird wohl in unsern Tagen — da es glücklicherweise dahin gediehen ist, daß keine

Art von Sanction Unsinn länger zur Wahrheit stempeln kann — niemand mehr sich erdreisten wollen, eine Regierung, die keinen bessern Grund ihrer Rechtmäßigkeit aufzuweisen hätte als das besagte jus divinum — des Blitzes, der Orkane, Wasserfluthen, Erderschütterungen u. s. w. — für rechtmäßig zu erklären.

XII.

Eine Masse von Menschen also, zu deren unumschränktem Herrn ein gekrönter oder ungekrönter Räuber (mit einem höflichern Worte Eroberer genannt) sich mit Gewalt aufgeworfen hat, und mit denen er nun nach Willkür als mit seinem Eigenthum verfährt — eine solche Menschenmasse ist keine bürgerliche Gesellschaft, ein solcher Räuber, so lange er sich keinen bessern Titel erwirbt als das Recht des Stärkern ihm geben kann, ist kein rechtmäßiger Regent; er ist ein Tyrann, von dessen Joche sich durch jedes zweckmäßige Mittel zu befreien recht ist.

XIII.

Es lassen sich aber verschiedene Wege denken, wie aus einer, in ihrem Ursprung unrechtmäßigen, Alleinherrscherei, eine rechtmäßige Regierung werden kann.

1. Ein Volk kann bisher von einer willkürlich, unweislich und tyrannisch regierenden Obrigkeit gedrückt worden seyn, und sich dem Eroberer, zu welchem es mehr Vertrauen hat, willig unterwerfen.

2. Wenn dieß auch anfangs nicht der Fall war, so kann entweder der Eroberer selbst sich in der Folge durch eine gerechte, gesetzmäßige und wohlthätige Regierung die allgemeine Liebe und mit ihr die willige Unterwerfung des Volks er-

werden; oder 3. diese Verwandlung einer ursprünglichen bloß auf Eroberung gegründeten Herrschaft in eine gesetzmäßige Regierungsform kann unter seinen Nachfolgern, auf einmal oder stufenweise, zu Stande kommen.

XIV.

Man müßte der Geschichte, den unläugbarsten Urkunden und dem Augenschein widersprechen, wenn man läugnen wollte, daß diese Umbildung oder Verwandlung, auf eine den Befugnissen und rechtmäßigen Wünschen der Völker mehr oder weniger günstige Art und Weise, mit allen ehemals von nordischen und östlichen Barbaren eroberten und unterjochten Völkern in Europa wirklich vorgegangen ist. Vielleicht wäre die Wahrheit richtiger ausgedrückt, wenn ich sagte: sie habe früher oder später angefangen, sey noch immer im Fortschreiten, und dem Punkt von Vollkommenheit, der das Ziel einer jeden bürgerlichen Gesellschaft seyn soll, mehr oder weniger nahe. Genug, es regiert in diesem Augenblicke in ganz Europa kein einziger Fürst, von welchem man mit Wahrheit sagen könnte, daß er seine Macht nicht durch die Constitution des Staates habe, daß er bloß willkürlich und nicht nach positiven Gesetzen regiere, und daß er nicht (wäre es auch nicht immer aus den lautersten Beweggründen) sein eigenes Interesse mit dem Wohl seiner Unterthanen verbunden glaube.

XV.

Indem ich dieses, ohne Furcht einer feinen Schmeichelei mit Grund beschuldigt zu werden, behaupte, bin ich weit entfernt, zugleich mit behaupten zu wollen, daß auch nur ein einziger Staat in Europa existire, dessen Constitution, Gesetz-

gebung, Justizverfassung und Polizei, Staatsökonomie, militärische Einrichtung, Religions= und Erziehungswesen u. s. w. nicht mehr oder weniger wichtige Verbesserungen nöthig hätte; oder, daß nicht hier und da (wiewohl meistens ohne Schuld der Regenten) die Gesetze zuweilen durch willkürliche Ausnahmen durchlöchert, oder sonst umgangen würden; oder daß es nicht Fälle gäbe, wo die Art und Weise, wie das Beste der Unterthanen dem vermeinten Interesse des Regenten subordinirt wird, vor einem Richtertriumvirat wie Aeakus, Minos und Rhadamanthus nicht zu vertheidigen seyn möchte.

XVI.

Allein alle diese Mängel und Gebrechen, wovon (so viel ich weiß) alle großen und kleinen Staaten von Europa, die republicanischen sowohl, als die monarchischen, mehr oder weniger gedrückt werden, wenn sie auch weit größer wären als sie wirklich sind, können keinen rechtmäßigen Grund abgeben, durch schwärmerische Reden und Schriften, durch ungebührliche Ausdehnung der Rechte des Volks, durch übertriebene Declamationen gegen die natürlichen Mängel der monarchischen Regierungsform (die durch große Vortheile aufgewogen werden) oder gegen die Fürsten (deren größter Fehler ist, daß sie Menschen sind wie wir andern) oder durch heimliche und öffentliche Religionsgesellschaften (unter was für mildernden Namen man sie auch der öffentlichen Ahndung entziehen will), die Völker zum Aufstand und zu Revolutionen aufzureizen, deren Lenkung, wenn sie einmal ausgebrochen sind, niemand mehr in seiner Macht hat, und die (wie das Beispiel Frankreichs gar zu augenscheinlich gelehrt hat) so unendlich viel Unheil, Verbrechen und Elend nach sich ziehen,

daß nur ein Gott vorhersagen könnte, ob alles Gute, so man sich mit Wahrheit von der abgezielten Staatsveränderung versprechen kann, die ungeheure Summe der Uebel, womit man es durch ein so gefährliches Mittel zu erkaufen hofft, jemals überwiegen werde. — Dieses Mittel würde schon darum, weil es so gefährlich ist, nie zu rathen seyn: aber es ist nicht bloß gefährlich, es ist auch unrechtmäßig, da es geradezu gegen das erste Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft anstößt. Es läßt sich, wie gesagt, nur ein einziger Fall als Ausnahme von diesem Gesetz denken — der unglückliche Fall nämlich, wo die Majorität der Nation ihre heiligsten Rechte (Güter ohne welche das Leben selbst kein Gut ist) gegen eine zu ihrem Verderben verschworne und bewaffnete Minorität mit Gewalt zu vertheidigen genöthigt ist. Dieß war der Fall der Französischen Revolution vom 14 Jul. 1789 — eine Revolution, die damals fast von ganz Europa beinahe einhellig gebilligt wurde, und nach der damaligen Stimmung des Französischen Volks ein sehr großes Gut mit verhältnißmäßig unbedeutenden Opfern erworben haben würde, wenn nicht auf der einen Seite die sogenannten Aristokraten, auf der andern einige herrschsüchtige Demagogen durch einen gemeinverderblichen Kampf die Sachen von einer Extremität zur andern getrieben hätten.

Man wird mir vielleicht einwerfen: ein Volk hätte also, meiner Theorie zufolge, kein erlaubtes Mittel, sich einer ungerechten und unterdrückenden Regierung zu entledigen, und müßte aller Hoffnung seinen gerechtesten Beschwerden abgeholfen zu sehen, auf ewig entsagen; indem es in keinem Staat jemals an einer Anzahl Menschen von Gewicht und Einfluß fehlen werde, deren Privatinteresse es ist, alle Versuche und Bemühungen zu jenem gemeinnützigen Zwecke zu

vereiteln und, in dieser Rücksicht, sogar den guten Willen der besten Fürsten unkräftig zu machen.

Diese Einwendung fände alsdann statt, wenn nicht (vermöge der in den vorstehenden Paragraphen entwickelten Theorie) das Recht, seine Beschwerden und überhaupt alle Forderungen, die das Volk kraft der Natur des gesellschaftlichen Vertrags zu machen hat, dem Regenten vorzutragen, oder das, was man jetzt in Frankreich droit de pétition nennt, nicht unter die wesentlichen und unverlierbaren Rechte des Volks gehörte, deren gehörige Ausübung demselben (eben darum, weil sie in dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft gegründet, und eine von den Bedingungen ist, unter welchen ein Volk sich einer Regierung unterwirft) ohne Verletzung des ersten Grundgesetzes nicht verwehrt werden kann.

Natürlicher Weise setze ich hiebei eine Stufe von Cultur voraus, auf welcher die ächten Begriffe von Menschen- und Bürgerrechten, vom gesellschaftlichen Vertrag, von dem Wesen einer rechtmäßigen Regierung und dem Umfang ihrer Pflichten sowohl, als den Gränzen ihrer Rechte, ins Klare gesetzt und berichtigt sind, und so wenig als Geheimnisse behandelt werden, daß sie vielmehr für ein Eigenthum aller Menschen, insofern sie vernünftige Wesen sind, anerkannt werden, welches ihnen rauben zu wollen eine schreiende Verletzung der Menschheitsrechte wäre, und einer Regierung, die sich dessen schuldig machte, alles Vertrauen des Volks entziehen würde. Steht eine Nation einmal auf dieser Stufe der Cultur, so bedarf es keiner Täuschungen noch Charlatanerien mehr, um der Regierung die nöthige Autorität zu verschaffen. Die Wahrheit darf frei und laut gesagt werden; denn sie ist den Regenten eben so günstig als den Unterthanen; beider Theile wechselseitige Rechte und Pflichten stehen gleich fest, ruhen

gleich sicher auf der ewig unwandelbaren Grundwahrheit, „daß die Menschen bloß zur Sicherstellung ihrer Rechte in bürgerliche Gesellschaft getreten sind; daß also alle Regierung (sie sey nun mehrern Personen oder einer einzigen aufgetragen) bloß zum Besten des Volks constituirt ist, folglich auch die Unverletzbarkeit der Regenten und ihrer Rechte auf keinem andern Grund beruht als die Unverletzbarkeit der Rechte des Volks, d. i. aller übrigen Theilnehmer des gesellschaftlichen Vertrags.“

Sobald diese Wahrheiten einmal für das, was sie sind und ewig bleiben werden, anerkannt sind (und dieß, dünkt mich, ist das Glück der Zeitepoche worin wir leben), so ist nicht so leicht mehr zu befürchten, daß eine Regierung unweise genug seyn werde, sich der Remedur gerechter Beschwerden, der Abstellung notorischer oder erwiesener Mißbräuche und Kränkungen der wesentlichsten Volksrechte, entziehen zu wollen, sobald diese Remedur als allgemeiner Wunsch und Wille, in dem ordnungsmäßigen Wege der Petition, mit dem freimüthigen und festen Ton, zu welchem jeder Bürger des Staats berechtigt ist, und zugleich mit dem Zutrauen und der Ehrerbietung, die der gesetzmäßigen Obrigkeit gebührt, zu Tage gelegt wird. Und wenn dann in einer solchen Epoche noch das Beispiel einer benachbarten großen Nation hinzukommt, welche auf einmal die Bande aller Arten von Autorität abschüttelt, jeder seit Jahrhunderten in ihrer Mitte constituirten Macht den Gehorsam aufkündigt, das ganze bisherige Staatsgebäude umwirft, sich selbst alle Arten von willkürlichen Handlungen eines tyrannischen Despotismus erlaubt, und ihren einst beinahe vergötterten Monarchen, nach einer langen Reihe der schmählichsten Mißhandlungen, endlich als einen Missethäter zum Tode zu verurtheilen im Be-

griff ist, wenn, sage ich, ein solches Beispiel noch hinzukommt; wenn, zu eben dieser Zeit, die besten Köpfe der besagten Nation alle Kräfte der Beredsamkeit und des Enthusiasmus aufbieten, um eine schwärmerische Freiheits- und Gleichheits-Theorie überall auszubreiten; an der Spitze ihrer in benachbarte Staaten eindringenden Heere sich zu Aposteln der neuen Lehre aufzuwerfen, und keine Verführungskünste sparen, um diesem politischen Evangelium der Demokratie, vornehmlich unter den niedern Volksclassen, Proselyten zu verschaffen: in einem solchen Momente wird gewiß jeder wahre Volksfreund, jeder biedere Deutsche mit mir übereinstimmen, daß es für die Ruhe und das Glück der Staaten und besonders unsers eigenen Vaterlandes unendlichemal gefährlicher sey, das Ansehen der Regierung zu untergraben, und dem Volke, welches den Gesetzen und der Obrigkeit unterthan seyn soll, mit unzeitigen und überspannten Vorstellungen von seiner ursprünglichen Souveränetät den Kopf warm zu machen, als wenn man, auf der andern Seite, die Saiten zu hoch spannen, und dem Volke, anstatt es mit seinen Rechten bekannt zu machen, bloß seine Pflichten einschärfen, und ihm keine anderen politischen Tugenden, als Gehorsam, Geduld in Leiden und Aufopferung seiner selbst, übrig lassen und zugestehen wollte.

XIV.

Worte zur rechten Zeit
an die
politischen und moralischen Gewalthaber.

Dum vitant stulti vitia in contraria currunt.

Ueber die
Robespierre'sche Constitution
von 1793 und über Constitutionen überhaupt.

Fragmente aus Briefen.

Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechts vergleichen? Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und rufen gegen einander: wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch geklagt, und ihr habt nicht geweint.
Lucä VII, V. 31, 32.

I.

Wenn Sie, mein Freund, das Schleswig'sche Journal, wiewohl es unter unsern lesenswürdigsten einen der ersten Plätze behauptet, zufälliger Weise noch nicht kennen sollten,

so rathe ich Ihnen, sich das fünfte Stück des laufenden Jahrganges zum Durchlesen zu verschaffen; und ich zweifle nicht, es werde hinlänglich seyn, Ihnen Lust zu machen, einen fleißigen Leser dieses Journals abzugeben, wenn Sie auch gleich, so wenig als ich, alles darin gut heißen, oder alle Aufsätze von gleichem Werthe finden sollten, welches von Zeitschriften dieser Art nie zu erwarten ist.

Sie werden gleich zu Anfang des besagten Stücks, unter der Rubrik: „Recapitulation einiger neu gemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts,“ einen kleinen Aufsatz finden, der an Gewicht des Inhalts eine Menge großer aufwiegt, und unsern Volks- und Zeitgenossen, von den größten bis zu den kleinsten, eine Arznei darreicht, deren heilsame Bitterkeit durch die beigemischte Swiftische Ironie zwar eher verstärkt als versüßt wird, aber den Patienten, sofern man sie nur zum Einnehmen bringen könnte (denn hier liegt freilich die Schwierigkeit!), unfehlbar wieder zur verlornen Gesundheit ihres Urtheils über die wichtigen Gegenstände, welche dermalen die allgemeine Aufmerksamkeit fixiren, verhelfen müßte. Denn man braucht in der That weiter nichts, als nur nicht gänzlich allen Menschenverstand verloren zu haben, um von der Evidenz der Wahrheit, wenn sie uns mit solcher Stärke in die Augen blitzt, überwältigt zu werden.

Wer es redlich mit den Menschen meint, darf nicht müde werden, sie vor der unseligen Leichtigkeit zu warnen, womit sie (und gerade in den wichtigsten Angelegenheiten am leichtesten) von einem Aeußersten zum andern überzuspringen gewohnt sind.

Vor vier Jahren und drüber wurden die Wahrheiten, die jeder bürgerlichen Gesellschaft (unabhängig von der Form

ihrer Regierung) zum Grunde liegen, auf einmal allgemein anerkannt. Wer sich damals unterfangen hätte, sich öffentlich gegen diese Grundwahrheiten auflehnen zu wollen, würde nicht nur von der Menge als ein Verräther der gemeinen Sache des Menschengeschlechtes mit Verwünschungen überschüttet, sondern von den Großen selbst als ein schamloser Schmeichler mit Verachtung zurückgestoßen worden seyn.

Wie kommt es nun, daß eben dieselben Gegenstände den meisten jetzt in einem so ganz andern Licht erscheinen? Haben jene Grundwahrheiten etwa im Jahre 1793 aufgehört Grundwahrheiten zu seyn? Sollte die Anmaßung einer willkürlich über alle Gesetze sich erhebenden und den unläugbarsten Menschenrechten Trotz bietenden Gewalt an einem Einzigen oder an etlichen Wenigen rechtmäßig werden, weil sie an einem Conventikel von etlichen Hunderten abscheulich ist? Oder ist der Mißbrauch des Vertrauens einer ganzen Nation, die ihre Rechte, ihr Glück, ihr Wohl oder Weh in unsre Hände stellt, an Einem zu entschuldigen, und nur an Vielen strafbar?

Frankreich belehrt uns noch immer durch den schrecklichen Anblick der Zerrüttung und des unbeschreiblichen Elends, welchen ein plötzlicher gewaltsamer Umsturz der ganzen innern Verfassung eines großen Staats nach sich zieht, daß es unendlichemal besser ist, lieber alle unserm gegenwärtigen Zustande anklebenden Gebrechen zu dulden und mit einer erträglichen Existenz zufrieden zu seyn, als über dem Schnappen nach dem Schatten einer Glückseligkeit, die wir wahrscheinlich nie erreichen werden, auch das Gute was wir wirklich besitzen zu verlieren. Jedermann, oder doch gewiß neunundneunzig unter hundert sind dermalen so gesinnt; und ich be-

greife nicht, aus welchem Grund und zu welchem Ende man mehr von uns verlangen könnte.

Aber warum sollten wir nun über diese billige und gemäßigte Denkart noch hinaus gehen wollen? Warum, weil wir alle Empörung gegen die eingeführte bürgerliche Ordnung und die gesetzmäßige Obrigkeit, alle Versuche den Gebrechen die uns drücken durch eigenmächtige gesetzwidrige Mittel abzuhelfen, verabscheuen — sollten wir uns darum zu unbegränztem, blindem, leidendem Gehorsam verbunden halten?

Wehe den unklugen Rathgebern der Großen, die sich nicht scheuen, von dieser unseligen Disposition des Erdenvolkes, „immer des Guten bald zu viel bald zu wenig zu thun," einen Gebrauch zu machen, der keinem verständigen Manne, dessen Absichten rein und rechtschaffen sind, jemals zu Sinne kommen kann!

Wozu diese seit kurzem so auffallend überhandnehmende und bereits nicht mehr geheim gehaltene Verschwörung gegen die Freiheit der Vernunft und des Gewissens? diese immer zunehmende Geringschätzung der Wissenschaften, der Gelehrten, der Schriftsteller? Wozu diese Anstalten, die Freiheit der Presse, die einzige mögliche Schutzwehre gegen die wieder einbrechende Barbarei, mit Fesseln zu belegen, die ihre gänzliche Vernichtung bewirken würden? Womit könnten solche Maßregeln unter ruhigen, die Gesetze respectirenden, ihren Fürsten mit Treue, ja sogar mit leidenschaftlicher, nicht immer verdienter, Anhänglichkeit ergebenen Völkern gerechtfertigt werden? Kann der unverständige und unbescheidene Gebrauch, der von diesem oder jenem, meistens unbedeutenden, Erdensohne von dieser Freiheit etwa gemacht worden ist, auch nur für einen erträglichen Vorwand gelten? Könnte der Mann, der solche Maßregeln anrathen kann, einen augen-

scheinlichern Beweis der tiefsten Unwissenheit in menschlichen Dingen, der entschiedensten Unfähigkeit die Sache auch nur aus dem Gesichtspunkte des politischen Interesse richtig zu beurtheilen, ablegen?

Man kann es nicht oft genug wiederholen: unbeschränkte Aufklärung über alle göttlichen und menschlichen Dinge hat der bürgerlichen Gesellschaft niemals wahren Schaden gethan, und ist selbst in Zeitläuften wie die unsrigen so wenig gefährlich, daß sie vielmehr das einzige unfehlbare Mittel ist, wodurch die dermalen noch bestehenden Staaten befestiget, und ohne gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen von den Gebrechen, womit sie noch behaftet sind, nach und nach befreit werden können.

Europa befindet sich bereits auf einem Grade von Cultur, der jede Maxime, die nur in den finstersten Jahrhunderten stattfinden konnte, zweckwidrig macht — falls man wirklich das Beste des Staats dadurch befördern wollte. Sollte aber die Absicht solcher Maximen seyn, das Privatinteresse der Gewalthaber von dem allgemeinen Interesse der Völker trennen, oder dem letztern gar entgegensetzen zu wollen: so braucht man weder ein großer noch kleiner Prophet zu seyn, um voraussagen zu können, daß die Folgen einer solchen Politik über lang oder kurz endlich auf die Köpfe der Rathgeber schwer zurückfallen würden.

Die Sache läßt sich durch wenige Sätze von entscheidender Evidenz ausmachen. Aufgeklärte, oder, welches einerlei ist, über ihre Verhältnisse, Rechte, Pflichten und ihr wahres Interesse richtig denkende Menschen sind, eben darum weil sie aufgeklärt sind, leicht zu regieren, wofern der Regent und seine Gehülfen so viel Achtung für die menschliche Natur und

so viel Einsicht in ihren eigenen Vortheil haben, wie die Auguste, Trajane und Marc-Aurele regieren zu wollen.

Aber aufgeklärte Menschen lassen sich nicht wie unvernünftige Thiere behandeln. Blinden Gehorsam, unbedingte Unterwerfung unter eine willkürlich gebrauchte und über ihre rechtmäßigen Gränzen ausgedehnte Gewalt, kann man eben so wenig von ihnen erwarten, als man sie zu fordern befugt ist. Auch bedarf ein Trajan oder Marc-Aurel, der nach den ewigen Gesetzen der Vernunft, d. i. der allgemeinen Gerechtigkeit, regiert, keiner sultanischen Zwangsmittel, um sich Gehorsam zu verschaffen. Denn so ganz von allem Menschenverstande verlassen ist kein Volk, daß es nicht wenigstens fühlen (wo nicht deutlich einsehen) sollte, ob es gesetzmäßig oder willkürlich, wohl oder übel regiert wird. Wozu also die Fortschritte der Vernunft und die Verbreitung der edelsten und zur moralischen Bestimmung des Menschen unentbehrlichsten Kenntnisse; d. i. die Ausbildung der Menschen zur wahren Humanität, hemmen zu wollen, wenn man sich keiner andern als reiner Absichten bewußt ist?

II.

Wenn ich an einigen Schriftstellern unsrer Zeit den Mangel an Bescheidenheit und Klugheit beklage, so würden Sie mich sehr unrecht verstehen, lieber K., wenn Sie glaubten, ich verlange, daß Männer, die sich zu Zeugen und Evangelisten der Wahrheit berufen fühlen, stumme Hunde seyn, und aus niedriger Feigherzigkeit die Sache der Menschheit verrathen sollten. Ich bin hiervon so weit entfernt, daß ich selbst von demjenigen, der den Muth hätte für eine so gute Sache im Nothfall zum Märtyrer zu werden, weiter nichts sagen würde, als, er habe seine Schuldigkeit gethan.

Aber daraus folgt nicht, denke ich, daß man verpflichtet oder befugt sey, ohne Noth, ohne Mäßigung, ohne Unterschied der Zeiten und Umstände, oder auch selbst ohne Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs, aus bloßer (selten reiner) Schwärmerei für das was man für die gute Sache hält, sich und andern, die man oft ohne ihre Schuld in seine Sache verwickelt, böse Händel zuzuziehen. Unverständige Märtyrer haben einer jeden Sache zu allen Zeiten mehr geschadet als genützt; wär' es auch nur allein aus diesem Grunde, daß es in den Augen der meisten zweifelhaft war, ob sie als Zeugen der Wahrheit schuldlos litten, oder als Verbrecher gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe mit Recht gestraft würden. Freimüthigkeit kann sehr wohl mit Bescheidenheit bestehen: man kann frei und unbefangen, ja sogar mit Kühnheit und Energie von den Sachen sprechen, ohne darum die Personen anzutasten, und es gibt schwerlich irgend eine gemeinnützige Wahrheit (es versteht sich daß die Rede hier nicht von Thatsachen ist), die man nicht, mit der gehörigen Art, auf den Dächern predigen dürfte; oder, wenn es ja Ausnahmen gibt, so finden sie nur an solchen Orten und in solchen Zeiten statt, wo man durch Behauptung solcher Wahrheiten bloß sich selbst schaden würde, ohne irgend etwas Gemeinnützliches Gutes zu stiften. Es kommt sehr viel darauf an, wo, wann und von wem etwas gesagt wird.

Was meinen Sie, zum Beispiel, wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke aufgenommen würde, wenn ich, oder Sie, oder irgend einer von den Schriftstellern die seit der Französischen Revolution über die vorgehenden Welthändel oder darauf sich beziehende theoretische Lehrsätze, Meinungen und Probleme geschrieben haben, unsern Zeitgenossen ein Compliment, wie das folgende, machen wollte:

—

„Wenn ich meine Augen auf diese Erdkugel, oder vielmehr dieses Erdkügelchen werfe, kann ich nicht umhin zu denken, unser Herr Gott habe es irgend einem bösartigen Wesen gänzlich Preis gegeben. Ich habe noch keine Stadt gesehen, die nicht am Ruin der benachbarten Stadt Freude haben würde, keine Familie, die nicht irgend eine andere Familie zu Grunde zu richten wünschte. Ueberall fluchen die Schwachen den Großen, in eben dem Augenblicke da sie vor ihnen kriechen, alles Unheil an den Hals; und überall behandeln die Mächtigen die Schwächern wie Schafe, deren Wolle und Fleisch man verkauft. Eine Million in Regimenter vertheilte Mörder, die von einem Ende Europens zum andern laufen, rauben und morden mit Disciplin, um ihr Brod zu verdienen, weil sie kein ehrlicheres Handwerk haben u. s. w."

Sie werden mir gestehen, daß dieß sehr grobe Pillen sind: und doch war es ein allgemein gelesener, bewunderter, beinahe von allen Großen in Europa, und selbst von dem ersten der Könige unserer und vielleicht aller Zeiten, geschmeichelter und vergötterter Schriftsteller, mit Einem Worte, Voltaire war es, der den Fürsten, den Aristokraten, den Kriegshelden und Kriegsknechten, und (damit sich keine besondere Classe über Parteilichkeit beklagen könne) dem ganzen menschlichen Geschlecht in Corpore solche Pillen zu verschlucken gab. Seine Schriften wimmeln davon, und ich hätte ohne Mühe zwanzig noch derbere Stellen finden können, wenn ich nicht die erste beste, die mir aufstieß, für hinlänglich gehalten hätte meinen Satz zu bestätigen.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist man es weit weniger seiner eigenen Erhaltung oder Ruhe, als der guten Sache, d. i. dem allgemeinen Besten selbst, schuldig, vorsichtig in seinen Behauptungen und Urtheilen zu seyn, und sich vor

Uebertreibungen und Extremen aller Art um so sorgfältiger zu hüten, je schwerer es ist, nicht von der Flut der Zeit und den Strömen des Parteigeistes, der beinahe alle Köpfe (wiewohl in sehr verschiedenem Sinne) exaltirt hat, mit fortgerissen zu werden.

Zwar gestehe ich Ihnen gern zu, daß es noch schwerer für einen menschlichen Menschen ist, über gewisse Dinge, die man nicht zu nennen braucht, weil jedermann sie sich von selbst nennt, nicht warm zu werden. Aber was könnte es helfen, wenn man von dem, dessen das Herz voll ist, auch immer den Mund überfließen lassen wollte? Man räsonnirt nicht mit einem Erdbeben, einem Orkan, einer daher stürzenden Wasserflut, und die Vernunft selbst weicht der Gewalt, wenn sie ihr keine stärkere entgegenzusetzen hat. Freilich kommt es Menschen, die so weit gekommen sind sich ihres Unterschieds von den vierfüßigen Erdbewohnern deutlich bewußt zu seyn, schwer an, sich die Antwort auf eine vernünftige Frage mit einer Herculeskeule oder Jakobinerpike geben zu lassen: aber, wofern dieß nun einmal der Fall wäre, was hätte der Vernünftige zu thun, als zu schweigen?

Glauben Sie mir indessen, lieber K., daß die Schwächern (wie Voltaire's Martin in der vorhin angeführten Stelle die niedrigern Volksclassen nennt) und ihre unbestellten allzu dienstfertigen Wortführer meistens Unrecht haben, wenn sie den Großen fast immer bösen Willen gegen die Schwachen, entschiedene Abneigung gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, erklärten Haß gegen alle Einschränkung ihrer Willkürlichkeit und gänzliche Gleichgültigkeit in Absicht der Moralität oder wenigstens der wirklichen Zweckmäßigkeit der Mittel, wodurch sie ihre Absichten zu erreichen suchen, als Eigenschaften zuschreiben, die man eben so gewiß bei ihnen voraussetzen könne,

als Dummheit, List, Gefräßigkeit und Blutdurst bei gewissen Arten von Thieren.

Wofern die Großen in einzelnen Fällen irgend einen von jenen Vorwürfen wirklich verdienen (welches freilich von jeher oft genug der Fall war), so geschieht es nicht weil sie Große, sondern weil sie Menschen sind: und (das sehr kleine Häufchen der Weisen und Guten im eigentlichen Verstande ausgenommen, deren es aber verhältnißmäßig unter den Großen immer so viele gegeben hat als unter den übrigen Menschenclassen) wo ist unter Millionen aus diesen letztern auch nur Einer, der sich ohne Widerspruch seines Gewissens unterstehen dürfte zu sagen, daß er — ich will nicht sagen, an dem Platze jener Großen, sondern gerade an dem, wo er steht, wie niedrig er auch seyn mag — nicht alle Einschränkungen seiner Willkür, seines Privatvortheils und jeder seiner Lieblingseigenschaften hasse, und (so weit es ihm in seiner Lage nur möglich oder erlaubt seyn kann) nicht jedes Mittel, das ihm die Befriedigung seiner eigennützigen Wünsche zu versichern scheint, willkommen heiße, ohne sich um die innere Moralität zu bekümmern? — Und wenn dieß (wie Sie mir schwerlich werden läugnen wollen) bei weitem von den meisten Menschen im Privatstande gilt, denen gleichwohl durch ihre Kleinheit, Schwäche und tausendfache Abhängigkeit von den Höhern und von ihresgleichen, und vornehmlich durch die Furcht vor der lieben Justiz, in deren Gewebe doch fast immer nur die Kleinen hangen bleiben, so enge Schranken gesetzt, und so viele Reizungen, Gelegenheiten und Hülfsmittel zum Sündigen benommen sind: wie übel steht es uns an, mit einer so unbescheidenen und unbilligen Strenge, als seit geraumer Zeit Mode wird, Verdammungsurtheile über jene Großen der Erde auszusprechen, deren größter Fehler am Ende doch nur

darin besteht, daß sie nicht besser sind als ein jeder andere an ihrem Platze wäre! Sie, die sich von allem was sich ihnen nähern darf, ja von allen, die auch nur von ferne mit dem unaussprechlichen Glücke sie anzugaffen beseligt werden, so unmäßig geschmeichelt, bejauchzt, beräuchert und vergöttert sehen, müßten wirklich mehr als Sterbliche seyn, wenn sie nicht zuletzt, von der ungeheuern Gewalt, womit ihre Menschlichkeit bestürmt wird, überwältigt, sich wirklich mehr als Menschen zu seyn dünken, oder wenigstens doch alle die unzähligen heuchlerischen oder schwärmerischen Demonstrationen einer gränzenlosen Liebe und Anhänglichkeit, die man ihnen bei jeder Gelegenheit freiwillig aufdringt, wirklich zu verdienen glauben sollten.

Ich müßte mich sehr an Ihnen irren, lieber K., oder Sie werden, eben so sehr als ich, die heftigen und bittern Ausfälle mißbilligen, die zum Beispiel in der Vision, welche einem sehr modernen und seine Modernität gar zu wenig verbergenden Doctor Luther im fünften Stück des Schleswigischen Journals zugeschrieben wird, auf die Personen und öffentlichen Handlungen einiger Monarchen unserer Zeit gethan worden sind, und (wie ich mit Recht besorge) das viele Gute, das in eben diesem Aufsatze vorkommt, und die gemeinnützige Tendenz des Ganzen unwirksam machen werden.

Denn auf wen sollen solche leidenschaftliche Declamationen wirken? Gesetzt auch, die Vorwürfe, womit die besagten Monarchen im Tone der Marats, Dantons, Robespierren und ihresgleichen überschüttet werden, seyen nicht übertrieben und auf eine einseitige Vorstellungsart gegründet; gesetzt sie seyen verdient: so ist es gewiß der Ton nicht, worin sie vorgebracht werden. Und wofern die Absicht einer so heftigen und schmählichen öffentlichen Züchtigung auf Besserung der Gezüchtigten

ging: wie konnte der Verfasser erwarten, daß eine Art zu tadeln, die kein Privatmann in der Welt leiden würde, auf Könige eine gute Wirkung thun sollte?

Wenn es verdienstlich ist den Großen auch bittre Wahrheiten zu sagen, wofern sie nur heilsam sind, so ist es doch weder verdienstlich noch vernünftig, sie ihnen mit Bitterkeit, auf eine grobe und beleidigende Art zu sagen. Ist es aber mit dieser ganzen politischen Vision, wie man wohl glauben muß, nur auf das lesende Publicum abgesehen: was könnte und müßte wohl, falls diese mit Galle und Sarkasmen angefüllten Declamationen ihre natürliche und volle Wirkung thäten, in einem Zeitpunkte, da die Gemüther ohnehin in Gährung und fast alle Köpfe allenthalben weit über den Punkt ihrer gewöhnlichen Höhe und Wärme exaltirt sind, bei den Unterthanen jener Monarchen die Folge davon seyn? Gewiß wünscht der Verfasser der Vision — wie heiß auch sein Enthusiasmus für die allgemeine Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit überhaupt kochen mag — so wenig als wir andern, denen sie wahrlich auch nicht gleichgültig ist, daß die Deutschen oder die übrigen Europäischen Staaten dem Beispiel der Franzosen nachfolgen. Wer wollte also zu den Dispositionen, welche vielleicht da oder dort schon dazu vorhanden sind, nur ein Körnchen zündbaren Stoffes hinzuthun, oder so ohne alle Noth in die glimmenden Funken blasen wollen?

Ich höre zwar öfters zur Rechtfertigung solcher — ohne Zweifel wohlgemeinter — Ergießungen einer patriotischen oder philanthropischen Galle sagen: da die Wahrheit, gelassen und ohne alle Anwendung oder Richtung auf gewisse Personen oder Handlungen vorgetragen, so gar nichts helfen wolle, so seyen ihre Priester doch wohl genöthigt, zumal wenn die gemeine

Sache gar zu sehr periklitire, den prophetischen Strafton anzustimmen, und die Könige unserer Zeit, eben darum weil sie am Ende doch nur schwache, dem Irrthum und der Sünde unterworfene Menschen seyen wie wir andern auch, nicht schonender zu behandeln, als weiland die Propheten Jesaias, Jeremias, Ezechiel u. s. w. die Könige von Juda und Israel, Aegypten und Assyrien.

Aber, wenn wir die besagten Priester und Hierophanten der Wahrheit auch über den Punkt ihres Berufs unangefochten lassen; wenn wir ihnen sogar zugeben (was wir, alles genau erwogen, nicht einmal nöthig haben), daß es Fälle gebe, wo ein ruhiger, oder verschleierter, oder wenigstens nicht geradezu beleidigender Vortrag solcher Wahrheiten, wovon die Rede ist, nichts verfange: so bleibt doch, dünkt mich, alles, was ich von der Zweckwidrigkeit des von mir getadelten Gebrauchs der prophetischen Zuchtruthe gesagt habe, in seiner vollen Kraft. Nicht nur läßt sich ganz und gar nicht erwarten, daß die Gezüchtigten die Operation geduldig aushalten, und, als zu ihrem Besten gemeint, wohl gar gutherzig und dankbar aufnehmen sollten; sondern es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß das Gegentheil erfolgen und sie vielmehr dadurch gereizt werden könnten, von solchen respectwidrigen Neckereien — die sie vielleicht eine Zeit lang, wie der Swiftische Menschberg Quimbus-Flestrum die Pfeilchen der Lilliputer, nicht gespürt oder nicht geachtet — endlich Notiz zu nehmen, und sich durch eine einzige schüttelnde Bewegung ihrer Machtgewalt auf immer Ruhe davor zu verschaffen. Und gesetzt auch, was vermuthlich hier der Fall ist, der oder diejenigen, die dazu den nächsten Anlaß gegeben, hätten für ihre eigene Person nichts zu befürchten: so ist desto wahrscheinlicher, daß die gemeine gute Sache um so stärker leiden

dürfte. Denn da es unter denen, die um die Großen sind, nicht an Leuten fehlt, denen zu ihren Absichten und Planen daran gelegen ist, der Aufklärung und dem sichersten Beförderungsmittel derselben — der freien Mittheilung aller Gedanken, Meinungen, Thatsachen, Bemerkungen, Untersuchungen, Vorschläge, u. s. w., wodurch der Zustand der menschlichen Gesellschaft gebessert werden könnte — die engesten Gränzen zu setzen: so kann man sicher erwarten, daß sie einen so scheinbaren Vorwand nicht unbenutzt lassen werden.

Wenden Sie mir nicht ein: „es sey schon zu weit gekommen, als daß ein so tyrannisches Verfahren nicht zweckwidrig seyn sollte; es würde gerade die entgegengesetzte Wirkung thun, und die Gefahren, wovor man sich fürchte, beschleunigen,“ u. s. w.

Alles dieß, lieber K., sind sehr zweifelhafte Behauptungen, gegen welche sich zu viel einwenden läßt, als daß ihre Betrachtung bei den Handhabern der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt von einigem Gewicht seyn könnte. Maßregeln, deren unmittelbare Uebereinstimmung mit unserm Zwecke stark in die Augen fällt, werden (wie die Erfahrung von jeher gelehrt hat) um entfernter Nachtheile und Gefahren willen nicht leicht verworfen; und überdieß müssen wir auch bei allen solchen Dingen das Minimum sapientiae, wodurch die Welt regiert wird, in Anschlag bringen.

Auf jeden Fall bleibt, wie Sie sehen, meine Behauptung, „daß der unbescheidene Gebrauch des prophetischen Elenchus gegen die Großen wenig oder nichts nützen, hingegen immer höchst wahrscheinlich der guten Sache selbst schaden müsse,“ fest und unerschüttert. Denn gerade das, was in den Augen gewisser enthusiastischer oder vielleicht gar selbstsüchtiger Sachwalter der Menschheit eine vielmehr wünschenswürdige als

besorgliche Wirkung des Sturms und Drangs, womit sie zu Werke gehen, zu seyn scheint, ist in den Augen aller, die mit ruhigem Geist über die menschlichen Dinge urtheilen und ein ungewisses künftiges Gut nicht mit unendlichen gegenwärtigen Uebeln erkaufen möchten; gerade das ärgste was geschehen könnte, und also das, wogegen alle wohldenkenden Menschen mit gesammten Kräften zu arbeiten verbunden sind.

III.

Den 8 August 1793.

Sie fragen mich um meine Meinung über die neue Constitution, von welcher die sogenannten Jakobiner in Paris, seitdem sie Mittel gefunden den Nationalconvent am 2 Junius dieses Jahres zu unterjochen, binnen wenig Tagen entbunden wurden, und die bereits von dem größten Theile der Municipalitäten in Frankreich, ohne weitere Untersuchung, auf Treu und Glauben angenommen worden seyn soll.

Wer schreiblustig genug wäre und seine Zeit schlechterdings nicht besser anzuwenden wüßte als — leeres Stroh zu dreschen, könnte sehr leicht über, für oder gegen diese neue Constitution einen dicken Folianten schreiben. Aber fürchten Sie nichts dergleichen von mir. Was ich darüber zu sagen habe, wird (weil Sie es doch wissen wollen) sehr bald expedirt seyn. Denn eben darum, weil ich de lana caprina nicht gern viele Worte mache, betrachte ich dieses Jakobinische Machwerk nicht — wie es auf dem Papiere da steht, sondern stelle mir vor, was wahrscheinlicherweise in der wirklichen Ausführung daraus werden könne, und das nach diesem Grundriß aufzuführende Staatsgebäude, wofern es auch zu Stande kommen sollte, werde schwerlich so lange dauern, daß es sich der Mühe

verlohnen könnte, eine genaue Prüfung seiner Bestandtheile und ihrer Zusammensetzung anzustellen.

Wenn die Franzosen die Leute wären, denen eine solche Constitution dienen könnte, so wären sie auch die Leute dazu, sich eben so gut ohne irgend eine Constitution zu behelfen. Denn das gestehe ich gern, daß vierundzwanzig Millionen Epiktete sich unter einer solchen Staatsverfassung, in einem Lande wie Frankreich, ganz erträglich befinden würden. Da aber diese Constitution für eben diese Franzosen gemacht ist, die wir seit 1789 gut genug kennen gelernt haben, um genau zu wissen was man ihnen zutrauen darf oder nicht: so ist es mir mit allem kosmopolitischen guten Willen unmöglich, sie für etwas andres anzusehen, als (wofern ich mich der Worte des Herrn Pitt bedienen darf, weil sie meine mit den seinigen hierin völlig einstimmigen Gedanken am kürzesten und vollständigsten ausdrücken) für einen unseligen Versuch, „ein Gemisch von Tyrannei und Anarchie zu organisiren," d. i. den verblendeten und verwilderten Sansculotten, aus welchen die große Majorität des Französischen Volks besteht, weiß zu machen, sie hätten eine gesetzmäßige Verfassung, weil die besagte Constitution ihnen gegen die willkürliche Regierung des Jakobinerclubs in Paris und seiner durch ganz Frankreich verbreiteten Filiale, welcher sie kraft derselben noch ferner unterworfen bleiben, das herrliche Remedium der Anarchie, Insurrection und gewaltsamen Selbsthülfe immer offen läßt. Es gehören Franzosen dazu, um sich so etwas weiß machen zu lassen: aber sie müßten auch keine Franzosen seyn, wenn sie nicht, wenige Wochen oder Monate, nachdem sie um dieß neu geschnitzte Palladium, wie die Israeliten um Aarons goldnes Kalb, jubilirend herumgetanzt haben werden, aus ihrem Taumel wieder erwachen, und auf den ersten Blick, den sie

aus hellen Augen auf das feigenhölzerne Götzenbild werfen, einsehen sollten daß man sie betrogen habe.

„Aber (werden Sie mir einwenden) dieser Betrug ist im Grunde doch nur anscheinend, indem er sich bloß darauf gründet, daß die dermaligen Franzosen für eine demokratische Verfassung noch nicht gut genug sind. Ich nehme Sie bei Ihrem eignen Worte: wenn es nur daran liegt, daß die Neufranken nicht weise und tugendhaft genug für eine solche Verfassung sind, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Denn was die jetzt Lebenden nicht sind, können wenigstens ihre Nachkommen werden; und eben deßwegen ist ja dermalen die Instruction publique, die Umbildung der Französischen Nation zu republicanischen Gesinnungen und Sitten, ein Hauptgeschäfte der Gesetzgeber, die von der Nothwendigkeit einer solchen Metamorphose so sehr überzeugt sind als es irgend jemand seyn kann," u. s. w.

Gut, lieber Freund! Nur bedenken Sie, erstens, daß die Jakobinische Nationalversammlung mit dem Project, wie diese so nothwendige neue Nationalerziehung eingerichtet werden soll, noch bei weitem nicht fertig ist; zweitens, daß wenn es auch fertig wäre, noch die Frage ist, wie viel es tauge; drittens, daß wenn es auch ganz unverbesserlich wäre, noch immer eine große Kluft zwischen dem Project und der bedingten physisch-moralischen Möglichkeit seiner Ausführung übrig bliebe; viertens, daß wenn auch diese Kluft ausgefüllt werden könnte, doch immer wenigstens der vierte Theil des bevorstehenden neunzehnten Jahrhunderts darauf gehen muß, bis die neuen Franzosen, denen diese Constitution anpassen und wohl bekommen soll, gezeugt, geboren, groß gezogen, gebildet und fertig gemacht seyn können; — und daß also, fünftens, Zehn gegen Eins zu wetten ist, daß unsre eben so flatterhaften als in-

dustriösen Gallofranken bis dahin wenigstens noch ein oder zwei Duzend neue Constitutionen gemacht haben, und diejenige, über welche sie in diesem Augenblick ein so frohlockendes Gekakel erheben, eben so rein vergessen haben werden, als sie die unendlichen Eidschwüre vergessen haben, wodurch sie sich in den Jahren 1790 und 91 so oft und so feierlich verpflichteten, der ersten Constitution und Ludwig XVI getreu zu bleiben.

Sie, lieber***, scheinen mir zwar aus der allgemeinen Bereitwilligkeit und Freude, womit diese auf Freiheit und Gleichheit gebaute Jakobinische Constitution bereits von den meisten Districten und Municipalitäten angenommen worden ist, eine günstigere Vermuthung für die Dauer derselben zu ziehen. Aber sollte Ihr gutherziger Wunsch, eine schon so oft betrogne, schon so lange und so übel von Freunden und Feinden gemißhandelte Nation endlich einmal (auf welche Weise es auch sey) wieder beruhigt und nach ihrer eignen Vorstellungsart glücklich zu sehen, Ihrem Kopfe nicht einen kleinen Streich gespielt haben?

Die Jakobiner — die überhaupt während der ganzen Revolution die einzigen waren, die immer consequent gehandelt, ihren ganzen Plan auf richtige Begriffe von dem, was das Volk allenthalben, und besonders was es in Frankreich ist, gegründet, und diesen Plan nie aus den Augen verloren haben — die Jakobiner, sage ich, rechneten freilich sehr richtig, da sie ihrem so eilfertig zur Welt gebrachten Kinde die beste Aufnahme versprachen. Sie wußten, wie unbeschreiblich die Sehnsucht der Nation nach einer Verfassung ist, die den immer unerträglicher werdenden Uebeln der bisherigen Anarchie ein Ende mache. Sie wußten recht gut, daß eine jede Constitution — gleichviel was für eine — wenn sie nur die

Worte Freiheit und Gleichheit mit recht großen Buchstaben an der Stirne führe, ihrer Absicht genug thun, die Unternehmungen der Girondisten und Royalisten vereiteln, und (wenigstens wieder eine Zeit lang) die willkürliche Vormundschaft über einen vierundzwanzig Millionen-köpfigen Souverän in ihren Händen erhalten werde. Sie eilten also über Hals über Kopf, dieses eben so einzige als zuverlässige Mittel, wodurch sie zugleich sich selbst retten und ihre Feinde vernichten konnten, fertig zu machen; und binnen wenigen Tagen war es fertig, approbirt, decretirt, gedruckt und in ganz Frankreich zur Sanction des Volks, ihres Souveräns und Herrn-Gottes, verbreitet. Ueberall wurde diese neue Constitution von Jakobinern und Sansculotten mit Entzücken aufgenommen, ja in vielen Municipalitäten bevor man noch wußte was ihr Inhalt war. Warum das, als eben darum, weil sie diese Aufnahme — nicht ihrer innern Güte und Vortrefflichkeit zu danken hatte: sondern weil das Ding, was man dem Volke brachte, eine Constitution hieß, d. i. weil das Volk, seines elenden Zustandes herzlich müde, mit dem Worte Constitution die Vorstellung von wiederkehrender Ordnung, Ruhe und Sicherheit und (was die Sansculotten und Bettler, als die dermalige Majorität der Nation, besonders betrifft) die lachenden Bilder aller der Vortheile, womit die Wörter Freiheit und Gleichheit ihrer Einbildung schmeicheln, zu verbinden gewohnt ist.

Was Wunder also, daß die Nationalversammlung von allen Orten und Enden nichts als Danksagungen für die unaussprechliche Wohlthat, womit sie das Französische Volk beseliget habe, empfängt? Wie sollte es anders seyn? Diejenigen, die im Stande wären das Werk mit Kenntniß der Sachen zu prüfen und zu beurtheilen, machen eine unendlich

kleine Minorität aus, und wissen nur zu wohl, wie es ihnen ergehen würde, wenn sie sich dem reißenden Volksstrom entgegenstemmen wollten. In allen Municipalitäten gibt es Jakobiner, die über die Gemüther der Sansculotten herrschen, und im Namen der Republik auch über ihre Fäuste disponiren können. Sechzehn Millionen Sansculotten (denn so stark kann man sie, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, aufs wenigste sicher rechnen) geben den Jakobinern ein furchtbares Uebergewicht. Vergebens werden Brissot und Barbaroux, Roland und Pethion, Guadet und Gensonné, mit allem ihrem Anhang, sich einer solchen Uebermacht entgegenthürmen. Ihr Schicksal ist leicht vorauszusehen. Da sie von der herrschenden Partei mit den La Fayette und Rochefaucould, mit den Barnave und Vaublanc und Dumas (die doch um so viel besser waren als sie) in Eine Rubrik geworfen werden, so werden sie auch gleichen Ausgang mit jenen haben. Es ist Natur der Sache. Was sie ausrichten wollen, müßten sie durch Sansculotten ausrichten: aber auf diese kann niemand, der seinen Arm gegen die Jakobiner aufhebt, auch nur einen Tag sicher rechnen; und es ist daher unbegreiflich, wie Felix Wimpfen, der sich neuerlich zum Champion der Anti-Jakobiner zu Caen aufgeworfen hat, hoffen konnte, daß es ihm besser ergehen werde, als dem einst angebeteten La Fayette, oder dem auf sich selbst und seine Linientruppen so zuversichtlich trotzenden Dumouriez?

Neue Erfahrungen werden bald genung bestätigen, was ältere uns schon gelehrt haben sollten. Ich wiederhole es: es ist so, weil es nicht anders seyn kann. Jakobiner und Sansculotten sind Correlata, deren keines des andern entbehren kann: ohne diese würden jene nicht willkürlich tyrannisiren, diese ohne jene nicht das souveräne Volk seyn. Es läßt sich

kein stärkeres Band denken als das Band, das die viermalhunderttausend Jakobiner in Frankreich mit den sechzehn Millionen Sansculotten vereiniget; und ich bin so gewiß als man es von einer zufälligen künftigen Sache seyn kann, daß beide nur unter den Ruinen ihres Vaterlandes aufhören werden zu seyn was sie sind.

Ich halte also (um mich kurz zu fassen) die neue Constitution zwar für ein übereiltes unhaltbares Werk, welches früher oder später entweder von seinen Baumeistern wieder eingerissen werden, oder in sich selbst zusammenfallen wird, aber desto dauerhafter scheint mir die auf souveräne Sansculotterie gegründete Tyrannie der Jakobiner zu seyn; und ich bin weit entfernt den Gerüchten zu glauben, die uns, seit dem Tode des wahnsinnigen und aussätzigen Volksfreundes Marat, die nahe Zerstörung jenes verruchten Ordens ankündigen; wiewohl ich solche eben so herzlich wünsche, als ich überhaupt allen Despotismus (wo, wie und unter welchem Namen oder rechtlichen Behelf er über die vernunftfähigen Bewohner des Erdbodens tyrannisiren mag) zu Grabe singen helfen möchte.

Fragen Sie mich aber nicht, was aus allem diesem endlich werden könne oder müsse? Denn die Antwort geht über meine Fähigkeit. Was mir indessen sehr wahrscheinlich vorkommt, ist: daß, wofern sich in irgend einem unbekannten Winkel Frankreichs irgend ein verborgener Dschengis befände, der in aller Stille einen jungen Tifan aufzöge und bildete, dieser neue Tifan, wenn er endlich zur rechten Zeit hervorträte, alle Herzen (so viele die Revolution noch übrig gelassen hätte) erobern, über Jakobinismus und Sansculotterie triumphiren, und der Stifter einer neuen, bessern und wieder einige

Zeit dauernden Ordnung der Dinge in Frankreich (vielleicht, durch sein Beispiel, in ganz Europa) werden würde.

„Wie vieles (sagt Euripides) richten die Götter aus, das wir nicht gehofft hatten! Was unsers Bedünkens geschehen sollte, erfolgt nicht, und für das, was uns unglaublich schien, findet Gott einen Weg.“ — Möchte sich doch dieser fromme Glaube auch durch den Ausgang der gegenwärtigen Welthändel bestätigen!

IV.

Ich bitte Sie, lieber ***, sprechen Sie mir nichts mehr von neuen Constitutionen! Eine alte Constitution, sie möchte so schlecht seyn als sie wollte, wenn die Menschen, denen sie gegeben worden oder die sie sich selbst gegeben hätten, nur vernünftig und redlich genug wären jeder seine Pflicht zu thun, würde immer gut genug, und eben darum, weil sie alt wäre, nur desto besser seyn. Glauben Sie mir, in der Verderbniß und Verkehrtheit der Menschen steckt die Quelle des Uebels, die durch keine Constitution verstopft werden wird noch werden kann, wenn gleich alle Constitutionenmacher, von Hermes Trismegistus und Minos I an bis auf die Französischen Gesetzgeber, welche für die verunglückte Constitution von 1791 mit ihrem Kopfe bezahlen mußten, aus ihren Gräbern hervorgingen, und mit vereinigten Kräften die vollkommenste aller Constitutionen, die durch Menschenwitz erdacht werden mag, herausklügeln würden. Sie würde doch immer weder mehr noch weniger als eine Utopische Republik seyn, so lange das große Arkanum, „die Majorität der Menschen vernünftig und rechtschaffen zu machen,“ unerfunden bleiben wird.

Sagen Sie mir nicht: eben darum, weil die Menschen

das nicht sind, bedürfen sie einer Constitution, d. i. einer künstlich zusammengesetzten politischen Maschinerie, deren Springfedern, Räder und Gewichte sie, ohne daß die meisten wissen wie es zugeht, nöthigen ihre Pflichten zu erfüllen, und, gern oder ungern, das Beste des Ganzen zu befördern, indem sie bloß für ihr Privatinteresse zu arbeiten glauben.

Das ist bald gesagt, mein Freund. — Aber hat nicht die Erfahrung von mehr als viertausend Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, daß es mit allen diesen politischen Maschinen nichts als Stück- und Flickwerk ist? daß keine ihrem Endzwecke ein Genüge thut? daß man noch keine gesehen hat, die nicht früher oder später in Unordnung gerathen, bald zu schnell, bald zu langsam gegangen und zuletzt ganz ins Stocken gekommen wäre? Und wahrlich es braucht keines sehr tiefsinnigen Nachdenkens, um den Grund, warum es immer so seyn mußte, herauszubringen. Denn das ganze Geheimniß liegt darin: daß der Mensch selbst keine Maschine ist. Ein freies Wesen kann seiner Natur nach durch kein Maschinenwerk, wie fein und künstlich es auch ausgedacht sey, zum Zweck seines Daseyns gebracht werden; weil es ewig unmöglich bleiben wird, diesen Zweck jemals durch andere Mittel als durch den richtigen Gebrauch seiner Vernunft und seines freien Willens zu erhalten.

Sie sehen wohl ohne mein Erinnern ein, daß ich damit nicht habe behaupten wollen, die Menschen, so wie sie sind, würden eben so gut thun unter gar keiner bürgerlichen Regierung zu leben. Diese Absurdität folgt keineswegs aus meiner obigen Behauptung. Alles was daraus folgt ist bloß: daß eine auf freiwillig angenommenen Grundsätzen ruhende Regierungsform bei weitem nicht hinlänglich ist einen Staat

glücklich zu machen; und daß es also ein großer Irrthum ist, sich einzubilden, man hätte Alles oder auch nur das Wichtigste gethan, wenn man einem Volke, das sich bei seiner dermaligen Staatsverfassung übel befindet, eine andere, bessere, oder vielmehr besser scheinende, geben könnte. Der hierbei vorwaltende Irrthum ist zweifach: denn man irrt sich, wenn man die dermalige Verfassung für die Ursache hält, warum sich das Volk übel befindet; und man irrt sich nicht weniger, wenn man glaubt, es bedürfe nur einer andern seinen Wünschen angemesseneren, um sich künftig wohl zu befinden.

Nehmen wir den Fall an: eine Nation gerathe (wie zum Beispiel die Französische in unsern Tagen) unter einer uneingeschränkten monarchischen Verfassung stufenweise in so elende Umstände, daß sie sich nicht anders als durch ein verzweifeltes Mittel retten zu können glaube. Vermöge einer dem rohern Theile der Menschen sehr natürlichen Art zu schließen, kann sie leicht auf den Gedanken gerathen: da wir uns unter einem uneingeschränkten Könige so übel befunden haben, so wird uns durch eine Verfassung, die sich so weit als möglich von der monarchischen entfernt, desto gewisser und vollständiger geholfen werden. Gesetzt nun, sie gäbe sich in dieser Hoffnung eine demokratische Constitution, was gewänne sie dadurch? Beim ersten Anblick freilich sehr viel, denn sie sähe sich nun auf einmal von allen Arten monarchischer und aristokratischer Bedrückung befreit. Aber ehe sie noch Zeit gehabt hätte die Früchte einzuernten, würde sie durch eine traurige Erfahrung belehrt werden, daß sie bei der Veränderung nichts gewonnen habe, was sie nicht mit dem Verlust eines Vortheils bezahlen müsse, dessen Werth sie nun erst durch die Entbehrung gehörig schätzen lernen würde; und daß (alles aufs billigste berechnet) die Gebrechen und Uebel

einer popularen Regierung in einem sehr grossen Staate das Aergste, was ein Volk in unsern Tagen von einem unweisen oder nach cyklopischen Grundsätzen regierenden Alleinherrscher zu leiden haben kann, so auffallend überwiegen, daß nur herrsch- und raubsüchtige Demagogen auf der einen Seite, und der roheste, dürftigste, sittenloseste, kurz in jeder Betrachtung schlechteste Theil der untersten Volksclassen auf der andern, die Fortdauer einer solchen Verfassung wünschen können, worin der bessere Theil der Bürger seines Eigenthums, seiner Freiheit und seines Lebens nur so lange als es jenen Demagogen und diesen Sansculotten gefällt, d. i. keinen Augenblick, sicher ist.

Wenn man nicht die stärksten Gründe hätte, die meisten Urheber der Revolution vom 10 August 1792 für Bösewichter zu halten, so würde ich sagen: es war lächerlich und kindisch, die Monarchie für die Ursache alles Uebels in Frankreich zu erklären. Sie war es nicht mehr als es die Demokratie dermalen ist; denn eine Monarchie, in welcher der Staat blühend und das Volk glücklich ist, ist wenigstens eben so denkbar, als eine Demokratie, die diese Bedingung erfüllt; oder, mit andern Worten, wenn Monarchie und Demokratie das wirklich sind was sie seyn sollen, so kann ein Volk, insofern es zur Glückseligkeit geeigenschaftet ist, unter beiden Verfassungen glücklich seyn. Aber diese Bedingung ist der Punkt, worauf es ankommt. Nicht die Monarchie, sondern die Laster und die tiefe sittliche Verdorbenheit aller Stände und Classen waren das, was Frankreich von Stufe zu Stufe so weit herunterbrachte, daß der Hof selbst sich zuletzt gezwungen sah, die Nation zur Rettung des Staats aufzufordern: und eben diese Laster, eben diese tiefe moralische Verdorbenheit, welche sie in die neue Staatsverfassung mitbringt, macht die Hoff-

nung, durch die Demokratie glücklich zu werden, zur lächerlichsten aller Chimären. Denn um dieß durch die Demokratie zu werden, müßte die Französische Nation nicht bloß moralisch besser, sie müßte gänzlich umgeschaffen werden. Dieser unbeschreibliche Leichtsinn, diese unbändige Hitze, diese Unbeständigkeit, Hoffart und Eitelkeit, mit Einem Worte, dieser in den bekannten Horazischen Versen so treffend gezeichnete Jünglingscharakter, der die Französische Nation vor allen andern auszeichnet, ist mit der Demokratie ganz unverträglich. Eine gute monarchische Regierung kann ihn zur Noth in Schranken halten, ja sogar durch eine weise Leitung zum Vortheil des Staats benutzen. Aber wie sollte ein Volk mit einem solchen brausenden Jünglingscharakter jemals sich selbst regieren, sein eigener Gesetzgeber und Unterthan zugleich seyn können?

Da es also nicht auf die Constitution, nicht auf monarchische oder populare Regierungsform, sondern auf die Beschaffenheit des Kopfes und Herzens, auf die Denkart, Gesinnungen und Sitten der Einwohner eines Staats ankommt, wenn häusliche Glückseligkeit in den einzelnen Familien, und wahrer dauerhafter Wohlstand des Ganzen, wovon jene die Elemente sind, auch nur als möglich sollen gedacht werden können: so lassen Sie uns doch endlich einmal aufhören, dem was man die Constitution eines Staats nennt eine so große Wichtigkeit beizulegen, und, je nachdem die Französischen Volksredner, denen man seit einigen Jahren so gefällig zuhört, uns die Köpfe mehr oder weniger erhitzt haben, so viel Dinge zu sagen und zu schreiben, die — wofern sie nicht bloß in den Wind hineingesprochen seyn sollen — kaum eine andere Tendenz haben können, als unsere guten Deutschen mit ihrer gegenwärtigen Verfassung unzufrieden zu machen, und die

eitle Hoffnung in ihnen zu erwecken, daß sie unter einer andern glücklicher seyn würden.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, oder vielmehr, es ist eine Wahrheit, die man so lange predigen und den Menschen auf alle nur ersinnliche Weise anschaulich zu machen und einzuprägen suchen muß, bis sie endlich Wirkung thut: „die Menschen können nur dadurch glücklicher werden, wenn sie vernünftiger und moralischer werden.“ Mit dieser Bedingung werden sie sich unter jeder Staatsverfassung und Regierungsform, die nicht ganz so barbarisch als die Japanische ist, besser befinden, als ohne sie unter der vollkommensten, die irgend ein Plato oder Aristoteles auszudenken vermöchte. Und, was das Wichtigste ist, diese Bedingung der Glückseligkeit ist in unserer Macht; dahingegen der Erfolg einer gewaltsamen Revolution nicht in unsrer Macht steht, wie gut und rein auch anfangs die Absichten derjenigen gewesen seyn möchten, die sich durch die schwärmerische Hoffnung der herrlichen Folgen einer neuen Ordnung der Dinge zum Umsturz der alten verleiten ließen.

Ich sagte oben, „eine alte Constitution sey eben darum, weil sie alt ist, desto besser,“ — als eine neue nämlich, die auf den Trümmern der alten errichtet würde; und indem ich es hinschrieb, fühlte ich, daß Sie über eine so paradoxe Behauptung stutzen würden. — Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich weder diesen Satz, noch den allgemeinern, worauf er sich gründet, ohne alle Einschränkung und genauere Bestimmung angenommen wissen wolle: dafür aber wird Ihnen auch, was daran wahr ist, und inwiefern es wahr ist, bei näherer Erwägung leicht in die Augen fallen.

Ueberhaupt denke ich, würde eine politische Verfassung nie alt geworden seyn, würde es gar nicht haben werden

können, wenn sie dem Temperament und Charakter, der Lage und den Umständen des Volkes, bei welchem sie alt wurde, nicht besonders und mehr als irgend eine andere angemessen gewesen wäre. Und dann ist es eine durch die ganze Geschichte der Menschheit bestätigte Erfahrungswahrheit, daß die Menschen sich, so wie nach und nach an jedes Klima und an jede Art sich zu nähren und zu kleiden, eben so auch an jede Art von bürgerlicher Verfassung und Regierungsform gewöhnen, in jeder bald das, was sie Vortheilhaftes für sie hat, zu benutzen wissen, das Nachtheilige hingegen, und sowohl die von ihr unzertrennlichen als die aus zufälligen Mißbräuchen entspringenden Uebel durch die Gewohnheit erträglich, ja zum Theil ganz unmerklich finden. —

„Desto schlimmer! — (höre ich Sie mit Unwillen ausrufen) Eben dieß ist das Stärkste, was gegen die Verfassungen, denen Sie, wie es scheint, das Wort reden wollen, gesagt werden kann.“

Nicht so voreilig, lieber Freund! Ihre Einwendung könnte mich nur dann treffen, wenn ich aus den beiden so eben angeführten Erfahrungssätzen die Folge ziehen wollte, „daß die Gebrechen und Mißbräuche einer Staatsverfassung, die schon lange gedauert hat, und eben deßwegen mancher Ausbesserung benöthigt seyn muß, eben so heilig seyn müßten als die Grundgesetze dieser Verfassung selbst.“ Natürlicherweise werde ich mich einer so widersinnigen Behauptung nie schuldig machen: sie folgt aber auch keineswegs aus den Sätzen, worauf ich meine Meinung, daß eine alte Constitution (nicht zu vergessen, unter der beigefügten ausdrücklichen Bedingung) besser als eine neue sey, gegründet habe. Unläugbar war jede alte Verfassung ursprünglich der Lage des Volks, das sich ihr unterwarf, angemessen; und je mehr sie dieß war, desto leichter

gewöhnte sich das Volk an sie. Beides gibt überwiegende Gründe gegen jeden Versuch, sie gewaltsamerweise mit einer neuen zu vertauschen, als welche nicht nur alle, die mit der alten zufrieden waren, gegen sich haben, sondern auch dem Charakter, den Sitten, der Vorstellungsart, und einer Menge zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten des Volkes überhaupt um so weniger angemessen seyn wird, je weiter sie sich von der alten entfernt.

Aber, gibt es denn keine andern Mittel und Wege, den Mängeln, Gebrechen und Mißbräuchen einer alten Verfassung abzuhelfen, als einen gewaltsamen Umsturz? — Allerdings ist es Natur der Sache, daß auch die beste Constitution, deren ein Volk unter gegebenen Umständen fähig war, mit der Länge der Zeit und unter veränderten Umständen der Ausbesserung benöthigt seyn muß. Aber eine Verfassung müßte auch gar nichts taugen, wenn sie nicht schon in sich selbst Kräfte und Mittel hätte, ihrer Verderbniß zu widerstehen und sich selbst auszubessern; und ein Volk, unter welchem nicht so viel Vernunft und Rechtschaffenheit ist als dazu gehört, den Gebrechen der Staatsverwaltung oder der Verfassung selbst, durch gelindere und zweckmäßigere Mittel als Aufstand, Empörung und Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, zu Hülfe zu kommen, ein solches Volk ist noch gar nicht fähig sich eine bessere Verfassung zu geben. Denn eben dadurch, daß es durch physische Gewalt erzwingen will, was die Vernunft allein durch die sanfte, langsam wirkende, aber endlich unwiderstehliche Macht der Ueberzeugung zu Stande bringen kann und wird, beweist es, wie tief es noch unter derjenigen Stufe von Aufklärung und Humanität stehe, auf welcher ein Volk stehen muß, um über sein wahres Interesse richtig zu urtheilen, und sich selbst gründlich helfen zu können.

Sie sehen, lieber ***, wohin ich ziele. Es ist der ewige Refrain aller meiner politischen Träume und das Resultat alles dessen, was mich die große Regenten- und Völkerschule, die Französische Staatszerrüttung, seit fünf Jahren gelehrt hat. Kurz, wir befinden uns wieder auf dem nämlichen Punkte, von dem ich ausging. Soll es jemals besser um die Menschheit stehen, so muß die Reform nicht bei Regierungsformen und Constitutionen, sondern bei den einzelnen Menschen anfangen. So wie diese in allen Ständen und Classen vernünftig genug seyn werden ihr wahres Interesse zu kennen, so werden sie auch besser, und so wie sie besser sind, werden sie auch glücklicher seyn. Denn die reichste Quelle alles menschlichen Elends ist nicht außer uns, sondern liegt in dem Mangel eines richtigen Begriffs von unsrer Natur und Bestimmung, in der falschen Schätzung des Werths der äußern Dinge, in dem Uebergewichte des thierischen Theils über den vernünftigen, in der Verdorbenheit der Sitten, in der täglich zunehmenden Weichlichkeit, Trägheit, Ueppigkeit, Abstumpfung des moralischen Gefühls und in der Egoisterei, die sich von den höhern Classen immer mehr und mehr auf die niedrigern ergießen. Wer kein tiefes Gefühl von seinen Pflichten hat, kann keinen richtigen Begriff von seinen Rechten haben. Wer fähig ist zu thun was die Würde der menschlichen Natur schändet, der ist auch fähig zu leiden was kein Mensch leiden soll, und verdient es zu leiden. Denn der Sklave seiner eigenen Leidenschaften hat keinen gegründeten Anspruch an eine Freiheit zu machen, die er nur zu seinem eigenen und anderer Menschen Verderben anwenden würde.

Ist alles dieß unläugbar, so freuen Sie sich mit mir, mein Freund, daß die unnachläßlichen Bedingungen der besondern und allgemeinen Glückseligkeit so ganz in unsrer

Gewalt sind. Denn moralisch gut zu seyn, hängt lediglich davon ab, daß man es ernstlich seyn wolle; und was erfordert wird, um sich von den schädlichsten Irrthümern zu befreien und zur Erkenntniß der nöthigsten und heilsamsten Wahrheiten zu gelangen, ist in unsern Tagen immer leichter zu erhalten, da die Mittel dazu immer allgemeiner verbreitet werden. Wie langsam auch vermittelst dieser Fortschritte der Vernunft die Verbesserung und Veredlung der Menschen zu Stande kommen mag, genug sie ist im Werke, und nur ein erklärter Feind alles Guten, oder ein Thor der nicht weiß was er thut, kann sich ihrem unaufhaltbaren Gange absichtlich in den Weg stellen wollen.

Ich kenne, wenn die Rede von der ungeheuern Menge von Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, und in welcher ein Anhänger der Epikurischen und Diderotischen Philosophie ein unauflösliches Argument gegen das Daseyn Gottes zu finden glaubt, keine bessere Antwort als diese: Il y a des maux horribles, mes amis; eh bien, n'en augmentons pas le nombre! Lassen Sie uns diesen Zuruf auch auf die Uebel anwenden, die den politischen Schwärmern unsrer Zeit zum Vorwand eines Antimonarchismus dienen, der (wie wir sehen) binnen vier Jahren größeres Elend auf Frankreich zusammengehäuft hat, als alle seine Könige von Clovis bis auf Ludwig den Sechzehnten binnen dreizehn Jahrhunderten. Der Ungerechtigkeiten, der Thorheiten, der Mißbräuche aller Art sind nur allzu viele unter der Sonne; nun denn, mein Freund, so wollen wir wenigstens uns hüten ihre Anzahl zu vermehren!

Nachträge.

V.

Januar 1793.

Ich werde (so lange meine mit sechzig Jahren nicht mehr zunehmenden Kräfte noch reichen) nur mit dem Daseyn aufhören, meinen seit mehr als fünfunddreißig Jahren öffentlich dargelegten Grundsätzen und Gesinnungen getreu,*) als Schriftsteller zu Beförderung alles dessen mitzuwirken, was ich für das allgemeine Beste der Menschheit halte; und eben darum werde ich, so lange es nöthig seyn wird, allen unächten, verworrnen und schwindlichten Begriffen von Freiheit und Gleichheit, allen auf Anarchie, Aufruhr, gewaltsamen Umsturz der bürgerlichen Ordnung, und Realisirung der neuen politischen Religion der Westfränkischen Demagogen, abzweckenden, oder auch (vielleicht wider die Absicht wohl-

---

*) Von beiden enthält schon der Agathon alles, was einen jeden unbefangenen Leser verständigen kann, wie ich über die zeitherigen großen Weltbegebenheiten denken muß, so lange ich nicht in einen andern Menschen verwandelt werde.

meinender sogenannter Demokraten) dazu führenden Maximen, Raisonnements, Declamationen und Associationen, aus allen Kräften entgegen arbeiten; nicht zweifelnd, daß ich hierin jeden ächten deutschen Patrioten, Volksfreund und Weltbürger auf meiner Seite habe und behalten werde.

Auch ich sehe so gut als ein anderer, daß weder in Deutschland noch in dem übrigen Europa alles so ist, und so geht, wie es seyn und wie es gehen sollte; und ich bin sehr überzeugt, daß den Uebeln, worüber man zu klagen Ursache hat, nur durch eine gründliche Reformation der Gesetzgebung und der dermaligen Constitutionen geholfen werden könne: aber ich behaupte, daß dieß nicht durch die neue Theorie der Französischen Demagogen, nicht durch Insurrectionen und Umstürzung der bestehenden Ordnung der Dinge, geschehen könne, noch versucht werden solle. Was in Frankreich geschehen ist, kann und soll uns nicht zum Muster, sondern Fürsten zur Warnung dienen. Ein schrecklicher Exempel hat, vielleicht seit die Welt steht, die göttliche Nemesis an den Unterdrückern der Menschheit nie statuirt, als an dem Könige, dem Hofe, der Klerisei, dem Adel und den Parlamentern des ehemaligen Frankreichs: aber um einen so hohen Preis hat auch noch kein Volk auf der Welt eine Freiheit erkauft, die es (aus Mangel richtiger Begriffe und moralischer Grundsätze) so wenig recht zu gebrauchen weiß, daß sie vielmehr eine unversiegbare Quelle unermeßlicher Uebel für dasselbe geworden ist, und es so lange bleiben wird, bis das Gefühl seines dermaligen Elends ihm eben so unerträglich werden wird, als ihm im Jahr 1789 sein damaliges war.

Ferner glaube ich, daß es auch einem Privatmann sehr erlaubt sey — zwar nicht in dem Tone, den sich die Unverschämtheit erlaubt, über die Monarchen abzusprechen — aber

doch seine Meinung von den Maßregeln, die ihm bei sehr wichtigen, das Wohl oder Weh ganzer Nationen und Generationen betreffenden Vorfallenheiten die gemeinnützigsten scheinen, mit gehöriger Bescheidenheit öffentlich zu sagen — so lange diejenigen, denen die Verwaltung der höchsten Macht anvertraut ist, noch keine entschiedene Partei ergriffen haben. Die Regenten oder ihre Rathgeber könnten auf diese Art zuweilen erfahren, was über Dinge, woran Allen gelegen ist, und deren unweise Behandlung meistens die unschuldigen Völker büßen müssen, die Wünsche des Volks und die Gedanken verständiger Männer sind, deren Auge kein Privatinteresse zum Schalk macht, und die gerade deßwegen, weil sie nicht persönlich in die Begebenheiten verflochten sind, desto unbefangener und richtiger sehen, was zu thun oder zu lassen ist. Wie unendlich selten es auch seyn mag, daß solche unverlangte Avise den Großen (die zuweilen etwas leichter und verwegner, als recht ist, mit den Schätzen des Staats und mit den Köpfen ihrer Unterthanen spielen) in die Hände falle, oder einiger Aufmerksamkeit von ihnen gewürdigt werde: so ist es doch nicht unmöglich, daß unter tausend fruchtlosen Versuchen, ihnen auf diesem Wege beizukommen, vielleicht einmal einer gelinge, und etwas Böses verhüte, was sonst geschehen, oder etwas Gutes veranlasse, das sonst unterblieben wäre. Aber wenn man nun einmal über den Rubikon gegangen, und der fatale Wurf geschehen ist: alsdann kann es nicht nur zu nichts helfen, sondern würde meistens schädlich seyn, wenn Privatleute sich anmaßen wollten, Maßregeln öffentlich zu controliren, von deren glücklichem Erfolge nun, da sie einmal genommen worden sind, öfters das Schicksal von Millionen Menschen abhängen kann. So scheinen (um ein sehr nahe liegendes Beispiel zu geben) noch vor weniger

als einem Jahre die verständigsten Männer, die bei den der- maligen politischen Haupt- und Staatsactionen blose Zuschauer abgeben, ziemlich allgemein überzeugt gewesen zu seyn, daß die benachbarten sowohl als die entfernten Monarchen, und besonders die Amphiktyonen der grosen Germanischen Staatenrepublik, keine klügern Maßregeln nehmen könnten, als den Französischen Revolutionen, von denen seit vier Jahren immer eine die andere verschlingt, um in kurzem wieder von einer andern verschlungen zu werden, ruhig ihren Lauf zu lassen, und ohne Noth nicht einen Deut, noch ein einziges Haar von einem Deutschen Kopfe zu den Unkosten der Experimente herzugeben, welche die politischen Aerzte in Frankreich an ihrem todkranken Staatskörper zeither gemacht haben, und — so lange jeder empirische Saalbader sich, wie bisher, in die Cur mischen, und was ein geschickter Practicus etwa gut gemacht hat, wieder verderben darf — wahrscheinlich so lange zu machen fortfahren werden, bis ihnen der Patient unter den Händen stirbt. Indessen fehlte es nicht an Veranlassungen und Gründen, welche die entgegengesetzte Maßnehmung anzurathen und zuletzt sogar nothwendig zu machen schienen; und, wenn man (der menschlichen Freiheit unbeschadet) sagen kann, daß die Menschen ihrem Schicksal nicht entgehen können, so scheint es in der That dießmal — wer kann sagen, ob von unserm schwarzen oder weißen Dämon? — so verhängt gewesen zu seyn, daß Deutschland wider seinen Willen in dieses gefahrvolle Spiel verwickelt werden mußte, das sich entweder bald zu unsern Gunsten wenden muß, oder nicht zu berechnendes Unglück und Elend über unser gemeinsames Vaterland bringen kann. Aber, was auch der Ausgang seyn mag, wehe uns, wenn nicht von dem Augenblick an, da wir das Vaterland in Gefahr sehen, alle

diese unseligen Factionsnamen von Aristokraten und Demokraten, mit allen den grassen Begriffen und Hirngespenstern, womit Schwärmerei, Egoismus und Begierde nach neuen Dingen so viele Köpfe angefüllt hat, auf einmal verschwinden, und alle Deutschen sich in dem allgemeinen Willen vereinigen, lieber alles zu wagen und aufzuopfern, als zuzugeben, daß das Deutsche Reich, unter dem spottenden Vorwand einer täuschenden Befreiung, in die Gräuel der abscheulichsten Anarchie gestürzt werde, die für uns alle und unsere Nachkommen noch verderblicher seyn würde, als sie selbst für die Frankreicher ist.

Welcher Deutsche, in dessen Brust nur ein Funke von Nationalgefühl glimmt, kann den Gedanken ertragen, daß ein auswärtiges Volk sich anmaße, uns einen alle unsere häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse zerstörenden politischen Wahnglauben mit den Waffen in der Hand aufzubringen, und zu eben der Zeit, da sie nichts als Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit, Weltbürgerschaft und allgemeine Verbrüderung im Munde führen, uns die abscheuliche Wahl vorzulegen, ob wir entweder zu Verräthern an den Gesetzen unsers Vaterlands, an unsern rechtmäßigen Regenten, und an uns selbst und unsern Kindern werden, oder uns wie die verworfensten Sklaven behandeln lassen wollen?

Wenn eine solche Lage nicht als die stärkste Aufforderung an alle Teutschen Fürsten, Regenten und Staatsbürger, von den ersten bis zu den untersten Classen angesehen wird, einen neuen Bund zu beschwören, der alle, durch Zeit und Umstände nach und nach erschlafften Bande unsers großen Staatenvereins wieder fest zusammenziehe; einen Bund, der, indem er die Pflichten der Völker auf ihre Rechte, und die Rechte der Regenten auf ihre Pflichten gründet, diesen letztern, mit

dem Herzen, dem Vertrauen und der Treue ihrer Untergebenen, auch die väterlichen Gesinnungen, die Fürsorge und Thätigkeit wahrer Landesväter wiedergebe, und in allen Deutschen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe entzünde, welches einen jeden in seinem Stande und Beruf in wetteifernde Bewegung setze, nach seinen Kräften und Verhältnissen zur Ruhe, zum Ruhm und zum immer steigenden Wohlstand unserer Nation mitzuwirken, die es in so vielerlei Rücksichten in ihrer Gewalt hat, sobald sie nur ihre eigenen Vorzüge erkennt, die erste und glücklichste des Erdbodens zu seyn — wenn, sage ich, unsere dermalige Lage bei einem so dringend hierzu auffordernden Zusammenfluß von Umständen nicht diese Gefühle, diese Gesinnungen und diese Resultate hervorbringt: dann müßte man freilich bekennen, daß es schlimm mit uns stehe! und dann bleibt ja wohl dem redlichen Patrioten nichts weiter übrig als sich einzuhüllen, das Vaterland — seinem Verhängniß zu überlassen, und was künftig zu rathen oder zu thun seyn möchte, von den Winken einer höhern Hand, d. i. von der Richtung zu erwarten, die der Sturm und Drang physischer und moralischer Ursachen den öffentlichen Angelegenheiten geben würde. Aber in diesem gegenwärtigen Augenblicke, wo nur Patriotismus, Eintracht, Gehorsam gegen die Gesetze und Anhänglichkeit an unsere Constitution das gemeinschaftliche Vaterland retten können, jetzt ist demokratische und aristokratische Parteigängerei (aufs gelindeste zu reden) Wahnsinn; denn in einem solchen Zeitpunkt muß die Pflicht, gegen die Desorganisirer und Empörungsprediger gemeine Sache zu machen, alle andern Rücksichten verschlingen. Dieß sage ich im Angesicht der ganzen Nation, nicht weil ich nicht anders denken oder reden darf, sondern weil ich überzeugt bin, daß ein jeder, der es mit

dem Vaterlande wohl meint und sein wahres Interesse kennt, ein jeder, der nicht entweder von fanatischen Freiheits= und Gleichheits=Sophismen bethört, oder von despotischen Vorurtheilen und Gesinnungen dumm geworden ist, schwerlich anders denken kann.

VI.

Julius 1792.

Meine Meinung ist keineswegs, daß dem selbstdenkenden Theil der Gelehrten, oder den Schriftstellern, welche sich auf die eine oder andre Art berufen fühlen, durch Schriften zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft wirksam zu seyn, unrechtmäßige oder allzuenge Schranken gesetzt werden sollen; ich wünsche und rathe einem jeden nur so viel Mäßigung, Klugheit und Unparteilichkeit, als um der guten Sache selbst willen nöthig ist. — Und was ist diese gute Sache? Wahrlich keine andere, als — daß alle Menschen, in allen Ständen und Classen, immer vernünftiger und besser denken und handeln lernen. — Dieß kann, wenn ich nicht sehr irre, von den Schriftstellern nur durch eine ruhige und unvermerkt zunehmende Verbreitung des Lichts, das die Köpfe aufhellt und die Herzen mit warmer, aber aus Einsicht und Ueberzeugung entspringender Liebe des allgemein Wahren und Guten erfüllt, bewirkt werden. Man muthe den Schicksalsgöttinnen nicht, wie dort der Mantuanische Dichter, zu, schneller an dem Gewebe der goldenen Zeit zu spinnen! Man hüte sich, durch voreilige und übertriebene Mittel beschleunigen zu wollen, was nach dem natürlichen Gange der mensch-

lichen Dinge, sobald die Zeit erfüllt seyn wird, nicht ausbleiben kann.

Es gibt nur Eine unbezweifelt rechtmäßige und wohlthätige Art von Insurrection, und diese ist derjenige allgemeine Aufstand gegen schädliche Irrthümer, Vorurtheile und Mißbräuche, den die Vernunft in den Köpfen einer durch alle Stände und Classen aufgeklärten, und dadurch zur richtigen Erkenntniß ihrer Pflichten, Rechte und Vortheile gekommenen Nation hervorbringt; und dieser Aufstand, sobald er sich durch einen deutlich und männlich ausgesprochenen allgemeinen Willen zu Tage legt, wird unfehlbar weder Laternenpfähle noch Nationalpiken nöthig haben, um zu seinem gemeinnützigen Zwecke zu gelangen. Ganz gewiß treffe ich hierin mit meinem würdigen Freunde E. völlig zusammen; und möchten wir so glücklich seyn, durch unsre fortgesetzten Bemühungen auf jenem ruhigen und sichern Wege etwas zur Beförderung dieser wünschenswürdigen Revolution beizutragen, sollte sie auch erst mit dem Jahr 2000 oder 2400 zur Wirklichkeit kommen können!



Gespräche

über einige

neueste Weltbegebenheiten.

Gehalten im Jahre 1782.

Erstes Gespräch.

Walder. Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer Tafel saß, hätte ich mir eine so eifrige Vertheidigung des Mönchswesens und der Hierarchie nicht vermuthet.

Wiethelm. Eifrige sagen Sie? — Das wäre mehr als meine Meinung war. Aber beinahe besorge ich selbst, der Muthwille, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren Voreltern heilig war, losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter bescheidnern Gegnern geblieben wäre.

Walder. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daß jeder Ihrer Zuhörer mit der Ueberzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache gut vertheidigen.

Wiethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wohl, daß ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmal den fatalen Zeitpunkt erlebt, wo selbst die Beredsamkeit eines Basilius, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wieder kämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu

Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte — wirklich für so schlimm, daß sie keine gute Seite hätte?

Walder. Welche Frage! Wo ist ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walder (ironisch), ein vernünftiges, dem ersten aller göttlichen Gesetze — dem Gesetze der Natur, gemäßes und den wesentlichsten Endzwecken der bürgerlichen Gesellschaft sehr beförderliches Institut gewesen? Nicht wahr?

Diethelm (gelassen). Nun, das möcht' ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dieß werden Sie mir doch zugeben: daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen der Kirche und dem Staate viele wichtige und wesentliche Dienste geleistet hat?

Walder. Ich hätte große Lust Ihnen dieß — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen seyn zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, sich diese wichtigen und wesentlichen Dienste durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unschädlichere Art leisten zu lassen, als durch die Mönche. Aber dieß würde uns zu weit führen, und am Ende doch zur Entscheidung der Frage, wie sie jetzt gestellt wird, wenig beitragen. Gesetzt also, ich hätte Ihnen zugegeben was Sie verlangt haben; gesetzt, das Mönchswesen habe in jenen finstern Jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes gethan: was beweiset dieß für seinen Nutzen, für seine Schicklichkeit im unsrigen? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner

Europens Eicheln aßen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und sich wohl dabei zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuß gepanzert, mit Schild und Speer auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Wittwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich ein sehr löbliches Unternehmen war, und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner Zeit großen Ruhm und Ansehen zuwege brachte. Wollten wir aber darum diese Zeiten wieder hergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabei als sie verlöre —

Walder (erstaunt). Das Institut der alten Ritterschaft in unsern Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! die Zeiten mit dazu, das versteht sich! Zeiten, worin dieß Institut an seinem rechten Platze war, und außer welchen freilich Reinhold von Montalban und der große Roland selbst nur Don Quixotte wären.

Walder. O das ist ein andres, mein Herr! Ich dachte wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem großen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adams nach Eldorado, oder ins Severambenland? — Bis dahin ließen wir, dächte ich, die Zeiten wie sie sind; und da möchten denn wohl in den unsrigen die Mönche gerade so nöthig und nützlich seyn als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Skapuliere, Lorettoglöckchen, Lukas- und Agathazettel, Ignatiusbleche, C†M†B†, wunderthätigen Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen u. s. w. gerade so viel als an die

bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbar machenden Ringe, Hippogryphen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbei: das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller Policirung, Aufklärung und bessern Staatsorganisirung des christlichen Europa, bis Anfangs dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen Rechte, Befreiungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das Unbedeutendste ist) auch im Besitze seines Einflusses auf den größern Theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten — und dieß, däucht mich, macht einen großen Unterschied.

Walder. Sie meinen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen seyn, als man beim ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mehr was sie ehmals waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit ihres Daseyns in einer Welt, wo der Mann im Monde kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Menschen, denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästig, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen. Die besten unter ihnen (und wer läugnet, daß es sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen gibt?) wissen sehr wohl, daß sie das was sie sind

auch in einem andern Stande seyn könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh seyn muß. Ueberall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloßer Name sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare Fluch des Ernulphus, der ehemals so große politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Voreltern beilegte — kurz, alles ist zu einer großen Revolution vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht, und die Religion in ihre ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

Walder. Dank sey dem Himmel wenn es so ist! — Aber was für Aussichten gibt Ihnen dieß für die Sache, die Sie in Ihren Schutz genommen haben? Was meinen Sie daß die geistliche Ritterschaft des Römischen Hofes sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, daß die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiösen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sey, so habe ich damit noch nicht eingestanden, daß ich sie so geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder (befremdet). Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modification, bei welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat, nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, daß die Mönche unter irgend einer Modification, bei welcher sie gerade solche Mönche bleiben wie sie bisher waren, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung werth machte, seyn würden. Ganz gewiß ist das was Sie und ich unter dem Mönchsgeiste verstehen, einer der unsaubersten Geister, die jemals von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber, was hat die ursprüngliche Regel des heiligen Augustin oder Benedict mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste aber freiwillige Beobachtung dieser Regeln zurückgesetzt würde (so lang' es noch Menschen geben mag, die sich aus eigner Bewegung dazu entschließen), hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumal wenn sie noch alle Modificationen, die der Aufklärung und dem Bedürfniß unsrer Zeit angemessen sind, erhalten hätten, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modificationen, worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir, zum Beispiel, eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer bleiben) von Personen, die sich zu einem contemplativen und abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freiwilliger Begebung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christenthums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Uebungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hangen, und mit den richtigern Begriffen der unsrigen un-

verträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freiheit in die Welt zurückzukehren —

Walder. Kurz, Sie heben die religiösen Orden mit ihrer ganzen dermaligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Uebungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichthum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab, und verwandeln durch eine Operation, die alle Verwandlungen der Fabel übertrifft, die Klöster und ihre dermaligen Einwohner, aus dem was sie jetzt größtentheils sind,

— fruges consumere nati,
Remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fenelon, in den seligen Träumen seiner sanften Seele, nach dem Ideal eines Ignatius, Polykarpus u. s. w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beibehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorphosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung seyn, Walder! Ich gestehe gern, daß die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammenschmelzen würde. Desto besser! Diese wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun, als die ganze Möncherei, wie sie bisher gewesen ist, in eben so viel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr vonnöthen hat — wahre Gottesmänner, ächte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir andern Weltleute fast immer unter-

liegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Muth und die aushaltende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegenzustellen, und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der große Ximenes bilden können? Ein Mann, dessen Charakter der Menschheit so viel Ehre bringt, daß ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten Seraphischen Vaters — so wenig ihrer auch darunter sind die er für seine Söhne erkennen würde — beizubehalten, wenn ich gewiß wäre, daß alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schooße hervorgehen sollte.

Walder. Ich verehre den großen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hieße einen Ximenes theuer erkauft! Und warum so theuer? Erinnern Sie sich des eben so vortrefflichen, vielleicht im Grunde noch größern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind außerordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Philanthropinen gebildet; sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besondern Verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herabgeschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus, und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster seyn möchten, welche Sie beibehalten wissen wollen:

so würden auch diese wenigen zu viel seyn, wenn Sie keine andre Absicht dabei hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Namen Sie wollen, können (wenn's noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Cameralisten, Negocianten, Kriegsleute u. s. w. erziehen: aber die Ximenes, die Paolo Sarpi, die Palafox, kommen von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurücksetzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit und den Geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten: so würden Sie gleichwohl Ihren Zweck verfehlen; und diese wenigen, so gut auch ihr Anfang seyn möchte, würden binnen funfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben seyn, als der Orden der Mindern Brüder schon bei Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des heiligen Franciscus so bald ausartete, würden bei meinen Klöstern, unter den Abänderungen die ich voraussetze, gänzlich wegfallen.

Walder. Nun ja — ich besinne mich! Ihre Mönche würden freilich — keine Mönche seyn.

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoräer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloße Nothwendige eingeschränkt, einer zweckmäßigen Lebensordnung oder Regel freiwillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — wo sollte da die Verderbniß herkommen?

Walder. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen

in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als Sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinausgehen, was ich sagen könnte um zu beweisen, daß Ihre christlichen Pythagoräer sich unvermerkt entweder in bloße Philosophen, Mathematiker, Sternseher, Sprach- und Alterthumsforscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etlichen hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beibehalten oder vielmehr neu gestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermeßliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es jetzt ist lassen müssen? Daß das letztere ungereimt sey, haben Sie selbst eingestanden: und das erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich seyn.

Diethelm. Sie erinnern mich, daß ich Ihnen meine Erklärung über einen heutiges Tages so paradox klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe. — Sie hat viele Seiten, und kann aus mehr als Einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur Einer, woraus sie angesehen werden muß, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen Gesichtspunkt kann doch bloß die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben? Die religiösen Orden, sowohl diejenigen, deren

> Wohl begründete fruchtbare Capitale
> Aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

> — — — Sich auf die Götter verlassend,
> Nimmer pflanzen noch säen und nimmer die Erde beackern,

alle diese Orden sind nun einmal größtentheils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäßigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen, und — was ihre Güter betrifft — entweder auf fromme Stiftungen und Schenkungen, oder auf bürgerliche Contracte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreiungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein so wohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist, eine Gesellschaft oder Gemeinheit bei ihrem Eigenthume zu schützen: wer würde künftig bei dem seinigen sicher seyn? — Aber, falls auch diese Betrachtung nicht im Wege stünde: wie ungewiß ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichthümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem Staate diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfassung, da ist — denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daß der Staat der Menschen wegen, und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Walder. Ehe der Staat ist, müssen freilich Menschen seyn, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet: sobald er aber eingerichtet ist, kann man mit der größten Richtigkeit sagen, daß die Menschen eben so wohl des Staats wegen da sind, als dieser der Menschen wegen. Aber was wollen Sie aus Ihrem Grundsatz erweisen?

Diethelm. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daß es nicht bloß Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen ist, was die Klöster, bei den großen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weit ausgebreitete Vortheil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten

ziehen, vielleicht das Meiste dazu beigetragen. Man kann sie als eine Art von Fideicommissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr das Bedürfniß solcher Hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beibehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder (ihm einfallend) sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bei den Sinesern wirft man die Neugebornen, wenn man nicht Lust hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Canäle oder auf die Straße; und dieß Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth reducirt finden können, und die — in jedermanns Händen sind?

Diethelm. Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloße Freiheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

Walder. Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinder-Aussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten, so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: befinden sich die Familien desto besser dabei? Würde es für den Bürger- und Bauernstand nicht zuträglicher

seyn, wenn er, für das was es ihm kostet einen Sohn in ein Kloster zu bringen, und (falls es in einen Mendicanten-Orden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu seyn — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Hanthierung ergreifen ließe, wobei er durch Geschicklichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher seyn könnte, als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müßiggängers?

Daß dieß Wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seit dritthalbhundert Jahren von dieser traurigen Ressource nichts weiß) mit beiden in den katholischen vergleichen will. Wie hoch sich der geistliche Vortheil belaufen kann, den ein Staat von so oder so viel Tausenden, Zehntausenden oder Hunderttausenden meistens wohlgenährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens insoferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen fast gänzlich verloren gehen, und die ihren Mitbürgern mit nichts als — Singen und Beten dienen — will ich andern zu berechnen überlassen. Aber dieß ist offenbar: daß sich sowohl von den Klostergütern als von den Klostermenschen kein Gebrauch erdenken läßt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fuße bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern Europäischen Ländern gewesen ist.

Dietheim. Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformation desselben nicht schon

eingestanden? Aber Reformiren ist nicht Aufheben; und alles was ich am Ende behaupte, ist bloß: daß die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmals der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den größten Theil der Klöster, nach Maßgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w. in wohl eingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufsicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungsinstitute um — etwa nach dem Muster der Würtembergischen Klosterschulen, oder der Schulpforte, des Klosters Berga bei Magdeburg u. a., in welchen seit ein paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben — so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden. Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer sind nun einmal zu frommen Verwendungen gestiftet. Die wohlmeinende aber übel berichtete Einfalt unserer Voreltern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt, und auf ewig zum unveräußerlichen Eigenthum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! aber der Geist des Christenthums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Ausleger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster seyn. Was Gott gewidmet wird, ist zu Gott gefälligen Werken gewidmet. Die Gott gefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe; und die

wohlthätigsten von diesen sind fortdauernde, wohleingerichtete, wohlunterhaltene und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung Hülfsbedürftiger und Nothleidender; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden die sonst zu Grunde gehen müßten, unzählige brauchbar gemacht werden, die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und, mit verdienstvoller Verläugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden, lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gottes willen, zu dienen verlobt haben — schicken sich am besten, den verschiedenen Aemtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie reinere Beweggründe als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen noch Versuchungen noch eigennützigen Nebenabsichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie sich noch in so großer Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten was auf Erden geschieht nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter Augustin, Benedict, Bernhard, Benno-Norbert, Franciscus, Dominicus u. s. w. freuen, ihre so zahlreichen und größtentheils so wohl begüterten Familien aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit herausgehoben, und aus fruges consumere natis (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder. Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedict, Bernhard, Benno u. s. w. geneigt seyn würden,

diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

Diethelm. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daß ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle: sollte dieß eine so löbliche, so gemeinnützige, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchem Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen was sie sollen, den Willen zu machen.

Walder Aber Sie scheinen vergessen zu haben, daß alle diese ehrwürdigen Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher, Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, sich der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben; daß die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie, nach dem Bedürfniß der Kirche, und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens, nicht seyn sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priesterthum der Mönche ist gerade der erste Mißbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nöthig ist. Die Kirche braucht keine größere Anzahl von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes, und das was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den größten Theil der Priestermönche zu höchst entbehrlichen Ueberzähligen, die im Weinberge des Herrn müßig, und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern öfters nur im Wege stehen. Wenn es also unläugbar ist daß die Kirche ihrer nicht bedarf: warum sollte der Umstand, daß sie sich der Kirche oder vielmehr dem Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäßiges Hinderniß seyn können, sie sammt und sonders zu

solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiß nicht weniger wohlgefällig seyn können?

Walder. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daß wir unvermerkt zusammentreffen, und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmal gefunden haben werden. Alles kommt zuvörderst darauf an, daß wir uns recht verstehen, d. i. bei den Worten, die wir gebrauchen, einerlei denken, und die Frage in ihre einfachsten Bestandtheile auflösen. Fürs erste also lassen Sie uns alles Zweideutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daß von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegengesetzte Dinge wären, und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem christlichen Lande können Kirche und Staat unmöglich zweierlei Interesse haben: man müßte denn (durch einen offenbaren groben Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisei für einerlei nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeutende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen Gesetzen nicht unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste Gewalt des Staats übertragen ist, nicht abhangen, und zum gemeinen Besten nichts beitragen: gibt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts Besonderes. Was man in ihm die

Kirche nennt, ist kein eigner unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, insoferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu; die Natur des Staats bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer Ein Ganzes aus eben denselben Theilen, Eine Gesellschaft eben derselben Menschen — Staat genannt, insofern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben — Kirche, insofern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nämliche Gesellschaft von Menschen, unter verschiedenen Benennungen und in verschiedenen aber vollkommen verträglichen Ansichten, sich selbst entgegenzustellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nützlich seyn kann, was dem Staate verderblich ist.

Dietheim. Setzen Sie immer voraus, daß wir in Grundsätzen von solcher Unläugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! so lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden. Man sagt: „es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich nützlich waren.“ — Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbei. Und was für eine Zeit war das, mußte das seyn, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig seyn konnte? Jahrhunderte der Barbarei und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beispiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung genießen, nicht so viel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen die

Nationen, die vor zweitausend Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach zu einem so tiefen Grade von Schwäche, Verderbniß, Unwissenheit, Aberglauben und Verwilderung herabsinken konnten, daß die Wilden in Nordamerika, mit ihnen verglichen, für edle und glückliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beigetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde: sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahrer von sechs- oder achthundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so weit entfernt sind der jetzigen Weltverfassung nützlich zu seyn, daß es nicht einmal möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wie viel geht auch bei näherer und unbefangener Ueberlegung von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste die sie der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! — „Sie haben, sagt man, so viele Wildnisse und Oeden in Paradiese verwandelt!" — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, daß dieß alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleiße haben wir's zu danken, daß sich in jenen finstern Zeiten noch so viele Werke der besten alten Griechischen und Lateinischen Schriftsteller erhalten haben!" — Aber, wer hat denn mehr zur Verfinsterung dieser Zeiten beigetragen als die Mönche? Waren's nicht die Mönche, die, sobald sie zu Ansehen und Einfluß gelangten, nichts Angelegneres hatten, als allen freien Gebrauch der Vernunft, alle wahre Philosophie zu unterdrücken, und jenen Meisterstücken der alten Dichter und Weisen,

welche sie den Leuten auf alle mögliche Art aus den Händen rissen, ihre eignen mißgeschaffnen Hirngeburten zu unterschieben? Was für Dank ist man ihnen also dafür schuldig, daß sie, einige Jahrhunderte später, alte Bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, daß sie beinahe allein schreiben und lesen konnten? Unter allen Monopolien ist gewiß dasjenige, welches sie so lange Zeit mit der Gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Litterargeschichte so unkundig, daß er nicht wissen sollte, in was für einem heillosen Zustande Litteratur, Philosophie und Theologie sich befanden, so lange sie in den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten — und in der That zu allen Zeiten — das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste der Untersuchung und des Selbstdenkens, zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren für Philosophie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich diejenigen verfangen sollten und mußten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegenbäumte?

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben, als die Verdienste ihrer Orden in den vergangnen Zeiten. Ich zweifle sehr, daß eine genaue Prüfung derselben im Besondern ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder — und (was wir nie vergessen müssen) es war bloß zufällig, und würde, wenn gar keine Möncherei in der Christenheit statt gehabt hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats

bewirkt worden seyn. Doch, ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute gibt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweideutigen Verdienste der Klöster, oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchsinstitut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter Mann war, es nicht auch ohne Capuz und Kutte gewesen wäre. Ich weiß sehr wohl, daß sich, in diesem Augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte und brauchbare Männer, ja hier und da Subjecte von den größten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dieß ist, in meinen Augen, ein großer und dringender Beweggrund mehr, die Ordensinstitute selbst je eher je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Staat werden könnten, wenn sie ihm wieder gegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert das gemeine Wesen dabei, so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch sinnlose und tyrannische Gelübde gefesselt, unmöglich das Gute thun können, was sie in andern Umständen und Verhältnissen thun würden; ja, worin sie entweder unwirksam bleiben, oder, vom Geiste ihres Standes, vom Interesse ihres Ordens, oder der mechanischen Gewalt der Subordination überwältigt, zum Schaden der großen politischen Gesellschaft wirken müssen, wie gut und redlich auch die Gesinnungen, Absichten und Wünsche vieler einzelnen unter ihnen seyn mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daß diese letztern zahlreich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen! Die Reduction der Klöster würde dann eine so leichte Sache seyn, als sie jetzt schwer, mühselig und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die ersten seyn, die auf die gänzliche Abschaffung des Mönchwesens antragen würden. Denn wer kann und muß von dem ungeheuern Uebergewichte seiner Mißbräuche überzeugter seyn als diejenigen, welche am ersten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen ist, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für das was sie ihm aufgeopfert eine Art von armseliger Entschädigung erhalten, und wie gering bei jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem Hundert Mönche wenigstens achtzig seyn sollten, die der angebotenen Freiheit nicht mit offnen Armen und mit fußfälligem Danke gegen den großmüthigen Befreier entgegen eilen sollten.

Walder. Mir scheint dieß nicht unbegreiflicher, als daß es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bei Tausenden gibt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkür stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrod und Capuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirthschaftlichen Fleiß wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen. Unter hundert, lieber Diethelm, weß Standes sie immer seyn mögen, sind gewöhnlicher Weise achtzig, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben, was die edlern Menschen bei allem ihrem Thun und Lassen leitet. Mich befremdet's also gar nicht, wenn (ungeachtet aller anscheinenden Beweggründe zum Gegentheil) bei weitem der größere

Theil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelassen würde, lieber bleiben würde was sie sind, als daß sie sich freiwillig zu einer Standesveränderung bequemen sollten, worin sie genöthigt seyn würden, bessere Menschen zu seyn als sie jetzt sind. Die bloße Macht der Gewohnheit; die Bequemlichkeit einer sorglosen Lebensart, deren Beschäftigung in Vergleichung mit den Anstrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künstlers, Kaufmanns u. s. f. wahrer Müßiggang ist; die Bequemlichkeit, ohne persönlichen Werth, bloß durch den Habit eines Religiosen, und durch den Begriff der Heiligkeit den ein sinnloses Vorurtheil an diesen Stand geheftet hat, sich bei dem unverständigen Theile der Laien einen Respect zu verschaffen, an welchen der verdienstvolleste Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde, und animalische Befriedigungen von allerlei Art, welche sich die meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleißnerei reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmal sagt, der unübersehliche Einfluß, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der ächten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaßt haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groß diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebornen, in roher Verwilderung aufgewachsenen, in elenden Schulen zum Mönch erzognen, und von dem Augenblick seines Ausgangs aus der Welt (wie sie es nennen) mit lauter Finsterniß und Möncherei umfangnen Erdensohnes seyn müssen — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiß nicht der größere!

Walder. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sanct Franciscus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist ein Mönch zu seyn.

Diethelm. Ich weiß ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein wenig saurer zu machen. Man dürfte die Herren sammt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reduciren.

Walder. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr unausführbar befunden worden, um noch einmal auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres und wahrscheinlich das einzige dessen Wirkung unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchswesen muß ohne Ausnahme gethan werden wie man dem Jesuitenwesen gethan hat! Delenda est Carthago!

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für ausführbar? — Glauben Sie, daß die Brut der Clements und Ravaillacs ausgestorben sey?

Walder. So lang' es noch Fanatiker in der Welt geben wird, ist kein Bubenstück so gräßlich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger in majorem Dei gloriam zu verüben fähig seyn sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts; von den Gleißnern und Betrügern auch nichts, als was sie durch heimliche Cabalen, Verhetzungen, indirecte Ausstreuungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbst betrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen, ist

alles zu erwarten. Zum Glück sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen, und auf alle Fälle wird freilich Vorsicht und Behutsamkeit nöthig seyn. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen unter Henkers Händen zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglückahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vorsehung zum Wohlthäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle guten Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daß auch unsichtbare Beschützer für ihn wachen, nur Wahn seyn sollte. Große Seelen haben sich noch nie durch kleinmüthige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abschrecken lassen. — Doch, mein Freund, dieß ist's nicht, wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Ueberzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muß, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende Veränderung einen wahrhaft großen, für Religion und Staat wesentlichen Nutzen schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europens im vierzehnten Jahrhundert zurück, und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der größere und glücklichere Theil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von Mißbräuchen, von religiösen, politischen, militärischen, wissenschaftlichen und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarei der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unserer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen

Staaten unverträglichste aller Mißbräuche — ein Institut, das, seiner Natur nach, keiner wahren dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte übrig gelassen werden? Und warum? — Es ist doch ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der Römische Hof bedarf ihrer, als derjenigen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaßungen gewesen sind — der Römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine stehende Armee, die ihm keinen Heller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller Römisch-katholischen Souveräns auf den Beinen hält, und also ein unläugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder (lachend). Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Souveräns, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: wozu braucht der Römische Hof diese stehende Armee, in Staaten, wo er (von Rechts wegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, sobald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläuftig: aber sie liegt in der Geschichte der Römischen Päpste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder. Ich will Ihnen die Mühe gern schenken sich weitläuftiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig seyn — nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten muß, so richtig angegeben haben — ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaf-

fung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst nothwendig machen.

Dietheim. Sie sehen, lieber Walder, daß ich ein sehr unbefangner Sachwalter bin, und meine Clienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Walder. Ich sehe auch, daß Ihren Clienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient seyn wird.

Dietheim. Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nützlichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchswesen dem Lernäischen Drachen auch darin gleicht, daß es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, wenn man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Uebel arbeiten, und der Nachwelt die Mühe wieder von vorn anzufangen ersparen will: so muß das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat ein einziges Kloster aufzuheben, hat, aus den nämlichen Ursachen, das Recht alle aufzuheben. Dieß alles geb' ich Ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anstoßes im Wege, über den ich nicht so schnell hinwegkommen kann.

Walder. Lassen Sie sehen!

Dietheim. Lieber Freund! Wem das Beste der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bei dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm von uralten Zeiten her so freien Welttheile, und bei den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beispiele gesehen haben,

nicht wohl zu Muthe seyn. Was ist in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger seyn, als das Recht des Eigenthums? — Und, da Sie mir dieß unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genießen?

Walder. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Classe, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bei?

Diethelm. Es mag seyn, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinigen dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nützlich oder nicht, genug die Klöster besitzen Güter im Staat, sie besitzen sie unter den rechtmäßigsten Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daß die Heiligkeit des Eigenthumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines jeden bei dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines Vermögens deßwegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sey? wenn ein jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müßte: „daß er eine unentbehrliche Person sey, und daß sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu größerm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könnte?"

Walder. Dieß geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin eine andre Bewandtniß haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als

einzelne moralische Personen zu betrachten, und genießen als solche der nämlichen Rechte wie andre.

Walder. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andere Bewandtniß.

Dietheim. Walder, nehmen Sie sich in Acht! Jedem das Seine, und wenn's der leibhafte Baffometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle anderen Menschen unrecht wäre, nur gegen die Klöster recht seyn?

Walder. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobei es vorerst gar nicht darum zu thun seyn soll, wie viel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problem passen mag.

In Californien (sagt meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglaube, daß die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme, und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen sehr ersprießliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dieß klingen mag, so läßt sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einst berühmte Nation die Verehrung ihrer heiligen Thiere trieb, und welche unermeßliche Summen auf den Unterhalt und religiösen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Aegypten der Stier Apis und seine Consorten waren, das konnten ja wohl in Californien die Hamster seyn.

Dietheim. O! das versteht sich — Nur weiter, wenn ich bitten darf.

Walder. Die Californier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Philosophie hatte noch keine sonderlichen Fortschritte unter ihnen gemacht, als die Hamster bei ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmal

eine ausgemachte Sache, daß jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und, wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch daß sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer, oder aus Lust zum Müßiggange, sich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamster widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Classe, deren Anzahl und Wichtigkeit eben so unvermerkt zunahm, ohne daß den Californiern geahnet hätte, welche Folgen dieß neue Institut nothwendig nach sich ziehen müßte. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zuzuziehen, selbst den Namen der Hamster annahmen) die Ehre, welche den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen theilten: so wußten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daß sie in allen übrigen Stücken einerlei Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Californien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und andern Einkünften begabte, daß endlich der vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nicht so ungroßmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wußten sich vielmehr auf mancherlei Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaßen eine Menge Geheimnisse gegen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, insofern solche von Bezauberung durch böse Leute herrührten; sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sacke forttragen, und präparirten aus der Losung eines Hamsters, der zwei Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden mußte, gewisse Amulete, die

den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Californier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, daß ihnen drei bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu seyn schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nation allerlei Veränderungen vor. Cultur und Policirung nahmen zu; Fleiß und Handlung gebaren Reichthum; der Reichthum neue Bedürfnisse; und beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Rohheit der Californier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand brauchen, um zu sehen was ihnen gut oder schädlich war. Der lockere Grund der alten Vorurtheile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die es wagten laut zu denken, und ihren trägen oder blödsichtigen Mitbürgern die Augen über unzählige Mißbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nation Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Californier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bei dieser Wendung der Sachen wohl zu Muthe war. Es wäre beinahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß sie einer Nationalverbesserung, bei der sie nichts zu gewinnen, wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegenwirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnig, lächerlich, und stieß wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein Gesetz auszuwirken, vermöge dessen niemand als den Hamstern selbst erlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe

und Angelegenheiten betraf, in Untersuchung zu ziehen: und da es endlich demungeachtet, nachdem man beinahe mit allen andern Mißbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam, so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daß Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber sey, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf dem Magen zu tragen. Funfzig und mehr Jahre gingen darüber hin, ehe die Californier so viel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entschließung in dieser albernen Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich mußte es doch dazu kommen. Verschiedene zufällige Umstände begünstigten die Revolution; kurz, an einem schönen Morgen fand sich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Californiern zu so viel Verstand verholfen hatte, daß sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr eben so dachten, wie — bei uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmal so klug, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten Theil ihres Landes Hamstern abzutreten, und den sechsten Theil ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweibeiniger Thiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landesgemeinde der ganzen Californischen Nation gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einer großen Mehrheit von Stimmen durchgegangen war, so entstand nun die doppelte Frage: erstlich, was mit den Hamsterhöfen, und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sey?

Die Hamster behaupteten: die Californier hätten kein

Recht, sie aus dem Besitz der Höfe zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seyen.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben so billig, die Güter, die von ihren Voreltern zu ihrem Schaden auf eine so widersinnige Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäßigen Erben zurückzugeben.

Der Advocat des Fiscus behauptete: die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Güter zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräußert worden seyen. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde, so seyen die besagten Güter als verlass'ne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiscus anheim fielen; welcher ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das Californische gemeine Wesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch die Californische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputirten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen, aus bewegenden Ursachen, niemals sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, daß die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bei ihren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schooßhund seiner Dame Zuckerbrod gibt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämmtlichen Hamstergüter

seyen also offenbar als heilige, den Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie ihres Orts nichts Erhebliches einzuwenden wüßten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kitzlicher Punkt. Die Californier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Gränzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurückzuführen, und in Gemäßheit derselben auf einen festen Fuß zu setzen. Die Landesgemeinde theilte sich in Parteien. Man sprach für und wider; man erhitzte sich: und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschloss'ne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vortheil zu wenden, wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und vielen Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte.

„Lieben Brüder, ihr wißt, daß unser Land, wiewohl es von den Göttern reichlich gesegnet ist, weder so viele noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Theil unsers Landes sechzigtausend Hamster zu mästen, und dagegen eine halbe Million armer Californier zu Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen daß dieß nicht länger so bestehen könne.

Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brod, eine Menge hülfloser, alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst nothwendig Waisenhäuser, Erziehungshäuser, Arbeitshäuser, Krankenhäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläufigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu Passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann also nur von der Nutznießung dieser Güter seyn. Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits alles haben; auch lehrt man uns (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimniß daraus hätten machen wollen), daß die Götter den Menschen hold sind und ihnen gern Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht: aber sie wollen, daß unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daß die Californier fleißig, betriebsam, wohlhabend, wohl genährt, wohl gekleidet, wohlgemuth, und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seyen, und sich vermehren wie Sand am Meere. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster: aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohl bestellt, unsre Anger von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Californiern verarbeitet, unsre Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraßen mit beladnen

Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Ueberfluß und die Früchte des Fleißes, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssafte, durch alle Theile unsers glücklichen Reiches tragen. Sie schenken uns zu diesem Ende den Gebrauch und die Nutznießung ihrer Hamsterhöfe; und wir alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigenthum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an; und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden!"

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmüthigsten Beifall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt seyn, etwas gegen einen so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zusammengebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Walder. Da die meisten von ihnen zum Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daß sie zum Pfluge zurückkehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum Dreschflegel und zur Holzart verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum Besten derjenigen, die im Müßiggang und Wohlleben ihres Standes grau und unbehülflich geworden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überließ man ihrem Schicksale. — Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Walder! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die

Californier waren's vermuthlich auch. Wenigstens konnten sie das Geschenk der Götter mit gutem Gewissen annehmen. Wenn die Hamster am schlechtesten dabei wegkamen, so war's ein kleines Uebel um ein groses Gut. Wer wollte auch immer jedermann zufrieden stellen können?

Zweites Gespräch.

Diethelm. Ihre Californier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten Behendigkeit die in Träumen ein so großes Vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freischulen, Gymnasien, Akademien der Wissenschaften, Waisenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeitshäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie sich mein Entzücken über diesen Anblick vor; aber auch meinen Verdruß, als ich beim Erwachen fand, daß ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebreiche Vater der Menschen und aller Wesen, er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt seyn als die Götter der Californier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten Gebrauch, ein Geschenk mit den Häusern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder. Auch fehlt es gewiß nicht an seinem guten Willen; alles kommt wohl bloß darauf an, daß wir, was er

uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaßen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genießen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwenden. Unterlassen wir dieß, thun wir das Unsrige nicht dabei, so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde, und allem was darin ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaßen und unsrer Vernunft selbst, ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre ungereimt zu warten, bis ein Engel herabstiege, und den christlichen Völkern, bei denen das Mönchswesen zum unermeßlichen Schaden des gemeinen Wesens noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter, oder einen ausdrücklichen Befehl sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der Schenkungsbrief ist unnöthig, denn der Befehl ist schon da; wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft daß sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klärer — und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminösen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daß es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und consequent zu seyn. Aber gleichwohl werden

die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besondres Interesse dabei zu finden glauben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inconsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegenhandeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ist's auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, als Plato und Aristoteles thun würden wenn sie von den Todten auferständen, und die feine Wirthschaft ansähen, die ein Duzend barbarische Jahrhunderte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst so viel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nämlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend, herumtreiben und ewig verhindern wird, daß es durch seine vergangenen Thorheiten klüger werde.

Walder. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

Diethelm. Allerdings! Ein so guter Anfang, daß es wirklich Jammerschade wäre, wenn es beim bloßen Anfang bleiben sollte. Was schon geschah, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl gegen das Gute das noch geschehen könnte?

Walder. Wir haben noch nie so viel Ursache gehabt das Beste zu hoffen als in diesem Augenblicke.

Diethelm. Die Hyder erschreckt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

Walder. Desto größer das Verdienst des Hercules, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich?

Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein unsichtbares Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der Mönchsgeist ist es, was vertilgt werden muß. Aber dieser Kakodämon ist von einer so polypenartigen Natur, daß er, man schneide so viel Stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bei Leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzige Capuz, eine einzige schwarze, weiße oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in diesen Masken stecken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen Habit, der heutiges Tages einen so wunderlichen Contrast mit der Außenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreit sehen möchte: so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne manche unter ihnen, die bei der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang, würden durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen größern oder wenigstens nützlichern und freiern Wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen, als jetzt, da ihr Licht unter einem Scheffel steht, und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind ihre Ordensgeistlichen, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser daran als die Californischen Hamster; und insofern sie nur so viel Gnade vom Himmel

empfangen, mit der Kutte auch den vorbesagten unsaubern Geist von sich zu werfen, so bin ich versichert, daß es wenige unter ihnen gibt, die nicht zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Walder. Hier, besorge ich, lieber Dietheim, möchten Sie um ein gutes Theil zu viel gesagt haben! Aber lassen wir's auch dabei bewenden: so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bei uns einen unauslöschlichen Charakter aufdrückt, immer die größte Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staat und sich selbst am nützlichsten wäre.

Dietheim. Wie selten läßt sich von irgend einem andern Subject sagen, daß es gerade an dieser Stelle sey! Warum wollte man's nun mit den Mönchen so genau nehmen? Im Nothfall läßt sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Nothfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumal in einem Staat wo sie selten sind, und wo man das Bedürfniß derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber zugestanden, daß der größte Theil der Mönche, ihres Priesterthums wegen, zu sogenannten weltlichen Geschäften und Aemtern nicht qualificirt wäre: dieß würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, daß in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens — auch was das gehörige Verhältniß der Anzahl der Kirchen- und Schuldiener zu dem Bedürfniß der Gemeinen betrifft — noch vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreien sind, oft bei einem kaum zureichen-

den Einkommen, mit mehrern Filialen belastet; und manche Dorfschaften haben zwei und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine, oder so schlecht besoldete und übel versehene Schulen, daß es eben so viel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fonds herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrei bisher durch einen Ordensgeistlichen im Namen seines Abtes versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotiren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher Schullehrer, besonders für das Landvolk, gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen zu dem allem und noch mehrerm zu. Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Gränzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht —

Walder. Und der, wiewohl er von allerlei schwarzen und weißen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und

sicherer zu heben ist, als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern und Erdgeistern gezeigt werden. Denn zu gutem Glücke sind es meistens sehr materielle Geister, die so viele Berührungspunkte haben, daß man es wahrlich ungeschickt angehen müßte, wenn man sie nicht dahin bringen könnte ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumal da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermährchen, doch nur bloß die Hüter davon sind, und deßwegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige seyn mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören — Ernsthaft zu reden, ich glaube daß Sie auf den eigentlichen Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, man könnte die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden. Aber Ihre Meinung ist doch wohl nicht, aus den Klosterherren — selbst Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm. Warum nicht?

Walder. Nun freilich, bei dem günstigen Vorurtheile, das Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeistlichen gefaßt haben, begreife ich leicht, wie Sie sich überreden können, daß man ihnen einen so großen Einfluß auf die gegenwärtige und nächstkünftige Generation ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger Herr! Ihr Mißtrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. Aber ich weiß ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverlässig machen können, daß man ihnen ohne mindeste Gefahr etwas noch Wichtigeres anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch Wich-

tigeres in einem Staat wäre, als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Walder. Das muß ein sonderbares Arcanum seyn! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist!

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arcanum, daß es sogar in Italien, ja mitten in der heiligen Stadt Rom auf den Dächern gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Walder. Ach! nun errath' ich's! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des heiligen Paulus: ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn!

Walder. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von Sanct Johann im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester, und — unter uns gesagt — sein einziger unbestreitbarer Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann seyn als der Erzbischof von Canterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Großbritannien ist.

Walder. Es läßt sich hören! Alles wohl überlegt, denke ich nicht, daß die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papstes den heiligen Aposteln Peter und Paul und dem Stato della Chiesa lästiger fallen würden, als seine Neffen und Basen. — Es käme bloß auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheirathet (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelium wissen), ohne daß das Witthum seiner Gemahlin oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (so viel man weiß)

viel gekostet hätten. Warum sollte das bei seinem Nachfolger nicht eben so gut angehen? Aber — so weit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daß die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheirathet seyn müßten. Ich möchte dieß selbst bei den bloßen Pfarrherren nicht zu einem indispensabeln Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heirathen dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensirt. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bei uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar nicht bei Strafe verbunden sich zu verheirathen; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den Vorurtheilen seiner Gemeine über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vorzuleuchten: und dieß allein muß die Wirkung thun, daß wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben; gesetzt auch, daß die Freiheit — der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walder. Bei unserm Volke würde die Priesterehe, wenn unsre Klerisei auch durch den Schluß einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegengesetzte Vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen

wollten, allen Respect bei ihrer Heerde verlieren; und ich glaube, sie sind hiervon so überzeugt, daß keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vorurtheile anstoßenden Schritt dem Spotte der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daß die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des Römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe! Wie es damals ging, so würde es wieder gehen. Ueberdieß ist auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daß er den ehelosen Stand der Geistlichen in Concreto wirklich für etwas so Heiliges und Erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel in Abstracto vorgespiegelt wird. Die Laien wissen über diesen Punkt zu viel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit, und denken auch überhaupt größtentheils schon zu vernünftig, als daß eine Bulle des heiligen Vaters, worin die Vortheile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich seyn sollte, alle etwa noch übrigen großmütterlichen Scrupel (veteres avias, wie sie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder. Alles dieß kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor als es in der Ausführung seyn würde. Wenn auch alle anderen Hindernisse gehoben wären, so würde (dieß bin ich gewiß) kein Priester von einiger Delicatesse sich entschließen können, das erste Beispiel zu geben.

Diethelm (lächelnd). So müßte es nur von oben herab

gegeben werden. Aber, in ganzem Ernst, ich bin gewiß, ein Mann wie Pius VI, dem alle Verrichtungen und Feierlichkeiten des prophetischen und hohenpriesterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung so viel Würde und etwas so Rührendes und Auferbauliches zu bringen wissen, daß alles Volk Amen! dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beispiele nachzufolgen. Ich bin gewiß, dieß wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegenstehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisei nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältniß gesetzt werden, worin sie stehen muß, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben, und durch tausend Collisionen, die alle Augenblicke wieder kommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Walder. Ich besorge in der That, daß es endlich, wie Sie sagen, dazu kommen wird.

Dietheim. Wie? Sie besorgen es?

Walder. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daß die Vortheile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe, oder (welches eben so viel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester entstehen, und durch den Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Dietheim. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen die alten Gründe zu wiederholen, die für die Aufhebung des Verbots

der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten Stärke zu seyn.

Walder. Das sind sie auch unstreitig, aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer Vigilantius bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gern, daß de Eifer, womit die Bischöfe von Rom vom vierten Jahrhundert an auf diesen Punkt der Kirchendisciplin gedrungen haben, hinlänglich seyn könnte die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisei ihrer Staaten, ehelos oder verehlichet, in gebührendem Respecte zu erhalten: so dünkt mich, die alte Geheimabsicht des Römischen Hofes komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unsrer Geistlichkeit mehr befürchte, als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Walder. Ich setze als einen ausgemachten Grundsatz voraus, daß gute Sitten, und eine Religion welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbniß möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Staates sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermüthigen und unbesonnenen Modephilosophie unsrer Zeiten, die, in der wohlgemeinten Absicht uns aufzuklären und von Vorurtheilen zu befreien, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre

zartesten Fäden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureißen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Großen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloß als ein politisch-moralisches Mährchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu denken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluß verliert: — um so nöthiger scheint es mir, daß man bei Abstellung und Verbesserung offenbarer Mißbräuche (wie z. B. das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das kräftigste Mittel sind, die Religion bei demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern Tagen Mißbrauch seyn kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ist's auch sehr möglich, daß jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormals unter ganz andern Umständen Mißbrauch war. Ehemals hatte die Klerisei zu viel Ansehen und Einfluß; jetzt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe man alle unnützen Kleriker ab. — Aber man lasse den Unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — (ich nehme das Wort, wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung) macht den großen Unterschied zwischen ächten christlichen Pfarrherren und den Sacrificulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lamas, Fufus und Kakafus unsrer und aller Religionen in der Welt. Ein Pfarrer ist, als Seelsorger seiner Gemeine, eine Art von moralischem Vormund und Aufseher; dieß ist es was ihn zu

ihrem Hirten, sie zu seiner Heerde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieser ihm aufgetragnen Aemter genug thun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Walder. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bei euch Protestanten mag es freilich zu einem politischen Grundsatze geworden seyn, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das was Religion und Sitten bei euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in Adoptirung eurer Grundsätze über diesen Punkt ein wenig behutsam machen. — Doch, auf diesem Wege würden wir zu weit von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweien! Meine Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisei politische Unabhängigkeit und Exemtion von der höchsten Gewalt im Staate, welcher jedermann unterthan seyn soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daß die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können, noch daß die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, deren Hirten sie sind, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar Könige von ihren Thronen herunterdonnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Propheten und Apostel in keine Druiden, wie unsre rohen neubekehrten Väter vor dreizehn-

hundert Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bei uns wenigstens geschieht — daß sie die Nachfolger und Stellvertreter der Propheten und Apostel sind: so müssen sie auch das Ansehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie das nicht seyn können was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als seinesgleichen, sondern als Diener und Gesandte desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erde richtet. Ihr Mund muß frei seyn, die Laster des Volks und der Großen zu strafen. Keine Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachtheile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Interesse derselben zu verrathen oder doch nur lässig und furchtsam zu betreiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen seyn, daß sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses Lebens gegen die ewigen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beispiel und Leben als durch Lehren und Declamationen predigen können. Aber wie soll alles dieß möglich seyn, wenn wir sie, bei ihrem ohnehin so mäßigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerlei ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geschäfte und Zerstreuungen verwickeln? sie durch alles dieß mit dem geringsten ihrer Untergebenen in einerlei Kategorie stellen, und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machen? Wie soll derjenige Gastfreiheit und Wohlthätigkeit ausüben,

und immer alles, was er seinem nothdürftigen Bedürfniß entziehen kann, mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bei euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch so viel zu seinem armseligen Tagelöhnersgehalt verdienen kann, als er braucht, um seinen Kindern Brod und nothdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freimüthigem Ernst und Nachdruck strafen können, oder zu einem David sagen dürfen: „du bist der Mann des Todes!" — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worin er jedermann schonen muß, allen Muth benimmt als einer der Gewalt hat zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einiger Zeit diesseits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dieß einer der tödtlichsten Stöße seyn, den unsre Modephilosophie dem nöthigen Ansehen der Klerisei, und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beibringen könnte. Und, wie sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die Bevölkerung (aus Ursachen, über die ich mir leider keine Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt seyn mögen: so däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachtheiligen Folgen zu seyn, die ich aus dieser staatswirthschaftlichen Speculation haufenweise und in einer unendlichen Progression hervorwimmeln sehe.

Diethelm. Ich müßte große Lust haben den Sophisten zu spielen, wenn ich läugnen wollte, daß in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas Wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: daß die Sache mehr als Eine Seite hat; daß sich unter den gegenwärtigen Umständen eben so wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervorthun; und daß es also um so nöthiger wäre, auf ein Auskunftsmittel zu denken, wodurch den beiderseitigen Unfüglichkeiten geholfen werden könnte, ohne daß man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so drückendes, und für die Gemeinen, denen ihr Beispiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und dieß Auskunftsmittel?

Diethelm. Ist schon gefunden! Es liegt vor uns. Wie ist's möglich, daß Sie es übersehen können? Die Klostergüter, lieber Walder, die Klostergüter reichen zu allem zu. Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daß wir alle Mönchsorden aufgehoben und alle ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte Theil davon ist (wie ich gewiß glaube) mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherren in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daß sie, so gut als irgend ein Rector in der Englischen Kirche, mit ihren Familien standesmäßig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer so viel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreiheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, daran hab' ich freilich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muß man Ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imagination! Ehe man sich's versieht, ist sie mit Ihnen

— im Severambenlande. Aber, im Ernste, sollten Sie wohl eine so gutherzige Seele seyn, zu glauben, daß auf diesem unserm armen Planeten, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der Menschenfreunde und Kosmopoliten (seit dem Babylonischen Thurmbau bis auf diesen Tag) nicht ein einziger jemals zur Wirklichkeit reif geworden ist, so viel Weisheit und Tugend wäre, daß ein solches Project wie das Ihrige zu Stande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beinahe selbst, daß ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken: nur zuweilen nicht schlecht genug; denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bei den Bewohnern unsers Erdballs alles was Sie wollen, nur keine reinen Absichten, nur keine Consequenz im Kopfe, und kein Ausharren beim Wahren und Guten, weil es wahr und gut ist! — Mir ist kein einziges Beispiel bekannt, daß Menschen jemals ein gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu lassen oder irgend einen häßlichen Schwanz dranzuflicken, und gerade durch das, was sie unvollendet ließen oder dranflickten, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen Sie eines, Diethelm, so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Project, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran (dem Vernehmen nach) einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

Walder. Und was halten Sie von der neuen Menschengeneration, die jetzt nach dem schönen Project der Frau

Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird? und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen, wie noch keine gewesen sind, im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm. Und Sie, Walder, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Uebergang von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein Verbrechen gestraft werden soll?

Walder. Und von der großen Reformation, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen soll?

Diethelm. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November dieses Jahres bevorstehende große Zusammenkunft des Jupiters mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

Walder. Wissen Sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleißt gleich für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen Juvenal zu Muthe seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam keine Satyre zu schreiben. Aber bei dem allem ist für Leute, die gern in heiler Haut schlafen, doch nur Ein guter Rath.

Diethelm. Und der ist?

Walder. Der, den Mevry Andrew beim Prior seinem Meister gibt:

Mind neither good nor bad; nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!

Sorg' nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Friß deinen Pudding, Sklav', und halt' dein Maul!

Marc-Aurel
an die Römer.

Aus dem Englischen der Mß. Knight sehr frei bearbeitet.

1784.

Als unterm majestät'schen Dom
Des hohen Capitols, im schauervollen Kreise
Der alten Herr'n der königlichen Rom,
Vor allen Marc-Aurel, der Weise,
Mich näher zog, und mein gerührter Blick
In jedem Zug den Geist erspäh'te,
Der, so geschäftig einst zum Glück
Der halben Welt, noch jetzt um seine Lippen wehte:
Auf einmal — (gränzlos ist die Allmacht der Natur!)
Verschwand um seinen Mund des Lächelns leise Spur,
Aus seinen Augen schien ein blitzend Licht zu brechen,
Und (wundervoll!) so fing der Marmor an zu sprechen:

„Wie lange soll ich noch dem schnöden Blick voll Hohn
Von jenem Wütherich als wie zum Ziele stehen?

Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Laßt mich an seiner Statt den neuen Titus sehen,
Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der in ungeborgtem Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild,
Den unermess'nen Kreis der Königspflicht erfüllt;
Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniet, und heldenmüthig, mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbar'n Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand,
Sein großes Ziel verfolgt, von jedem Eisenband
Das Geist und Leiber drückt die Menschheit zu befreien,
Und — (was ich selbst kaum einen Augenblick
Dem Erdkreis einst gezeigt) — im allgemeinen Glück
Asträens Herrschaft zu erneuen."

Wie, Pius, kannst du noch verziehn
Mit eigner Hand sein Bild hier zu erheben?
Du selbst besuchtest ja sein neugeschaffnes Wien,
In seinem großen Werk — den Segen ihm zu geben.

Der Gedanke und die Wendung der Verse der Madame Knight (geschrieben den 18 April 1783 in dem Saale des Capitols, wo die Brustbilder der alten Kaiser aufgestellt sind), die ich aus dem sechsten Hefte der Pomona zuerst kennen lernte, und vor kurzem in der Retzerischen Sammlung wieder fand, gefiel mir so wohl, daß ich versuchte sie in Deutsche Verse überzutragen. Doch behielt ich bloß die Hauptidee der Englischen Dichterin bei, und überließ mich in der Ausführung mir selbst. Das Original verlor so viel dadurch, daß ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leser, die des Englischen kundig sind, durch Mittheilung desselben zu entschädigen.

Beneath the Capitol's majestic dome,
Amidst the mighty Chiefs of ancient Rome,
At Marc-Aurelius as I chanc'd to gaze,
A sudden change I view'd with deep amaze:
The smile benignant from his features broke,
And, strange to tell, the living marble spoke:
„How long must I the look insulting bear
Of yon tyrannic Nero's impious air?
Remove that bust, and if, to fill the place,
You seek some Hero, who these walls may grace,
Some Chief, who makes his country's good his aim,
Who treads the glorious path of honest fame,
Who makes Philosophy Religion's cause,

Whom no deceit allures, no precept awes,
Who gives new vigour to his warlike bands
And emulates the virtue he commands,
Whose active mind indignant scorns repose,
Whom prejudice and art invain oppose,
Who frees from chains the body and the mind,
In Austria's Cæsar such a Chief you'll find."

Eine
Lustreise ins Elysium.

1787.

Ich denke nicht, daß es in diesem goldnen Alter der Menschheit, wo seit weniger als zehn Jahren so viele neue Wunderkräfte in unsrer Natur aufgespürt worden sind, irgend einer Person, die dieses lesen wird, wofern sie nicht an einer ganz unheilbaren Verstopfung und Verhärtung ihres Glaubensorgans krank ist, befremdlich vorkommen werde, wenn ich mit aller gebührenden Bescheidenheit gestehe, daß ich — oder, wenn man lieber will, das unerforschliche Etwas, das ich (um gewöhnliche Prose zu reden) meine Seele zu nennen pflege, unter andern geringen Naturgaben auch diese besitze, vermittelst einer gewissen sehr einfachen Operation, so oft es mir oder ihr beliebt, aus meinem Körper heraus zu gehen, und sich in jede selbstbeliebige Bestimmung des Raumes und der Zeit — mit andern Worten, in jeden Ort der Welt und in jeden Zusammenhang des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen zu versetzen, worin ein Lebendiges meiner Gattung seiner Natur und Art nach, nur immer fortkommen oder zugelassen werden kann.

Ich setze diese Einschränkung nicht aus bloßer Bescheidenheit hinzu, sondern weil ich (wie der edle und wahrheitliebende Eukrates in Lucians Lügenfreund) meinen Freunden nicht gerne mehr sagen möchte als wahr ist; und ich muß

daher aufrichtig gestehen, daß der Kreis, über welchen mir nicht erlaubt ist hinaus zu gehen, um ein Beträchtliches kleiner ist, als jener berühmte Hermetische Cirkel,

Dessen Mitte aller Orten,
Dessen Umkreis nirgends ist.

Außerdem sind mir auch, wenigstens dermalen, noch nicht alle Elemente gleichgültig; und ich läugne nicht, daß ich (aus Ermanglung eines gewissen flüchtigen Oels, das aus concentrirten Sonnenstrahlen gezogen wird, und neben andern Wunderkräften auch die Tugend hat, jeden damit gesättigten Körper feuerbeständig zu machen) es noch nicht so weit habe bringen können, in dem Elemente der Salamander länger als zwei bis drei Secunden auszudauern, und daher, zu meinem großen Leidwesen, nicht so viele Beobachtungen in dieser merkwürdigen Region der Geisterwelt habe machen können, als ich wohl wünschen möchte, seitdem mir mein alter Freund Gabalis (den ich mit dem berühmten Gablitone nicht zu verwechseln bitte) von der Schönheit und den geistigen Reizen der Salamanderinnen, mit denen er sehr genau bekannt ist, die außerordentlichsten Dinge von der Welt erzählt hat.

Man wird mir vielleicht einwenden: „zwei bis drei Secunden seyen für eine Seele, die aus ihrem Leibe herausgehen könne, eine lange Zeit; und Muhammed habe auf dem weltberühmten Esel Alborak in keiner längern Zeit alle neun Himmel durchwandert, und nicht weniger als sechzigtausend Unterredungen mit dem Mann im Monde gehalten.

Ich will nicht so unhöflich seyn, die historische Wahrheit dieser musulmanischen Erzählung in Zweifel zu ziehen, oder (wie wohl mancher, der es nicht Ursache hätte, ohne Bedenken thun würde) ein von sehr ansehnlichen Männern bekräftigtes

und an sich selbst so simples Factum dreiste wegzuläugnen. Ganz gewiß ist die Zeit eben so unendlich theilbar als der Raum. Es kann Wesen geben, denen das, was wir eine Secunde nennen, ein Jahrhundert, und wieder andere, denen unsre Jahrhunderte eben so viele Secunden sind. Aber ich erröthe nicht zu gestehen, daß ich keines dieser Wesen bin — wiewohl mir (im Vorbeigehen zu sagen) nicht unbekannt ist, daß ein gewisser Grad des Hermetischen Adeptenordens, wovon der berühmte Misfragmutosiris zur Zeit der unsichtbare Obere ist (wenn ich nicht irre, ist es der siebenhundertsiebenundsiebzigste), im Besitz des Geheimnisses seyn soll, sein Seelenuhrwerk so zu richten, daß es so langsam oder so schnell läuft als man verlangt; ein Geheimniß, vermöge dessen es nur von den Besitzern desselben abhängt, allenfalls in noch kürzerer Zeit als Muhammed alle Sterne des himmlischen Archipelagus (den der gemeine Mann die Milchstraße zu nennen pflegt) zu besuchen, und alles da zu sehen und in ihr Reisejournal zu notiren, was darin sehenswürdig ist.

Wenn ich indessen meine Meinung über diese und dergleichen Dinge aufrichtig sagen soll, so will ich zwar einem berühmten Seher unsrer Tage gern glauben, daß eine Zeit kommen werde, wo ein Adamssohn, um sich aus einem Klumpen Urmaterie ein schönes und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehenes Weltchen zu bauen, nicht mehr Zeit und Mühe aufzuwenden nöthig haben wird, als ein Knabe um ein Kartenhaus aufzuführen, und wo der geringste von uns die Reise um das Universum in eben so viel Minuten machen wird, als in unserm dermaligen Raupenstande (mit dem großen Haller zu reden) ein Cook Jahre nöthig hatte, die kleine Welt, auf deren Oberfläche wir kriechen, in seiner Nußschale zu umsegeln; ja, ich gebe sogar zu, daß diese Zukunft so weit

nicht mehr entfernt ist als die Ungläubigen und Epikuräer denken. Indessen wollte ich doch wohlmeinend gerathen haben, die Saiten nicht auf einmal gar zu hoch zu spannen.

Alles nach und nach, und zu seiner Zeit! Ich dächte, wir könnten uns vor der Hand damit begnügen, daß wir es in so kurzem schon so weit gebracht haben! In der Luft schiffen, auf dem Wasser gehen, durch eine dreißig Schuh tiefe Erdrinde Quellen riechen, mit geschlossenen Augen in dem Magen eines Kranken sehen was ihm fehlt und womit ihm geholfen werden kann, aus Urinsalz Gold, und ich weiß nicht aus welchem Salz, ohne Zuthun eines Weibes, sogar Menschen machen, mit den Ohren riechen, mit den Augen hören, sich von seiner eigenen Nasenspitze zum Anschauen des Unendlichen — Nichts erheben u. s. w. — alles das sind doch, beim Hercules! keine Kleinigkeiten; und das alles ist gleichwohl seit wenigen Jahren entdeckt und das Antheil einer Anzahl auserwählter Erdensöhne geworden, welche (wie alles Gute sich gern mittheilt) bereit sind, ihre Brüder und Schwestern um wenige Louisd'or in diesen herrlichen Mysterien einzuweihen. Nach einem solchen Anfang hat man alle Ursache von der Welt sich die luxuriantesten Hoffnungen zu erlauben; und ich sehe in der That nicht, warum wir es nicht noch vor Ablauf dieses achtzehnten Jahrhunderts so weit gebracht haben sollten, nach Gefallen jede Gestalt anzunehmen, auf Besenstielen oder auf geflügelten Widdern wie Phrixus und Helle, durch die Luft zu reiten, im Wasser und im Feuer unter Ondinen und Salamandern zu leben, mit Einem Wort, alle die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend und einer Nacht, und der ganzen Feengeschichte zu realisiren, die bis auf diesen Tag von kurz-

sichtigen, blödherzigen oder übelgesinnten Leuten für Träumerei und Kinderspiel gehalten worden sind.

Indessen dürfte es doch des gemeinen Besten wegen nöthig seyn, die bevorstehende grose Umkehrung und Umgestaltung aller Dinge nicht gar zu schnell auf einmal zu bewirken. Alle plötzlichen Veränderungen sind gefährlich, wie wir die Beispiele täglich vor Augen sehen. Besonders will ich hiermit die Besitzer des Steins der Weisen und des Wassers aus der Jugendquelle angelegentlichst gebeten haben, in der Mittheilung ihrer Geheimnisse mit etwas mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verfahren, als die Adepten des thierischen Magnetismus und Somnambulismus mit dem ihrigen. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine ganze Ilias von Verwirrung und Unheil daraus entstehen müßte, wenn das Gold auf einmal so gemein würde wie Gassenkoth, oder wenn das Wasser der Unsterblichkeit in Hamburg, Frankfurt und Leipzig eben so leicht und wohlfeil zu haben wäre, als die privilegirten Universalarzneien, solarischen Tincturen, gekrönten und ungekrönten Wunderessenzen u. s. w., die mit allen ihren bewährten und weltbekannten Zauberkräften bisher doch nicht verhindert haben, daß die Leute eben so gut an ihren Krankheiten gestorben sind, als ob gar keine Universalarznei in der Welt wäre.

Doch ich sehe daß ich unvermerkt weiter von meinem Wege abgekommen bin, als ich Willens war. Um also auf meine eigene Wenigkeit und die oben besagte Gabe zurückzukehren, so finde ich für nöthig noch beizufügen, daß diese Naturgabe (oder wie man es nennen will) nichts weniger als ein besonderes Privilegium, dessen ich mich ausschließlich zu rühmen gedächte, sondern eine Sache ist, in deren Besitz sich schon von uralten Zeiten her mehrere Sterbliche befunden.

haben. Vermuthlich ist der junge Derwisch des Königs Fadlalla von Mussel in den Persischen Erzählungen, und der Wohlthätige in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy, nur wenigen, die dieses lesen, unbekannt. Ich begnüge mich diese zwei Beispiele anzuführen, weil sie aus Quellen gezogen sind, deren Glaubwürdigkeit hoffentlich niemand in Zweifel ziehen wird. Indessen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß sich ein nicht ganz unbedeutender Unterschied zwischen der Verfahrungsart dieser beiden Adepten und der meinigen befindet. Fürs erste konnten sie, wie es scheint, ihre Seele nicht anders aus ihrem Leibe herausbringen, als indem sie ihr einen andern entseelten menschlichen oder thierischen Körper zu beseelen gaben; und dann bewirkten sie diese Metempsychose mit Hülfe gewisser magischer Worte, und zwar der Wohlthätige durch das bloße Aussprechen des Wortes Quiribirini. Ich gestehe offenherzig, daß mir die vorgebliche Kraft dieses und aller andern magischen Wörter und Formeln, vermittelst deren man zu fliegen, im Feuer oder unter dem Wasser zu leben, Geister zu sehen und Schätze zu erheben vermeint, um so verdächtiger sind, da, bekanntermaßen, alle diese Wunderdinge von unsern heutigen Adepten nicht durch Zauberei, sondern durch ganz natürliche Mittel und auf die simpelste Art von der Welt zu Stande gebracht werden.

Wie es aber auch damit seyn mag, meine Methode wenigstens ist von dieser ganz verschieden. Ich gehe aus meinem Körper heraus ohne in einen andern überzugehen; und die ganz schlichte Ursache hiervon ist, weil meine Seele, auch nachdem sie ihren Körper abgelegt hat, ihn, oder vielmehr einen ihm gleichen phantastischen Leib, noch immer um sich zu haben glaubt. Etwas Aehnliches hat schon der große Swedenborg an den Neuverstorbenen wahrgenommen, und erklärt diese

sonderbare Erscheinung sehr philosophisch aus der Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit. Der Unterschied ist bloß, daß dieser phantastische Körper wegen seiner außerordentlichen Leichtigkeit meine Seele nicht verhindern kann, durch einen bloßen Act ihres Willens und in ungemein kurzer Zeit Reisen zu machen, die sie, mit ihrem wirklichen Leibe bepackt, entweder gar nicht, oder nicht anders als in sehr langer Zeit, mit viel Gefahr, Beschwerlichkeit und Aufwand, hätte machen können. Ueberdieß bediene ich mich dabei weder des Zauberwortes Quiribirini, noch irgend eines andern Mittels, wodurch ich mit den Handhabern des berüchtigten Hexenhammers in unangenehme Verhältnisse gerathen könnte; sondern es geht dabei wenigstens so natürlich zu, als bei Desorganisirung eines Mädchens von zwanzig Jahren. Nur ist die dabei erforderliche Manipulation unendlich einfacher, und, die Wahrheit zu sagen, auch unendlich züchtiger: und so wie, bekanntermaßen, nur eine nervensieche Person die gehörige Empfänglichkeit hat, unter den Händen eines in Rapport mit ihr stehenden Magnetisirers in den erhabenen Zustand des magnetischen Somnambulismus versetzt zu werden; so werden im Gegentheil zu der Wirkung wovon ich rede, und die ich, aus guten Ursachen, mit keinem Lateinischen oder Griechischen Namen belegen will, ziemlich gesunde Nerven erfordert.

So viel habe ich für nöthig erachtet zu Befriedigung der Wißbegierde meiner geneigten Leser vorauszuschicken, da die Höflichkeit zu erfordern schien, ihnen aus der Art und Weise, wie es mit diesen Ausflügen meiner Seele zugeht, kein Geheimniß zu machen. Sie haben nun ein neues Beispiel von der Wahrheit des großen und zeither so häufig angeführten Grundsatzes, in welchen der erhabene Stifter der neuesten

Philosophie, Hamlet, Prinz von Dänemark, sein ganzes System eingeschlossen hat:

> Es gibt der Dinge viel im Himmel und auf Erden
> Die in der Schule uns nicht vordociret werden!

Eine Wahrheit, die mit klafterlangen goldnen Buchstaben an alle Wände geschrieben zu werden verdient, da sie nicht nur den Schatz der menschlichen Erkenntnisse auf die leichteste Art von der Welt ins Unendliche vermehrt, sondern auch durch die billige Achtung, die jeder Entdecker neuer Naturkräfte, neuer Sinne und neuer Manipulationen natürlicherweise für die Entdeckungen, Sinne und Manipulationen seiner Brüder trägt, die gegenseitige Duldung und allgemeine Menschenliebe unendlichemal mehr befördert, als alle Sprüche der sieben Weisen aus Griechenland zusammengenommen.

Ich bitte um Vergebung, wenn dieser Prolog diejenigen Leser, die sich lieber, in der Homerischen Manier, sobald als möglich mitten in den Strom der Erzählung hineinwerfen lassen, ein wenig ungeduldig gemacht hat; nur noch ein Wort und ich komme zur Sache.

Die Art und Weise, wie sich meine Seele bei ihren kleinen Wanderungen benimmt, oder, wenn man lieber will, der Zustand, worin sie sich dabei befindet, hat eine so große Aehnlichkeit mit dem was man träumen nennt, daß ich anfangs selbst dadurch hintergangen wurde, und das, was mir in diesem sonderbaren Zustand begegnete, für einen bloßen Traum hielt. Indessen bemerkte ich bald, daß es in jenem Falle allezeit von meiner Willkür abhing, an welchen Ort ich mich versetzen wollte, und daß ein Zusammenhang und eine Ordnung in meinen Vorstellungen war, die in eigentlich sogenannten Träumen nicht leicht stattfindet. Diesen gedoppelten

sehr wesentlichen Unterschied abgerechnet, ist beinahe alles Uebrige in beiden Fällen gleich. Meine Seele hat bei einer solchen Auswanderung aus ihrem Körper, gerade wie im Traume, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehrern hundert oder tausend Meilen zu machen. Nichts übertrifft die Leichtigkeit des Quasi-Körpers, womit sie, in der Meinung daß es ihr gewöhnlicher sey, bekleidet ist. Alle ihre Sinne sind ungewöhnlich scharf. Die fremden Gegenstände kommen ihr bekannt vor; sie wundert sich über nichts, glaubt alles schneller und leichter zu verstehen als in ihrem alltäglichen Zustande, ist gleich mit allen vorkommenden Personen auf dem Fuß alter Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen, u. s. w. Ich überlasse, um nicht in eine neue Digression verwickelt zu werden, dem geneigten Leser über alles dieses, nach dem größern oder kleinern Maße seiner psychologischen Weisheit, zu denken was er kann und will, da ich durch diese Bemerkungen bloß dem Irrthume zuvorkommen wollte, welchen die leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit zwischen Seelenwanderungen und Träumen hätte veranlassen können.

Die Lucianischen Todtengespräche, deren Uebersetzung mich zeither beschäftigt hatte, veranlaßten auf eine sehr natürliche Art den Wunsch in mir, wo möglich mit eigenen Augen zu erkundigen, wie es in der sogenannten Unterwelt aussehe. Wie unwahrscheinlich auch die Erfüllung eines so seltsamen Wunsches den Unglaubigen und Epikuräern vorkommen mag, so überzeugte mich doch der oben angeführte Hamletische Grundsatz, daß sie nicht unmöglich sey. Es ist nichts unmöglich, sagte ich herzhaft zu mir selbst, zumal seitdem die große Entdeckung gemacht worden ist, daß es in irgend einem andern Planeten oder Kometen Wesen geben kann, bei denen zweimal zwei — drei oder fünf ist.

Ich dachte der Sache nach, fand aber immer den leidigen Grundsatz in meinem Wege, daß, wenigstens auf unsrer sublunarischen Welt, nichts ohne Mittel geschehen kann, und daß, ordentlicherweise, zwischen den Mitteln und dem, was dadurch gewirkt werden soll, irgend ein mehr oder weniger begreiflicher Zusammenhang stattfinden muß.

Zu gutem Glücke rüttelte dieses vergebliche Nachdenken in meinem Gedächtniß endlich die Erinnerung auf, daß ich vor langer Zeit in einem alten Bouquin ohne Titelblatt und Schluß von einer gewissen Manipulation gelesen hatte, vermittelst deren die Seele aus ihrem Körper herausgehen und

sich an jeden beliebigen Ort versetzen könne. Damals hatte ich, aus dem Vorurtheil gegen alles Wunderbare, welches unsre Wundermänner mit so vielem Recht als das größte Hinderniß der möglichsten Exaltation unsrer Natur ansehen, dieses Kunststück mit dem Quiribirini des Feenmährchens in Eine Classe gesetzt, und nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdiget. Aber jetzt, da ich in dem Falle war zu wünschen daß es anschlagen möchte, hielt ich es wenigstens des Versuchs würdig. Die Manipulation ist, wie gesagt, ohne Vergleichung einfacher als die somnambulatorische, und erfordert kaum eine Viertelstunde Zeit. Ich versuchte sie, und siehe, es gelang.

Ich befand mich auf einmal, und so schnell als ein Mensch sich in Gedanken nach Rom, Peking, oder in den Mond versetzen kann, in einer Gegend, die ich beim ersten Anblick für die Gefilde Elysiums erkannte, wovon Virgil schon in meiner ersten Jugend das anmuthigste Bild in meine Seele gesenkt hatte. Nur jene Günstlinge der Natur, die, mit dem zartesten Gefühl geboren, in den Tagen der ersten Liebe, mit der geliebten Seele (denn in dieser seligen Periode des Lebens webt man in einer ganz geistigen Körperwelt und liebt nur Seelen) allein, Arm in Arm in einer vom Monde beleuchteten lauen Sommernacht lustwandeln gegangen zu seyn sich erinnern, sie allein können sich von diesen lieblichen Thälern der Ruhe eine Vorstellung machen, die meinem Unvermögen sie zu schildern zu Hülfe kommt: für alle übrigen würde auch die lebhafteste Beschreibung nur todter Buchstabe seyn.

Diese reizenden Gefilde sah ich von einer unzähligen Menge menschlicher Gestalten belebt, die in größern oder kleinern Gesellschaften unter hohen Bäumen oder an schattigen Quellen traulich beisammen saßen, oder selbander, durch schlängelnde

Gebüsche lustwandelnd, sich mit Sokratischen Gesprächen zu unterhalten, oder auch einzeln in stillen Lauben und Grotten ihren eignen Betrachtungen nachzuhängen schienen. Ich selbst schlüpfte mit der Leichtigkeit eines Schattens über die Blumen hin, die allenthalben ohne Pflege dem Boden entsprossen, und die mildeste Luft, die ich jemals athmete, mit einem Balsam erfüllten, der alles was hier lebt und webt in ewiger Jugend zu erhalten scheint.

Ungewiß wohin ich mitten unter so vielen meine Neugierde gleich anziehenden Gegenständen mich zuerst wenden sollte, blieb mein Blick endlich auf einer sanften Anhöhe schweben, die, mit dichten Lorbeerbäumen umcirkelt, ein Amphitheater vorstellte, wo eine große Schaar majestätischer Schatten im Kreise saß, und dem Ansehen nach in einer sehr ernsthaften Berathschlagung begriffen war. Ungeachtet der Zwischenraum, der mich von ihnen entfernte, ziemlich groß war, sah ich sie doch, vermöge der ungemeinen Schärfe der Sinne, die ein Vorrecht der Abgeschiedenen ist, so genau als ob sie nur drei Schritte von mir entfernt wären. Die Physiognomie der meisten schien mir ganz bekannt zu seyn; und gleichwohl konnte ich mich weder besinnen noch errathen wer sie wären und was sie vorhätten.

Indem ich mich nun nach jemand umschaute, der mir aus dem Wunder helfen könnte, sah ich einen Schatten auf mich zukommen, den ich, seiner Gestalt und Kleidung nach, beim ersten Anblick für einen Capuciner-Bruder gehalten hätte, wenn sich diese Art von Thieren im Elysium vermuthen ließe. Aber schon auf den zweiten Blick erkannte ich an seiner Glatze, an seinem Faunengesicht, und an einem gewissen Spottgeiste der ihm aus den Augen lachte, den Lucianischen Menippus, den man, um seine Aehnlichkeit und Verschiedenheit mit dem

weisesten der Griechen in zwei Worte zusammenzufassen, den lachenden — so wie seinen Meister Diogenes den rasenden — Sokrates zu nennen pflegte. Dieser Menippus wurde hier (wie ich in der Folge erfuhr) als eine Art von philosophischem Harlekin ungefähr aus eben dem Grunde geduldet wie Momus unter den Göttern. Ein Spötter, der sogar an den Bewohnern Elysiums noch immer dieß und jenes zu persifliren fand, schien zur Unterhaltung einer gewissen genialischen Munterkeit in ihrer Gesellschaft beinahe unentbehrlich; und man fand sein Salz sehr geschickt, der Conversation, die unter so vielen gleich gestimmten Seelen zuweilen ins Eintönige hätte fallen können, mehr Anziehendes und Mannichfaltiges zu geben.

Wer sind, fragte ich ihn in dem vertrauten Ton einer alten Bekanntschaft, jene hohen und ehrwürdigen Gestalten, die auf der umlorbeerten Anhöhe dort, wie die Amphiktyonen des ganzen Elysiums, beisammensitzen, und über irgend eine wichtige gemeine Angelegenheit zu rathschlagen scheinen?

Es ist, antwortete mir Menippus, die löbliche Innung der sämmtlichen Könige im Elysium, die, ich weiß nicht wie, auf den weisen Einfall gekommen sind, einen aus ihrem Mittel zu erwählen, den sie, wie ehemals die Fürsten der Griechen den Agamemnon, für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen wollen. Vermuthlich arbeiten sie so eben an der Wahlcapitulation.

Ich. Ich dachte, hier in der Unterwelt hätten alle Einwohner gleiche Rechte?

Menippus. So ist es auch. Diejenigen unter uns, die in ihrem vorigen Leben Könige oder Fürsten waren, haben hier nichts mehr zu befehlen, und genießen keiner andern Vorzüge, als die ihnen ihrer persönlichen Tugenden und Verdienste wegen freiwillig zugestanden werden. Aber die Herren,

scheint es, sind des Regierens so gewohnt, daß sie, in Ermanglung anderer Unterthanen, lieber sich selbst dazu machen wollen, um wenigstens einem aus ihrem Mittel das Vergnügen zu regieren zu verschaffen.

Ich. Du scherzest! Unmöglich kann an so großen und von jeder irdischen Leidenschaft geläuterten Seelen eine so kleine Eitelkeit haften. Oder sollte sich auch nur Einer unter ihnen finden, der das Glück ein Bürger Elysiums zu seyn nicht dadurch verdient hätte, daß er ein guter König war?

Menippus. Darf man fragen was du unter einem guten Könige verstehst?

Ich. Unter einem guten Könige?

Menippus. Ja! denn vermuthlich denkst du dir etwas bei der Zusammensetzung dieser zwei Worte, die, wenn ich nicht sehr irre, keine sonderliche Anmuthung zu einander haben. Kein Ding in der Welt ist gut oder böse an sich selbst, und was in einem gewissen Verhältnisse gut ist, kann in einem andern böse seyn. Verstehst du unter einem guten Könige einen König der ein guter Mensch, oder einen Menschen der ein guter König ist?

Ich. Ich könnte mich über diese Frage verwundert stellen, aber ich merke wo du hin willst. Ein guter König ist wohl öfters genöthigt ein böser Mensch zu seyn —

Menippus (in die Rede fallend). — Oder ist auch öfters ein böser Mensch ohne dazu genöthigt zu seyn.

Ich. Wie so?

Menippus. Weil kein Ding in der Welt gut ist, als wenn es das ist, wozu die Natur es machte; nun macht die Natur keine Könige, sondern Menschen: Ergo —

Ich. Um Vergebung, die Natur macht eben sowohl Könige, als sie Sackträger, Handarbeiter, Künstler, Dichter oder

Philosophen macht. Das, wozu einer von Natur am besten taugt, dazu macht ihn die Natur. Wer also unter einigen Millionen Menschen am besten dazu taugt die übrigen zu regieren, den hat die Natur zu ihrem Könige gemacht.

Menippus. Dagegen hätte ich viel einzuwenden, und will mir mein Recht hiermit vorbehalten haben. Aber, gesetzt ich gäbe dir zu, die Natur mache zuweilen einen König: so wirst du hoffentlich so ehrenhaft seyn und mir wieder eingestehen, daß gerade dieser König keiner von den besten Menschen unter den Millionen, über die er gebietet, seyn wird.

Ich. Warum das?

Menippus. Mich däucht das versteht sich. Damit einer ein guter Mensch sey, muß es ihm natürlich seyn alle andern Menschen als seinesgleichen zu betrachten; er muß sich nichts über sie herausnehmen, jedes ihrer natürlichen Rechte ehren, nie vergessen, daß Dürftigkeit, Schmerz, Verachtung, Zwang, Unterdrückung, Sklaverei dem geringsten unter ihnen eben so empfindlich und verhaßt sind als ihm selbst; und diesen Gesinnungen muß er auch immer gemäß handeln. Wo ist jemals der König gewesen, der dieß gethan hat, es immer gethan hat, es immer thun konnte und durfte? Kurz, ich kann keinen Menschen für einen guten Menschen gelten lassen, der eine Profession treibt, wobei er alle Augenblicke bereit ist, und bereit seyn muß, Tausende und Hunderttausende seiner Gattung elend zu machen.

Ich. Allenfalls würde ich sagen, daß seine Profession nicht viel tauge. Aber wenn diese Profession nun einmal unentbehrlich und er zu dieser Profession geboren ist, so muß er, gern oder ungern, alles Böse thun, wodurch ein ungleich größeres Uebel verhütet, oder ein diese Uebel weit überwiegendes Gutes erzielt werden kann.

Menippus. Es kostet mir Ueberwindung dich nicht zu unterbrechen — aber rede nur fort — weil ich doch sehe, daß du noch mehr sagen möchtest.

Ich. Ich werde bald fertig seyn. Alles was ich sagen wollte ist, daß ein König, der seine Rolle gut spielen will, unmöglich immer wie ein guter Mensch handeln kann; und umgekehrt, daß der König, der sich zum Gesetz gemacht hätte, immer wie ein guter Mensch zu handeln, gerade dadurch weit mehr Böses thun würde als jener.

Menippus. Das müßte er ungeschickt machen!

Ich. Es könnte nicht anders seyn, weil er sich, anstatt von seinem Kopfe, von seinem Herzen führen ließe. Jener kümmert sich nichts um das was einzelne Menschen unter den Maßregeln, die er zum Besten des Ganzen nimmt, zu leiden haben; dieser opfert bei allen Gelegenheiten den größern Vortheil des Ganzen auf, um jedes einzelne Uebel zu heben, das ihm bekannt wird, jedes einzelne Gute zu thun, wozu man ihn auffordert. Jener ist zufrieden, inner- und außerhalb seines Reichs gefürchtet zu seyn; dieser möchte sich von allen die ihn umgeben geliebt sehen. Das unfehlbarste Mittel sich Liebe zu erwerben ist Gefälligkeit. Ein Monarch, der alles bewilligt was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will, und, wie Titus, den Tag für verloren hält, woran er nicht wenigstens Einen Glücklichen gemacht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechts genannt werden. Alle die bereits von ihm erhalten haben was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestätigen. Versemacher und Prosemacher werden seine Bonhomie zu göttlicher Güte erheben. Und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in

einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der größte Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwei Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben andere Grundsätze anzunehmen, oder das Römische Reich würde das Opfer seiner Bonhomie geworden seyn.

Menippus. Tiberius war also in deinen Augen ein besserer König als Titus?

Ich. Ein besserer, oder wenn du lieber willst, ein größerer König, ganz gewiß, wiewohl ein schlimmerer Mensch.

Menippus. Ich sehe also, daß für das arme Menschengeschlecht nur Ein Rettungsmittel ist, um von den großen Königen nicht durch ihre Größe, und von den guten nicht durch ihre Güte elend gemacht zu werden.

Ich. Und dieß Mittel wäre? —

Menippus. Gar keine Könige zu haben.

Ich. Ein wohl ausgedachtes Mittel!

Menippus. Wenn du länger bei uns bleibst, wirst du sehen, daß wir Einwohner der Unterwelt uns sehr wohl dabei befinden.

Ich. Aber wie die Menschen auf der Oberwelt sich dabei befinden würden?

Menippus. Es wäre ihre eigene Schuld, wenn es ihnen nicht eben so wohl bekäme.

Ich. Und würde es ihnen darum weniger übel bekommen, wenn sie selbst Schuld daran wären? Ich dächte, gerade das Gegentheil.

Menippus. Ich will auch nichts andres gesagt haben, als daß es ihnen wirklich sehr wohl bekommen würde. Wie schwach die Menschen immer seyn mögen, so dumm sind sie

wenigstens nicht, daß sie nicht wissen sollten, in welcher Lage sie am bequemsten liegen.

Ich. Und darum haben sie sich, laut der Geschichte und Erfahrung, auf dem ganzen Erdboden immer zu den Füßen der Könige gelegt?

Menippus. Das mußten sie wohl! Gewalt geht über Recht.

Ich. Gewalt? Der erste König, und wenn er nur über zweihundert, oder auch nur über zwanzig Mann König war, konnte es doch nicht durch Gewalt seyn?

Menippus. Auch stehe ich dir dafür, der erste König war ein sehr guter König.

Ich. Der Meinung bin ich auch. Deßwegen sagte ich vorhin, gewisse Menschen machte die Natur selbst zu Königen. Der erste König eines jeden Volkes in der Welt war gewiß einer, den die Natur dazu gemacht hatte. Er war der kräftigste, der kühnste, der anschlägigste und entschlossenste unter den übrigen; er warf sich zu ihrem Anführer auf, weil er sich dazu tüchtig fühlte; und die andern folgten ihm, weil sie fühlten daß sie einen solchen Anführer nöthig hätten.

Menippus. Er warf sich nicht auf, sondern sie erwählten ihn.

Ich. Wozu braucht es eine Wahl? Wo du einen Haufen wilder Jungen beisammen siehst, wirst du einen sehen, dem die übrigen folgen, nicht weil sie ihn zu ihrem Obersten gewählt haben, sondern weil er's seyn will und kann. Der stärkste, der behendeste, der verwegenste steht bei allen ihren Unternehmungen an der Spitze; sie folgen ihm, weil sie ihn dafür erkennen, und erkennen ihn dafür, weil sie ihn so erfahren haben. Unter gleichartigen Wesen ist kein Anführer ehe die Gelegenheit da ist, wo man einen braucht. Ist diese

gekommen, so hat man keine Zeit zum Wählen; wer den Muth hat sich zum Anführer aufzuwerfen, wird dafür erkannt.

Menippus. Das mag seyn; aber wenigstens um es immer zu bleiben, wird eine förmliche ausdrückliche Einwilligung der übrigen erfordert; und dieß ist doch Wahl?

Ich. Alle Menschen, und vornehmlich rohe Menschen (die überall und zu allen Zeiten den größten Haufen ausmachen) werden durch Gewohnheit geleitet. Wer, so oft es die Noth erheischte, ihr Anführer war, wird unvermerkt bei allen Gelegenheiten für den ersten anerkannt. Doch wir streiten nicht um Worte. Nenn' es Wahl, wenn du willst; was ist damit gewonnen?

Menippus. Sehr viel. Menschen, die sich einem ihresgleichen freiwillig unterwerfen, können und werden es nie anders als um ihres eigenen Besten willen und also unter Bedingungen thun. Beide Theile, der neue Anführer oder König (wie wir ihn nennen wollen) und seine neuen Unterthanen machen sich zu Erfüllung dieser Bedingungen gleich anheischig; und dieß nennt man einen Vertrag. Die Hauptbedingung des Vertrags zwischen dem ersten König und seinen Unterthanen war, daß sich die letztern bei seiner Regierung besser befinden sollten als ohne dieselbe. Die nämliche Bedingung liegt bei dem Vertrage aller folgenden Könige mit den ihrigen zum Grunde. Nun befinden sich aber, wie wir so eben gefunden haben, die Menschen auf der Oberwelt bei ihren Königen nicht wohl; der Vertrag hat also ein Ende, und die Contrahenten sind frei sobald sie wollen.

Ich. Ich sah dich schon lange kommen; aber ich läugne dir alles, Major, Minor und Conclusion. Die Menschen haben sich nie freiwillig, sondern allemal aus Noth unterworfen; nie einem ihresgleichen, sondern immer einem, den

die Natur oder ihr eigener Wahnglaube, oder beides zugleich, zu etwas mehr als sie gemacht hatte; nie vermittelst eines vorgehenden Vertrags, der sich hier gar nicht denken läßt, weil er die Unterthanen zu Richtern in ihrer eigenen Sache machte, und es von ihrem Gefühl, ihren Launen, Aufwallungen und einseitigen Urtheilen, oder von den Absichten und Intriguen des ersten besten, der sich zu ihrem neuen Anführer aufwerfen wollte, abhängen ließe, ob sie die Bedingung dieses angeblichen Contracts für erfüllt oder unerfüllt halten wollten. Alle deine Vordersätze sind ungegründete Voraussetzungen, denen die Erfahrung, die allgemeine Geschichte und die menschliche Natur widerspricht.

Menippus. Die menschliche Natur? Die Menschen sind also deiner Meinung nach um der Könige willen in der Welt?

Ich. Die Menschen — sind in der Welt, weil sie nicht außer der Welt, und die Könige, weil die Menschen nicht ohne Könige seyn können.

Menippus. Lächerlich! Wie viele Jahrhunderte waren die Griechen, die Carthager, die Römer, ohne Könige?

Ich. Wir streiten nicht um Worte, Menipp! Eine Aristokratie hat so viele kleine Könige als regierende Bürger. In einer Demokratie sind die Unterthanen selbst der König; und weil dieß am Ende doch nicht recht angehen will, so siehst du, daß alle Staaten, die mit dieser unglücklichen Verfassung gestraft sind, so lange zwischen der Regierung eines einzigen oder etlicher Demagogen hin und her schwanken und herumgetrieben werden, bis sie sich in Monarchien verwandeln, oder in politischem Sinne gar zu nichts werden. Regiert müssen die Menschen immer werden, durch wen es auch sey;

und daß die Regierung durch Könige die natürlichste sey, bezeugt Vater Homer und — der ganze Erdboden.

Menippus. Die Menschen kommen also gleich bei ihrer Geburt als Unterthanen auf die Welt? Das ist lustig zu hören!

Ich. Lustig oder unlustig, es ist Ordnung der Natur. Kinder kommen als Unterthanen ihrer Eltern auf die Welt; und jeder große Haufen erwachsener Kinder muß, gern oder ungern, sich von dem regieren lassen, der Gewalt über ihn hat.

Menippus. Immer besser! Also ist Gewalt die Quelle des Rechts?

Ich. Erkläre dich deutlicher, lieber Menipp, damit wir nicht wieder um Worte streiten.

Menippus. Ein Straßenräuber, der nach und nach Mittel fände, eine Armee zusammen zu bringen, mit der er das Königreich Persien eroberte, hätte also ein Recht König von Persien zu seyn?

Ich. Wenn er die Mittel hat Persien zu erobern, so hat er wohl auch die Mittel, sich für König anerkennen zu lassen; und so wird er anerkannt, und niemand, der nicht die Mittel hat ihn vom Throne zu stürzen, wird ihm sein Recht streitig machen.

Menippus. Und du siehst nicht, daß du was geschieht oder gelingt, mit Recht vermengst?

Ich. Nicht ich, sondern die Menschen haben das von jeher gethan. Alexander, Philipps Sohn, hatte kein anderes Recht an Persien. Alle, oder doch gewiß die meisten Monarchien, die jetzt für rechtmäßig anerkannt werden, sind durch Eroberer gestiftet worden, die, wenn sich das Glück nicht für sie erklärt hätte, in einem Kerker oder am Galgen gestorben

wären. Und bis auf diesen Tag schalten und walten die Könige mit ihren Provinzen als mit ihrem Eigenthum, verhandeln sie, vertauschen sie, oder treten sie durch Friedensschlüsse ab, ohne daß es ihnen einfällt, die Unterthanen zu fragen, ob sie auch Lust haben, sich verkaufen, vertauschen und abtreten zu lassen.

Menippus. Und du hältst ein solches eigenmächtiges gewaltsames Verfahren für recht?

Ich. Davon ist nicht die Rede; auch kümmert es die Könige wenig, ob ich und du, und hunderttausend einzelne Menschen unseresgleichen ihre Handlungen für recht oder unrecht halten. Ein andres wäre es, wenn wir die Leute wären, ihnen unsre Meinung an der Spitze eines überlegenen Kriegsheeres zu sagen: und auch dann würde der Recht behalten, der das Feld behalten hätte.

Menippus (seinen Knüttel schwingend). Du siehst die Ueberlegenheit, die mir dieser Knüttel und meine Schultern über dich geben: ich kann dich also zu meinem Sklaven machen sobald mir's beliebt?

Ich. Ohne Zweifel.

Menippus. Und mein Knüttel gibt mir das Recht dazu?

Ich. Das Recht? — Wir wollen ehrlich miteinander handeln. Ich fühle mich nicht zum Sklaven aufgelegt, und würde es also schwerlich jemals recht finden, wenn du mich kraft deines Knüttels zu deinem unterthänigsten und treugehorsamsten Knechte machen wolltest. Aber wenn dein Knüttel ein Talisman wäre, womit du etliche Millionen eben so rüstiger und tapfrer Männer als ich bin, zu deinen Sklaven machtest: so würde dein Recht an uns von dem ganzen Erdboden eingestanden werden; und wir armen Wichte würden,

wenn wir uns dagegen sträuben wollten, so lange geknüttelt, bis man uns den gehörigen Respect vor dem Rechte des Stärkern eingebläut hätte. Die Knüttel der Könige sind solche Talismane, und daher haben sie gegen die Schwächern immer Recht.

Menippus (lachend). Ha, ha, ha! Ich fange an zu merken, daß du deinen Spaß mit mir und mit den Königen treibst. Im Ernste wären wir also einerlei Meinung?

Ich. Nicht so ganz; und um dich davon zu überzeugen, will ich (wiewohl gegen das laute Zeugniß der Geschichte und Erfahrung) so höflich seyn und zugeben, daß alle Monarchie und überhaupt alle Obrigkeit ursprünglich aus einem förmlichen Vertrag entstanden sey. Nun laß einmal sehen, was du damit gewonnen haben wirst! Ein Vertrag zwischen einem ganzen Volke, das aus einigen hunderttausend Köpfen und doppelt so viel Armen und Fäusten besteht, an einem, und einem einzelnen Manne als König, am andern Theil, ist ein Vertrag zwischen sehr ungleichen Parteien, und der König wird sich also fürs erste an einer sehr eingeschränkten Gewalt begnügen lassen müssen?

Menippus. Desto besser! Natürlicherweise wird man über gewisse Grundgesetze einig werden, zu deren Befolgung sich sowohl der König als das Volk anheischig macht.

Ich. Und um diesen Gesetzen die gehörige Kraft zu geben, und die Uebertretung derselben zu verhüten oder zu bestrafen, ist eine Gewalt nöthig?

Menippus. Eine gesetzmäßige Gewalt, allerdings.

Ich. Entweder du mußt annehmen, daß die rohen Völker, die deinen ursprünglichen Vertrag mit ihren Königen schlossen, ganz erstaunliche Meister in der politischen Dynamik und Statik waren, und zu gehöriger Vertheilung und Aus-

gleichung der Staatskräfte eine sehr künstliche Verfassung ausklügelten: oder diese gesetzmäßige Gewalt wird uns in ziemlich kurzer Zeit böse Händel machen. Denn ist diese Gewalt in den Händen des Königs, so kannst du dich darauf verlassen, daß er bald genug Mittel finden wird, durch die Schranken des Vertrags zu brechen, und so willkürlich zu regieren, als ihm und seinen Ministern, Höflingen, Günstlingen, Weibern und Kebsweibern belieben wird. Ist sie aber in den Händen des Volkes, wer soll die Unterthanen zu Erfüllung ihrer Vertragspflichten zwingen, wenn sie in vorkommenden Fällen, aus welcher Ursache es sey, keine Lust dazu haben? Was für eine traurige Rolle wird da der König spielen, und was andres kann man von ihm und seinen Nachfolgern erwarten, als daß sie nicht eher ruhen werden das Mögliche und Unmögliche zu versuchen, bis sie sich in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt haben? Je widerspänstiger sich die Unterthanen dabei bezeigen werden, desto schlimmer für sie! Gegen Ein Beispiel, wo das Glück den Ausschlag auf die Seite des Volkes gab, sind wenigstens zehn, wo es sich für den König erklärte. Hat dieser einmal die Macht in Händen, so wird der zwischen ihm oder seinen Vorfahren und dem Volk errichtete Vertrag, und wenn er mit goldnen Buchstaben auf eherne Tafeln geschrieben wäre, eben so wenig geachtet werden als ob er gar nicht existirte. Wehe dann dem Volke, das seine dadurch versicherten Rechte gegen willkürliche Anmaßungen und Eingriffe seines Monarchen geltend machen wollte! Jeder Widerstand wird als Empörung angesehen, und mit Schwert und Galgen an den Anführern, mit gänzlicher Unterdrückung an dem Volke gerächet werden. Was hilft also dein ursprünglicher Vertrag, der aus Mangel einer höhern Gewalt, wodurch beide contrahirende Theile zu Erfüllung der Bedingungen

gezwungen würden, nicht länger gilt, als ihn der eine oder andere Theil gelten lassen will?

Menippus. Er kann seine Verbindlichkeit durch unrechtmäßige Eingriffe eben so wenig verlieren, als irgend eine Pflicht dadurch, daß sie übertreten wird, aufhört Pflicht zu seyn.

Ich. Ein herrlicher Trost für die Unterdrückten! Um wie viel wird ihr Zustand etwa durch den Gedanken, daß sie Unrecht leiden, gebessert? Aber auch dieses armseligen Trostes hätten sie sich durch die Vorwürfe beraubt, die sie sich selbst über den Unverstand machen müßten, ihre Rechte und Freiheiten auf einen so schwachen Grund, als Worte oder geschriebene Buchstaben sind, gebaut zu haben. Wie konnten sie jemals erwarten, daß ein Vertrag, der einem herrschsüchtigen und eigenmächtigen Monarchen papierne Schranken entgegen setzt, ihre Rechte gegen seine Gewalt sicher stellen würde? Nichts als die eiserne Nothwendigkeit setzt Schranken, die auch der mächtigste Tyrann respectiren muß. Sie ist das erste und größte Naturgesetz, und das einzige das nie übertreten wird, weil es nicht übertreten werden kann. — Der erste König war der Anführer eines Volkes, das sich ihm unterwarf, weil es ein natürliches Vorrecht an ihm erkannte, und eines Anführers bedürftig war. Die Menschen fühlen sich frei, sobald sie durch keinen äußern Zwang, sondern durch die Meinung, daß ihr eigenes Bestes eine gewisse Art zu handeln nothwendig mache, in ihrem Thun und Lassen bestimmt werden. Insofern kann man also sagen, daß die ersten Völker sich ihre ersten Anführer freiwillig gaben. Einen förmlichen Vertrag mit diesen Anführern zu schließen konnte ihnen um so weniger einfallen, da sie nichts von einem Oberhaupte fürchteten, das ihnen immer mit seinem

Leben für seine Aufführung bürgte. Der erste König war ganz gewiß gut, und maßte sich nicht mehr Gewalt an, als ihm seine Untergebenen zugestanden: aber der erste entscheidende Sieg, den er über ein feindliches Volk erhielt, verschaffte ihm Unterthanen, die es nicht freiwillig waren, und legte den Grund zu künftiger Unterdrückung der freiwilligen. Der Eroberer wurde nach und nach, schneller oder langsamer, ein großer Monarch, der an der Spitze eines besoldeten Kriegsheeres von dem größern friedlichen Theil seiner Unterthanen nichts mehr zu befürchten hatte, und von diesem Augenblick an sich alles erlaubt hielt. Sein Recht war das Recht des Stärkern, das ist ein Uebergewicht, das von den Schwächern stillschweigend und duldend so lange für rechtmäßig anerkannt wird, als es erträglich ist, oder als der Gedanke an Widerstand ihnen eben so wenig einfallen kann, als der Gedanke mit dem Kopfe vorwärts durch eine Ellen dicke Mauer zu rennen. In lange schon bestehenden policirten Staaten — wo der Druck der obersten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daß er von den meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daß der größte Hause die ihm aufgelegten Lasten eben so gedankenlos wie jedes andere Lastthier die seinige trägt; wo zu allen physischen Ursachen des leidenden Gehorsams noch so viele moralische hinzu kommen; wo besonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunsten des Monarchen wirkt, und die Priester, so lange er sich nicht gelüsten läßt ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutasten, seine furchtbarste Leibwache sind — in solchen Staaten wird der tyrannische Uebermuth auf der einen, und die sklavische Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben.

Indessen ereignet sich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzustraff gespannte Bogen auch einmal bricht; daß ein aufs Aeußerste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günstige Umstände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seinen Unterdrücker geltend macht.

Menippus. Ungefähr wie ein Tiger, der seine Kette zerbrochen, oder ein Mastochs, der sich vom Stricke, woran er zur Schlachtbank geführt wird, losgerissen hätte?

Ich. Die Geschichte der Monarchen und Völker, so weit ich sie kenne, gibt mir kein anderes Resultat als dieses: der Stärkere herrscht, und der Schwächere gehorcht so lange, bis er selbst der Stärkere wird.

Menippus. Ich gestehe dir, daß ich mich nicht an eine Theorie gewöhnen kann, worin die Menschen mit den Ochsen und Eseln in Eine Reihe gestellt werden.

Ich. Ist es meine Schuld? — Aber da sehe ich einen stattlichen feinen Mann, mit einer offnen Miene und einnehmenden Gesichtsbildung hinter dem Gebüsche hervorkommen. Du kennst ihn vermuthlich. Willst du daß wir ihn zum Schiedsrichter unsers Streites herrufen?

Menippus. Es ist Xenophon, der Lieblingsschüler des weisen Sokrates. Ich bin es zufrieden, wenn er Lust hat das Richteramt anzunehmen.

Xenophon hatte zufälligerweise hinter dem Gebüsche, wo er ruhete, unserer Unterredung zugehört. Er gestand es uns selbst, und überhob uns dadurch der Mühe, ihm den Gegenstand unsers Streites vorzutragen. Wir glauben, sagte ich, daß uns niemand besser auseinander setzen könne, als der Verfasser des Hieron und der Cyropädie.

Xenophon. Und ich denke nicht, daß es sehr schwer seyn werde euch zu vergleichen, oder ich müßte nur eure Meinungen nicht verstanden haben.

Menippus. Ich dächte, meine Meinung wäre von der seinigen (auf mich deutend) gerade so weit entfernt als Recht von willkürlicher Gewalt, und das ist die weiteste Entfernung die ich kenne.

Xenophon (zu Menippus). Du behauptest, das Recht der Könige, oder der Obrigkeit überhaupt, gründe sich auf einen Vertrag zwischen dem gehorchenden und dem befehlenden Theile des gemeinen Wesens?

Menippus. Das behaupte ich! Der Vertrag mag nun ausdrücklich mit allen zu einer öffentlichen Handlung gehörigen Formalitäten und Feierlichkeiten errichtet, oder stillschweigend eingegangen worden seyn; ein Vertrag muß immer vorausgesetzt werden, als die einzige mögliche Bedingung, unter welcher vernünftige und frei geborne Wesen, wie die Menschen sind, einem ihresgleichen mit Recht unterworfen seyn können.

Xenophon (zu mir). Und du behauptest ein natürliches Recht des Stärkern, den Schwächern zu regieren, und gründest darauf das Recht der Obrigkeit?

Ich. Ich behaupte, die Nothwendigkeit sey die Quelle des Naturgesetzes, und das Naturgesetz die Quelle des Rechts. Die Menschen können ohne Regierung nicht bestehen. Die Natur ließ es also nicht auf ihre Willkür, oder einen Vertrag, der nur so viel gilt als man ihn gelten lassen will, nicht auf Zufall, oder launisches Spiel der Leidenschaften, oder das wankelmüthige Urtheil der Menschen, das fast immer von jenem abhängt, ankommen, ob und wie sie regiert seyn wollten: sie machte Anstalten, vermöge deren sie regiert

werden, sie mögen wollen oder nicht. Der Stärkere regiert immer den Schwächern. Die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts bestätiget diesen Satz, und ein paar allenfallsige Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel. Das Recht des Stärkern wird auf dem ganzen Erdboden anerkannt. Wenn nach einem langen und blutigen Kriege Friede gemacht wird, so ist es immer der Stärkere, der die Bedingungen vorschreibt; und diese Bedingungen werden von den Schwächern nur so lange gehalten als sie die Schwächern sind. In den ältesten Zeiten der Welt kannte man kein anderes Völkerrecht, und die ersten großen Monarchien wurden, so wie alle folgenden, bloß dadurch groß, weil sie, den Raubfischen gleich, viele kleinere verschlangen.

Menippus. Und wo kamen denn unsre Griechischen Freistaaten her? Warum wurden unsre Könige von Argos und Theben und Athen u. s. w., welche anfangs bloß Heerführer und Häupter ansehnlicher Stämme waren, nach und nach abgeschafft?

Ich. Weil ihnen eine kleine Anzahl mächtiger Familien über den Kopf gewachsen war. Die überwiegende Macht der letztern verwandelte die Monarchien in aristokratische Republiken. Das gemeine Volk, des Gehorsams gewohnt, ließ sich anfangs nicht einfallen, den mächtigsten und reichsten aus ihrem Mittel, so lange sie zusammenhielten, das Recht der Regierung streitig zu machen. Aber nach und nach zerfielen die Aristokraten unter einander und wurden durch ihre Uneinigkeit unvermerkt die Schwächern. Nun fing das Volk an seine eigne Stärke zu fühlen; es machte eine Forderung nach der andern, nahm sich endlich mit Gewalt was man ihm nicht gutwillig geben wollte, und die Aristokratie verwandelte sich in Demokratie. Diese letztere gränzt so nahe an Anarchie,

daß sie nothwendig von Zeit zu Zeit in einen Zustand verfallen muß, wo es einem beliebten, listigen und unternehmenden Menschen gelingen kann, sich einen mächtigen Anhang, und vermittelst desselben die Alleinherrschaft zu verschaffen. So entstanden die kleinen Tyrannen, wie ihr Griechen es nanntet, von denen einige eurer Republiken bald wohl bald übel regiert wurden. Auch die großen aber kurz dauernden Monarchien Alexanders und Antiochus des Großen hatten keinen andern Ursprung als überwiegende Gewalt: und die Römer wurden, vermöge eben dieser Uebermacht, die Herren und Unterdrücker der Welt, sobald es durch die Waffen entschieden war, daß ihnen weder Carthago, noch Pyrrhus, noch Antiochus, noch Mithridates die Oberherrschaft streitig machen konnten. Kurz, es ist die unläugbarste aller Thatsachen, daß alle Republiken und Monarchien, die jemals in der Welt gewesen sind, ihr Daseyn der überwiegenden Stärke derer, die sie errichteten, zu danken hatten, und es bleibt also dabei und wird, so lange es Menschen gibt, dabei bleiben:

Befiehlt wer kann, gehorcht wer muß.

Xenophon. Ihr habt euch beide so deutlich erklärt, daß ich eure Meinung vollkommen gefaßt zu haben glaube; und ich finde mich dadurch in dem, was ich vorhin sagte, bestätiget. Sobald ihr euch nur selbst recht verstehet, werden wir, denke ich, alle drei über diese Sache Einer Meinung seyn.

Menippus. Das soll mich wundern!

Xenophon. Wir sind wenigstens über Einen Punkt einverstanden, nämlich, daß die Menschen ohne bürgerliche Verfassung und Regierung nicht bestehen können; man müßte denn annehmen wollen, die Natur habe die einzige Gattung von Wesen, die einer unabsehbaren Vervollkommnung fähig

ist, dazu bestimmt, ewig in einem Zustande thierischer Wildheit und eines ewigen Krieges unter sich selbst und mit der ganzen Natur zu beharren. Denn dieß ist der natürliche und nothwendige Zustand aller Menschenstämme, die ohne bürgerliche Regierung leben.

Menippus. Zum Beweise, daß ich nicht haberechten will, soll dieß von meiner Seite unnachtheilig zugestanden seyn.

Xenophon. Wenn es wahr ist, so wollen wir unbesorgt seyn, was daraus folgen mag. Wahrheit kann nichts als Wahrheit gebären, und ist nie mit sich selbst im Widerspruch. Wir stimmen also darin überein, daß es den Menschen um ihres eigenen Besten willen nöthig ist, in bürgerlicher Verfassung zu leben und regiert zu werden. Aber auch darin werden wir, denke ich, übereinstimmen, daß unter allen Thieren, die nicht von Natur ganz wild und unbezähmbar sind, keines ungeneigter ist sich regieren zu lassen, als der Mensch. Sogar die natürliche Herrschaft der Eltern über ihre Kinder ist ein Joch, wogegen sich die letztern von Jugend auf sträuben, und dem sie sich, da sie es nicht ganz abschütteln können, doch auf alle mögliche Weise zu entziehen suchen. Bei diesem angebornen Triebe zur Unabhängigkeit und willkürlichen Selbstbestimmung, bei diesem instinctmäßigen Haß gegen alles was unsrer Freiheit Schranken setzt, was sollte da wohl die Menschen dahin bringen können, sich regieren zu lassen, wenn es nicht eine Nothwendigkeit wäre, der sie sich nicht entziehen können?

Menippus. Ich sehe wo du mich an diesem Faden hinführen willst: aber es gibt allerdings außer der Nothwendigkeit noch etwas, das die Menschen bewegen kann sich willig regieren zu lassen; und dieses Etwas — ist ihre Vernunft.

Xenophon. Sehr wohl! Aber du vergissest doch nicht, Menippus, daß alle Menschen als Kinder geboren werden, deren Vernunft sich nur langsam durch Erziehung entwickelt, und nur spät durch Erfahrung zur Reife gelangt? Unmöglich kann es die Vernunft seyn, was die Kinder ihren Eltern unterwürfig macht. Eben dieß ist und war auch von jeher der Fall bei allen noch unpolicirten Stämmen, Horden und kleinen Völkerschaften, aus denen sich die größern Völker und die bürgerlichen Verfassungen nach und nach gebildet haben. Ein rohes Volk ist ein Haufen großer Kinder, eben so rasch und heftig in seinen Treiben und Leidenschaften, und beinahe eben so unerfahren als diese, aber um so viel unbändiger, als sie mehr Kräfte haben und sich ihrer besser zu bedienen wissen.

Menippus. Auch die Vernunft wirkt anfangs bloß als Instinct in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu seyn. Es ist eine Blume in der Knospe. Eltern, welche die Liebe und das Zutrauen ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sichrer und besser regieren, als diejenigen, die ihr häusliches Regiment auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Xenophon. Eine sehr wahre Bemerkung, woraus wir aber nicht mehr folgern wollen als wirklich aus ihr folgt. Die Regierung der Eltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen unterstützt, erleichtert, befestigt; aber diese Gefühle können nicht das Fundament derselben seyn, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer, aber auch nicht besser voraussetzen als sie ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht alle Augenblicke von der thierischen Sinnlichkeit eines

Geschöpfes zerrissen zu werden, das immer nur im Gegenwärtigen lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingerissen wird. Zugestanden, daß diese Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärke erhalten, so ist doch unläugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht stark genug sind. Kurz, die Regierung der Eltern gründet sich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die Nothwendigkeit regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Eltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dieß ist auch der Fall bei Völkerschaften, die, ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen, durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können, und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Menippus. Dein Gleichniß paßt nicht ganz, denke ich. Ich will nicht auf den Umstand drücken, daß die Ungleichheit zwischen Kindern und Eltern größer und augenscheinlicher ist als zwischen einem Volk und seinem Regenten. Du würdest mir entgegenhalten, daß die Rede jetzt von den ältesten Völkern und ihren Regenten sey, deren persönliche Vorzüge sehr in die Augen fallend seyn mußten. Aber ich sehe hier noch einen sehr bedeutenden Unterschied. Die väterliche Regierung und Gewalt erstreckt sich nur über die Jahre der Unmündigkeit, und hört auf sobald die Kinder für sich selbst sorgen können: aber die Gewalthaber über die großen Kinder wollen nichts davon wissen, daß ihre Vollmacht mit der Epoche der Unmündigkeit derselben ihre Endschaft erreicht hat. Wie

widersinnig es auch ist, daß eine durch Künste gebildete, durch Wissenschaften aufgeklärte, durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte verständige Nation sich in ihrem männlichen Alter noch eben so behandeln lassen soll wie in ihrem kindischen: so sehen wir doch, daß die besagten Gewalthaber sich an diese Ungereimtheit nicht kehren, sondern im Gegentheil das Joch nur desto schwerer machen, je mehr sie Ursache haben den Unterjochten Vernunft und Stärke genug zuzutrauen, es abzuschütteln.

Xenophon. Was an dieser Bemerkung wahr ist, streitet nicht gegen mich. Allerdings ist es ungereimt, ein gebildetes und aufgeklärtes Volk so zu behandeln als ob es noch in seinen Kinderjahren wäre. Aber was nennen wir ein aufgeklärtes Volk? Der größte Haufe wird diesen Namen nie verdienen. Die Erfahrung aller Zeiten über den Charakter des Volkes sowohl in monarchischen als populären Staaten (und in diesen letztern vornehmlich) lehrt unwidersprechlich, daß die Menge immer unmündig bleibt, und immer nöthig hat daß andere für sie denken und ihr gemeinsames Interesse wahrnehmen. Es bleibt also durch die allgemeine Geschichte bestätigt, daß ein ganzes Volk nie zu einem so hohen Grade von Vernunft und Weisheit gelangt, daß es lediglich seinem eigenen Urtheil überlassen werden könnte, ob und wie es regiert werden wolle. Immerwährende Verwirrung, Anarchie und Rückfall in die alte Wildheit würde die unausbleibliche Folge einer solchen Emancipation desselben seyn. Es muß also in jeder bürgerlichen Verfassung, wenn sie anders Bestand haben soll, eine Macht seyn, die sich nicht auf Vertrag oder willkürliches Gutbefinden des Volkes, sondern auf das große Gesetz der Nothwendigkeit gründet. Da die Menschen ohne bürgerliches Regiment das nicht seyn noch werden können,

wozu die Natur sie bestimmt hat, so ist es nothwendig, daß sie einer Obrigkeit gehorchen: und weil der Gehorsam gegen diese Obrigkeit, ohne Auflösung der bürgerlichen Verfassung, nicht in ihr Belieben gestellt werden kann, so ist es nothwendig, daß er aus dem Gefühl der obrigkeitlichen Uebermacht und aus Furcht vor den unangenehmen Folgen der Widerspänstigkeit entspringe. Und so möchte denn wohl der Satz dieses Fremdlings, „befiehlt wer kann, gehorcht wer muß,“ in der Natur der Dinge selbst gegründet, und eben dieß die Ursache seyn, warum er durch die allgemeine Erfahrung auf dem ganzen Erdboden bestätiget wird.

Menippus. Desto schlimmer, wenn es so ist! Das Recht des Stärkern, und mit ihm ein ewiger Krieg der Stärkern mit den Schwächern, wäre also Ordnung und Absicht der Natur selbst?

Xenophon. Dieser ewige Krieg ist nichts weniger als eine Folge der Nothwendigkeit, daß der Stärkere regiere und der Schwächere gehorche. Im Gegentheil, sobald eine Macht für die stärkere anerkannt wird (und wie könnte sie sonst die stärkere seyn?) so folgt vielmehr Friede daraus; oder der Schwächere müßte auch am Verstande so schwach seyn, daß er das Unmögliche für möglich hielte.

Menippus. Das Recht der Wölfe über die Schafe wäre also festgesetzt! Aber wie es auf das Menschengeschlecht passen könne, das doch vor bloßem Vieh etwas nicht ganz Unbeträchtliches, Vernunft genannt, voraus zu haben scheint, dieß, ich gestehe es, will mir noch nicht klar werden.

Xenophon. Da möchte denn doch wohl die Schuld nur an dir selbst liegen, guter Menippus. Das natürliche Recht der Wölfe an die Schafe, wenn du es so nennen willst, ist ein Recht sie zu fressen; das Recht des Stärkern, wenn

von Menschen die Rede ist, kann, eben darum weil es ein Verhältniß von Menschen zu Menschen, nicht von Wölfen zu Schafen ist, keinen andern Gegenstand haben, als den Schwächern zu führen und zu schützen, falls sich beide noch in dem Stande natürlicher Freiheit und Gesellschaft befinden. Ist diese aber, auf welche Weise es nun geschehen seyn mag, in bürgerliche Gesellschaft übergegangen, welche, vermöge ihrer Natur, auf eine höchste, von allen Gliedern der Gesellschaft anerkannte und gefürchtete Gewalt gegründet ist: so ist es abermals Natur der Sache, daß der letzte Zweck der Gesellschaft, nämlich das Wohl des Ganzen, oder (genauer zu reden) die Erhaltung seiner innerlichen und äußerlichen Sicherheit, die Anwendung und die Gränzen dieser höchsten Gewalt bestimmt. Denn überhaupt müssen wir bei Erörterung dieser ganzen Sache nicht aus den Augen verlieren, daß der Mensch, so wie er das Tageslicht erblickt, Ansprüche und Befugnisse mitbringt, die von der Willkür anderer Menschen unabhängig sind, und deren ihn keine Gewalt berauben darf, wenn er sich ihrer nicht durch seine eigenen Handlungen verlustig macht. Macht, Stärke oder Kraft (welches hier, da wir jetzt in allgemeinen Begriffen schweben, einerlei ist) und Recht sind keine unverträglichen oder einander aufhebenden Dinge: im Gegentheil, das Recht ist das was die Macht bestimmt, und ihr die gehörige Richtung gibt. Es gibt Fälle, wo ein Mensch um seiner eigenen Sicherheit willen genöthiget ist, einen andern Menschen, wenn er kann, zu seinem Sklaven zu machen; und eben dieser Fall kann, unter besondern Umständen und Einschränkungen, zwischen zwei Stämmen oder Völkern eintreten: aber außer diesen besondern Fällen kann kein Mensch den andern, kein Volk das andere zu seinem Sklaven zu machen berechtigt seyn. Gesetzt also, ein Tyrann

mißbrauche, unter welchem ehrwürdigen Namen es auch seyn mag, seine Gewalt zur Unterdrückung seiner Unterthanen, anstatt sie zu Beförderung ihrer Wohlfahrt anzuwenden: so ist diese Anwendung seiner Gewalt, vermöge der Natur der Sache, unrechtmäßig, und die Unterdrückten sind berechtigt sich zu helfen sobald sie können, das ist, sobald sie durch ihre Einmüthigkeit die Stärkern sind.

Menippus. Ich sehe nicht allzudeutlich, wie dieses Recht, das du dem Volke gegen den Gewalthaber zugestehest, mit den Begriffen von Unmündigkeit und Unvermögen sich selbst zu berathen, auf welche du noch kürzlich die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Uebermacht gegründet hast, verträglich seyn kann.

Xenophon. So wollen wir versuchen, es uns deutlicher zu machen. Wir haben als etwas aus der menschlichen Natur und der allgemeinen Erfahrung Erweisliches vorausgesetzt, daß die Menschen, um glücklicher als im Stande natürlicher Wildheit zu seyn, in bürgerlicher Verfassung und also unter obrigkeitlicher Gewalt leben, das ist mit Einem Worte, daß sie regiert werden müssen. Da sie sich hierin mit den unmündigen Kindern in einerlei Falle befinden, so haben wir einem jeden Volke insofern eine Art von Unmündigkeit zugeschrieben. In der That liegt der Grund, warum es einem Volke so schlechterdings nöthig ist regiert zu werden, bloß in dieser Aehnlichkeit zwischen den großen und kleinen Kindern. Beide haben einen natürlichen Hang zur Geselligkeit, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Spielen: aber der häufige Zusammenstoß ihrer Forderungen, und die wenige Gewalt die sie über ihre leicht entzündbaren Leidenschaften haben, veranlaßt alle Augenblicke Streit und Gewaltthätigkeiten unter ihnen, die bei den großen Kindern alle Bande

teln, wenn sie es unerträglich finden. Das Verhältniß zwischen dem Regierer und den Regierten beruhet also auf gegenseitigen Rechten und Pflichten, deren Beobachtung von beiden Seiten die Bedingungen desselben sind. — Nennen wir dieß Vertrag oder nicht, der Name thut nichts zur Sache; aber die Sache ist gerade so, als ob der Vertrag dabei zum Grunde läge: „wir wollen dir gehorchen, wenn du uns wohl regierest; aber sobald du deine Schuldigkeit gegen uns nicht erfüllen willst, sind auch wir von der unsrigen gegen dich entbunden."

Xenophon. Wie ich sehe, Freund Menippus, steht dein gesellschaftlicher Vertrag noch immer zwischen uns, und ich bin dir, mit allem was ich gesagt habe, noch immer unverständlich geblieben. Die bürgerliche Ordnung unter den Menschen auf den Begriff eines Vertrages zu gründen ist hauptsächlich darum unschicklich, weil ein Vertrag voraussetzt, daß es gänzlich von dem Belieben der Parteien abhängt, ob und wie sie sich vertragen wollen. Dieß ist aber, nach meinen Begriffen, bei der bürgerlichen Ordnung keineswegs der Fall. Ich betrachte diese als ein Gesetz der Natur, als eine in der Beschaffenheit des Menschen gegründete nothwendige Bedingung seiner möglichsten Entwicklung und Ausbildung, worauf doch die Natur alles bei ihm angelegt hat. Wenn es Menschenracen geben sollte, denen es an dieser Anlage zur Vervollkommnung gänzlich fehlte, so gehörten sie nicht zu den Menschen von denen hier die Rede ist: sie machten vielmehr eine Mittelgattung zwischen Menschen und Affen aus, die durch den Mangel der Triebfedern der Vervollkommnung genöthigt wäre, sich ewig in dem engen Kreise des thierischen Lebens herumzudrehen. Die edlern Menschenracen hingegen haben sich alle, früher oder später, mehr oder weniger, je

nachdem ihnen die äußern Umstände beförderlich oder nachtheilig waren, aus dem Stande der rohen Natur herausgearbeitet, und in bürgerliche Gesellschaften zu Befestigung und Erhöhung eines gemeinschaftlichen Wohlstandes vereiniget. Natur und äußere Nothwendigkeit arbeiteten hierbei zusammen auf Einen Zweck; und wiewohl es ungereimt wäre zu sagen, die Menschen hätten sich bloß leidentlich dabei verhalten, so läßt sich doch eben so wenig behaupten, daß sie bei Errichtung der ersten bürgerlichen Gesellschaften als Künstler zu Werke gegangen, und sich, nach vorgängiger gemeinsamer und freier Berathschlagung, einhellig diejenige Staatsverfassung und Regierung gegeben hätten, die sie zu Erzielung des möglichsten Wohlstandes des gemeinen Wesens für die vollkommenste erkannt hätten. Die Geschichte widerspricht dieser Hypothese geradezu, und muß ihr widersprechen, weil sie dem Gang der Natur in Entwicklung des Menschen, und also dem was vermöge der Natur möglich ist, zuwiderläuft.

Um dich hiervon zu überzeugen, laß uns einen Blick in die ältern Zeiten der Welt werfen. Das erste, was uns da in die Augen fällt, ist der große Unterschied zwischen der Verfassung der Völker im nördlichen Theile Asiens und in Europa, und derjenigen, welche die südlichern Länder Asiens bewohnen. In den letztern finden wir, lange vor der Policirung unsers Griechenlandes, schon große monarchische Staaten, wo die Willkür des Regenten das höchste Gesetz ist; wo er wie ein Gott verehrt, und wie ein böser Dämon gefürchtet wird; wo er Herr und Eigenthümer des ganzen Staats ist, und die Unterthanen sich ohne Weigerung als seine Sklaven betrachten, über deren Güter, Vermögen, Leib und Leben er nach Belieben schalten kann; kurz, wo der Monarch alles ist, und das Volk gar keine bürgerliche Existenz hat.

Menippus. Aber wie, um aller Götter willen, ist's möglich, daß Menschen, die ihrer Sinne mächtig waren, sich jemals zu einer so unnatürlichen Verfassung bequemen konnten?

Xenophon. Nichts ist begreiflicher; und der Grund davon ist, weil nichts natürlicher war als eben diese unnatürliche Verfassung — in ihren ersten Anfängen. Denn sie erwuchs, beinahe eben so unmerklich als eine Pflanze aus ihrem Keime wächst, aus der ältesten patriarchalischen Lebensart der Menschen. Aus dem Vater einer Familie ward endlich das Haupt eines Stammes; unter mehrern Stämmen überwältigte der mächtigste nach und nach die schwächern, und das Haupt desselben wurde König. Während des Zeitlaufs, der zu diesen Fortschritten erfordert wurde, bildete sich unter diesen Menschen unvermerkt eine Art von bürgerlicher Regierung nach dem Modell der natürlichen Familienmonarchie, von welcher sie ausgegangen war: der König wurde als der Vater der Völker, die er regierte, und diese als seine Kinder angesehen. Jener regierte so unumschränkt, wie ein Vater im Stande der natürlichen Gesellschaft über seine Familie: diese ließen sich eben so wenig einfallen mit ihrem Fürsten, als Kinder mit ihrem Vater, einen Vertrag zu errichten, und ihnen die Bedingungen, unter welchen sie gehorchen wollten, vorzuschreiben. Eine solche Verfassung konnte, so lange sie ihrem Ursprung näher war, und unter allerlei günstigen Umständen, eine Zeit lang das Glück der Völker machen; auch findet man, selbst seitdem beinahe der ganze Orient unter dem Druck eines eisernen Despotismus schmachtet, hier und da noch einige Ueberbleibsel und Spuren der ursprünglichen Humanität dieser Vaterregierung. Aber unglücklicherweise fehlt ihr eine Triebfeder, die der natürlichen

eigen und so unentbehrlich ist, daß ihr Mangel sogar leibliche Väter zu Tyrannen macht. Das natürliche Familienregiment gründet sich zwar (so wie sein bürgerliches Nachbild) auf die Furcht der Kinder vor der väterlichen Gewalt: aber die Natur sorgte dafür, diese letztere durch die Liebe zu mildern, die sie dem Herzen der Eltern einpflanzte. Die Väter der Völker hingegen, denen dieser wohlthätige Instinct fehlt, begnügen sich gefürchtet zu werden, ohne das Verhaßte ihrer Gewalt durch Liebe, welche Gegenliebe gebiert, zu mildern. Knechtische Furcht, auf den blendenden Glanz eines unzugangbaren Thrones, auf Myriaden von Trabanten, auf zahllose Kriegsheere und das immer gezückte Schwert der Rache, kurz auf unwiderstehliche Gewalt gegründet, ist das einzige, was diese Monarchien zusammenhält, und die Sicherheit der Despoten und ihrer Satrapen ausmacht. Zuweilen sendet wohl auch das Schicksal den Unglücklichen einen Befreier, einen Cyrus, zu, der die alten Fesseln zerbricht, und ein neugestiftetes Reich mit Weisheit und wahrem Vatersinne regiert: aber dieser Fall ereignet sich selten, und das Gute, das dadurch bewirkt wird, ist meistens nur persönlich und vorübergehend; denn die erste Quelle des Uebels, die Verfassung, bleibt, und eine Reihe blöder oder lasterhafter Nachfolger zerstört in kurzem wieder, was der einzelne wohlthätige Regent gebauet hat.

Menippus. Aber wenn diese Verfassung der südöstlichen Völker Asiens den Ursprung hat, den du ihr gibst, wie kommt es, daß die nördlichern Asiaten, und die Europäischen Völker davon frei geblieben sind? Wenn jenen despotischen Monarchien das natürliche Familienregiment zum Grunde liegt, welches man allerdings (wie es scheint) als den Keim aller bürgerlichen Regierung ansehen kann: so

müßte ja der Despotismus über den ganzen Erdboden ausgebreitet seyn?

Xenophon. Wäre er eine nothwendige Folge der ursprünglichen Familienregierung, so würde dieß allerdings der Fall gewesen seyn. Aber wenn ich vorhin der unnatürlichsten aller Regierungsformen diesen natürlichen Ursprung gab, so fiel mir gar nicht ein, verschiedene zufällige Umstände, als z. B. den Einfluß des Klima's und die daher entspringende Sinnesart und Lebensweise, als mitwirkende Ursachen, auszuschließen. Bloß diese äußerlichen Umstände haben den Unterschied hervorgebracht, den man zwischen den nördlichen und südlichen Bewohnern der Erde wahrnimmt. Ein warmes, bis zur Ueppigkeit fruchtbares und eine mäßige Arbeit hundertfältig belohnendes Klima, lud die Menschen ein, dem herumirrenden Hirtenleben zu entsagen und in festen Wohnsitzen sich anzupflanzen. Eine Menge friedsamer Künste, die Töchter des Ackerbaues und einer mildern Lebensart, entwöhnten sie von den kriegerischen Sitten ihrer Voreltern. Unvermerkt, aber nur desto unwiderstehlicher, wirkte der Einfluß der Luft, der Sonne und des Bodens auf die Leibesbeschaffenheit und Sinnesart der Einwohner der heißen Erdstriche. Wollüstige Ruhe und sinnlicher Lebensgenuß ist ihr höchstes Gut; und diesem Charakter ist die despotische Staatsverfassung so angemessen, daß, außer den rauhern Bewohnern der gebirgigen Provinzen, schwerlich irgend ein Volk im südlichen Asien, vom Euphrates zum Ganges und bis an die Ufer des östlichen Weltmeers, nur des Gedankens fähig ist, die despotische Regierungsform (zumal da sie nun bereits Jahrtausende lang an sie gewöhnt sind) gegen irgend eine freie, populare oder aristokratische zu vertauschen.

Eine ganz andere Bewandtniß hatte es natürlicherweise

mit den Stämmen oder Horden der nomadischen Völker, die in den ungeheuern Steppen und Wildnissen des nördlichen Theils von Asien und Europa mit ihren zahlreichen Heerden umherzogen, und, so wie ihnen diese unermeßlichen Strecken zu enge wurden, sich gegen Mittag und Abend fortdrückten, und von Zeit zu Zeit die reichen mittäglichen Provinzen wie verheerende Fluten überschwemmten. Diese Völker haben Jahrtausende lang keine andern als freie Verfassungen gekannt. Aber auch die ihrigen entsprangen aus der patriarchalischen, die das Urbild aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen ist. So wie eine Familie sich in mehrere Zweige ausbreitete, so wurden die Väter dieser Zweige die natürlichen Räthe und Gehülfen des gemeinschaftlichen Ahnherrn des ganzen Stammes. Wuchs in der Folge jeder Zweig wieder zu einem besondern Stamme, so verlor sich endlich der Begriff eines gemeinschaftlichen Vaters oder Oberhauptes. Jeder Stamm behauptete seine natürliche Unabhängigkeit von dem andern, ohne jedoch der alten Familienverbindung, die durch einerlei Sprache und Sitten unterhalten wurde, gänzlich zu entsagen. Bei Gelegenheit gemeinschaftlicher Gefahren oder Unternehmungen machten die besondern Häupter dieser kleinern Horden Eines Hauptstammes den allgemeinen Rath desselben aus; eine Art von unförmlicher natürlicher Aristokratie, die nichts von ihrem Ansehen verlor, wenn auch die Umstände einen gemeinschaftlichen Anführer oder König nothwendig machten. Denn dieser war im Grunde doch nur der erste unter seinesgleichen, wiewohl ihm seine freiwilligen Untergebenen in gewissen Fällen, wo das gemeine Beste es zu erfordern schien, selbst den unbedingtesten Gehorsam selten verweigerten. Wie gesagt, Jahrtausende lang ist dieß die Verfassung aller nomadischen, Skythischen und Celtischen

Völkerschaften des nördlichen und abendländischen Theils unserer Erdkugel gewesen. Sie war ihrem unruhigen, herumirrenden Jäger- und Hirtenleben, ihrer dem rauhern Klima gemäßen Sinnesart, Stärke und Unbändigkeit, dem unaufhörlichen Kriegsstande, worin bald die größern Horden, bald die kleinern Stämme an einander geriethen, sich drückten, verdrängten, zu Boden warfen, auch wohl gänzlich aufrieben, die natürlichste und angemessenste.

Aber diese Art von Freiheit gränzt zu nahe an gänzliche Verwilderung, als daß sie der Zustand seyn könnte, worin die menschliche Gattung den Grad von Ausbildung und Wohlstand, worauf es die Natur bei ihr angelegt hat, erreichen könnte. Freiheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisirte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarei und Wildheit aus, und ist in ihren Folgen oft noch verderblicher als die Sklaverei der despotischen Regierungsart. Beide hemmen den Fortschritt der Cultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes, und zwingen ganze Völker, mit den glücklichsten Anlagen Jahrtausende auf eben demselben Punkte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum Vortheil der Wildheit ist: daß sie die edlern Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läßt, da diese hingegen von der Sklaverei abgestumpft und gänzlich niedergeschlagen werden. Ein Haufen roher Wilden kann unter günstigen Umständen sich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moralischen Kräften zu dem, was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, empor strebt: aus einem Volk hingegen, das seit vielen Generationen gewohnt ist am Joche zu ziehen, und alle Lasten die auf seinen Rücken aufgehäuft werden mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts Besseres; es müßte

nur durch außerordentliche Begebenheiten, so zu sagen, erst vernichtet und dann wieder neu geschaffen werden, wovon mir kein Beispiel bekannt ist. Alle Revolutionen, die sich gewöhnlich mit solchen Völkern zutragen, endigen sich damit, daß sie der Raub eines andern Herrn werden.

Laß uns nun nach dem Punkte, von welchem wir ausgegangen sind, zurücksehen, Menippus. Ich behauptete, die bürgerliche Gesellschaft sey nicht sowohl ein Kunstwerk des menschlichen Verstandes, als vielmehr das Resultat des Bedürfnisses, der Nothwendigkeit und zufälliger Umstände: und ich berief mich hierüber auf ihren Ursprung in den ältesten Zeiten der Welt. Die Geschichte schien es uns begreiflich zu machen, wie aus einerlei Urform in Südosten und Süden die großen despotischen Reiche, in Norden und Nordwesten hingegen die aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie zusammengewachsene Regierungsform entstanden, aus welcher sich, bei zunehmender Cultur, nach Maßgabe der Umstände theils die sogenannten Freistaaten, theils die gemäßigte und eingeschränkte Monarchie gebildet haben. Nirgends zeigt uns die Geschichte eine Staatsverfassung, die man für ein reines Werk der Vernunft, ja nur für den Beschluß einer allgemeinen freien Berathschlagung gelten lassen kann; und wenn auch einige wenige Beispiele das Gegentheil zu zeigen scheinen, so ist doch gewiß, daß sich selbst in unsern freiesten Republiken nur einzelne politische Momente finden, wo die Freiheit nicht durch willkürliche Gewalt Eines oder mehrerer Aristokraten, oder eines von selbstsüchtigen Demagogen mehr beherrschten als geleiteten Pöbels eingeschränkt, und nur allzuoft in einen bloßen Namen verwandelt worden wäre.

Die bisherige Erfahrung zeigt uns also nichts, was

nicht die Behauptung bestätigte, daß alle bürgerliche Ordnung nur dadurch besteht, daß der gehorchende Theil, gern oder ungern, das Joch der obrigkeitlichen Gewalt tragen muß, durch welche er in den Schranken des Gesetzes, die er immer zu durchbrechen geneigt ist, zurückgehalten wird. Aber eben dieselbe Erfahrung zeigt auch, daß die zur Aufrechthaltung des gemeinen Wesens unentbehrliche Macht sich immer auszudehnen sucht, und durch die Gesetze, welche sie handhaben soll, und welchen sie selbst untergeordnet ist, sich nur so lange und insofern gebunden hält, als es ihr kein Opfer ihrer eigennützigen Neigungen, Leidenschaften und Entwürfe kostet. Eine große Macht wird daher fast immer, mehr oder weniger, zu Bedrückung des Volks, gemißbraucht. Dieses duldet viel und lange; theils aus dem dunkeln Gefühl, daß es nicht verlangen kann die Vortheile der bürgerlichen Verfassung ohne Aufopferungen zu genießen; theils weil die Macht der Gewohnheit so viel über den Menschen vermag, daß ihm beinahe alles, was sein Daseyn nicht schnell und unmittelbar zerstört, durch sie erträglich wird; theils weil jedes einzelne Glied der Gesellschaft sein Unvermögen, einer überwiegenden und durch die Einbildung noch vergrößerten Gewalt zu widerstehen, fühlt, und Widerstand in großen Massen durch die Verfassung unmöglich gemacht ist. Die Gewalthaber an ihrem Theil werden indessen eben so gewohnt, keinen Widerstand zu finden, als das Volk, keinen zu thun. Unvermerkt räumen sie nach und nach alles aus dem Wege, was ihnen anfangs Schranken setzte. Die Mittel sind unermeßlich, die der Inhaber der höchsten Gewalt im Staat in den Händen hat, das Volk, je nachdem die Umstände es fordern, zu täuschen, zu verführen, zu schrecken, zu erhitzen, zu besänftigen, bis er es endlich so weit gebracht hat, daß

sein blosser Wille die Quelle aller Gesetze wird, oder (was eben dasselbe ist) die Gesetze nach Belieben einschränken oder ausdehnen, aufhalten oder beschleunigen, und jeden, den er begünstigen will, so wie sich selbst, von ihrem Zwang befreien kann. Von nun an ist leidender Gehorsam das Loos des Volkes, und überhaupt aller, die nicht auf die eine oder andere Weise an der höchsten Gewalt Antheil haben. Da aber gleichwohl der möglichste Wohlstand des Ganzen, woran niemanden mehr als den Gewalthabern gelegen ist, es nothwendig macht, den Unterthanen wenigstens einen gewissen Grad von Thätigkeit zu lassen: so mag ein grosser Staat noch immer Jahrhunderte lang bei einer solchen Verfassung bestehen; weil das Volk, wiewohl es in politischem Sinne nichts ist, wenigstens einen Theil seiner Kräfte zu Vermehrung seines Privatwohlstandes, oder doch zur Erhaltung seines Daseyns in einem durch angeborne Gewohnheit leidlich gewordenen, wenn gleich armseligen Zustande anwenden kann. Immer fortschreitende Cultur, Kunstfleiss, Gewerbe und Handelschaft verschaffen einem glücklich gelegenen und mit mancherlei natürlichen Reichthümern begünstigten Staate, selbst unter einer heillosen Verwaltung, unermessliche, kaum zerstörbare Lebenskräfte; selbst die grösste Ungleichheit und die ausschweifendste Ueppigkeit vermehren eine Zeit lang seinen Flor und scheinen die Hülfsquellen der Machthaber unerschöpflich zu machen. Natürlicherweise werden diese letztern immer sorgloser über die Folgen ihrer willkürlichen, ungerechten und unklugen Staatsverwaltung, gehen in ihren Forderungen und Anmassungen immer weiter, glauben alles zu dürfen und alles zu können, und da sie gewohnt sind, bei allem, was sie thun und wagen, die moralischen Ursachen in gar keinen Anschlag zu bringen, die physische Macht hingegen

für alles zu halten, so kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß diese Macht, in deren Besitz sie sich so sicher halten, am Ende doch nur auf der Wirksamkeit der moralischen Räder und Springfedern beruht, und daß der Augenblick, da das Volk zum Gefühl seiner Kraft erwacht, der letzte Augenblick seiner Tyrannen ist. Gewöhnlich werden sie denn auch von diesem fatalen Augenblick so ganz unbereitet überrascht, daß sie in der ersten Verwirrung ihrer Sinne die Hülfsmittel, die noch in ihren Händen sind, entweder gänzlich aus der Acht lassen, oder einen so verkehrten Gebrauch davon machen, daß man das dumpfsinnige Schwanken zwischen Muthlosigkeit und Uebermuth, wodurch sie ihr Verderben beschleunigen, schon für den Anfang der furchtbaren Rache halten möchte, welche die unerbittliche Nemesis immer an allen Großen und Gewaltigen genommen hat und immer nehmen wird, die im Gebrauch ihrer Macht und ihrer übrigen Vorzüge der Bescheidenheit und Mäßigung vergessen; der einzigen Bedingungen, unter welchen die vom Glück verabsäumten Menschen ihnen ihre Vorzüge willig zugestehen, und der einzigen Tugenden, die man von ihnen fordert.

Dieß war seit Jahrtausenden der gewöhnliche natürliche Lauf der Dinge bei allen mehr oder weniger policirten Völkern. Die Menschen fühlten die Nothwendigkeit regiert zu werden, und unterwarfen sich einer obrigkeitlichen Gewalt. Die Inhaber der letztern begnügten sich nirgends an dem Maße von Macht und Ansehen, der ihnen vermöge der Natur der Sache zukam. Sie dehnten beides so weit aus als sie konnten, mißbrauchten ihre Gewalt immer ungescheuter, und spielten mit Einem Worte so lange den Herrn, der über seine Sklaven und sein Eigenthum willkürlich schalten und walten kann, bis endlich die Völker, nachdem sie lange geduldet

hatten was nicht zu dulden war, entweder weil sie es nicht länger aushalten konnten, oder von ehrgeizigen und ränkesüchtigen Menschen aus ihrem Mittel aufgereizt, sich auf einmal ihrer Uebermacht bewußt wurden, das Joch mit Gewalt abschüttelten, und an ihren Unterdrückern das Wiedervergeltungsrecht ausübten, aber im Ungestüm ihrer Wuth nun auch auf ihrer Seite aller Mäßigung vergaßen, alle bürgerliche Ordnung umstürzten, sich einer Gewalt anmaßten die sie nicht zu gebrauchen wußten, und so lange gegen ihre eigenen Eingeweide wütheten, bis ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als sich einem neuen Machthaber mit oder ohne Einschränkung zu unterwerfen; da denn, sobald die Wunden des Staats sich zu schließen anfingen, auch das alte Spiel von neuem anging, um in mehr oder weniger Zeit einen ähnlichen Ausgang zu nehmen und auf die vorige Weise wieder anzufangen.

Menippus. Und in diesem sinnlosen Cirkel sollte das arme Menschengeschlecht sich ewig von leidendem Gehorsam und Sklaverei zu Empörung und Anarchie, und von diesen wieder zu jenen herum zu drehen bestimmt seyn?

Xenophon. Bestimmt — sagst du? Keineswegs! Keineswegs! Freund Menippus! oder die göttliche Nemesis, welche nie müde wird den frevelnden Uebermuth und die wilde Gesetzlosigkeit durch die Folgen ihrer eigenen Missethaten zu züchtigen, und die Vernunft, die bei allem diesem nichts weniger als eine müßige Zuschauerin ist, müßten ewig unvermögend bleiben, den alten schon zu lange dauernden Kampf der Sittlichkeit und Cultur mit der Thierheit und Barbarei, welche sich bis auf diesen Tag um die Herrschaft über die Menschen gestritten haben, endlich zum Vortheil der erstern,

oder vielmehr zur Ehre der menschlichen Natur und zum Heil der Welt, auf immer zu entscheiden.

Hier hielt Xenophon ein; und indem Menippus, wie es schien, den Mund zu einer neuen Frage spitzte, schwand auf einmal die Scene zugleich mit den redenden Personen aus meinen Augen, und ich befand mich wieder in meinem gewöhnlichen Zustand an meinem Schreibtische.

Göttergespräche.

X.

Jupiter Olympius, Sanct Ludewig, hernach Jupiter Horkius und Pluvius,

zwei Subdelegirte des Olympischen Jupiters.

Jupiter Olympius. Hättest du dir wohl, Freund Ludewig, zu deiner Zeit vorgestellt, daß deine Gallofranken sich nach fünfhundert Jahren so mächtig hervorthun, aus dem frivolsten und leichtsinnigsten Volke in der Welt, wofür sie noch vor kurzem von ihren eigenen Sittenmalern erklärt wurden, auf einmal das vernünftigste werden, und dem ganzen Erdboden Beispiele geben würden, welche (wenn ich anders recht in den Hieroglyphen des Schicksals gelesen habe) unvermerkt eine neue und auf alle Fälle bessere Ordnung der Dinge da unten veranlassen werden?

Sanct Ludewig. Ich muß gestehen —

Jupiter Olympius. Hat man jemals von einem so schnellen Uebergang von Knechtschaft zu Freiheit, einem raschern Sprung von der schmählichsten Herabwürdigung der Menschheit zum lebendigsten Bewußtseyn ihrer ganzen Würde und zur glänzendsten Entfaltung ihrer edelsten Kräfte gehört? Noch einmal, braver Ludewig, hättest du deiner Nation —

gerade in dem Augenblicke, da sie bis zur Verachtung der verächtlichsten Völker Europens herabgesunken war, eine so erstaunliche Energie, und, was noch unerwarteter ist, eine so beispiellose Beharrlichkeit in einer Unternehmung, die vor kurzem noch den Klügsten unausführbar schien, zutrauen sollen?

Sanct Ludewig. Der Kern meiner Nation war immer brav und bieder. Wie unausgebildet auch ihre Naturanlagen, wie roh ihre Begriffe, wie ungebändigt ihr Feuer zu meiner Zeit noch war, so hatte ich doch Gelegenheit genug, die Keime von allem was schön und groß ist in dem Charakter meiner wackern Franken zu entdecken. Seit kurzem haben sie meine Hoffnung von ihnen mehr als zu sehr gerechtfertigt. Ich weiß nicht, ob ihre natürliche Lebhaftigkeit und der Drang der Umstände sie nicht vielleicht ein paar gefährliche Sätze zu viel machen ließ; aber das glaube ich ohne Ruhmredigkeit sagen zu können: wären meine Nachfolger den Maximen und Gesinnungen treu geblieben, die mich in meiner Regierung (die fatalen Kreuzzüge abgerechnet) leiteten, so würde es mit dem sechzehnten Ludewig und mit den übrigen Nachkommen meines sechsten Sohnes Robert, die jetzt eine so traurige Rolle spielen, so weit nicht gekommen seyn.

Jupiter Olympius. Hier ist meine Hand, Sanct Ludewig! Für einen Ritter aus jenem rohen Zeitalter, der schon in seinem eilften Jahre einen König vorstellen mußte, von Mönchen erzogen worden war, und Tag und Nacht seinen Rosenkranz murmelte, warst du ein wahres Wunder von einem weisen und guten Fürsten!

Sanct Ludewig. Dieß ist mehr als ich verdiene! Wenn ich auch einige Tugenden hatte, so kann ich mir doch, seitdem ich hier oben einen richtigern Maßstab von Recht und Unrecht bekommen habe, länger nicht verbergen daß die we-

nigen ruhigen Jahre, worin Frankreich unter mir den Segen des Friedens und einer milden Regierung genoß, nicht den hundertsten Theil des Unheils vergüten konnten, welches ich — freilich in der besten Meinung von der Welt — durch meine zwei Ritterfahrten gegen die Ungläubigen über mein armes Volk brachte. Das Herz blutet mir, so oft ich daran denke.

Jupiter Olympius. Ich würde an deinem Platze lieber gar nicht mehr daran denken. Was nicht mehr zu ändern ist, muß man zum Besten kehren. Es war freilich eine große Thorheit, Völkern, die einen andern Propheten hatten als du, den deinigen mit dem Degen in der Faust aufdringen zu wollen, der Eroberung irgend eines Grabes wegen (mein eigenes zu Kreta nicht ausgenommen) alles Gold und Silber deines Königreichs nach Italien und Aegypten zu tragen, und die Blüthe deiner Ritter und Knechte aufzuopfern, um am Ende nichts als zerfetzte Glieder, leere Beutel und den Palästinischen Aussatz nach Hause zu bringen. Indessen hattest du diese ritterliche Narrheit mit einer Menge großer und kleiner Potentaten deines Jahrhunderts gemein: aber deine Tugenden waren dein eigen; und was du zum Besten deines Volkes gethan hast, muß dir billig doppelt angerechnet werden, da nur eine außerordentliche Rechtschaffenheit dich fähig machen konnte, in einer solchen Zeit unendlichemal weiser zu regieren, als die drei Könige, die im Jahrhundert der höchsten Cultur und Aufklärung deinen Namen getragen, und dein Fest alle Jahre an der Spitze ihrer Ludewigsritter mit großen Ceremonien gefeiert haben.

Sanct Ludewig. In der That muß es mir zum Trost gereichen, daß ich, aus bloßem Antrieb des gemeinen Menschenverstandes, die nämlichen Wege im Regieren einschlug, auf welchen jetzt die aufgehelltesten Köpfe Frankreichs die

Wiederherstellung des Staats zu bewirken suchen. Meine angelegensten Sorgen hatten immer das Wohl des zahlreichsten, nützlichsten und unbilligerweise am wenigsten geachteten Theils der Nation zum Gegenstande. Ich setzte den übermüthigen Anmaßungen der Baronen, der Klerisei und der Römischen Curie so enge Schranken, als es bei einer Verfassung, die ich nicht ändern konnte, nur immer möglich war. Ich öffnete den Gelehrten vom Bürger- und Bauernstande den Zutritt zu allen den Aemtern, die nur von den aufgeklärtesten Männern wohl verwaltet werden können, aber bisher ausschließlich von rohen Rittern und Edelknechten versehen wurden, deren die wenigsten ihren Namen zu schreiben wußten; und, um den willkürlichen Richtersprüchen meiner Baronen Ziel und Maß zu setzen, errichtete ich vier königliche Gerichtshöfe, wo einem jeden, der es verlangte, von gelehrten und erfahrnen Männern Recht gesprochen wurde. Ich vergaß nie, daß die königliche Würde nur ein Amt ist, für dessen Führung wir unserm Volke und der Nachwelt eben so verantwortlich sind als dem Himmel. Nie streckte ich meine Hand nach dem Eigenthume meiner Unterthanen aus: dafür aber wurden meine eigenen Domänen mit der größten Oekonomie verwaltet; und weil ich wenig auf meinen Hof, und auf meine eigene Person beinahe gar nichts verwandte, so sah ich mich immer im Stande, zu rechter Zeit freigebig zu seyn, und sogar große Dinge ohne Belästigung meines Volkes unternehmen zu können. Kurz, wie gering auch das Gute, was ich that, gegen das ist, was ich entweder nicht vermögend genug auszuführen, oder nicht weise genug zu unternehmen war: so finde ich doch nicht wenig Beruhigung in dem Gedanken, daß ich meinen Nachfolgern die ersten Grundzüge eines Regierungsplans hinterließ, durch dessen Ausführung Frankreich schon lange das geworden

wäre, was es nun mit großer Gefahr und vielen Aufopferungen durch die Arbeit seiner neuen Gesetzgeber zu werden hofft, ohne daß meinem armen Sohne Ludewig XVI ein anderes Verdienst dabei übrig bleibt, als gern oder ungern — zu allem Ja zu nicken.

Jupiter Horkius (erscheint). Zu Jupiter Olympius. Großmächtigster Beherrscher des Olympus, eine Nation, auf welche die Augen der ganzen Welt geheftet sind, ist im Begriff eine Feierlichkeit zu begehen, dergleichen die Sonne, seitdem sie der Erde leuchtet, noch keine gesehen hat. Der Tag ist angebrochen, an welchem ihr König mit den Stellvertretern der ganzen Nation, als Verwesern der gesetzgebenden Macht, und mit den Abgeordneten des stehenden Kriegsheeres sowohl, als der bewaffneten Bürger aller Municipalitäten des Reichs, sich vereinigen wird, am Altare der Freiheit und Eintracht der neuen Verfassung zu huldigen, die das Glück ihrer Nachkommenschaft auf ewig befestigen soll. Der gesellschaftliche Vertrag, ohne welchen ein Staat nicht wie ein lebendiger organischer Körper, sondern bloß wie ein mit Drath verbundenes Knochengerippe zusammenhängt — diese freiwillige Verbrüderung freier Menschen, um Ein Volk auszumachen, das, bei gleichen Menschen- und Bürgerrechten, sich verpflichtet, einerlei Gesetzen in gleichem Maße zu gehorchen — Gesetzen, deren Gründe die allgemeine Vernunft mit unauslöschlichen Zügen in jede Menschenseele geschrieben hat, und welche den Genuß jener unverlierbaren Rechte allen Bürgern des Staats auf gleiche Weise versichern: dieser Vertrag, der bisher nur ein Traum der Weisen, und der fromme, aber eitle Wunsch der Freunde der Menschheit war, soll heute zum erstenmale von dem ersten und größten aller freien Völker der Welt im Angesicht des Himmels und der Erde

beschworen werden. — Welch ein Tag! Welch ein Schauspiel für Götter und Menschen! Welch ein Beispiel für Zeitgenossen und Nachwelt! — Dieses in seiner Art einzige Fest, dieser große Triumph der über alte Vorurtheile siegenden Vernunft, dieser glorreiche Vorläufer der wiederkehrenden Asträa und ihrer goldnen Zeit, verdient es, auch äußerlich der heiterste, fröhlichste und glückweissagendste aller Tage zu seyn; und es ist deiner würdig, großer Olympius, die feierliche Stunde des schönsten Bundes, der jemals unter deinen Auspicien beschworen wurde, mit einem augenscheinlichen Zeichen deines Wohlgefallens zu begünstigen. Laß also, wenn es dir gefällt, den gemessensten Befehl an den Gott der Winde und besonders an deinen untergeordneten Jupiter Pluvius ergehen, daß sie von Stund' an alle Stürme an Fesseln legen, alle Regenwolken vom Pariser Horizont entfernen, und nur so viel leichtschwebendes Gewölke um die Sonne herwehen sollen, als nöthig seyn mag, die unzählbare Volksmenge, die der große Circus der Nationalverbrüderung einschließen wird, vor der allzufeurigen Glut des Helios zu schirmen, welcher stolz darauf ist, diese Feierlichkeit mit aller Pracht seiner reinsten Strahlen zu verherrlichen.

Jupiter Olympius (lachend). Ei, ei, mein lieber Horkius! Was du in der Rednerschule, die du seit einiger Zeit besucht zu haben scheinst, schon für Fortschritte gemacht hast! — Uebrigens ist dein Begehren nicht mehr als billig, und ich lobe den Eifer, womit du, als Vorsteher und Handhaber aller Eide der Sterblichen, an meiner Stelle, dein Amt bei dieser Gelegenheit verwaltest. — Mercur, hole sogleich den Jupiter Pluvius herbei! — Nun, König Ludwig, was denkst du von dem neuen Schauspiele, das uns deine Franken heute zum Besten geben wollen?

Sanct Ludewig. Es ist in der That so neu, so ganz über alles was wir gewohnt sind zu sehen, wenn wir unsre Blicke auf diesen traurigen Schauplatz der menschlichen Thorheiten, und alles ihres selbst gemachten Elends, fallen lassen. — daß ich, selbst wenn ich es mit Augen sehe, kaum meinen eigenen Sinnen werde glauben können.

Jupiter Olympius. Dahin mußte es kommen, mein Freund, wenn der schöne Bau, an dessen Plane die Weisen unter den Sterblichen schon Jahrtausende im Stillen arbeiten, auf einer dauernden Grundfeste ruhen sollte! Ich gestehe dir, daß mich die Menschen zu interessiren anfangen, seitdem ich, wenigstens auf Einem Flecke des Erdbodens, die größere Zahl sich wie vernünftige Leute betragen sehe. Wenn sie so fortfahren sollten, werden sie es am Ende noch gar dahin bringen, daß ich sie lieb gewinne.

(Jupiter Pluvius erscheint.)

Jupiter Olympius. Nicht zu nahe, Pluvius!

Pluvius. Was ist dein Befehl, großer Jupiter?

Jupiter Olympius. Hat dir Mercur nicht schon gesagt, wovon die Rede ist?

Pluvius. Er hat es; aber erlaube mir, dir im Namen der ganzen sublunarischen Natur vorzustellen, daß es mir, mit allem guten Willen das Meinige zur Verherrlichung dieses 14 Julius beizutragen, eine pure Unmöglichkeit ist, deine Wünsche zu erfüllen.

Jupiter Olympius. Eine Unmöglichkeit? Wie so, Pluvius?

Pluvius. Dir brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daß beim Departement des Luft- und Dunstkreises, bei welchem ich mit angestellt bin, eine so genaue Ordnung in Einnahme und Ausgabe eingeführet ist, daß kein einziger Regentropfen

mehr oder weniger, früher oder später, auf diesen oder jenen Fleck des Erdbodens fallen könnte, ohne die Oekonomie des ganzen Erdplaneten in Unordnung zu bringen. Vermöge einer schon lange getroffenen und vorbereiteten Einrichtung, an welcher, ohne die nachtheiligsten Folgen für einen großen Theil des Menschengeschlechtes und eine unzählige Menge von Thier= und Pflanzengeschlechtern, nicht das Geringste geändert werden kann, muß ich heute beinahe den ganzen Tag so stark zu Paris regnen lassen, daß ich nicht sehe, wie die angesetzte Feierlichkeit nur mit einigem Anstande, geschweige mit Bequemlichkeit und Vergnügen, sollte vollzogen werden können.

Horkius. Der Tag kann nicht mehr geändert werden! Also, mein guter Pluvius.

Pluvius. Es ist mir leid; denn ich werde strömen lassen, daß ihr euch wundern sollt! Da kann nichts davon abgehen!

Horkius. Alles ist nun einmal auf heute angeordnet, und zwischen der ganzen Nation auf die nämliche Stunde abgeredet. Es muß dabei bleiben, und wenn gleich das Marsfeld zur See werden sollte! Aber hängt denn am Ende nicht alles von deinem Willen ab, großmächtigster Olympius? Wenn du zu befehlen geruhen wolltest —

Jupiter Olympius. Wo denkst du hin, Horkius? Ich sollte um deiner Feierlichkeit willen einen Befehl geben, worunter Millionen Geschöpfe unverschuldet leiden würden? Das hast du doch hoffentlich nicht in der Nationalversammlung gelernt?

Horkius. Um Verzeihung! Ich verlange dir keine Ungerechtigkeit zuzumuthen; nur kann ich nicht begreifen, was die Welt im Ganzen darunter leiden sollte, wenn in diesem Augenblick ein tüchtiger Nordostwind käme, und die Wasser=

schläuche, aus welchen uns Pluvius so reichlich zu beträufeln Willens ist, ins Atlantische Meer zurückjagte. Wenigstens kann doch so viel nicht daran gelegen seyn, wenn er seine Operation um etliche Stunden aufschieben müßte.

Pluvius. Das muß ich am besten wissen, wie viel daran gelegen ist! Nicht einen Augenblick!

Jupiter Olympius. Du verstehst das nicht, mein guter Horkius. Wenn es so ist, wie er sagt, so kann ich dir nicht helfen.

Horkius. Aber meine Feierlichkeit! Ein solcher Tag! Ein solches Fest! Ein Tag, wie noch keiner gewesen ist, seitdem die Erde sich um ihre Achse dreht! — Was mich am meisten ärgert ist nur, daß diese verruchten Aristokraten die boshafte Freude haben sollen, uns auszulachen!

Jupiter Olympius. Die Natur kann darauf keine Rücksicht nehmen, mein Kind! Sie geht ihren eigenen Gang —

Pluvius. Insofern du, großer Olympius, nicht etwa ein Wunder thun —

Jupiter Olympius. Höre, Pluvius! laß mir dieses verwünschte Wort nicht noch einmal über den Zaun deiner Zähne springen, oder, bei dem großen diamantnen Spinnwirtel der Parzen! ich ergreife dich beim Schopfe, und hänge dich, mit einem Amboß an jedem Haare deines langen Zottelbartes, drei Tage und Nächte lang, zwischen Himmel und Erde auf! — Wofür seht ihr mich an, daß ihr mir durch solche alberne Reden noch zu schmeicheln glaubt? — Du sollst regnen lassen, weil es nun einmal geregnet seyn muß, und kein Wort mehr über diesen Punkt!

(Jupiter zieht die Augenbrauen zusammen, und Pluvius macht sich davon.)

Horkius (indem er sich entfernt). Wohlan denn! diesem

griesgrämischen Wassermanne zu Trotz soll die Feierlichkeit dennoch vor sich gehen! Mögen doch meinethalben alle Wolken in der Welt zu Aristokraten werden, eine Gegenrevolution sollen sie wahrlich nicht zu Stande bringen! Sie können uns bis auf die Haut durchnässen, aber unsere Freude lassen wir uns nicht zu Wasser machen. Wir wollen doch sehen, wer zuletzt am meisten Ehre davon haben wird!

Sanct Ludewig. Ich müßte meine Franken schlecht kennen, oder sie werden sich zu ihrem Ruhm aus der Sache ziehen.

Jupiter Olympius. Es verlohnte sich, dächte ich, der Mühe, daß wir selbst herunterstiegen, und aus der durchsichtigsten der Wolken, welche Pluvius über Paris zusammen getrieben hat, dem Ausgang der Sache zusähen. Begleite mich, Freund Ludewig.

Sanct Ludewig. Sehr gern.

Jupiter Olympius (zu Mercur). Ist dieß nicht Numa Pompilius, der dort aus dem Lorbeerwäldchen hervorgeht?

Mercur. Er ist es.

Jupiter Olympius. Er kommt eben recht. Der gute Mann war immer ein Liebhaber von Feierlichkeiten; er soll das Vergnügen haben einer beizuwohnen, wie er in seinem Leben noch keine gesehen hat. Geh, Mercur, und sage ihm daß er mit uns kommen soll.

XI.

Jupiter Olympius, Mercur, Numa Pompilius, Sanct Ludewig, Heinrich IV. Zuletzt noch der Schatten Ludewigs XIV.

Die Scene ist in einer Wolke über dem Marsfelde zu Paris.

Jupiter. Ventre-Saint-Gris! Ludewig, seh' ich nicht dort den bravsten aller Gascogner, den ersten Bourbon, auf welchen deine Krone erbte, und den würdigsten von allen deinen Enkeln? — Tritt näher, Heinrich! Bist du auch neugierig, einem in Frankreich so unerhörten Feste, dem Triumphe der Bürgerfreiheit über monarchischen und aristokratischen Despotismus, zuzusehen?

Heinrich IV. Ich bin, Dank sey dem Himmel, eh' ich ein König wurde, lange genug wenig mehr als jeder andere Erdensohn, und weiß Gott! einer der geplagtesten gewesen, um noch so viel Menschengefühl übrig zu haben, daß ich mich darüber freuen kann, wenn mein gutes Volk glücklich ist, sollt' es auch auf Unkosten meines Hauses seyn.

Jupiter. Wären deine Nachfolger, als Menschen, deinesgleichen gewesen, Heinrich Bourbon, so hätte der sechzehnte

Ludewig diesen Tag nicht erleben müssen, den er vermuthlich nicht mit rother Dinte in seinem Kalender anzeichnen wird. — Komm und setze dich zu uns! Aus dieser Wolke wirst du alles sehr bequem sehen können.

Sanct Ludewig (herabschauend). Das muß ich gestehen, ein herrlicher Schauplatz für eine solche Feierlichkeit! — Was sich meine gute Stadt Paris seit meiner Zeit verändert hat!

Mercur. Und was für eine Meinung wirst du von den heutigen Parisern bekommen, wenn du hörest, daß dieser ungeheure Halbcirkel von amphitheatralischen Sitzen das freiwillige Werk von mehr als hunderttausend Bürgern von Paris, beiderlei Geschlechtes, war, die mit einem Enthusiasmus, den auch das ungünstigste Wetter nicht erkälten konnte, mehrere Tage lang vom Morgen bis zur Abenddämmerung arbeiteten, als sie sahen, daß die bezahlten Tagelöhner bis zum vierzehnten Julius nicht fertig werden könnten.

Numa (zu Sanct Ludewig). Laß diese Schwärmerei zur herrschenden Leidenschaft des Volkes werden, so ist es von diesem Augenblick an das erste in der Welt.

Heinrich IV. Der Enthusiasmus, den die neuerworbene Freiheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein Mensch zu seyn, weil die Geliebte ihm eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht: aber er müßte wirklich ein Gott seyn, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zu dauern.

Mercur. Welch ein unzählbares Volk sich von allen Seiten dem Marsfelde zudrängt! Welche Ströme von Menschen!

Numa. Und welche Regengüsse!

Jupiter. In der That, Pluvius hält sein Wort über meine Erwartung.

Mercur. Und doch siehst du diese wackern Bürgersoldaten, mitten unter dem kräftigsten Platzregen, jauchzend und singend um den Altar der Freiheit tanzen!

Numa. Schade um ein so herrliches Fest! Es wäre doch eines freundlichern Wetters werth gewesen.

Sanct Ludewig. Und mir ist es lieb, daß meine braven Franken diese Gelegenheit bekommen haben, zu zeigen, daß es nicht in der Macht der Elemente steht, ein Feuer wie das ihrige nur zu dämpfen, geschweige auszulöschen. Sagte ich nicht voraus, daß es so gehen würde? In welcher schönen Ordnung der ganze unendliche Zug der Repräsentanten der Nation und ihrer Beschützer, von der ganzen Bürgerschaft dieser unermeßlichen Hauptstadt begleitet, mit ihren Fahnen und Panieren, trotz dem abscheulichen Wetter, daherzieht! Welcher Triumph in ihren Augen funkelt! Die Ströme von oben, der aufgelöste Boden von unten, die triefenden Schirme und Kleider, die Ungemächlichkeiten aller Art, die betrogene Hoffnung eines glänzenden Tages, die tückische Schadenfreude der Gegenpartei, nichts, was ein jedes andere Volk in böse Laune gesetzt hätte, kann ihrem guten Muth etwas anhaben, nichts kann ihnen die Freude dieses Tages verkümmern!

Jupiter. Geradeweg von der Sache zu sprechen, wären sie der Freiheit nicht werth, die ihnen heute auf ewig angetraut wird, wenn eine zerstörte Frisur und ein Nößel Wasser in den Schuhen sie an einem Feste wie dieses mißmüthig machte. Was könnten sie einer so reizenden Liebschaft zu Gefallen weniger leiden? Heinrich würde, um seiner schönen

Gabriele einen verstohlnen Besuch zu machen, ein zehnmal schlimmeres Wetter in der finstersten und frostigsten Winternacht für nichts geachtet haben — nicht wahr?

Heinrich IV. Wer kennt die Allmacht der Liebe besser als Jupiter?

Mercur. Mich däucht, der König läßt ein wenig lange auf sich warten.

Jupiter. Nu, nu! das wollen wir ihm nicht verdenken. Das Vergnügen, sich von ein paar hunderttausend Menschen, wovon der geringste sich in diesem Augenblick ein kleiner König dünkt, hochleben zu lassen, mag wohl nicht so groß in seinen Augen seyn, daß er eilen sollte, sich hier den Schnupfen und ein Zahngeschwür zu holen.

Sanct Ludewig. Wer so billig ist zu bedenken, daß vor zwei Jahren noch eine unterirdische Gruft in der Bastille darauf stand, wenn sich jemand unterfangen hätte, den großen Grundsatz der Monarchie, „daß der König die einzige Quelle der Gesetze sey und von der Ausübung seiner Macht nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe," anzufechten; und daß Ludewig XVI bis in die Mitte des Jahres 1789 nie eine andere Sprache als diese gehört, bei jedem Vive le Roi! das seit seinem Regierungsantritt seine Ohren erschütterte, nie etwas andres gedacht hatte, als daß sein Volk ihm dadurch eine unbedingte Bereitwilligkeit, alles für ihn zu thun und alles von ihm zu leiden, angelobe; der wird es ihm wahrlich zu gut halten, wenn er eben nicht mit schnellen Schritten herbeieilt, der Nation, die vor kurzem noch nichts war, eidlich zuzuschwören, daß er sie für die einzige Quelle aller Macht im Staate, sich selbst hingegen bloß für den ersten Bürgermeister des Reichs erkenne, schuldig, so gut wie der geringste Dorfschulze, den Gesetzen der Volksrepräsentanten unterthan

zu seyn, und keinen andern Willen zu haben als den ihrigen. Der Sprung von dem was er war, und wofür er von der ganzen Welt anerkannt wurde, zu dem was er jetzt vorstellt, ist gar zu groß! Es ist ein wahrer Salto mortale, den man unmöglich thun kann, ohne davon betäubt zu werden. Was ich an ihm bewundre, ist, daß er sich bei allen so wenig erwarteten Ereignissen dieser Zeit noch immer mit so guter Art benommen hat.

Heinrich IV. Er ist ein Bourbon, lieber Vater! Bonhomie ist von jeher unser stärkster Familienzug gewesen.

Mercur. Und diese Bonhomie, Heinrich, mit deinem Geiste, deiner Klugheit, deinem Muthe und altritterlichen Biederherzen verbunden, würde ihn, in der gegenwärtigen Krise, zum Retter seines Volkes, zur Seele aller öffentlichen Verhandlungen, zum Abgott aller Herzen, zum Stifter einer neuen, eben so dauerhaften als glücklichen Monarchie gemacht haben. Wie gering waren im Grunde seine Schwierigkeiten gegen die deinigen! Wie schwach war in ihrem ersten Anfange die Cabale herrschsüchtiger Demagogen, mit welcher er zu kämpfen hatte, wenn er zu kämpfen gewußt hätte, gegen die furchtbare Ligue, über welche dich bloß deine eigene Klugheit und Standhaftigkeit endlich triumphiren machte!

Jupiter. Daß du doch so gern radotiren magst, Mercur! Würde er denn in Ludewigs Lage und Umständen eben derselbe Mann gewesen seyn, der er als Heinrich IV war.

Heinrich IV. Ich bin nie ein großer Räsonnirer gewesen; aber mich däucht, ein jeder ist, was er unter seinen Umständen seyn kann. Ein Fürstenkind ist am Ende ein Menschenkind wie ein anderes; und man kann eben so wenig von ihm fordern, daß ein Minos oder Numa, ein Cäsar oder Trajan aus ihm werde, wenn es ihm nicht gegeben ist, als

man ihm zumuthen kann, der erste Tänzer oder der beste Schwimmer unter seinem Volke zu werden. Laßt uns billig urtheilen! Die Schwierigkeiten, die zuletzt alle auf einmal über Ludewig XVI herstürzten, waren für ihn unendlich grösser als die meinigen für mich; und er hatte keinen d'Aubigné, keinen Du Plessis Mornay, keinen Sully zur Seite, wie ich! Hätte er solche Freunde gehabt, wer weiß, ob er sie nicht vielleicht noch besser zu gebrauchen gewußt hätte als ich?

Jupiter. Deine Hand, guter Heinrich! Das ist ein Wort, das deinem Herzen Ehre macht, wenn du es auch mit deinem Vielleicht nicht errathen haben solltest! — Aber was bedeutet das Getümmel, das auf einmal das ganze Marsfeld in Bewegung setzt?

Mercur. Endlich erscheint die Hauptperson des Festes.

Sanct Ludewig. Mein armer Sohn! Wie blaß er ist! Wie wenig er sich noch an diese neue Gestalt der Dinge gewöhnen kann!

Jupiter. Ungeachtet dieses schmetternden Vive le Roi! dessen Donner die Wolken auseinander sprengt, glaubt er gewiß nichts weniger als unter seinen Kindern zu seyn, wie oft es ihm auch schon von den Deputirten seiner guten Stadt Paris vorgesagt worden ist. — Gutherziger Ludewig! Wenn du dir das wirklich einbilden könntest, wer wäre glücklicher als du!

Mercur. Aber im Ernste, was kann ein Mann mehr verlangen, als unter fünfundzwanzig Millionen Menschen der Erste zu seyn, und fünfundzwanzig Millionen baare Livres Besoldung zu haben, ohne daß man ihm was andres dafür zumuthet, als daß er sich die zärtlichsten Sachen von der Welt vordeclamiren lasse, und zu allem, was man ihm vorträgt, Ja sage?

Sanct Ludewig. Ich gestehe, daß ich mich bei diesen Vortheilen nicht sehr wohl befinden würde.

Heinrich IV. Ueberdieß ist noch sehr die Frage, wie gut das ganze Reich sich dabei befinden werde, daß man die königliche Autorität unter zwölfhundert alte und neue Edelleute, Pfarrer, Advocaten, Aerzte, Kaufleute, Pachter und Bauern vertheilt hat, die (wenn ich anders die Menschen kenne) eben so leicht das Faß der Danaiden füllen, als die allgemeine Ruhe und Ordnung durch Decrete wieder herstellen werden, die nur so viel gelten, als das Volk sie gelten lassen will.

Jupiter. Du setzest, wie ich sehe, kein großes Vertrauen in die Constitution, die in diesem Augenblicke beschworen wird, und in die aus ihr entspringende neue Ordnung der Dinge, von welcher die Französischen Redner der Nation so viel versprechen?

Heinrich IV. Ich bin mit ganzem Herzen für eine freie Constitution und für so viel Gleichheit unter allen Staatsbürgern, als mit der Natur einer sehr großen bürgerlichen Gesellschaft und mit dem letzten Zweck eines jeden Staats bestehen kann. Ich betrachte verschiedenes, was die Repräsentanten der Nation bisher gethan haben, als die Grundlage einer guten Verfassung, die noch zu machen ist. Aber manches, däucht mich, war Uebereilung einer einseitigen Vorstellungsart; manches das Werk des Parteigeistes und unedler Leidenschaften; manches auch wohl das Werk einer Cabale, die ihre geheimen Anschläge noch durchzusetzen hofft, indem sie die Unwirksamkeit der Gesetze zu verlängern, die Nationalversammlung dem Volke verächtlich zu machen, und die Erbitterung der Parteien aufs höchste zu treiben sucht.

Ich begreife nicht, wie jemand es mit dem Vaterland ernstlich wohl meinen, und doch verblendet genug seyn könnte, nicht zu sehen, daß man zu weit gegangen ist.

Jupiter. Bedenke, was bei einer solchen Revolution dem Drang der Umstände, der Verschiedenheit der Vorstellungsarten, und dem ewigen Streite, worin Privatvortheile und gemeines Bestes mit einander verwickelt sind, zugerechnet werden muß! Bedenke, daß auch die redlichsten und weisesten Menschen nur Menschen sind! Man wollte anfangs nur so weit gehen als die Noth erforderte, und wurde durch die unaufhaltbaren Wogen der Zufälle weiter fortgerissen. Ohne eine Revolution konnte dem Staate nicht geholfen werden; eine Revolution aber war nur durch überwiegende Gewalt möglich. Wenn ein Staat nur noch durch die Fesseln, die man seinen Bürgern angelegt hat, zusammenhängt: so wird er freilich aufgelößt, sobald diese Fesseln zerbrochen werden. Ist es mit einer Regierung so weit gekommen, daß sie sich nur noch durch Mißbräuche erhält, und alle ihre Stärke nur von ihnen zieht: so muß nothwendig auf die Abstellung dieser Mißbräuche ein Augenblick von Stockung erfolgen; und das kann, nach Beschaffenheit der Menschen und der Umstände, ein sehr langer Augenblick seyn. Aber wenn ein so aufgeklärtes, so edler Gesinnungen, so warmer Menschengefühle fähiges Volk, wie das Französische, nur einmal den großen Punkt gewonnen hat, frei zu seyn: so verlaßt euch darauf, es wird die Kräfte, die es nun ungehindert gebrauchen darf, endlich zu seinem wirklichen Besten gebrauchen lernen. Alles will gelernt seyn, sogar das Leben. Recht zu leben wissen, ist eine schwere Kunst; die Menschen recht zu regieren wissen, die schwerste unter allen. Ich selbst (unter uns gesagt) habe das beste, was ich davon weiß, erst durch Fehlermachen ge-

lernt; und ich zweifle sehr, daß es den Westfranken anders gehen werde.

Numa. Eine Gesetzgebung für ein freigewordenes Volk, das durch lange Cultur so weit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt worden ist, daß Vorurtheile nichts mehr über seinen Kopf, religiöse Gefühle wenig oder nichts mehr auf sein Gemüth vermögen, ist eine schwere Aufgabe, deren Auflösung jetzt zum erstenmale versucht wird. Der Gesetzgeber ermangelt dabei aller der Vortheile, die ich von der Rohheit der Römuliden und von der treuherzigen Einfalt meiner Sabiner zog. Die Ueberzeugung, welche seine Gesetze mit sich führen müssen, — „daß ein jeder sein möglichstes Privatinteresse nicht anders, als mit den Aufopferungen, die das allgemeine von ihm fordert, erzielen könne" — diese Ueberzeugung muß alles thun. Aber um auf sie rechnen zu können, müßte man nicht nur gewiß seyn, daß sie allgemein und vollkommen sey, sondern auch, daß die Bürger sich immer in demjenigen Zustande befinden werden, worin die Vernunft über alle Leidenschaften und sinnlichen Reize das Uebergewicht hat; eine Voraussetzung, die in der Anwendung sehr unrichtige Resultate geben wird. Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm zu, der — von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroischen Größe des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, bloß für andere lebt und immer für andere zu sterben bereit ist — mit Gefühl und Begeisterung spricht: aber kein verständiger Gesetzgeber wird die Verfassung eines Staats auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen.

Jupiter. Wie würdest du es also anfangen, Numa,

wenn du auf die Erde zurückkehren müßtest, um den Westfranken Gesetze zu geben?

Numa. Ich würde mir den Auftrag, wo möglich, verbitten, Jupiter; wofern dieß aber nicht anginge, mich nicht verbunden halten, das Urbild der vollkommensten Gesetzgebung für sie vom Himmel zu stehlen, sondern genug gethan zu haben glauben, wenn ich ihnen (wie Solon den Athenern) die besten Gesetze gäbe, deren sie gegenwärtig fähig wären.

Jupiter. Du würdest also, wie es scheint, einen ganz andern Weg einschlagen, als die Philosophen und Physiokraten, die jetzt im Besitze des Gesetzgebens in Frankreich sind?

Numa. Ich würde mich wenigstens hüten, kein eingeführtes Gesetz eher abzuschaffen, bis ich gewiß wäre, daß ich es auch nicht einen einzigen Tag länger nöthig haben könnte. Ich würde mich hüten, den rohesten Theil des Volks (der doch immer die meisten und derbsten Fäuste hat) von alten Pflichten zu entbinden, eh' ich mich hinlänglich versichert hätte, daß sie sich den neuen, die ich ihnen dafür auflegte, willig und unverzüglich unterwerfen würden. Ich würde, wenn ich nothwendig voraussehen müßte, daß meine Gesetzgebung einer ansehnlichen und mächtigen Partei nicht angenehm seyn könne, mich sehr hüten, diese Partei noch absichtlich ohne alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur ersinnliche Weise zu gewinnen, und für die Aufopferungen, die sie dem Staate machen müßte, zu entschädigen suchen. Ich würde nicht alles auf einmal thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbeiführen lassen; und, während ich mich bloß mit den unaufschieblichsten beschäftigte, zufrieden seyn, zu den andern, die ich der Zeit und der künftigen Erfahrung überließe, den Grund gelegt, oder den Weg gebahnt zu haben. Und hauptsächlich würde

ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetze machen, keine Gesetze — in der Trunkenheit zu geben.

Mercur. Der ehrwürdige Numa scheint mir da, mit der unschuldigsten Miene von der Welt, eine scharfe Satyre auf meine Freunde hier unten gemacht zu haben.

Numa. Eine Satyre? Hab' ich nicht schon gestanden, daß ich das Werk, dem sie sich unterzogen haben, für das schwerste halte, dessen Götter oder Menschen sich unterfangen können? Kann man ohne Unbilligkeit fordern, daß ihr erster Versuch fehlerlos seyn soll?

Mercur. Diejenigen, denen dieser Versuch Ansehen, Vermögen oder gar den Kopf kostet, sind freilich geneigt zu glauben, daß sie die Fehler, die dabei begangen werden, etwas theuer bezahlen müssen.

Numa. Dafür sind es auch nicht immer die Weisesten, welche die Mehrheit der Stimmen machen. Und kann ihnen dieß zum Vorwurf gereichen? Hat es jemals eine freie Nation gegeben, die sich dieses Vortheils rühmen konnte?

Jupiter. Nicht daß ich wüßte! Wir wollen also, weil doch unter dem Mond und über dem Mond nichts ganz vollkommen ist, von den wackern Männern da unten keine Wunder erwarten und uns übrigens freuen, daß alles (trotz dem Regenwetter und dem bösen Willen der Aristokraten) so ruhig und fröhlich abgelaufen ist. Die Constitution wäre also beschworen, und es käme nun bloß noch darauf an, ein ehrliches Mittelchen ausfindig zu machen, wie fünf- oder sechstausend Millionen Livres Schulden bezahlt, die ungeheuren Verbindlichkeiten, womit die neuen Gesetzgeber die Nation bereits belastet haben, erfüllt, und überdieß noch die Einkünfte, die der Staat zu seinen ordentlichen und zufälligen Ausgaben nöthig hat, aufgebracht werden können, ohne dem Volke mehr

aufzulegen als es zu tragen Lust hat? — Was meinst du, Heinrich? sollte nicht die Auflösung eines solchen Problems deinem Sully, eben so gut als dem ehrlichen Necker, schlaflose Nächte gemacht haben?

Mercur. Ich fürchte, die armen Westfranken werden sich um einen Finanzminister umsehen müssen, der, wie König Midas, die Gabe habe, alles was er anrührt in Gold zu verwandeln.

Heinrich IV. Ohne die unerschöpflichen Hülfsquellen, womit die Natur das Land und die Einwohner begabt hat, würde ihnen auch ein solcher Goldmacher wenig helfen; mit jenen hingegen werden sich fünfundzwanzig Millionen Menschen auch ohne diesen aus der Verlegenheit zu ziehen wissen! Zumal da noch eine sehr ergiebige Quelle übrig ist, an welche noch niemand gedacht zu haben scheint.

Mercur. Oder vielleicht nicht denken wollte? Denn ich glaube sie zu errathen.

Heinrich IV. Man hat die Klerisei aus ihren Gütern herausgeworfen und auf sehr mäßige Besoldungen gesetzt; man hat den Adelstand nicht nur zu großen Aufopferungen genöthiget, sondern sogar aller mit dem Blute seiner Vorfahren erkauften Vorzüge beraubt; — und die Capitalisten, die in den letzten fünfzig Jahren unermeßliche Reichthümer auf Unkosten der Nation zusammen speculirt haben, sollten allein ruhige Zuschauer der Noth des Vaterlandes abgeben dürfen, und für seine Rettung nichts aufopfern müssen? Dann wäre das, was man dem Adel und der Priesterschaft genommen hat, nicht Opfer, sondern Raub! Einer so groben Versündigung gegen die festgestellte Gleichheit der Rechte und Pflichten können sich die Gesetzgeber nicht schuldig machen; oder wenn sie dessen fähig wären, wie könnte die Nation dazu stille

schweigen? Laßt die reichen Gläubiger des Staats — nach Abzug dessen, was sie mit ihren auf das bloße Unentbehrliche eingeschränkten Mitbürgern auf gleichen Fuß setzt — nur die Hälfte ihrer Forderung nachlassen; so ist Frankreich gerettet, und ich kann noch hoffen, die Zeit zu sehen, da ein jeder Bauer des Sonntags sein Huhn in seinem Topfe haben wird!

Jupiter. Diese Zeit mag wohl, seit eure Bauern keine Abgaben mehr bezahlen, schon gekommen seyn; die Frage ist nur, wie lange sie dauern wird, und wie indessen den armen Bürgern, die kein Landeigenthum haben, zu helfen sey? — Mercur! siehe doch wer der Schatten ist, der sich vorhin, als der König schwor, plötzlich mit Unwillen wegwandte, und in diesem Augenblick auf dem Platze Vendome neben Ludewigs XIV Bildsäule steht und mit ohnmächtigem Fuße die Erde stampft. — An seiner Gestalt, und an dem Ehrfurcht gebietenden Anstand eines tragischen Tyrannen, der ihm zur Natur geworden zu seyn scheint, sollte man ihn für Ludewig XIV selbst halten.

Mercur. Er ist es auch.

Jupiter. Geh und bring' ihn hierher!

Sanct Ludewig. Für einen König, der sich so gern mit der Sonne vergleichen ließ, sieht er ziemlich finster aus.

Jupiter. Er hinterließ seinen Nachfolgern große Beispiele — zur Nacheiferung und zur Warnung. Wenn sie nicht weiser dadurch geworden sind, so ist es wenigstens nicht seine Schuld.

Ludewig XIV (indem er langsam herbeischwebt, vor sich). Daß ich mich selbst überleben mußte, um das königliche Ansehen, das durch mich den Zenith seiner Höhe erreicht hatte, so tief in den Staub gedrückt zu sehen!

Jupiter (lächelnd). Darf man fragen, majestätischer Schatten, warum du vorhin so unmuthig auf die Erde stampftest, als du deine Augen auf das Fußgestell deiner Bildsäule fallen ließest?

Ludewig XIV. Wenn du der bist, der du zu seyn scheinst, wie konntest du einen gelassenen Zuschauer bei einem Schauspiel abgeben, das alle Könige zur Rache auffordert? Aber vermuthlich hat sich der Dämon der Demokratie auch des Olymps bemächtiget, und auch Jupiter ist dahin gebracht, zu allem, was seine Unterthanen wollen, Ja zu sagen.

Jupiter. Du bist nicht bei guter Laune, König Ludewig, sonst würde mir ein so höflicher Mann, als du immer gewesen bist, die Antwort nicht schuldig geblieben seyn.

Ludewig XIV. Wie? Ich sollte mir noch bewußt seyn wer ich war, und sollte den Französischen Namen, vor welchem ich den ganzen Erdboden zittern lehrte, in einem einzigen Jahrhundert so tief herabgewürdiget sehen, ohne vor Scham und Unwillen zu glühen? — Was fehlte dieser einst so glorreichen Nation, nachdem sie alles Ansehen von außen, alle Würde von innen verloren hat, und durch Aufhebung des Unterschiedes der Stände den Kaffern und Californiern gleich gemacht worden ist, was fehlte ihr noch, um sie bis zu ihrem ersten vierbeinigen Stande zu erniedrigen, um ihre völlige Rückkehr in die Wälder zu beschleunigen, als daß die Barbaren ihre frevelhaften Hände auch nach den Meisterstücken der Kunst ausstreckten, und, durch Wegschaffung der vier gefesselten Figuren zu den Füßen meiner Bildsäule, das prächtigste Denkmal meiner Siege zu verstümmeln sich erfrechten?

Jupiter. Gib dich zufrieden, König Ludewig! Sie sind immer noch sehr artig gewesen, daß sie wenigstens deine

eigene stehen ließen. Was den Frevel betrifft, den sie an den verhaßten Bildern der Sklaverei, die zu deinen Füßen lagen, begangen haben, und den du für ein Zeichen von so böser Vorbedeutung ansiehst: so kann ich dir zum Troste melden, daß sie dafür das Marsfeld in einen Circus verwandeln werden, der den herrlichsten Werken, wodurch die alten Cäsarn ihres Namens Gedächtniß stifteten, an Größe und Pracht der Ausführung den Vorzug streitig machen wird. (Zu den Uebrigen.) Es ist nun Zeit zurückzukehren, meine Kinder. Du, Heinrich, begleitest uns. Deine Tugenden und Verdienste hätten dir schon lange einen Platz im Olymp verschaffen sollen. Von dem neuen Rom konnte sich freilich der Liebhaber der schönen Gabriele keine Apotheose versprechen: aber das soll dich nicht hindern mein Tafelgenoß zu seyn, und bei uns unter deinesgleichen zu leben! Denn du wirst da noch mehrere finden, von welchen gleich dieser ehrwürdige Sabiner einer ist (er deutet auf Numa), die ihren Platz unter den Göttern nicht dem wenig zuverlässigen Urtheile der Menschen, sondern bloß dem unsrigen und sich selbst zu danken haben. Wer sollte ein Gott zu seyn verdienen, wenn es nicht diejenigen verdienten, die den Menschen am meisten Gutes gethan haben? — Gehab' dich wohl, wenn du kannst, Ludewig der Große! — Ihr übrigen folget mir.

XII.

Jupiter, Juno, Minerva.

Juno (zu Minerven). Ich glaube gar, er ist über meiner schönen Rede eingeschlafen. — Jupiter!

Jupiter. Fahre immer fort, Juno, da du einmal in Athem bist! Ich höre dich gerne declamiren, und es wäre nicht das erstemal, wenn ich beim sonoren Klang deiner Stimme eingeschlummert wäre.

Juno. Sehr verbindlich, Herr Gemahl! Aber sage mir nur wie dir es möglich ist, bei Dingen von solcher Wichtigkeit so gefühllos zu bleiben?

Jupiter. Nil admirari, liebe Frau! — Wie kannst du erwarten, daß einer, der dem Lauf der Welt schon so manches Jahrtausend aus einem so hohen Standpunkte zusieht, sich durch etwas, das bei diesen Lilliputern da unten vorgehen kann, aus der Fassung bringen lasse?

Juno. Aber du wirst doch selbst gestehen, daß in allen diesen Jahrtausenden nichts geschehen ist, was mit dem ungeheuern Unsinn, wovon ich sprach, zu vergleichen wäre?

Jupiter. Du mußt wissen, Dame Juno, daß ich, seitdem mich das berühmte Decret des großen Theodosius zur

Ruhe gesetzt hat, vor lauter Langerweile — ein Philosoph geworden bin.

Juno (lachend). Wirklich? So darf mich's freilich nicht wundern, daß du den Sansculotten so günstig bist.

Jupiter. Und daher käm' es also, daß du gegen die Philosophen so erbittert bist? — Mit einem kleinen Unterschied mag wohl etwas an der Sache seyn, meine Königin; aber freilich auf die kleinen Unterschiede pflegt ihr nicht viel Rücksicht zu nehmen; und ich wollte wetten (wiewohl du so positiv bist), daß deine Begriffe von der Philosophie der Sansculotten und von der Sansculotterie der Philosophen nicht die hellesten sind. — Minerva, mein Kind, gib doch deiner Mutter ein wenig Licht über die Sache. Du mußt am besten davon unterrichtet seyn, da doch einst die sansculottische Philosophie in deinem geliebten Athen ausgebreitet wurde. — Eine Schale Nektar, Ganymed!

Minerva. Der Papa spricht von den Cynikern, wie ich höre. Ihre äußerliche Aehnlichkeit mit den heutigen Sansculotten ist allerdings nicht zu läugnen: aber schon der einzige Umstand, daß der Gallofränkischen Sansculotten (Weiber und Kinder ungerechnet) in diesem Augenblicke eben so viele Millionen sind, als es in meinem Athen binnen fünfhundert Jahren einzelne Cyniker gab, die ihrem Vater Diogenes Ehre machten, dieß schon allein setzt einen beträchtlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Sansculotten voraus. Ich denke, um über die Sache ins Klare zu kommen, müssen wir nicht vergessen, daß es vor uralten Zeiten noch eine andre primitive Art von Sansculotten gegeben hat, welche Juno selbst, wie verhaßt ihr auch die Philosophen seyn mögen, doch vermuthlich nicht in diese letzte Rubrik setzen wird.

Juno. Und wer wären diese?

Minerva. Die Naturmenschen, die vor den goldnen Zeiten Saturns in den großen Eichenwäldern, wovon die Erde damals starrte, nackend oder mit rohen Thierfellen um die Schultern, auf allen Vieren herumkrochen, sich von Eicheln und Buchecken nährten, und keine andre Wohnung hatten als Felsenlöcher und hohle Bäume; so frei, daß sie nicht einmal die Bande der Ehe und der häuslichen Gesellschaft kannten; so gleich, daß sie von den Rechten des Eigenthums noch gar keinen Begriff hatten, und also bloß die Stärke des Arms oder des Knüttels entscheiden ließen, wenn sie über einen Baum voll wilder Aepfel, oder wegen irgend eines schmutzigen Weibchens einander in die Haare geriethen. Wofern die neuesten Prediger der Freiheit und Gleichheit sich selbst verstehen, oder die Welt nicht auf eine gar zu leichtfertige Art zum Besten haben wollen, so sind diese Naturmenschen die wahren Urbilder der Sansculotterie, die Sansculotten in der reinsten und erhabensten Bedeutung dieses ehrenvollen Namens; so wie ein dem ihrigen sehr ähnlicher Zustand das letzte Resultat der Gallofränkischen Freiheit und Gleichheit seyn würde, wenn es Ernst damit wäre, und diese schönen, aber übel gemißbrauchten Worte nicht bloß einer Bande schlauer Betrüger zu Talismanen dienten, um sich ungestraft jeder Autorität und Ordnung, die ihrer Herrschsucht oder Habsucht Schranken setzen will, entgegen zu bäumen, und einen Pöbel, den Nacktheit, Hunger und Brutalität zu allem fähig macht, zum blinden Werkzeug ihrer Leidenschaften und Plane zu machen.

Juno. Du sprichst ja lauter Gold, Tritonia?

Jupiter. Für eine Philosophin treibst du die Sachen ein wenig zu weit, mein Töchterchen. Die Gallofranken sind Leute von lebhafter Einbildung und raschem Blut, überdieß geborne Redner, oder Sykophanten, wenn du lieber willst.

Man muß es, wenn sie auf einem Tische stehen und zu einem maulaufsperrenden Haufen Schuhknechte, Kesselflicker, Sackträger, Fischweiber und Kaminfegerjungen reden, mit ihren Redefiguren und Wortspielen so genau nicht nehmen.

Juno. Auch nicht, wenn sie von ihrer Kanzel herab zu den Deputirten der ganzen Nation reden?

Jupiter. Das ist einem Sykophanten am Ende gleich viel. Genug, Dame Juno, daß das Unsinnigste, was seit vier Jahren von jener berüchtigten Kanzel herabgeschwärmt, radotirt, hyperbolisirt und sykophantisirt worden ist, kaum so unsinnig ist, als es die Einbildung wäre, daß eine Nation, die noch vor wenig Jahren, im Ganzen genommen, alle übrigen an Cultur und Verfeinerung übertraf, in so kurzer Zeit alle Vernunft, allen Menschensinn, alles Gefühl ihres eignen Besten so gänzlich verloren haben sollte, um unter der Freiheit und Gleichheit, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen will, die Freiheit der Waldthiere und die Gleichheit einer Zigeunerhorde zu verstehen.

Juno. Nun! antworte du für uns beide, Pallas!

Minerva. Ich denke nicht, daß es Junons Meinung ist, eine so unsinnige Absicht der ganzen Nation oder auch nur einem kleinen Theile der Nation aufbürden zu wollen: wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß die Maximen, die man seit geraumer Zeit in den Versammlungen ihrer Freiheitsschwärmer und Anarchisten hört, wenn man systematische Consequenz darin suchen wollte, geraden Weges in den primitiven Zustand zurückführen, den ihr großer Apostel Hans Jakob, wie wir alle wissen, für den wahren Naturstand des Menschen erklärt hat; für den einzigen, worin diese sonderbare Art von Thieren so gut und so glücklich seyn könne, als

die Natur sie machen wollte. Aber ist etwa weniger Wahnwitz in dem phantastischen Project, wovon sich, wie es scheint, so viele wohlgesinnte Leute in diesen Tagen bethören lassen; in dem Projecte, das Eigenthümliche des Saturnischen Zeitalters, wo völlige Freiheit und Gleichheit mit Einfalt und Unschuld der Sitten, mit Wohlwollen und Liebe und allen geselligen Tugenden Hand in Hand gegangen seyn sollen — eine Zeit, die nur Dichter zu Geschichtschreibern hat — mit den Vorzügen der äußersten Cultur in einer großen Monarchie, mit dem höchsten Flor aller Künste und Wissenschaften, kurz, mit den Vortheilen der größten Ungleichheit im gesellschaftlichen Stande, verbinden zu wollen? Und doch sehe ich nicht, wie man die Gallofränkischen Sansculotten von dem einen oder von dem andern dieser aberwitzigen Projecte frei sprechen könnte, wenn die großen Machtwörter Freiheit und Gleichheit, womit sie ein so widerliches Gepolter machen —

Juno. — und ein so schändliches Spiel treiben —

Minerva. — irgend eine Bedeutung in ihrem vielzüngigen Munde haben sollen.

Jupiter. Habt ihr denn nicht gehört, Kinder, daß ihre Gesetzgeber —

Juno (mit Hitze). — die Marat, die Robespierre, die Bazire, die Chabot, die Danton? — Feine Gesetzgeber!

Jupiter (kalt). — Nein, mein Schatz! — die Condorcet, die Vergniaux, die Rabaud, die Garat, die Guadet, die Buzot, und ihresgleichen, eben darum, weil sie einsehen, daß eine solche Vereinigung nicht ohne eine ganz besondere Umbildung der ganzen Nation möglich wäre, die goldnen Zeiten, welche sie den ehrlichen Gallofranken von der Identificirung ihrer hochgepriesenen Freiheit und Gleichheit versprechen, klüglich auf die dritte Generation hinausgesetzt haben; indem

sie auf eine ganz neue Art von Nationalerziehung bringen, die, allem Ansehen nach, unter den jetzt lebenden nicht zu Stande kommen, aber wovon doch, wenn sie endlich Wurzeln geschlagen habe, die dritte oder vierte Generation unfehlbar die Früchte sehen werde. Wer nur warten kann! Das sag' ich immer; aber niemand hört darauf.

Minerva. Die Gallofranken sind auch die rechten Leute, lange auf etwas zu warten, was sie entweder auf der Stelle oder lieber gar nicht haben wollen! Aber ich fürchte, wofern sie auch so viel Geduld aufbringen könnten, so wird doch selbst ihre späteste Nachkommenschaft den Genuß dieser Früchte nie erleben. Was die Natur unmöglich gemacht hat, kann durch keine Kunst möglich werden; und Prometheus müßte nur einen ganz neuen Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschenart bilden, um eine Republik mit ihnen zu besetzen, in welcher die Freiheit und Gleichheit des Eigenthums mit der bürgerlichen Ordnung, mit den Künsten, die den Reichthum erzeugen und nur durch ihn gedeihen, mit dem Reichthum, dessen nothwendige Folge die Ungleichheit ist, und mit der Unschuld und Eintracht des goldnen Alters der Dichter, die mit Ungleichheit, Reichthum und Verfeinerung unvereinbar sind, dergestalt vereiniget wäre, daß aus dem Streit so unverträglicher Elemente diese schöne Harmonie des Ganzen entstände, die das Wesen eines blühenden Staats ausmacht, und die Fortdauer seines Wohlstandes ganz allein bewirken kann. Freilich wäre, wie Garat neulich sagte, eine Republik, die diese unverträglichen Eigenschaften in sich verbände, das Meisterstück des menschlichen Verstandes — wenn sie möglich wäre: aber die Vernunft unternimmt nichts, was nur unter unmöglichen Bedingungen als möglich gedacht werden kann. Zwar ist diese Chimäre von jeher der Lieblingstraum gut=

herziger poetischer Seelen gewesen; die Platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Severambenländer sind nichts andres: aber nur in einen Gallofränkischen Kopf konnte der wilde Einfall kommen, eine große Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden, das, wofern es auch endlich die Gestalt dessen, was es seyn soll, gewonnen hätte, doch nicht länger bestehen könnte, als jene täuschenden Duftgebilde, die man in Gestalt von Feenschlössern und Zaubergärten an frühen Sommermorgen am Horizont aufsteigen, und eben so schnell, als sie entstehen, in sich selbst zerfließen sieht.

Juno. Und wir sollen ruhig zusehen, wie eine Rotte von Thoren, Sophisten, Marktschreiern, Heuchlern und Bösewichtern unter dem Vorwand eine solche Chimäre zu bewerkstelligen, das schönste Reich der Welt umkehrt — die edelsten und besten seiner Einwohner der Wuth und Mordlust des schändlichsten Pöbels aufopfert — andere bei Tausenden, ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt, im Elend herumzuirren zwingt — den schuldlosesten aller seiner Könige, dessen einziges Verbrechen war, daß er die aufrührerischen Bemühungen einer durch die Constitution verurtheilten republicanischen Faction vereiteln, und die Macht, die er unmittelbar aus den Händen der Nation empfangen hatte, zu Wiederherstellung der Ruhe und Vollziehung der Gesetze anwenden wollte, als den abscheulichsten Tyrannen, Verräther und Meuchelmörder behandelt — und, nicht zufrieden ihr eigenes Vaterland zerrüttet, verwüstet, mit Bürgerblut überschwemmt, mit den ungeheuersten Verbrechen geschändet, und allen Gräueln einer endlosen Anarchie Preis gegeben zu haben, noch das Mögliche und Unmögliche versucht, um auch die übrigen Völker rings umher mit in ihren Ruin zu ziehen, und allgemeine Zer-

rüttung über den Erdboden auszubreiten? Eine Handvoll Narren und Unmenschen — —

Jupiter. Wie du dich ereiferst, meine Königin! Du schimpfst ja als ob du — Unrecht hättest!

Juno. Wenn ich Wörter hätte, die meinen Grimm über so hassenswürdige Ungeheuer noch stärker ausdrückten, ich würde sie gewiß nicht sparen. Ich wiederhol' es also: eine kleine Rotte von Wahnsinnigen und Bösewichtern soll vor unsern Augen allen diesen Frevel verüben; soll den Namen eines durch die schnödesten Künste verblendeten und betrogenen Volkes zu Bewirkung eigennütziger Plane mißbrauchen; soll ein schändliches Spiel treiben mit dem was den Menschen das Heiligste und Theuerste ist; soll Freiheit und Gleichheit der Rechte und allgemeine Wohlfahrt zu Netzen und Fallgruben für sie machen; soll ihre Tugenden selbst gegen sie bewaffnen, sie durch ihre Vaterlandsliebe, ihren Muth, ihren Ruhmdurst, ihre Verachtung des Todes, auf Wege führen, wo sie ein gewisser Untergang erwartet; — und von allem diesem nie erhörten Unfug sollen wir, denen die Regierung der Welt obliegt, kaltblütige Zuschauer abgeben? sollen nicht alle unsre Macht vereinigen, um diese öffentlich erklärten Feinde der Götter und der Menschen zur Strafe zu ziehen und auszurotten?

Jupiter (ganz gelassen). Wer hindert dich denn daran, wenn du es kannst?

Juno. Eben das macht mir die Geduld ausgehen, dich so reden zu hören, als ob das alles nichts auf sich hätte, und dich nichts anginge.

Jupiter. Wirst du mich nicht etwa auch noch, wie Lucians Timon, fragen, ob mein flammenzückender, allblendender, schrecklich schmetternder Wetterstrahl erloschen sey, oder

die Cyklopen mir keine Donnerkeile mehr schmieden wollen? Wunderliche Frau! Was willst du daß ich thun soll? — Nichts davon zu sagen, daß wir Götter mehr als die Hälfte unsrer Macht mit dem Glauben der Menschen an uns verloren haben, würde ich sie etwa durch Blitze und Donnerkeile vernünftiger machen? Ist es meine Schuld, daß die Erdbewohner mit jedem Jahrzehnt an Uebermuth und Narrheit zunehmen? Haben wir an unsrer Seite nicht vorlängst alles gethan, um der Unvollkommenheit und Schwäche ihrer zweideutigen Natur zu Hülfe zu kommen? Haben wir sie nicht, als sie noch in dem sansculottischen Zustande, dessen Minerva vorhin erwähnte, gleich andern Waldthieren nackend auf Vieren herumliefen, und Wurzeln und Erdäpfel mit den langen Klauen ihrer Vorderfüße aus der Erde herauskratzten, sich menschlich nähren und bekleiden gelehrt, sie in Familien und Gesellschaften versammelt, sie im Ackerbau und in allen Künsten, die das Leben erleichtern, beschützen und verschönern, unterwiesen? Haben wir ihnen nicht Gesetze, Religion und Polizei gegeben? ihnen die Musen und die Philosophie zugeschickt, um sie von allen Ueberbleibseln der thierischen Wildheit ihres ersten Zustandes zu befreien; sie durch den Reiz des feinern Vergnügens der Sinne und des Geistes, durch die sanften Bande der Sympathie und des Wohlwollens, und die mannichfaltigen Verhältnisse des geselligen und bürgerlichen Lebens zu einem vollkommnern Genuß ihres Daseyns zu bringen, und die Entwicklung der Kräfte jenes himmlischen Funkens zu befördern, der sie so hoch über ihre thierischen Verwandten erhebt und mit uns selbst in Gemeinschaft zu kommen fähig macht? — Damals stand es wohl mit ihnen! Sie waren so glücklich als Geschöpfe ihrer Art es seyn können, und blieben es, so lange sie sich von uns regieren ließen. Aber die an-

geborne Unart ihrer Natur gänzlich zu vertilgen, stand nicht in unsrer Macht. Wir brachten sie so weit, daß sie unser zuletzt entbehren zu können glaubten; sie kehrten unsre eigenen Wohlthaten gegen uns, kündigten uns den Dienst auf, liefen einem neuen Phantom von übermenschlicher Vollkommenheit nach, und verfielen unvermerkt, durch die Geringschätzung und Verabsäumung der Mittel, wodurch wir sie zu Menschen gemacht hatten, in eine Barbarei, die ganz nahe an die rohe Thierheit ihres ersten Zustandes gränzte. Jahrhunderte lang von Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus zu Boden gedrückt, von Priestern und Fürsten in unerträgliche Fesseln geschlagen, alles Lichts der Philosophie, aller Künste des Friedens, aller Sicherheit des Eigenthums und Lebens beraubt, der willkürlichen Gewalt ihrer Tyrannen und den Täuschungen hinterlistiger Sophisten Preis gegeben, sahen sie sich endlich wieder nach uns um Hülfe um; und wir, ohne uns an ihre Undankbarkeit zu kehren, ließen uns willig finden, unsre kostbarsten Gaben abermals an Geschöpfe zu verschwenden, von denen wir voraus wußten, daß sie keinen bessern Gebrauch davon machen würden als ihre Vorfahren. Aber kaum hatten sie in der Cultur, die ihnen unsere Töchter, die Künste und die Wissenschaften, gaben, wieder einige Stufen erstiegen, so erfolgte was ich vorhergesehen hatte: ihre Unstätigkeit, ihr Eigendünkel, ihr Durst nach Veränderung und Neuheit, die Widerspänstigkeit ihre Phantasien und Leidenschaften den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen, kurz, alle Unarten, die von ihrer halb thierischen Natur unzertrennlich sind, spielten wieder ihr altes Spiel, und verderbten uns das unsrige abermals. Denn du würdest eben so leicht einen Mohren durch Waschen weiß machen, als einem Menschen die Vorzüge der Cultur einimpfen, ohne ihm mit jeder Geschick-

lichkeit einen Fehler, mit jeder Wahrheit einen Irrthum, mit jeder Tugend ein Laster mitzutheilen. Weit gefehlt daß die Vernunft die Gränzen ihrer Herrschaft immer weiter ausdehnen, und ihre ewigen Feinde, Unwissenheit, Trägheit des Geistes, Willkürlichkeit und Egoisterei, endlich gänzlich verdrängen werde; haben wir nicht stets gesehen, daß der Zeitpunkt der höchsten Verfeinerung und der äußersten sittlichen Verderbniß immer ein und derselbe war? daß die Epoche der höchsten Aufklärung immer diejenige war, worin alle Arten von speculativem Wahnsinn und praktischer Schwärmerei am stärksten im Schwange gingen? Unfähig in irgend etwas das Mittel zu halten, schweifen die Menschen bald diesseits bald jenseits über die Linie des Wahren hinaus: und da es in jeder Sache nur Eine Weise recht zu verfahren, und dagegen unzählige Wege zu fehlen gibt; wer wollte sich darüber ereifern, wenn so schwache und unhaltbare Geschöpfe, wie dieses Töpferwerk des Prometheus, in irgend einer schweren Probe, worauf das Schicksal ihre Weisheit und Tugend setzt, übel bestehen?

Juno. Und mit dieser für dich sehr bequemen Philosophie, Herr Gemahl, glaubst du dich einer bestimmten Antwort auf meine vorigen Fragen überheben zu können?

Jupiter. Allerdings, Dame meines Herzens, wofern du Geduld genug haben wolltest, eine so vielseitige Sache von mehr als Einer Seite anzusehen, und dich nicht von dem Anblick einer Menge Ungerechtigkeiten, Schelmereien und Gewaltthaten, die von jeder großen Revolution der menschlichen Dinge immer unzertrennlich gewesen sind, verleiten ließest, die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verstopft, und das unzählige Gute, das dadurch veranlaßt wird, zu übersehen.

Juno. Wenn ich irgend einen redseligen Gallofränkischen Sophisten in diesem Tone krähen höre, so erkenne ich,

daß er seine Schuldigkeit thut: aber wie du, den die Erfahrung einer langen Reihe von Jahrhunderten mit dem Laufe der Dinge bekannt gemacht hat — wie du, der kein Interesse haben kann sich selbst oder andere zu täuschen, dir in solchen Radoterien gefallen kannst, ist mir unbegreiflich. — „Das unzählige Gute, das durch jene Revolution veranlaßt wird! Die ungeheuern Uebel, deren Quellen dadurch verstopft werden!" — Wahrhaftig! wenn es höflich wäre von euch Herren der Welt Consequenz zu fordern, so möchte ich dich wohl fragen, Jupiter, wie du dieß mit dem, was du uns da eben so zierlich vorgetragen hast, zusammenreimen willst! — Nenne mir, wenn du kannst, das Gute, das durch den gewaltsamen Umsturz einer seit Jahrhunderten bestehenden bürgerlichen Ordnung veranlaßt wird, und nicht schon allein von dem Bösen, das dieser Umsturz nach sich zieht, wo nicht überwogen, wenigstens im Gleichgewicht gehalten würde. — Und worin, ich bitte dich, sollen diese Uebel bestehen, deren Quelle dadurch verstopft wird, ohne daß die neue Ordnung der Dinge auch neue Quellen eröffne, wovon die vorige nichts wußte? — Ja, wenn die Menschen die Wohlthaten der Freiheit und Gleichheit in Unschuld und Eintracht zu genießen wüßten, ohne einer Regierung, einer Verwaltung gemeinsamer Einkünfte, eines Kriegsstaats, kurz einer künstlichen Ordnung der Dinge, die der Unzulänglichkeit der natürlichen beständig zu Hülfe kommen muß, nöthig zu haben: dann hättest du Recht zu sagen, daß eine solche Revolution — insofern sie sich auf einmal über den ganzen Erdboden verbreitete — die Quellen aller Uebel, die von jeder künstlichen Anordnung der menschlichen Dinge unzertrennlich sind, auf immer verstopfen würde. Aber, was wäre dieß anders als eben jenes fabelhafte goldne Zeitalter, das außer der Phantasie der Dichter nie existirt

hat, noch jemals existiren wird, als — in den Inseln der Seligen! Du selbst machst uns ein Verdienst daraus, die Geschöpfe des Prometheus aus dem armseligen viehischen Zustande, worin wir sie fanden, gezogen und zu Menschen gebildet zu haben. Und doch waren sie in diesem Zustande so frei und gleich, als die Natur sie gemacht hatte: aber freilich um so frei und gleich zu bleiben, hätten sie auch in diesem Zustande bleiben müssen. Gebildete Menschen bedürfen einer Regierung; und jede Regierung (ihre Form sey welche sie wolle) hebt jene Naturfreiheit auf; so wie der bloße gesellschaftliche Verein unter jedem großen, von seiner äußern Lage begünstigten, fleißigen, erfindsamen, und alle Arten von Künsten mit Eifer betreibenden Volke die natürliche Gleichheit aufhebt. Denn so unmöglich es ist, daß ein solches Volk nicht reich und mächtig werde, eben so unmöglich ist es, daß Reichthum und Macht nicht die Ungleichheit mit ihrem ganzen Gefolge herbeiziehe. Im bürgerlichen Gesellschaftsstande kann und darf nichts uneingeschränkt bleiben. Für große und mächtige Völker ist die monarchische Regierungsform, zweckmäßig eingeschränkt, die angemessenste, weil sie die meisten Mittel in sich hat, diese Ungleichheit zu vergüten und zum größern Wohl des Ganzen ausschlagen zu machen; die demokratische hingegen die nachtheiligste, weil in einer sehr großen Demokratie der bessere und eben darum kleinere Theil der Nation immer entweder von der überwiegenden Majorität des schlechtern, oder von irgend einem Günstling und Abgott des Pöbels tyrannisirt wird. Nun reize man aber ein solches Volk, unter dem Vorwand, es in den Besitz seiner Menschenrechte, seiner primitiven Freiheit und Gleichheit zu setzen, zum Umsturz des Thrones: was bleibt dann seinen Anführern anders übrig, als — es entweder durch eine fortdauernde Anarchie in jenen

ursprünglichen thierischen Zustand zurückzuwerfen — oder ihm eine neue Regierungsform zu geben, durch welche jene illusorische Freiheit und Gleichheit, wo nicht gleich anfangs, doch unfehlbar nach und nach, so lange modificirt und beschnitten werden muß, bis das besagte Volk, Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, sich mit jedem andern, das unter einer gesetzmäßigen Regierung persönliche Freiheit und Sicherheit des Eigenthums genießt, ungefähr auf gleichem Fuße befinden wird? Offenbar sind die Gallischen Demagogen nicht wahnsinnig genug, das erste zu wollen: wollten sie es aber nicht, was waren denn die mächtigen Zauberwörter Freiheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteste und unbestimmteste Bedeutung ließ — was waren sie anders als Losungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorspiegelungen, wodurch eine zusammenverschworne Bande ehrgeiziger Egoisten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu allem fähige Classe der Sansculotten, die in jeder großen Monarchie die Majorität ausmacht, dahin zu bringen wußte, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen? Diese Herrschlustigen, die bisher im Staate nichts gewesen waren, aber durch Geisteskräfte und Talente, große Reichthümer, oder große Dürftigkeit bei unersättlichen Begierden, sich berufen fühlten eine Rolle zu spielen, wußten sehr wohl was sie thaten; denn sie wußten, wohin sie auf dem Wege, den sie einschlugen, kommen würden. Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, dem zu hart gedrückten Volke so viel Freiheit und Gleichheit zu verschaffen, als jeder in bürgerlicher Gesellschaft lebende Mensch kraft des gesellschaftlichen Vertrags zu fordern berechtigt ist: so würden sie einen ganz andern Weg genommen, so würden sie sich begnügt haben, die übermäßige Gewalt des Monarchen durch eine mit den

nöthigen Gegengewichten versehene Constitution einzuschränken, dem Uebermuth der Großen und der Höflinge, der Verschwendung des Staatseinkommens, den Gebrechen der Justizpflege, den unterdrückenden Vorrechten des Adels, der Raubsucht, Hoffart und Ueppigkeit der Priester des Plutus — kurz, allen Arten von Mißbräuchen, die (wie ich gestehe) in diesem Lande zu einer unerträglichen Höhe gestiegen waren, abzuhelfen, und vornehmlich durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen jene tiefe und allgemeine sittliche Verderbniß von Grund aus zu heilen, die zugleich eine natürliche Folge des bisherigen Laufs der Dinge und eine unversiegbare Quelle des täglich wachsenden öffentlichen Elends gewesen war. Wenn, sage ich, die Gallofränkischen Volksrepräsentanten alles dieß ernstlich wollten und sonst nichts wollten als dieß: so konnten sie es auch — troß allem Widerstande des Hofes und der Aristokratie, deren Anzahl und Macht gegen das ungeheure Uebergewicht eines ganzen bewaffneten Volkes, das seine Rechte geltend zu machen entschlossen war, in keine Betrachtung kam; und so bedurfte es keiner gewaltsamen Umkehrung aller bisherigen bürgerlichen Ordnung; so war es eben so unnöthig als unpolitisch, die Sachen bis zu einer Extremität zu treiben, wo das Volk, das von seinen Rechten nur sehr verworrene Vorstellungen hat, durch die absichtlich übertriebnen und verfälschten Begriffe, die man ihm davon beibrachte, sich auf einmal aller seiner Pflichten entbunden glaubte, und im ungewohnten Gefühl seiner Uebermacht und Unabhängigkeit, so wenig als der eigenwilligste Despot, daran erinnert seyn wollte, daß ihm seine Rechte, ohne die strengste Beobachtung aller Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags, nicht nur unnütz, sondern sogar verderblich sind. Aber die Demagogen wollten eine Verfassung, worin sie gewiß waren die erste Rolle zu spielen; wollten eine

Demokratie, deren Zügel sie immer in ihren Händen behalten, und worin sie ihren bemaulkorbten brummenden Souverän zu ihrem Profit tanzen lassen konnten wie ihnen beliebte. Dieß war vom Anbeginn der Revolution der geheime Plan dieser unredlichen Menschen; alle ihre Anschläge, alle ihre Maschinen waren auf diesen Punkt gerichtet. Aber um dahin zu gelangen, mußte nothwendig die ganze Monarchie aufgelöst, mußte sogar die neue Constitution, woran ihre klügsten Männer so lange gearbeitet hatten, wieder umgeworfen, mußten alle durch sie constituirten Mächte wieder desorganisirt, und alles so viel möglich in den anarchischen Stand der primitiven Gesetzlosigkeit und Wildheit zurückgesetzt werden. — Gleichviel durch welche Mittel! Die schändlichsten, die ungerechtesten, die grausamsten hatten nichts das diese Menschen erschreckte. Da sie selbst die Gesetzgeber sind, steht es ja nur bei ihnen, alle Gesetze abzuschaffen, die ihren Absichten zuwider sind, und alles zu Gesetz zu machen, was sie befördert. Mögen doch darüber, mit allem übrigen, auch alle moralischen Gefühle und Ideen vollends zu Trümmern gehen! Desto besser für ihren Zweck! Desto leichter ist es ihnen, aus der formlosen Masse nach ihrer Convenienz neue Begriffe und Maximen zu drehen, die sie, ohne Rücksicht auf den innern Gehalt, zu Recht oder Unrecht stempeln, denen sie, nach Zeit und Umständen, jeden Sinn unterlegen und bald eine engere, bald eine weitere, oder auch gar keine Anwendbarkeit geben können. — Daher das zweifache Maß und Gewicht, womit wir sie bei allen Gelegenheiten messen und wägen sahen! Daher die schamlosen Widersprüche ihrer Beschlüsse und Handlungen mit ihren öffentlich vorgegebenen Grundsätzen! Daher alle die Taschenspieler-Kunstgriffe, wodurch sie noch immer das Volk zu hintergehen, zu verblenden und im Taumel zu erhalten

gezwungen sind, um ihm seinen wahren Zustand und ihre wahren Absichten zu verbergen, und ein Aufwachen zu verhindern, das nicht anders als fürchterlich für sie seyn könnte! Daher die schändliche Nothwendigkeit, dem Pöbel unaufhörlich zu schmeicheln, dem Abschaum der Nation alles zu gestatten, oder wenigstens alles ungestraft hingehen zu lassen; weil sie nie wissen, wie bald der Fall wieder kommen wird, wo sie (wie schon oft geschah) seiner Spieße und Mordschwerter zu ihrer eigenen Vertheidigung, zur Unterstützung ihrer Complotte, oder zur Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften nöthig haben werden! — Und eine Revolution, die dieß alles bewirkt, ein großes Reich in eine so ungeheure Zerrüttung gesetzt, sein Schicksal in die Hände solcher Menschen gespielt, sein voriges Elend so unermeßlich vergrößert, seinen Bewohnern alle Hoffnung bessere Zeiten zu sehen wenigstens auf ein ganzes Menschenalter geraubt, ja sogar alle Wege ihrem gänzlichen Untergang zu entrinnen, oder sich wenigstens anders als durch ein verzweifeltes Mittel zu retten, so gänzlich abgeschnitten hat, — eine solche Revolution kannst du, Jupiter, um der Uebel, deren Quelle sie verstopfen, und um des unzähligen Guten willen, das sie veranlassen soll, in deinen Schutz nehmen?

Jupiter. Darin thust du mir Unrecht, Saturnia: ich nehme sie nicht in meinen Schutz. Der ganze Olymp ist mein Zeuge, daß ich diesen Begebenheiten als bloßer Beobachter zugesehen habe. Ich gönne den Sterblichen Gutes; aber ich vermag nichts gegen Nothwendigkeit und Natur: und wenn alle Ursachen, die zu Bewirkung einer großen Weltbegebenheit zusammenarbeiten, den Punkt ihrer Reife und ihres Einklangs erreicht haben, wie dieß dermalen der Fall war, so würden alle eure Kräfte, mit den meinigen vereinigt, unvermögend

seyn, einen einzigen Kopf, welcher fallen muß, stehend zu erhalten. — Sonst sollte wahrlich der arme Ludewig den seinigen nicht unter die Guillotine haben legen müssen!

Juno (auffahrend). Was sagst du? — Sie hätten ihre Verruchtheit bis zu einem so gräßlichen und zugleich so unpolitischen Frevel getrieben?

Jupiter. In diesem Augenblicke!

Juno (mit einem grimmigen Blick auf Jupiter). In diesem Augenblicke, sagst du?

Jupiter. Du siehst also, daß nicht mehr zu helfen ist.

Juno. So eile ich, alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung dieser erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen; da es doch, wie ich sehe, unmöglich ist, deine zu Milch gewordene Galle zu reizen, und selbst die schändlichste aller Gräuelthaten dich nicht bewegen kann, die Verbrecher in die Strudel des Phlegethons hinab zu donnern!

Jupiter. Uebereile dich nicht, liebe Juno! Ich dächte, die Erfahrung sollte dich doch endlich gelehrt haben, wie leicht man aus übel ärger macht. Würdest du wohl ehemals die halbe Erde unter Wasser gesetzt haben, um ein Nest voll sacrilegischer Ratten zu ersäufen, die dein venerables Bild zu Megalopel angenagt hätten? — Ueberlaß die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis; und hüte du dich nur, daß du die Pest, deren Ansteckung du fürchtest, anstatt sie weislich in das Land, worin sie wüthet, einzuschließen, nicht durch die Anstalten selbst, die du gegen sie vorkehrst, in ganz Europa verbreitest! — Ich habe nichts dagegen, daß du, weil doch alte Begriffe und Gewohnheiten so viel Gewalt über dich haben, die Könige noch immer als meine Stellvertreter betrachtest, und dich, so warm

du willst, für die Erhaltung ihres Ansehens verwendest; aber hüte dich (wenn dir anders Leidenschaft und Einseitigkeit einen guten Rath anzunehmen verstatten), hüte dich, die Sache deiner Clienten der Sache des ganzen Menschengeschlechts entgegenzusetzen, und ihnen durch übermäßige Vorliebe noch mehr zu schaden, als ihre erklärtesten Feinde durch ihren Haß! Wenn du es wirklich gut mit den Königen meinst, so lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung von fremden Meinungen und Beispielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent schade der Wohlfahrt seines Staats, mit dem besten Willen sie zu befördern, öfters mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freiern Spielraum man den einzelnen Kräften eines emporstrebenden Volkes lasse, desto unschädlicher sey sogar der Mißbrauch dieser Freiheit. Sage ihnen: eine weise Regierung und ein guter Fürst habe von einem durch freien Gebrauch seiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu besorgen; und wenn du kannst, Dame Juno, so lehre sie auch recht verstehen was ich ihnen durch dich sagen lasse, und du wirst sehen, daß die Könige und die Welt sich nicht übel dabei befinden werden.

Juno. Was ich sehr deutlich sehe, Herr Gemahl, ist, daß die Sachen nicht desto besser gehen, seitdem du ein so großer Moralist geworden bist. (Sie geht eilends ab.)

Jupiter (nach einer kleinen Pause zu Minerven). Was können wir von den Sterblichen fordern, wenn Götter selbst nicht weiser sind?

XIII.

Juno, Semiramis, Aspasia, Livia, und Elisabeth, Königin von England.

Juno. Ihr wisset bereits, meine Freundinnen, warum ich euch zu dieser geheimen Unterredung eingeladen habe. Die Monarchien, deren Beschützerin ich bin, sind von Gefahren umgeben, die mit jedem Tage besorglicher werden. Sie sind in ihren Grundfesten erschüttert worden, und einige von ihnen drohen einen nahen Einsturz, wenn nicht Mittel gefunden werden, sie noch in Zeiten zu unterstützen. Das Schlimmste ist, daß mein Gemahl — der sich überhaupt seit geraumer Zeit sehr geändert hat, und neuerlich ein grosser Moralist geworden ist — die demokratischen Anmaßungen zu begünstigen scheint, und meinem Eifer für die gute Sache, wenigstens in der Wahl der Mittel, Gränzen setzt, die ich nicht zu überschreiten wagen darf. In diesen Umständen habe ich für nöthig gehalten, die weisesten und erfahrensten unter den Bewohnerinnen des Olymps zu Rathe zu ziehen; und auf welche andere, als auf euch, hätte da meine Wahl fallen können? Jede von euch hat, ohne zum Scepter geboren zu seyn, unter dem ersten Volk ihrer Zeit die erste Rolle gespielt. Du,

Semiramis, hast dich, bloß durch die Größe deiner persönlichen Vorzüge, aus einer Schäferhütte auf den ersten Thron der damaligen Welt geschwungen, die Eroberungen des großen Ninus fortgesetzt, und über eine Menge überwundener Völker mit einem Glücke, das sich vierzig Jahre lang an dich gefesselt zu haben schien, geherrschet. Du, Aspasia, erhobst dich von einer Milesischen Hetäre zum Rang einer Gemahlin des Perikles, und verdientest durch deinen Einfluß über ihn, in einem Sinne den ich selbst hätte beneiden mögen, den Namen der Juno dieses Attischen Jupiters. Du, Livia, warst dem Erben des ersten Cäsars funfzig Jahre lang noch mehr als Aspasia dem Demagogen von Athen. Du ersetztest ihm seine zwei unentbehrlichsten Freunde, Mäcenas und Agrippa; und dir, der Vertrauten seines Herzens und der Seele seiner Rathschläge, hatte die Welt es zu danken, daß sich der grausame und verhaßte Usurpator in einen bis zur Anbetung geliebten Regenten verwandelte, unter welchem das menschliche Geschlecht zum erstenmal einer vierzigjährigen allgemeinen Ruhe genoß. Du endlich, jungfräuliche Elisabeth, nachdem du durch einen Charakter, der die geschmeidigste weibliche Klugheit mit heroischer Standhaftigkeit verband, tausend Gefahren und Schwierigkeiten, die dir und deinem Reiche den Untergang drohten, glücklich besiegt hattest, du hinterließest der Welt das in seiner Art einzige Beispiel einer willkürlichen Regierung über ein freies Volk, das dich abgöttisch liebte, und dessen Zuneigung und Beifall zu erhalten dein höchster Ehrgeiz war. Vier solche Rathgeberinnen lassen mich einen Beistand erwarten, der meine Bemühungen nothwendig mit dem glücklichsten Ausgang krönen muß. Eröffnet mir also eure Gedanken ohne Zurückhaltung, was für Mittel und Wege einzuschlagen seyn möchten, um den gänzlichen Verfall der noch

bestehenden Monarchien zu verhüten, den alten Glanz des Throns wieder herzustellen, das verlorne Zutrauen der Völker wieder zu gewinnen, und Erschütterungen, wie diejenigen von welchen wir Augenzeugen gewesen sind, in Zukunft unmöglich zu machen. Rede du zuerst, Semiramis!

Semiramis. Große Königin des Olymps! Wie sehr ich mich auch durch die günstige Meinung, die du von meinen Fähigkeiten für die Regierungskunst gefaßt zu haben scheinst, geehrt finde, so kann ich mir doch selbst nicht verbergen, daß ich vielleicht weniger als jede andere geschickt scheinen muß, in der vorliegenden Sache einen tauglichen Rath zu geben; so groß ist die Verschiedenheit der Umstände, unter welchen ich zu meiner Zeit den ersten Thron der Morgenländer behauptete, von der Lage, worin in diesem Augenblicke die abendländischen Reiche sich befinden. Indessen, da ich einmal dazu aufgefordert bin, will ich meine Gedanken um so freimüthiger sagen, da vielleicht dieser Unterschied selbst uns auf die Spur der einzigen wahren Grundsätze leiten wird, durch welche die Dauer und der Glanz der monarchischen Regierung mit dem Glücke der Unterthanen verbunden werden kann.

Vor allen Dingen setze ich als etwas Unwidersprechliches voraus, daß die Monarchie die natürlichste, und eben darum die einfachste, leichteste und zweckmäßigste aller Regierungsformen sey; diejenige, zu welcher die Menschen das meiste Vertrauen, und, so zu sagen, eine eingepflanzte Anmuthung haben, an welche sie sich folglich am leichtesten gewöhnen, und in welcher der letzte Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft am gewissesten zu erreichen ist. So müssen wenigstens die Menschen der ältesten Zeiten, die sich auf dem ganzen Erdboden von Königen regieren ließen, gedacht haben; und wie hätten sie anders denken können? Die Natur selbst, indem

sie den Menschen von seiner Kindheit an der väterlichen Gewalt unterwarf, legte den ersten Grund zu dieser Vorstellungsart; die Menschen brachten sie in die bürgerliche Gesellschaft mit, und, gewohnt von einem Vater, den sie sich nicht selbst gegeben hatten, unumschränkt regiert zu werden, ließen sie sich desto williger von einem allgemeinen Vater regieren, der es entweder durch ihre eigene Wahl wurde, oder den sie aus den Händen der Götter zu empfangen glaubten. Denn so betrachteten sie (wie ich aus eigener Erfahrung weiß) jeden König, unter dessen Scepter sie durch das Loos des Krieges kamen. Sobald derjenige, dem sie bisher gehorcht hatten, in der Schlacht fiel, trat der Sieger an seine Stelle: die Götter hatten sich für ihn erklärt, und dem überwundenen Volke fiel es nicht ein, sich gegen eine so vollgültige Entscheidung zu sträuben; zumal da der neue Monarch gewöhnlich mehr Macht hatte sie zu schützen, und seinen eigenen Vortheil mißkannt haben müßte, wenn er seine neuen Unterthanen nicht eben so väterlich hätte regieren wollen als seine alten. Man findet daher in den ersten Zeiten der Welt überall, wo eine größere oder kleinere Anzahl Familien und Stämme beisammen lebten, größere oder kleinere Könige, und, meines Wissens, kein einziges Beispiel, daß rohe Naturmenschen zusammengekommen wären, um sich eine demokratische oder aristokratische Verfassung zu geben. Was hätte sie auch auf die Erfindung so künstlicher, so verwickelter, und doch so unzweckmäßiger Regierungsformen bringen können? Als sie sich Königen unterwarfen, war es einem jeden nur darum zu thun, an seinem väterlichen Herde, im Schatten der Bäume die seine Voreltern gepflanzt hatten, die Früchte seines Feldes und seiner Heerden mit den Seinigen in Sicherheit zu genießen. Für diese gemeine Sicherheit zu sorgen,

einem jeden Recht zu sprechen, und die Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen, war das Amt des Königs; und man hielt sich ihm, wie billig, noch sehr dafür verbunden, daß er ein so mühsames Amt auf sich nehmen wollte. Jedermann pries sich glücklich, wenn er nur für sich und die Seinigen zu sorgen hatte, und ließ sich nicht träumen, er würde noch glücklicher seyn, wenn er einen Theil seiner Zeit seinen Geschäften, seiner Ruhe und seinem Vergnügen entziehen müßte, um an Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diese Art zu denken, die zu meiner Zeit in allen kleinen Reichen des Orients herrschte, erhielt sich auch, nachdem unter der Regierung meines Gemahls eine Menge kleiner Staaten in das einzige Assyrische Reich zusammengeflossen war. Der Umfang der Monarchie erforderte nun, außer einem glänzenden Hofe und einem ansehnlichen Kriegsstaat, eine Menge von obrigkeitlichen Aemtern, unter welche der Monarch seine höchste Gewalt stufenweise so vertheilte, daß er gleichwohl alle Zügel in seiner Hand behielt, und, wie er die Quelle aller Autorität war, auch der Richter über das Verhalten derjenigen blieb, denen er einen Theil derselben anvertraute. Natürlicherweise waren es anfangs persönliche Verdienste im Krieg und Frieden, die eine Art von Recht, das jedem einleuchten mußte, an die Ehrenstellen gaben: aber, wiewohl in der Folge aus den Nachkommen der Könige und der obersten Staatsbedienten eine Art von erblichem Adel erwuchs, welchem Geburt und Erziehung, Verdienste der Vorfahren und angeerbte Reichthümer ansehnliche Vorzüge vor dem größten Theile des Volkes gaben; so gewöhnte sich doch dieses, durch sein natürliches Gefühl von Billigkeit, sehr leicht daran, eine Classe von Menschen über sich zu sehen, die an die Vortheile, welche

sie vor andern genoß, ein selbst erworbenes oder angestammtes Recht zu haben schien, und sie dem Staate bei jedem Ruf der Pflicht, auf jeden Wink des Monarchen, durch desto größere Aufopferungen bezahlen mußte. Das Volk blieb desto ruhiger dabei, da am Ende doch vor dem Monarchen alles gleich war, und man oft genug diejenigen, die sich ihrer Glücksvorzüge gar zu übermüthig bedienten, nur desto schrecklicher fallen sah, je höher die Stufe war, von welcher sie herabstürzten.

Juno (leise zu Livia). Hättest du gedacht, daß diese alte Königin von Babylon so schwatzhaft seyn würde?

Livia (eben so leise zu Juno). Ich muß gestehen, sie holt weit aus.

Semiramis (nach einer kleinen Pause). Man kann nicht in Abrede seyn, daß in dieser Art von Monarchie — wo alles von dem Willen eines Einzigen abhing, und gegen den Mißbrauch dieser unbeschränkten Gewalt kein ander Mittel war, als was Verzweiflung den Unterdrückten eingeben konnte — das Volk nur so lange glücklich und der Monarch nur so lange sicher war, als dieser seine Unterthanen wie seine Kinder betrachtete, und von ihnen hinwieder als ihr Vater angesehen wurde. In der Folge geschah es freilich nur zu oft, daß die Völker sehr schlimme Väter, und schwache Väter sehr unartige Kinder bekamen. Keine menschliche Einrichtung erhält sich in ihrer ursprünglichen Einfalt und Güte. Es war natürlich, daß die Monarchien ausarteten; daß weise, thätige und gute Könige auch träge, wollüstige und tyrannische Nachfolger hatten; daß die Völker gedrückt und gemißhandelt, und dagegen manche herrschende Familien vom Throne gestürzt wurden, und der Scepter in fremde Hände kam, oder auch ein mächtiges Reich von einem andern ver-

schlungen wurde. Aber bei dem allem ist es doch sonderbar, daß, nach unzähligen Revolutionen dieser Art, gleichwohl noch kein morgenländisches Volk auf die Idee einer durch positive Grundgesetze eingeschränkten Monarchie, geschweige auf eine eigentliche Volksregierung, gefallen ist! Sollte man nicht mit Recht daraus schließen, daß Völker, die einer Regierungsform, von welcher sie öfters so viel leiden mußten, mit so standhafter Anhänglichkeit ergeben sind, sich im Ganzen genommen wohl bei ihr zu befinden glauben, und daß sie Vorzüge haben müsse, die alle ihre Mängel und Gebrechen aufwiegen? Und so ist es auch, wenn mich nicht alles trügt; ja, noch mehr, ich bin überzeugt, daß das Volk in den Abendländern im Grund eben so gesinnt ist, und sein Joch überall eben so geduldig auf dem Nacken leiden würde, wenn es nicht von unruhigen regiersüchtigen Menschen aufgewiegelt, und durch Vorspieglungen einer chimärischen Freiheit auf verderbliche Irrwege verleitet würde. Keine monarchische Regierung, wie heillos sie auch seyn mag, ist es so sehr, daß sie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen seyn sollte, in welche ein Volk unvermeidlich gestürzt wird, wenn man ihm auf einmal eine Freiheit gibt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiß. Mögen sich doch unter der Regierung eines Einzigen große Mißbräuche in den Staat eingeschlichen haben! Mißbräuche können immer durch rechten Gebrauch geheilt werden. Und sollte auch eine Nation durch einen ungewöhnlichen Zusammenfluß dringender Umstände in den Fall kommen, daß sie sich selbst helfen müßte, so mögen unverständige oder grausame Gesetze abgeschafft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäßige Auflagen vermindert, eine verschwenderische Staatshaushaltung eingeschränkt werden: aber die Monarchie selbst, die kein Mißbrauch ist, muß unange-

tastet bleiben, und nur ein wahnsinniger Arzt wird einem Kranken das Haupt abschlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Gesetzt aber auch, eine Nation wollte sich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfassung nothwendig erfolgen muß, in Hoffnung besserer Zeiten gefallen lassen: wie kann sie hoffen, daß sie sich jemals unter einem demokratischen Regimente besser befinden werde? Entweder ihre Gesetzgeber müßten die menschliche Natur selbst umzuschaffen wissen; oder der Staat wird sich, unter dem Schein einer populären Verfassung, unvermerkt in eine Oligarchie verwandeln, die dem Volke noch schädlicher und unerträglicher seyn wird, als der Despotismus eines Einzigen mit allen seinen Unbequemlichkeiten. — Doch, die Rede ist ja nicht davon, ob das Uebel, gegen welches wir Mittel suchen, ein Uebel sey? sondern, ob ihm geholfen werden könne?

Juno. Dieß ist in der That der Knoten, den ich gern aufgelöst hätte. Während wir uns hier berathschlagen, frißt diese demokratische Pest, die bereits eines der schönsten Reiche des Erdbodens zu Grunde gerichtet hat, immer weiter um sich, und wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn die Cur nicht zu spät kommen soll.

Semiramis. Es fehlt in solchen Fällen nicht an Aerzten, die, aus Furcht zu viel Zeit zu verlieren, nicht genug eilen können, den Ausbrüchen und Zufällen des Uebels zu wehren: aber Palliative würden hier schlechte Wirkung thun, und hitzige Mittel übel nur ärger machen. Um die Krankheit in ihrem innersten Sitze angreifen und von Grund aus heilen zu können, muß ihr vor allem die Nahrung entzogen und die Quelle verstopft werden, aus welcher sie immer neuen Zufluß von bösen Säften erhalten hat. Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem

Zustande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich ist, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniß zwischen den Fürsten und den Völkern wieder hergestellt ist; bis der Fürst sein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk seinen Fürsten wieder mit dem unbesorgten und gränzenlosen Vertrauen eines Kindes ansieht; jener seinen höchsten Stolz durch das Glück seiner Unterthanen befriedigt findet, diese, in gänzlicher Ueberzeugung daß er nichts andres als ihr Bestes wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man seine Regierung tadeln oder seinen Befehlen den unbedingtesten Gehorsam verweigern könnte. Aus einem solchen Verhältniß wird und muß Ordnung, Ruhe und Wohlstand eben so unfehlbar in den großen Familien, die man Staaten nennt, entspringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern ist. Aber wie könnte es jemals dahin kommen, so lange die wahre Quelle des Mißtrauens und der Mißverständnisse zwischen Völkern und Fürsten nicht verstopft wird? — Ich sehe voraus, wie sehr das Mittel, welches ich hierzu vorzuschlagen habe, gegen die herrschenden Begriffe dieser Zeit anprallt; und kaum würde ich's wagen es zu nennen, wenn ich weniger überzeugt wäre, daß es eben so unschuldig und wohlthätig, als unfehlbar in seiner Wirkung ist.

Juno. Du erregst meine ganze Aufmerksamkeit, Semiramis. Was für ein Mittel kann das seyn?

Semiramis. Ein sehr einfaches, große Göttin. — Die Freiheit, über die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, über die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte des Menschen, über Gesetzgebung und Staatsverwaltung der Regenten öffent=

lich alles zu reden und zu schreiben, was ein jeder, aus einem oft sehr schiefen Gesichtspunkte, mit sehr blöden, trüben oder vergällten Augen für wahr ansieht, muß für das was sie ist, für Störung der öffentlichen Ruhe erklärt, und auf alle mögliche Weise unterdrückt werden. Die Wissenschaften überhaupt, und besonders diejenigen die das Wort Philosophie umfaßt, müssen wieder mit dem heiligen Schleier des Geheimnisses, den ihnen die leichtfertigen Griechen abgezogen haben, bedeckt, und einem nicht zahlreichen Orden von Weisen anvertraut werden, dessen Verfassung und Betragen die Regierung (von welcher er immer abhängig bleiben muß) übersehen, beleuchten und in den gehörigen Schranken halten kann. Das Volk hingegen, dem nichts schädlicher ist als zu viel zu wissen und zu klar zu sehen, muß, nach allen seinen Classen, in den Kreis der Thätigkeit, wozu jede Classe angewiesen ist, eingeschränkt, und in die Unmöglichkeit gesetzt werden, sich nach eigener Willkür Kenntnisse zu verschaffen, deren Gebrauch so leicht zum Mißbrauch, und deren Mißbrauch ihm selbst und dem ganzen Staate so leicht verderblich werden kann.

Aspasia (lebhaft einfallend). Wie, Semiramis? du wolltest dem großen Plane der Natur, der ewig steigenden Vervollkommnung der Menschheit, deinen Königen zu Liebe einen solchen Riegel vorschieben? Du wolltest die Aufklärung —

Semiramis. Verzeihe, Aspasia, daß ich dir in die Rede falle. — Ich will weiter nichts, als daß dem unvorsichtigen Gebrauch der Wissenschaften gesteuert, und das Volk in die wohlthätige Unmöglichkeit gesetzt werde, Gift für Arznei zu nehmen, oder auch wohl durch gute Arzneien, deren es nicht bedarf, sich selbst vergiften zu können. Die Weisen sollen an Vermehrung des allgemeinen Schatzes der

menschlichen Kenntnisse, und, wo möglich, selbst an Erweiterung der Gränzen des menschlichen Verstandes arbeiten dürfen so viel sie wollen; es soll ihnen sogar zur Pflicht gemacht werden, dem Volke, unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit, alle Entdeckungen und Erfindungen mitzutheilen, von welchen man versichert seyn kann, daß sie den Zustand desselben, ohne ihm auf einer andern Seite größern Schaden zu thun, verbessern werden. Nur soll den Weisen nicht erlaubt seyn, alles ohne Unterschied gemein zu machen was sie wissen und denken; viel weniger sollen den Unweisen freie Hände gelassen werden, durch Verbreitung ihrer Thorheit das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft zu stören. Was die Aufklärung betrifft, so gilt, däucht mich, auch von ihr, wenn man sagt, daß entgegengesetzte Dinge mit ihren äußersten Punkten in einander fließen. Sie scheint in diesen Tagen ihre höchste Stufe erreicht zu haben; und eine allgemein merkliche Folge davon ist, daß alles sich wieder nach der Rückkehr jener goldnen Zeiten sehnt, da die Menschheit noch im Genuß einer unverkünstelten Einfalt, Aufrichtigkeit, Wärme und Energie so glücklich war, daß selbst die am meisten verfeinerten und von der Glücksgöttin am meisten begünstigten Zärtlinge des gegenwärtigen Zeitalters, mitten unter ihren üppigsten und ausgesuchtesten Genüssen, sich nicht enthalten können, das Glück jener rohen Kinder der Natur zu beneiden. Oder warum, als weil dieses Gefühl immer allgemeiner wird, sind lebhafte Schilderungen unverdorbener Naturmenschen beinahe das einzige, was mit einem unwiderstehlichen Reiz und Zauber auf alle Gemüther wirkt? Mich dünkt, es müsse uns, die wir von hier aus das Ganze der Menschheit so ziemlich übersehen, beinahe in die Augen springen, daß mitten in der Erschlaffung der ausschweifendsten

Ueppigkeit (die man sehr unrecht mit Vervollkommnung verwechselt) alles unvermerkt sich wieder dahin neigt, woher die ganze menschliche Gattung vor einigen Jahrtausenden ausgegangen ist. Die Natur verfolgt hierin ihren eigenen ewigen Kreislauf. Aber, wenn sie uns das Vermögen gegeben hat, mit Ueberlegung und Vernunft zu ihren Endzwecken mitzuwirken: was können wir Besseres thun, als die Anstalten zu treffen, wodurch ihr wohlthätigster Zweck, die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen, am kürzesten und sichersten befördert wird?

Juno. Deine Vorschläge, Königin Semiramis, verdienen in nähere Erwägung gezogen zu werden, und mich däucht, ich lese in Aspasiens Augen eine kleine Ungeduld, uns ihre Gedanken darüber zu eröffnen.

Aspasia. Weil die erlauchte Königin zu besserer Begründung ihrer Meinung für nöthig erachtet hat, bis zum Ursprung der bürgerlichen Gesellschaften zurück zu gehen, so sey mir erlaubt, überhaupt zu bemerken: daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche und des Erdbodens, und der aus jeder besondern Lage erwachsenden eigenen Bedürfnisse, einen beträchtlichen Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbarsten Länder gegen Morgen, und den nomadischen Horden, welche die nördlichen und westlichen Erdstriche nach und nach bevölkerten, gemacht habe. In jenen war von undenklichen Zeiten her die unbeschränkte Regierung eines Einzigen, in diesen die Freiheit einheimisch. Ich will nicht bestreiten, daß in jenen, unter einem Ackerbau treibenden, und eben darum milden und ruhigen Volke, das ursprüngliche väterliche Hausregiment den ersten Grund zu der morgenländischen Monarchie gelegt und das Modell derselben abgegeben haben könne: aber gewiß ist, daß die nomadischen Völkerstämme, die von Vieh-

zucht, Jagd und Raub lebten, sich Jahrtausende lang in einer Art von Gesellschaft erhalten haben, die der natürlichen Freiheit keinen andern Eintrag that, als insofern ein jeder, seiner eigenen Erhaltung wegen, sich freiwillig dem Gesetze des gemeinen Besten unterwarf. Diese rohen Menschen lebten in einem ewigen Kriege mit den Thieren des Waldes und unter sich selbst. Eine solche Lebensart machte einen Anführer unentbehrlich; und da persönliche Vorzüge und Verdienste den einzigen Unterschied unter ihnen ausmachten, so war nichts natürlicher, als daß der beste Jäger und der tapferste Krieger, der Mann, der in Verlegenheiten den besten Rath gab, in jeder Gefahr der Erste war, in jedem Ungemach am längsten ausdauern konnte, einhellig zum Anführer und Oberhaupt der Horde erwählt wurde. Auch diese Häupter der freien Celtischen Horden, und einer Menge von ihnen abstammender kleiner Völkerschaften des nordwestlichen Theils der Erde, wurden in der Folge Könige oder Fürsten genannt: aber welcher Unterschied zwischen diesen Königen und den morgenländischen Despoten! zwischen dem erwählten Oberhaupt eines freien Volkes und einem Monarchen, der, kraft der Uebermacht, die ihm die Waffen seiner Kriegsknechte über friedsame und wehrlose Landleute verschaffen, sich des unbeschränkten Ansehens, welches die Natur dem Vater über seine unmündigen Kinder gibt, über ganze Millionen Menschen, die so viel Recht an Freiheit haben als er selbst, anmaßt, und den mildernden Vaternamen nur dazu gebraucht, um von seinen vorgeblichen Kindern blinden, alles leidenden Gehorsam fordern zu können, und sie, wenigstens mit einigem Schein von Rechte, zu seinen Leibeigenen zu machen! Die alten Bewohner von Europa haben diese morgenländische Art von Königen nie gekannt: und wiewohl sie sich in spätern

Zeiten in verschiedene größere und kleinere Monarchien formirten, wiewohl das Beispiel der Römischen und Asiatischen Despoten, und noch mehr das innerliche Streben der monarchischen Regierung nach unbegränzter Ausdehnung der höchsten Gewalt, unter Begünstigung einer neuen Religion und vieler anderer zufälligen Umstände, der königlichen Autorität eine immer zunehmende Stärke gab, so hat doch der ursprüngliche Geist der Freiheit, der so viele Jahrhunderte lang seinen Hauptsitz in diesem Welttheile hatte, eben so wenig ganz gedämpft werden können, als das ursprüngliche Recht an Freiheit durch irgend etwas, das Menschen jemals gethan oder geduldet haben, verloren gehen kann.

Semiramis. Was die schöne Aspasia so eben gegen meine Grundsätze über Menschenregierung und Monarchie eingewendet hat, kann sie, meines Erachtens, so wenig entkräften, daß ihre Stärke vielmehr in ein noch helleres Licht dadurch gesetzt wird. Mögen doch die Stammväter aller Völker auf Erden freie Naturmenschen gewesen seyn, und sich, bei einer auf Jagd, Viehzucht und Raub eingeschränkten Lebensart, Jahrtausende, wenn man will, in dieser Freiheit — die sie den vierfüßigen Waldbewohnern so ähnlich machte — erhalten haben: genug, daß die Natur das edelste ihrer Kinder eben so wenig dazu bestimmt haben kann, ewig ein herumschweifender Viehhirt zu bleiben, als immer das Leben eines Raubthiers zu führen. Gerade dieß, daß der Mensch von jeher nur so lang er wild war, sein höchstes Gut in Unabhängigkeit setzte, hingegen sobald er sich seiner wahren Bestimmung (den Erdboden zu bauen und die rohe Natur durch die Kunst zu seinem Nutzen und Vergnügen umzuschaffen) ergab, unvermerkt mildere Gesinnungen und Sitten annahm, die Gesetze des Eigenthums kennen und ehren

lernte, und sich der Oberherrlichkeit eines Einzigen unterwarf; und daß dieß (wie Aspasia selbst gestehen muß) mit der Länge der Zeit endlich auch sogar bei ihren Celtischen und Skythischen Räuberhorden der Fall war, gerade dieß beweiset für mich: denn es beweiset, daß nicht Freiheit, sondern ruhige Unterwerfung unter den Scepter eines Regenten, welcher die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Macht (die drei Hauptzweige der väterlichen Gewalt) als allgemeiner Landesvater in sich vereiniget, der wahre, von der Natur selbst vorbereitete und angewiesene Zustand ist, worin die Menschen zur Geselligkeit und Sittlichkeit erzogen, und im Genuß aller Vortheile der bürgerlichen Verbindung ihres Daseyns froh werden sollen.

Aspasia. Anstatt einen ungleichen Streit mit der großen und immer zu siegen gewohnten Königin fortzusetzen, erkläre ich mich lieber, mit gehörigem Vorbehalt, ihrer Meinung, daß die Regierung eines Einzigen die natürlichste und zuträglichste aller Formen sey, welche die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Volkes annehmen kann. Vielleicht hat sich dieser Satz von jeher nirgends auffallender bewährt als in den Freistaaten selbst, welche, wie z. B. Athen durch Perikles, Rom durch Scipio Africanus, Genua durch Andreas Doria, den höchsten Punkt ihres Wohlstandes erreichten, wenn das Volk, der Freiheit unbeschadet, die Führung seiner wichtigsten Geschäfte mit unbegränztem Vertrauen einem einzigen großen Manne überließ. Perikles regierte, ohne jemals einen andern Titel als den eines Feldherrn geführt zu haben, über das freie Athen bis an seinen Tod weit unumschränkter als Pisistratus, vor welchem er vielleicht nichts als die Liebe des Volks voraus hatte: er that im eigentlichsten Verstand alles was er wollte, weil er die

Geschicklichkeit besaß, sich von den Athenern nichts, als was er selbst für gut fand, befehlen zu lassen, und die Klugheit, nichts eigenmächtig zu thun, als was ihnen rühmlich oder angenehm war. Dieses Beispiel, daß eine fast uneingeschränkte Macht eines Einzigen sogar mit einer demokratischen Verfassung verträglich sey, scheint mir zu beweisen, daß ein Monarch, der den Geist und die Talente eines Perikles besäße, seinem Volk einen hohen Grad von Freiheit zugestehen könnte, ohne seinem eigenen Ansehen und Einfluß etwas Beträchtliches zu vergeben. Der große Punkt ist nur, sich durch persönliche Ueberlegenheit die Hochachtung, und durch Popularität die Zuneigung des Volkes zu erwerben: mit diesen Vortheilen wird der eingeschränkteste König willkürlicher über die Gemüther freier Menschen herrschen, als irgend ein Asiatischer Despot über die Leiber mißvergnügter Sklaven. Freilich fordre ich damit von den Königen, was wohl die wenigsten zu leisten fähig sind. Eine Regierung, die auf leidenden Gehorsam und kindlichen Glauben des Volkes an das Vaterherz seines Monarchen gegründet ist, mag für diesen freilich viel bequemer seyn: aber ich besorge sehr, die Zeit, da die Voraussetzung jenes väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen möglich war, werde sich nicht wieder zurückrufen lassen. Die Europäer wenigstens scheinen endlich die Jahre der Autonomie erreicht zu haben, und nicht länger geneigt zu seyn, ihren Regenten mehr väterliches Ansehen einzuräumen, als ein Vater über seine volljährigen Söhne auszuüben berechtigt ist. Der Vorschlag der großen Königin, der Aufklärung Gränzen zu setzen, und die Wissenschaften wieder zu einer geheimen Ordenssache zu machen, wie sie es ehemals in Persien, Aegypten und Indien waren, möchte also unter großen Nationen, die sich bereits

im Besitz einer weit verbreiteten Cultur befinden, schwerlich ins Werk zu setzen seyn. Eher wollte ich mich erkühnen dem Hercules seine Keule, als einem Volke, das sich des Gebrauchs seiner Vernunft einmal bemächtigt hat, diese furchtbarste aller Waffen wieder aus der Hand zu winden. Ein solches Volk betrachtet den ganzen Schatz von Erfahrung, Wissenschaft und Kunst, den das gegenwärtige Jahrhundert von allen vergangenen geerbt und durch eigenen Fleiß so ansehnlich vermehrt hat, als ein eben so gemeines Eigenthum der Menschheit, wie Luft und Sonnenlicht; und jede Unternehmung gegen die Freiheit, nach eignem Belieben aus diesen Gemeinquellen zu schöpfen, ist in seinen Augen eine tyrannische Anmaßung gegen das unverlierbarste Naturrecht eines vernünftigen Wesens: kurz, ich müßte mich sehr irren, oder, so wie die Sachen stehen, wäre ein Bündniß der Könige gegen die Aufklärung das unfehlbarste Mittel den Umsturz der Thronen zu beschleunigen und unabsehbares Elend über die Völker zu bringen. Ich bin daher so weit entfernt, den Rath der großen Königin zu billigen, daß ich vielmehr überzeugt bin, das beste was die Monarchen zu Befestigung ihres Ansehen thun können, sey gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frei zu lassen, und den Umlauf aller Arten von Kenntnissen und Erzeugnissen des menschlichen Geistes vielmehr auf alle mögliche Weise zu befördern als hemmen zu wollen. Ich sage dieses mit der Erfahrung in der Hand: denn ich bin gewiß, Perikles erhielt sich vornehmlich dadurch so lange im Besitz der großen Gewalt, die ihm die Athener überließen, daß er so viel Gebrauch von den Talenten der Gelehrten und Künstler seiner Zeit zu ihrer eigenen Bildung und zu Verschönerung ihrer Stadt machte; und daß er, indem er ihrem lebhaften und unruhigen Geiste durch die

Freiheit des Theaters, der Sophistenschulen und der öffentlichen Versammlungsörter, Gelegenheit zu angenehmen Zerstreuungen und unschädlichen Explosionen verschaffte, ihre Aufmerksamkeit von einer allzu eifersüchtigen Beobachtung seiner Staatsverwaltung abzuleiten wußte. Ich getraue mir zu behaupten, daß jeder Monarch, der diesen Weg einschlüge (vorausgesetzt, daß er sein Volk im übrigen nur erträglich behandelte), die nämlichen Vortheile davon ziehen würde. Das sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermeßlichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freien Spielraum läßt. Der Mann, der sich damit abgibt einer idealischen Republik Gesetze vorzuschreiben, vergißt darüber sich um die wirkliche zu bekümmern; und wer Tragödien für den Schauplatz macht, spielt gewiß keine für den Geschichtschreiber. Die Künste der Musen, und überhaupt alle Künste die für das Vergnügen und die Verschönerung des Lebens arbeiten, beschäftigen und erschöpfen große Kräfte, die, in Ermanglung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises, gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereizt, einen andern Ausbruch nehmen, und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jetzt wohlthätig sind. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freiheit begibt, wenn man seine persönliche Freiheit unangetastet läßt. Man kann sich darauf verlassen, daß die Menschen bei einem solchen Ersatz sich zu manchen Aufopferungen bequemen werden. Ueberhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freiheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die

den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das für und wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und, in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem vulcanischen Netze, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt loszureißen versuchen!

Bei allem dem, große Königin der Götter, besorge ich sehr, es möchte den Monarchen, wie die Sachen dermalen zwischen ihnen und ihren Untergebenen stehen, mit allem unserm guten Willen nicht viel zu dienen seyn. Denn was können wir ihnen rathen? Der Weise hilft sich selbst; der Thörichte hingegen wird den besten Rath entweder nicht hören, oder, wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und sich dann gerade um unsern Rath schlimmer befinden als zuvor. Mit Einem Worte, wehe dem, der an der Spitze eines Volkes steht, und nicht der verständigste und bravste Mann seines Volkes ist! Indessen, um doch nicht davon zu gehen ohne meinen kleinen Beitrag bezahlt zu haben, trage ich, besserer Meinung unbeschadet, darauf an: die Regenten zu warnen, daß sie sich nicht von blödsinnigen Rathgebern verleiten lassen, der großen Revolution, die in dem menschlichen Verstande vorzugehen angefangen hat, in den Weg treten zu wollen; anstatt, daß es ohne Vergleichung rühmlicher und sicherer für sie seyn wird, mit der Vernunft in gutem Vernehmen zu leben, sie ihren eigenen Gang gehen zu lassen, und überhaupt ruhig dabei zu bleiben, wenn jedermann denkt wie er fühlt, spricht wie er denkt, glaubt was er wünscht, und thut was er nicht lassen kann. — Solltest du dieser freundlichen War-

nung noch einen guten Rath beifügen wollen, so wäre der meinige: denjenigen, die keine Ursache haben sich zuzutrauen, daß sie die Jahrbücher ihrer Zeit mit preiswürdigen Thaten anzufüllen fähig seyen, ins Ohr zu sagen, sie könnten noch immer etwas Rühmliches thun — wenn sie machten, daß die Geschichte — gar nichts von ihnen zu erzählen habe.

Juno. Du hast den Ton nicht bei uns verlernt, Aspasia, den du vor zweitausend Jahren den Sokraten und Alcibiaden zu Athen angabst; und die Könige haben, wie ich sehe, keine sehr warme Patronin an dir. Hoffentlich wird uns Julia Augusta, an welcher nun die Reihe ist, etwas mehr Anmuthung zu ihrer Sache zeigen. Eine Frau, unter deren Einflusse die größte aller Republiken sich in eine so ruhige Monarchie verwandelte, als jemals eine von einer langen Reihe von Königen auf ihre Nachfolger fortgeerbt wurde, die Gemahlin und Mutter zweier Fürsten, die in den feinsten Griffen der Regierungskunst von keinem andern übertroffen worden sind, muß, wenn irgend eine, im Stande seyn, in der Verlegenheit, worin ich mich für meine Clienten befinde, einen Ausweg zu entdecken.

Livia. Es ist nicht zu läugnen, daß Cäsar Augustus ein gutes Theil Kunst vonnöthen hatte, um sich funfzig Jahre auf einem Posten zu erhalten, den sein großer Vorgänger (vielleicht der erste unter den Sterblichen, und von der Natur selbst zum Regenten aller übrigen gebildet) kaum ein Jahr lang hatte behaupten können. Indessen, wie man überhaupt der menschlichen Weisheit mehr Antheil an dem, was in der Welt geschiehet, zuzuschreiben pflegt, als sie wirklich hat, so mag wohl Manches auf die Rechnung meines Gemahls, und vielleicht auch auf die meinige gesetzt werden, wovon vielmehr unserm Glücke als unsrer Klugheit die Ehre

gebührt. In der That war August so übermäßig glücklich, daß ihm nicht nur die ziemlich leichte Kunst, sowohl von den Vortheilen seiner Lage und Umstände als von den Fehlern seiner Rivalen nützlichen Gebrauch zu machen, sondern (aufrichtig zu reden) sogar seine eigenen Fehler und Untugenden, weil sie ihm zufälliger Weise nützlich waren, für Verdienste angerechnet wurden. Der große Punkt, der ihm am meisten zu Statten kam, war, daß sich die Römer und die ganze übrige Welt in dem Falle eines Schiffbrüchigen befanden, dem in der Angst jede Planke, deren er zuerst habhaft werden kann, die willkommenste ist. Wäre die Schlacht bei Actium für den Antonius glücklich ausgefallen, wäre Octavians Tod, statt des seinigen, die Folge davon gewesen: so würden sie sich, mit eben so vieler und vielleicht noch weit größerer Schwärmerei, in die Arme des Antonius geworfen haben. Wie dem aber auch seyn mag, so sage ich doch schwerlich zu viel, wenn ich das ganze Betragen des Augustus gegen die Römer — von dem Tage an, da er alle seine Gewalt in ihren Schooß legte, um sie, unter den verschiedenen Benennungen, an welche ihre Ohren gewöhnt waren, wieder aus ihren Händen zu empfangen, bis zu dem berühmten Plaudite, womit er den Mimus seines Lebens beschloß — eine der lehrreichsten Schulen für Könige nenne; besonders für solche, die über ein Volk regieren, das mit eifersüchtiger Liebe an dem Namen der Freiheit und an demokratischen Formen hängt; oder auch für einen bisher unumschränkten Monarchen, der sich (wie neulich der König der Westfranken) gezwungen fände, seinem Volke die gesetzgebende Gewalt abzutreten, und sich eine Verfassung, wobei ihm wenig mehr als der Name eines Königs übrig bliebe, aufdringen zu lassen. Zwar Augustus befand sich gerade im entgegengesetzten Falle; ihm fehlte von

allem, was einen König ausmacht, nur der Name, da hingegen die Römer nichts als die leeren Formen und Hülsen von ihrer ehemaligen Verfassung übrig behielten: aber der Punkt, worauf es hier ankommt, ist, daß Augustus sich darum nichtsdestoweniger so benahm, als ob das Römische Volk alles, und er selbst nichts wäre als was sie aus ihm machen wollten. Er maß alle seine Schritte, wog alle seine Reden und Handlungen, sogar in seinem Privatleben, mit einer so ängstlichen Genauigkeit ab; bediente sich seiner Autorität mit so vieler Bescheidenheit und Zurückhaltung; schien bei allem, was er verlangte oder unternahm, so bekümmert zu seyn, ob es auch den Beifall des Volkes habe; wußte jeder Verfügung, die seine Allgewalt im Staate hätte verhaßt machen können, so geschickt das Ansehen einer Gefälligkeit gegen die Wünsche des Volkes zu geben, und spielte, mit Einem Worte, die Popularität mit so viel Feinheit und Anstand, daß der eingeschränkteste Regent einer freien Nation nicht mehr Kunst anwenden könnte, eine Autorität, die er nicht hätte, zu erschleichen, als August anwandte, diejenige, die er hatte, zu maskiren. Uebrigens gibt mir die Unparteilichkeit, womit ich den Mann, dessen Ruhm mit dem meinigen so eng verbunden ist, gerade von der Seite, die er am sorgfältigsten zu verbergen suchte, gezeigt habe, das Recht hinzuzusetzen: daß, wenn er zu dieser Rolle durch die Umstände gezwungen war, und alle diese Kunstgriffe nöthig hatte um eine unsichere usurpirte Gewalt in eine rechtmäßige und dauerhafte zu verwandeln, der Gebrauch, den er von der letztern machte, ihm einen ehrenvollen Platz neben den besten Fürsten, die jemals zum Throne geboren wurden, verdient hat. Augustus vereinigte alles in sich, was Semiramis und Aspasia für die wesentlichsten Tugenden eines guten Regenten erklärt

haben; und gewiß regierte der väterlich, der nicht von bettelnden oder vorausbezahlten Schmeichlern, sondern aus dem vollen Herzen der dankbaren Römer den schönen Namen Vater des Vaterlandes erhielt. Wenn ich gestehe, daß in seiner Popularität viel mimische Kunst und Täuschung war, so müßte man sehr unbillig seyn, wenn man verkennen wollte, daß selbst diese Täuschung, weil sie den Römern wohlthätig war, unter seine Verdienste gehört. Ein so verderbtes Volk, wie die Romuliden seiner Zeit, und wie dermalen, mehr oder weniger, alle Europäischen Nationen sind, will getäuscht seyn, und muß oft schlechterdings zu seinem eigenen Vortheil getäuscht werden: aber damit es nicht alle Augenblicke aus seinen goldnen Träumen aufgeweckt werde, muß dem süßen Wahn etwas Reelles zum Grunde liegen, muß man erst sein Herz und sein Vertrauen gewonnen haben; und das letztere wenigstens erhält man schwerlich anders, als durch wirkliche Verdienste, die man sich um seinen Wohlstand gemacht hat. Und bestände auch alles, was ein Volk seinem Fürsten zu danken hätte, nur in einem angenehmern Lebensgenusse, so rechnen die Menschen das, was ihren Sinnen schmeichelt, gewöhnlich höher an, als ungleich größere Wohlthaten, deren Werth nur mit dem Verstand erkannt und erst in langsam heranreifenden Früchten genossen wird.

Du siehest, große Göttin, daß meine Gedanken von Aspasiens vielleicht nur in diesem einzigen Stücke verschieden sind, daß sie von deinen sceptertragenden Clienten nicht gut genug zu denken scheint, um ihnen zuzutrauen, daß der einzige Rath, den wir ihnen zu geben haben, den gehörigen Eingang bei ihnen finden werde. Ich gestehe, daß ich von verschiedenen unter ihnen eine bessere Meinung hege; besonders von einem, dem das Schicksal eine der schwersten Rollen zu spielen gab,

und der mit allen Fähigkeiten, sie gut zu spielen, den Schauplatz vor kurzem betreten hat. Es ist natürlich, wenn das Ideal eines vortrefflichen Regenten, das jede von uns aufgestellt hat, dem größten Meister der Kunst, den sie einst kannte, ähnlich sieht: aber ich müßte mich sehr irren, oder die Hauptmaximen, deren Befolgung jede von uns zur nothwendigsten Bedingung einer weisen und glücklichen Regierung machte, lassen sich sehr gut vereinigen; oder vielmehr die Regierung des Augustus ist ein wirkliches Beispiel dieser Vereinigung, und verdient daher (wie ehemals der berühmte Kanon des Polykletus von den Bildhauern) von allen Fürsten, wie groß oder klein ihr Wirkungskreis seyn mag, zum Modell genommen zu werden. Ich weiß sehr gut, wie viel ich damit von diesen Herren fordre; aber meine Absicht ist auch nichts weniger, als ihnen meine Cour dadurch zu machen. Wer sich mit Regieren abgibt, ohne sich der Talente, die dazu erfordert werden, bewußt zu seyn; wer sich vor irgend einer Arbeit und Mühe, die damit verbunden ist, scheuet, und nicht den festen Willen hat, sich durch alle möglichen Verdienste um das Glück seines Volkes der ersten Stelle im Staate würdig zu zeigen: für den habe ich keinen andern Rath, als sich einer Bürde, die er nicht tragen kann oder nicht tragen will, je eher je lieber zu entladen. Sogar eine erbliche Krone ist usurpirt, wenn sie nicht verdient wird.

Juno. Auch du, Julia? — auch du machst so strenge Forderungen an die Könige?

Livia. Um Vergebung, Göttin! ich fordere nicht mehr von ihnen als die Knaben meiner Zeit in Rom von ihren Spielkönigen: wer's am besten macht, riefen sie, soll König seyn!

Juno. Das ist es eben, was ich allzustreng finde. Wenn

wir dem Volke das Recht eingestehen wollten, seine Regenten auf dieser Wage zu wägen, wie viele, meinst du, würden wohl auf angeerbten Thronen ruhig sitzen bleiben? Und dennoch hat eine lange Erfahrung gelehrt, daß es für die Ruhe der Staaten zuträglicher ist, wenn sie, mittelst einer festgesetzten Erbfolge, die Wahl ihres Regenten dem Schicksale überlassen!

Livia. Meine Meinung ist keineswegs dem Volk ein Recht einzugestehen, dessen Ausübung ihm selbst verderblich seyn und sehr bald alle bürgerliche Ordnung zerstören würde. Das Volk hat von der Regierung nichts zu fordern als Sicherheit und Gerechtigkeit: aber der Regent muß desto mehr von sich selbst fordern; oder, wofern er so eine Art von König ist wie das Stück Holz in der Fabel, so sehe ich nicht, mit welchem Recht er sich beklagen könnte, wenn die Frösche ohne Scheu auf ihm herumspringen.

Juno. Am Ende wird sich finden, daß es keine leichte Sache ist, den Fröschen einen König zu geben, wie sie einen nöthig haben. Aber wir sind, däucht mich, unvermerkt von dem eigentlichen Gegenstande unsrer Berathschlagungen abgekommen; es wird also an dir seyn, Königin Elisa, uns wieder zurückzubringen, und uns gegen das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, Mittel vorzuschlagen, die den gegenwärtigen Zeitumständen angemessen, so nahe als möglich bei der Hand, und zugleich so sicher in der Anwendung sind, daß wir nicht Gefahr laufen eine Cur zu machen, die noch schlimmer als die Krankheit selber ist.

Elisabeth. Der Grund, warum manche Kranke nicht genesen können, liegt nicht sowohl an dem Mangel wirksamer Heilmittel, als daran, daß der Patient sich der Cur nicht unterwerfen will, oder doch die Mittel nicht in der rechten Ordnung gebraucht. Dieß dürfte wohl, wie ich besorge, auch

der Fall bei manchen unter den Königen seyn, welchen du, große Beschützerin der Thronen, aus ihren Verlegenheiten geholfen wissen möchtest. Meiner Meinung nach gibt es wirklich ein unfehlbares Mittel, wie alles zwischen den Völkern und ihren Regenten in das gehörige Gleichgewicht gesetzt werden kann: aber, da es eben so einzig als unfehlbar ist, und von Seiten deiner Clienten ein Opfer fordert, wozu vielleicht keiner von ihnen sich freiwillig entschließen wird, so muß ich voraus gestehen, daß ich nicht viel mehr Vertrauen zu der Wirksamkeit unserer Berathschlagung habe als Aspasia, und beinahe gewiß bin, die Nothwendigkeit allein werde die Verblendeten endlich zu den Schritten zwingen müssen, welche sie aus eigener Bewegung zu thun, wie ich befürchte, weder billig noch weise genug sind.

Meine erlauchten Vorgängerinnen haben verschiedene Vorschläge gethan, die unter den vorausgesetzten Bedingungen von sehr guter Wirkung seyn würden: nur sind diese Bedingungen unglücklicherweise so beschaffen, daß sich keine Rechnung auf ihre Voraussetzung machen läßt. Ganz gewiß wird ein jedes Volk, das von einem weisen und guten Fürsten väterlich regiert wird, sich unter seinem Scepter wohl befinden. Aber, wo ist der Sterbliche oder der Gott, der irgend einem Volke auch nur für einen einzigen, geschweige für eine ganze Reihe solcher Regenten, die Gewähr leisten könnte? — Und wenn nun das Gegentheil erfolgt? Wenn der Monarch, der alles kann und alles darf, kein Vater, sondern ein Tyrann ist? wenn er ungerechte, unweise, die Rechte der Menschheit kränkende, ja gänzlich aufhebende Gesetze gibt? wenn er selbst kein anderes Gesetz erkennt als seine Leidenschaften? wenn er über das Eigenthum, die Kräfte, die Freiheit und das Leben seiner Unterthanen nach Willkür schaltet, die Staatseinkünfte ver-

schleudert, seine Länder den Drangsalen und Verwüstungen unnöthiger und thörichter Kriege aussetzt; kurz, wenn er sich seiner unumschränkten Gewalt so bedient, wie die meisten Despoten von jeher gethan haben und immer thun werden: was bleibt dann, nach dem Plane der erlauchten Königin von Babylon, seinem gemißhandelten Volke übrig, als die traurige Wahl, entweder zu leiden was nicht zu leiden ist, oder, wenn es endlich aus Verzweiflung die unerträglichen Ketten mit Gewalt zerbricht, sich allen Gefahren, allem Unheil einer plötzlichen, planlosen, vielleicht dem ganzen Staate verderblichen Revolution auszusetzen? — „Wenn der Monarch ein Tyrann ist," sagte ich, — und man wird mir einwenden, daß unsre Zeit keine Busiris und Phalaris, keine Neronen und Domitiane mehr hervorbringe: aber, man kann auf sehr verschiedene Art und unter gar mancherlei Gestalten, sogar unter der Maske eines gütigen, für die Ruhe und das Glück seiner Unterthanen zärtlich besorgten Landesvaters, ein Tyrann seyn. Es gibt vielleicht keine Neronen mehr: aber hat die Natur etwa die Formen vernichtet, worin sie einen Philipp II von Spanien, einen Ludewig XI von Frankreich, einen Kaiser Ferdinand II machte? Hieß der vierzehnte Ludewig von Frankreich nicht der Große? der fünfzehnte nicht der Vielgeliebte? Und leben oder vegetiren nicht in diesem Augenblicke solche Väter des Vaterlandes, welche, während ihre Gerechtigkeitsliebe und ihr gutes Herz von tausend Zungen gepriesen wird, mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit zusehen, wie ihre Unterthanen in ihrem Namen ausgeplündert werden? Kennen wir nicht Länder, welche die Freigebigkeit der Natur und der betriebsame Fleiß der Einwohner zu Beispielen des blühendsten Wohlstandes gemacht hatte, und die unter solchen guten Fürsten in einen Verfall geriethen, zu welchem sie gewiß unter einem Tiberius nicht

herabgesunken wären? Vermuthlich lebt auf der weiten Erde kein einziger Regent, für dessen Ohr und Herz der schöne Beiname Ludewigs XII von Frankreich keinen Reiz haben sollte: und dennoch könnte ich mehr als Einen nennen, der sein Volk mit der Zärtlichkeit eines Vaters zu lieben glaubt und vielleicht wirklich liebt, dessen Staatshaushaltung nichtsdestoweniger so beschaffen ist, daß sich das Jahr mit ziemlicher Gewißheit ausrechnen läßt, wann er den größten Theil seiner geliebten Kinder — an den Bettelstab gebracht haben wird. Unstreitig sagte Semiramis eine große Wahrheit, indem sie behauptete, daß dem Uebel, gegen welches wir die wirksamsten Mittel vorschlagen sollen, durch Palliative nicht geholfen werden könne. Was sind aber alle diese Täuschungen des Volks, in welche sie und die erlauchte Livia die großen Mysterien der Regierungskunst zu setzen scheint — diese liebliche Dichtung eines väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen — oder diese hinterlistigen Künste, ein Volk in süße Träume von Freiheit einzuwiegen, während man ihm eine Schlinge nach der andern über den Kopf wirft; es mit Puppenspielen und goldenen Hoffnungen zu amusiren; ihm sogar, damit es sich einen Augenblick für glücklich halte, alle ersinnlichen Gelegenheiten zu Befriedigung ausschweifender und kindischer Leidenschaften zu verschaffen, während man es unvermerkt zum Werkzeug, aber am Ende auch zum Opfer der willkürlichen Gewalt eines Demagogen, oder eines despotischen Monarchen macht — was sind diese Täuschungen anders als Palliative? als eine Art von Zaubermitteln, wodurch das Uebel auf eine kurze Zeit beschworen und eingeschläfert wird, indessen es im Innern immer weiter um sich frißt, und bei der geringsten äußerlichen Veranlassung mit verdoppelter Gewalt wieder ausbrechen muß? — Sogar die unverwandte Aufmerk-

samkeit auf die Wünsche des Volks, die sorgsame Achtung für seine Vorurtheile und Launen, und (wenn ich der Sache ihren rechten Namen geben soll) die politische Koketterie, womit ich selbst ehemals um den Beifall und die Liebe meiner grillenhaften Nation buhlte — weniger vielleicht aus der Neigung zu gefallen, die unserm Geschlecht eigen ist, als um einer ziemlich willkürlichen Regierungsart das Verhaßte zu benehmen, und auf einem unsichern Throne desto fester zu sitzen — verdient, ungeachtet aller Lobreden die ich damit gewann, im Grunde keinen bessern Namen; wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß mein Volk sich wohl dabei befand. Immerhin mag es von Zeiten, wo über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen noch verworrene Begriffe allgemein herrschen, wo das Volk den ganzen Umfang seiner Rechte nur noch dunkel ahnet, der Regent hingegen geneigt ist den seinigen alle mögliche Ausdehnung zu geben, kurz von Zeiten wie die, in welchen wir und alle unsre Vorfahren regiert haben — immerhin mag es von solchen Zeiten wahr seyn, daß jedes verderbte Volk (wie Livia behauptete), und ich setze hinzu, jedes unwissende und viele Jahrhunderte durch immer betrogene Volk, getäuscht seyn wolle, und oft zu seinem eigenen Besten getäuscht werden müsse! Wie lange diese Periode der Kindheit, des Irrthums und der Täuschung auch dauern mag, endlich muß einmal die Zeit kommen, wo sich die Menschen nicht mehr wie Kinder behandeln lassen, nicht mehr betrogen seyn wollen — wo sie wissen wollen woran sie sind — welches das kleinere Uebel für sie sey, unter bürgerlichen Gesetzen zu leben, oder in den Stand der natürlichen Gleichheit und Ungleichheit zurückzukehren, und unter welchen Bedingungen das erste dem andern vorzuziehen sey? — Alles müßte mich betrügen, oder diese Zeit (wofern sie nicht schon

da ist) ist im Anzug; und in diesem Falle sehe ich nur Eine Maßregel, durch welche den furchtbaren Uebeln, womit sie einen Theil des Menschengeschlechtes bedroht, vorgebauet werden kann. (Sie hält ein.)

Juno. Eile sie uns mitzutheilen, Elisa! — Denn hoffentlich wirst du meine Erwartung nicht zum zweitenmale getäuscht sehen wollen, da du dich so nachdrücklich gegen alle Täuschung erklärt hast.

Elisabeth. Wenigstens würde die Schuld nicht an mir liegen, Göttin. Meine Maßregel ist, wie ich gleich zu Anfang sagte, eben so unfehlbar, als sie die einzige ist, welche vernünftigerweise genommen werden kann. Aber ich glaube die regierenden Herren — vom ersten aller Könige bis zum Bürgermeister des kleinsten aller Abderiten-Nester in der Welt — viel zu gut zu kennen, um zu hoffen, daß sie durch bloße Vernunftgründe bewogen werden sollten, die Hände dazu zu bieten.

Juno. Diese Sorge lass' dich nicht beunruhigen, Elisa! Wenn es nur darauf ankommt, so werden wir schon Mittel finden, ihnen den Willen dazu zu machen.

Elisabeth. Das ist es eben, große Göttin, woran ich zweifle. Gewiß wird sie die eiserne Nothwendigkeit dazu zwingen müssen: und wenn sie es dahin kommen lassen, so ist die rechte Zeit versäumt, und ich stehe nicht mehr für den Erfolg.

Juno. Du könntest mich beinahe so ungeduldig machen wie ehemals deine Liebhaber, Königin Beß! Deine Maßregel, wenn ich bitten darf!

Elisabeth. Sie ist so simpel, so sehr das erste was vernünftigen Menschen, die in eine politische Gesellschaft mit einander treten wollen, einfallen muß, daß es, wenn die That-

sache nicht so laut spräche, unglaublich wäre, daß die Welt mehrere Jahrtausende habe stehen können, bis endlich vor ungefähr hundert Jahren ein einziges Volk darauf verfiel — und auch dieses mußte, wie man zu sagen pflegt, mit der Nase darauf gestoßen werden! Es ist immer allgemein anerkannt worden, daß der absoluteste Monarch Pflichten, und das dienstbarste aller Völker Rechte habe: aber worin diese Rechte und Pflichten eigentlich bestehen, wie weit sie sich erstrecken, in welche Gränzlinien sie eingeschlossen sind, und was für Einrichtungen getroffen werden müssen, um dem Volke den vollen Genuß seiner Rechte zu verschaffen, und die Regenten zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten; darüber hat man sich immer mit verworrenen und schwankenden Vorstellungen beholfen; darüber ist sogar absichtlich und geflissentlich alle mögliche Dunkelheit verbreitet worden. Endlich hat in diesen Tagen das Schicksal einer großen Nation — die sich, ihre Staatsverfassung ausgenommen, in jeder andern Rücksicht für die erste in der Welt halten konnte, aber, durch langwierige Mißhandlungen aller Art ins Verderben gestürzt und zur äußersten Verzweiflung gebracht, sich lieber allem Elend der Anarchie aussetzen als den zermalmenden Druck des monarchischen und aristokratischen Despotismus länger ertragen wollte — endlich, sage ich, hat das lehrreiche und furchtbare Schicksal dieser Nation allen übrigen die Augen geöffnet; und die Ueberzeugung ist nun allgemein, daß nichts als eine Constitution, worin die Rechte aller Classen der Staatsbürger klar und bestimmt ausgedrückt und durch gehörige Veranstaltungen gegen alle willkürlichen Eingriffe verwahrt sind, jeden andern Staat vor ähnlichen Auftritten sicher stellen könne. Dieß, Göttin, ist die gegenwärtige Lage der Sachen. Die magischen Täuschungen, womit man bisher andere und sich selbst betrog,

lassen sich nur in einem Nebel spielen, den die Vernunft endlich zerstreut hat; und gewaltsame Mittel (außer dem daß sie eben so unbillig als verhaßt sind) helfen zwar für den Augenblick, beschleunigen aber in der That die fürchterliche Katastrophe, welcher man dadurch vorbauen will. Augenscheinlich ist also nichts übrig, als daß man sich je eher je lieber entschließe, zu thun was schon längst hätte gethan werden sollen. Eine Constitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln, ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Unterthanen herzustellen, und den Wohlstand, der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen.

Juno. Dein Vorschlag hat meinen ganzen Beifall, und ich sehe nicht, warum die Monarchen Bedenken tragen sollten, ihn aus eigner Bewegung mit dem größten Vergnügen ins Werk zu setzen.

Elisabeth. Wer einmal im Besitz einer unbestimmten Macht ist, wird schwerlich große Lust haben, selbst auf Einschränkung derselben anzutragen. In meinem alten England kostete es einem Könige den Kopf, und seinem zweiten Sohne die Krone, ehe es dahin kam, daß ihre Nachfolger sich bequemten, die Rechte, welche die Nation sich vorzubehalten für gut fand, als ein Grundgesetz des Reichs anzuerkennen.

Juno. Die Fürsten sind seitdem aufgeklärter und billiger geworden, Elisa; sie werden sich wohlfeiler bequemen.

Elisabeth. Wie? Auch diejenigen, die ihr göttliches Recht, leidenden Gehorsam von den Unterthanen zu fordern, mit dreißig oder vierzig Legionen zu allem bereitwilliger Kriegsknechte behaupten können?

Juno. Du trauest dem väterlichen Herzen der Monarchen auch gar zu wenig zu.

Elisabeth. Ich war selbst eine Königin: du wirst mir zu gut halten, wenn ich ein wenig ungläubig bin.

Semiramis In diesem Stücke denke ich wie Elisabeth.

Livia. Auch ich besorge, sie möchte zuletzt nur zu sehr Recht behalten.

Juno. Wir müssen auf Mittel bedacht seyn, meine Freundinnen, die Hirten der Völker zu überzeugen, daß sie für ihre eigene Sicherheit und Ruhe sowohl als für ihren Ruhm nichts Besseres thun können, als Elisens Vorschlag ungesäumt ins Werk zu setzen. — Mir fällt sogleich eins ein, das wir vor Zeiten öfters mit gutem Erfolge gebraucht haben. Ich will meine Iris zu dem Gott der Träume schicken, und ihm befehlen lassen, noch in dieser Nacht allen Königen und Fürsten, die es angeht, jedem, nach Maßgabe seines Charakters und seiner besondern Lage, einen eigenen Traum zuzusenden, der ihm in einem zwiefachen mit den stärksten Zügen und wärmsten Farben ausgeführten Gemälde, in dem einen das Vortheilhafte, Schöne und Ruhmvolle der von Elisen vorgeschlagenen Maßregel, und in dem andern das unendliche Elend, das für sein Volk — und die Gefahr und Schande, die für ihn selbst — aus der Verachtung eines so guten Rathes erwachsen könnte, so lebhaft zu Gemüthe führe, daß es ihm beim Erwachen eben so unmöglich seyn soll, der Wirkung seines Traumes zu widerstehen, als es dem König Agamemnon war, dem täuschenden Traume ungehorsam zu seyn, den ihm Jupiter zuschickte, um ihn zum Angriff der Trojaner aufzufordern.

Semiramis. Ein glücklicher Gedanke, Göttin, dessen Ausführung deine Absicht schwerlich verfehlen kann!

Aspasia. Ich wünsche es, wiewohl in diesen ungläubigen Zeiten auch der uralte Glaube an Träume ziemlich erkaltet seyn mag.

Elisabeth. Vielleicht machen die Könige eine Ausnahme. Auf allen Fall wird ihnen auch wachend beizukommen seyn.

Juno. Genug für dießmal, meine Kinder! Vorerst wollen wir sehen was meine Träume wirken werden.

Anmerkungen.

Unterredung zwischen Walther und Adelstan.

S. 3. Gemälde von der sittlichen Verdorbenheit, (S. Cahiers de Lecture 1786. N. IV. p. 98.)

S. 6. Necker war in den Jahren 1777 bis 1781 Director der Finanzen gewesen unter dem Präsidium von Maurepas und ohne Mitglied des Staatsraths zu seyn. Als er den Eintritt in diesen forderte, und man ihm der Religion wegen Schwierigkeiten machte, drohte er mit Niederlegung seiner Stelle und—ward entlassen. Im J. 1788 ward er zurückberufen, und war damals, ohne es zu heißen, Principal-Minister. Er besaß eben so das ganze Vertrauen des Volks wie des Königs, welchem Calonne (der nach Necker dessen Stelle gehabt hatte) in einem Briefe vom 5 April 1789 vorwarf, „er habe diesen Minister seinen Erretter und seinen Gott genannt." Die Königin und die ganze Hofpartei waren dagegen, seitdem er sich im December 1788 für die Versammlung der Generalstände erklärt hatte, feindlich gegen ihn gesinnt. Am 11 Julius gelang dieser Partei der Sieg über ihn, und er erhielt den Befehl binnen 24 Stunden Frankreich zu verlassen. Wie dieser Sieg gelang, welchen Eindruck Neckers Entfernung machte, und welche Folgen er hatte darüber ist wohl am zweckmäßigsten nachzulesen Friedr. Schulz Geschichte der großen Revolution in Frankreich S. 63 fgg. — Was Necker durch seine Fehler dazu beigetragen habe, hat Hr. Gentz zusammengestellt in einem Zusatze zu Mouniers Entwicklung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (Bd. 2. S. 270 fgg.).

womit man jetzt seine eignen Schriften und die von seiner Tochter, Frau v. Staël, herausgegebenen Memoiren aus seinem Leben vergleichen kann.

S. 8. Motion des Grafen Lally-Tolendal — L. T., gegenwärtig Pair von Frankreich, mußte schon durch das Schicksal seines im J. 1766 unschuldig hingerichteten Vaters, dessen Geschichte, wie Fr. Schulz sagt, ein ewiges Denkmal von der Unvollkommenheit des ehemaligen Criminalverfahrens in Frankreich bleiben wird, sich gestimmt fühlen, die Sache der Freiheit und des Rechtes zu vertheidigen. Dieß that er in der ersten National-Versammlung mit Enthusiasmus, aber ohne durch die Umstände seinen Grundsätzen untreu zu werden, nach welchen er das Heil des Königs und das des Volkes zugleich beabsichtigte. Die Entfernung Neckers, für dessen Zurückberufung auch er mit Eifer sprach, hatte das Signal zu schauderhaften Ausbrüchen der Volkswuth gegeben, mit seiner Zurückkunft kehrte Ruhe und Ordnung zurück, und auch L. T. gehörte zu denen, die mit Ernst daran dachten, deren Dauer zu sichern. Am 19 Aug. legte er seinen Plan vor, drei von einander gesonderte Gewalten zu errichten, außer der königlichen eine Pairskammer und eine Kammer der Repräsentanten, und da dieß verworfen wurde, schlug er am folgenden Tage einen Senat und eine Repräsentantenkammer vor, erklärte sich auch für das absolute Veto des Königs. Aber auch dieß ward verworfen, und L. T., sobald er den Sturz der Monarchie nicht mehr bezweifeln konnte, begab sich, wie Mounier, nach der Schweiz. Von ihm sind hierüber zu bemerken sein Rapport sur le gouvernement qui convient à la France 1789 und Lettres à ses commettans mit dem Mémoire ou seconde lettre à s. c. 1790.

S. 10. Duc de Liancour, trat bei der allgemeinen Ständeversammlung mit der Majorität der Geistlichkeit und der Minorität des Adels zu dem dritten Stande über, ohne daß er je aufgehört hätte, des Königs Freund zu seyn, wie er auch dadurch bewies, daß er sich, eben so wie Lally-Tolendal, bei dem Proceß desselben zu seinem Vertheidiger anbot. Er verließ Frankreich und begab sich erst nach England, dann nach Amerika.

S. 10. Bailly — Dieser berühmte Astronom, in der Ständeversammlung zum ersten Präsidenten erwählt, dann in der gefahrvollsten Zeit als Maire von Paris beinahe unumschränkt gebietend, stand hoch in der Volksgunst, bis er am 7 Julius 1791, wo ein Volksauflauf — des Königs Absetzung beabsichtigend — auf dem Marsfeld statt fand, auf das

Feuer geben ließ, was ihn am 12 Nov. 1793 aufs Schaffott brachte.

S. 10. Clermont-Tonnerre (Graf), Deputirter des Adels bei der National-Versammlung v. J. 1789, hielt zwar viel auf des Adels Vorrechte, glaubte aber, daß man sie jetzt zum Opfer bringen müsse. Er zeichnete sich durch vernünftige Ansichten und Beredsamkeit aus; man nannte ihn den Demosthenes der National-Versammlung. Recueil des opinions de Stanisl. Clermont-Tonnerre, Par. 1791.

S. 10. Mounier (Baron), Verfasser des oben angeführten Werkes, wurde am 18 Sept. 1789 Präsident der National-Versammlung, verließ sie aber nach der Gefangennehmung des Königs am 6 Oct., und wanderte aus. (Exposé de la Conduite de M. Mounier dans l'assemblée nationale et des motifs de son retour en Dauphiné. 1789. Mounier aux Dauphinois.) Er lebte erst in der Schweiz, dann in Weimar, und ging unter dem Consulat nach Frankreich zurück. Der jetzige Staatsrath Mounier in Paris ist sein Sohn.

S. 11.—12. Der traurige Zustand —— Klugheit hören — sind größtentheils die eigenen Ausdrücke des Königs in der Rede, womit er den fünften Mai die erste Sitzung der Reichsstände eröffnete. W.

S. 19. Parlamentssitzung vom 19 Nov. 1787 — In dieser befahl der König dem Parlament die Eintragung des Edicts über eine Anleihe von 450 Millionen, wogegen, als gesetzwidrig, der Herzog von Orleans und das Parlament protestirten. Jener wurde verwiesen, zwei Parlamentsglieder wurden verhaftet, und vergeblich waren die Vorstellungen der Pairs und Parlamenter; diese letzten wurden gar aufgehoben. Wie der König dabei getäuscht wurde, s. d. Schulz S. 12. fgg. vgl. Genz zu Mounier I. 334 fgg.

S. 19. Lamoignon, durch Breteuil gestürzt, wurde im Sept. 1788 mit Schande und Spott seiner Würde entsetzt, und erschoß sich bald darauf.

S. 20. Nur Gott allein Rechenschaft zu geben — Man würde sich, Dank sey dem Himmel! in unsern Tagen lächerlich machen, wenn man es noch für nöthig fände, alle die Ungereimtheiten zu entwickeln, die in dieser unaussprechlichen Absurdität liegen, die nur von einem Menschen, der gar nichts bei seinen Worten denkt, ausgesprochen werden kann. Ich begnüge mich also nur so viel davon zu sagen, daß nach dieser Maxime der König von Frankreich noch despotischer und willkürlicher mit seinen Unterthanen verfahren dürfte, als der Großsultan

selbst, der seinen Türken für die Art, wie er seine höchste Gewalt ausübt, sogar mit seinem Kopfe stehen muß. W.

S. 21 Hesiodisches Räthsel, in den Hauslehren, nach Voß:

— — Künftig entscheiden wir unseren Hader
Nach durchgehenden Rechten, den besseren, welche von Zeus sind.
Denn schon theileten wir nach dem Erbrecht; aber dazu noch
Raubtest du vieles hinweg, Ehrfurcht den Gewaltigen heuchelnd,
Welche, von Schenkungen satt, hier gern aussprechen den Ausspruch.
Thörichte! nicht weiß einer, wie mehr ist ein Halb denn ein Ganzes.

S. 21. Fronde — Unsere Sprache hat für dieses Bündniß eben so wenig wie für Ligue ein Wort. Man versteht darunter die von 1648 — 1652 dauernde Verbindung, an deren Spitze der Cardinal von Retz stand, und deren, nicht bedeutende, Bewegungen gegen den Despotismus des Cardinals und Ministers Mazarin, und die nur etwas ernsthafteren bei Verhaftung von Parlamentsräthen, welche nicht geduldig alle Edicte registriren wollten.

S. 23. Den 23 Junius u. s. w. — Am 17 Junius hatten sich die Generalstände zu einer National-Versammlung erklärt; am 20 Junius hob der König, von seiner Partei verleitet, die Sitzungen derselben auf; am 23 Junius erschien er in der National-Versammlung, cassirte ihre Schlüsse, und befahl den Ständen sich zu trennen. Die National-Versammlung erklärte sich dagegen für unverletzlich, und den des Hochverraths schuldig, der ihre Mitglieder verhaften würde.

S. 28. In der Nacht vom 15ten brachte Liancourt dem Könige die Nachricht von der Einnahme der Bastille. Der König wußte kein Wort davon, und doch waren seine Minister erst vor zwei Stunden von ihm gegangen.

S. 28. Die sogenannte Cabale, die Minister Barentin, Broglio, Breteuil und Villedeuil.

S. 28. Ausbruch der Volkswuth, s. Schulz S. 214 fgg., besonders gegen die Intendanten Foulon und Berthier-Sauvigny, als abscheuliche Kornwucherer.

S. 28. In seinem Schreiben an Necker — Dieses Schreiben des Königs ist zu merkwürdig, um es hier nicht wörtlich einzurücken. Es lautet so: „J'ai été trompé sur vôtre compte; on a fait violence à mon caractère. Me voilà enfin éclairé. Venez, venez, Mr., sans delai reprendre vos droits à ma confiance, qui vous est acquise à ja-

mais. Mon cœur vous est connu. Je vous attends avec toute ma nation, et je partage bien sincérement son impatience. Sur ce, etc.

Louis. W.

S. 30. Bonus Eventus, glücklicher Ausgang — Wie weit das Französische Volk am 7ten November 1796 noch von dem beneidenswürdigen Wohlstand entfernt war, der ihm im Jahr 1789 von seinen damaligen politischen Wundärzten als ganz nahe angekündigt wurde, scheint der Bürger Richard, Mitglied des Conseil de 500, außer allem Zweifel gesetzt zu haben, da er an besagtem Tage dem Conseil folgendes Gemälde von dem Zustande der meisten Departements machte: „La plupart des Départemens sont dévastés par des bandes de brigands, qui d'un bout de la France à l'autre s'entendent pour la ravager. Des vols et des assassinats journaliers, des crimes dont on ne trouve des exemples que dans les temps de barbarie et chez les peuples les plus sauvages, des tortures qui font frémir — tel est le tableau raccourci des horreurs, auxquelles se trouvent exposés les malheureux habitans des campagnes.“ etc. Anmerkung des Herausgebers im Jahre 1796. W.

Kosmopolitische Adresse an die Nationalversammlung.

In der nächtlichen Sitzung vom 4 August 1789 beschloß die Nationalversammlung Aufhebung des Lehnssystems und der Privilegien; der Entwurf einer neuen Reichsverfassung ward beschlossen; die National-Versammlung nahm deßhalb den Namen einer *Assemblée constituante* an, und Ludwig XVI ward als Wiederhersteller der Französischen Freiheit proclamirt. — Am 20 Sept. legte man dem Volke die höchste gesetzgebende Gewalt bei, und gestand dem Könige, nicht ohne vorangegangene lebhafte Debatten, bloß ein Veto zu, die Verweigerung der Zustimmung zu den vorgeschlagenen Gesetzen auf vier Jahre.

II.

S. 38. *Pays de Cocagne* (s. die Anm. zu Pervonte, Bd. 12.

S. 59. König Petaud — In einem Mährchen des Grafen Caylus, genannt Cadichon oder Tout vient à point qui peut attendre. W.

III.

S. 49. Ausdrücke eines ganz neuen Pamphlets — Hier sind die eigenen Worte dieses feinen Schriftstellers: *Sire! qui êtes vous?* La nation vous a fait ce que vous êtes! *Hugues-Capet,* dont vous tirez votre droit, était sujet comme nous; elle l'a reconnu pour Roi; et si vous l'ignorez, *elle peut faire éprouver à votre maison le sort qu'a éprouvé celle de Charlemagne.* La France ne vous appartient pas; c'est vous qui lui appartenez, vous êtes *son homme, son procureur, son intendant, etc. V. Lettre à un Censeur Royal sur la liberté de la Presse.* W.

Unparteiische Betrachtungen über die Staatsrevolution in Frankreich.

S. 73. *Tua res agitur* etc. — Es gilt auch das Deinige, wenn die Wand des Nachbars brennt.

Bergasse, Advocat zu Lyon, der anfangs beinahe noch mehr durch Beaumarchais in dem Kornmannischen Processe als durch seine Schriften berühmt wurde, derselbe, den Kaiser Alexander 1815 in Paris besuchte, war ein sehr geachteter Mann. Nur bis zum October 1789 blieb er in der National-Versammlung, und gab im Februar darauf eine Schrift heraus, welche die Gründe seiner Weigerung enthielt, sich einer noch nicht fertigen Constitution zu unterwerfen. Ob diese mir unbekannte Schrift von der Art ist, daß Bergasse mit dem leidenschaftlichen Bekämpfer der Französischen Revolution, dem berühmten Parlamentsredner Burke, zusammengestellt werden konnte, weiß ich nicht.

Zur Ungeduld gereizte Bürger u. s. w. Man spricht immer nur von demokratischen Aufwieglern und Anhetzern des Volks, und sagt hingegen nichts davon, wie manche Anhänger der andern Partei durch unverständige Ausbrüche eines übermäßigen Eifers für das, was in ihren Augen die gute Sache ist, das Volk hier und da erbittert und gereizt haben mögen. Man erinnere sich nur, wie unleidlich erst am 20 März, oder ungefähr um diese Zeit, der Oberste von Dambert, Regiment de la Garde marine, gegen die National-Garde

und sogar gegen den Maire und die Municipalität einer so ansehnlichen Stadt wie Marseille sich verging, und mit welcher Mäßigung und Vernunft sich hingegen der beleidigte Theil dabei benommen hat! Was könnte man mit Billigkeit sagen, wenn das Volk über eine so pflichtwidrige als insolente und nur mit gänzlicher Wahnsinnigkeit zu entschuldigende Aufführung in Wuth gerathen wäre und den brutalen Kriegsknecht in tausend Stücke zerrissen hätte? Wenn ein Mann von Stand und Erziehung (der es wenigstens sehr übel nehmen würde, wenn man ihn nicht für einen homme comme il faut gelten lassen wollte) sich so beträgt, was kann man vom gemeinen Pöbel fordern? W.

S. 96. *Livres rouges*, das rothe Buch, hieß das Privatverzeichniß der königlichen Pensionen und Ausgaben.

S. 96. Bartholomäusfest, die 1572 in der Nacht des 24 Aug., des Tages des heil. Bartholomäus, während der Hochzeitfeier Heinrichs von Bourbon mit Margaretha von Valois, von dem abscheulichen Karl IX befohlene Ermordung der Reformirten, wobei er selbst nebst seinem Bruder auf die Unglücklichen schoß, bekannt unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit. Sieben Tage dauerte die schreckliche Metzelei, und ein Goldschmied, dem Könige begegnend, zeigte ihm den blutigen Arm, und rief ihm stolz zu, über 400 Ketzer habe dieser Arm ermordet. In Meaux, Troyes, Rouen, Bourges, Lyon und Toulouse wurde der Blutbefehl gleichzeitig vollzogen, und drei Gouverneurs, die solche Gräuelthat gescheut hatten — starben kurz darauf.

S. 96. *Chambres ardentes* — Geheimes Criminalgericht in Frankreich zu Ende des 17ten und Anfange des 18ten Jahrhunderts, hauptsächlich gegen Giftmischerei, worin auf Verbrennung erkannt wurde.

S. 96. Mit zerschmetterten Knochen auf einem Rade zu verschmachten — Wovon man unter der ehemaligen Justizverwaltung in Frankreich alle Jahre Beispiele sah, und der Sache so gewohnt worden war, daß es dem edelmüthigen Du Paty für ein Verbrechen der beleidigten parlamentarischen Majestät ausgelegt wurde, sich der Menschheit gegen eine so weise und wohl ausgedachte Criminal-Justiz angenommen zu haben. W.

Zufällige Gedanken u. s. w.

S. 104. Der erste Baron der Christenheit — Die Familie Montmorency führt über ihrem Geschlechtswappen die Devise: Dieu aide le premier Baron Chrétien! Vermöge einer uralten Tradition gehörte der Ort Montmorency schon unter dem Kaiser Gratian im Jahre Christi 377 einem vornehmen gallischen Herrn zu, welcher, wo nicht der erste, doch einer der ersten seinesgleichen war, die sich zur christlichen Religion bekannten. Gewiß ist, daß Bouchard (Burkhart) von Montmorency, der erste dieses Namens, schon unter König Robert ein ansehnlicher Seigneur in Frankreich, und Matthieu der Erste (der eine Tochter von König Heinrich dem Ersten von England, und nach ihrem Tode die Wittwe König Ludwigs des Sechsten von Frankreich zur Ehe hatte) schon unter König Ludwig dem Siebenten Connetable von Frankreich war. W.

S. 104. Mich mit mir selbst besprochen hätte — Man weiß aus Shaftesbury's Characteristics daß sich alle Selbstgespräche (wenigstens alle, die des Aufschreibens werth sind) darauf gründen, daß man in jedem Menschen zwei Seelen, eine bessere (d. i. die vernünftige) und eine schlechtere (d. i. die unvernünftige) annehmen kann, die ein ganz entgegengesetztes Interesse haben, und nicht selten scharf an einander kommen. W.

S. 105. Nicht einmal geboren wären — Wer kennt nicht die Formel, avoir de la Naissance? und die unter uns üblichen Deutsch-Französischen, est-il de Naissance? — elle n'est pas de Naissance. — Die stockdeutsche Redensart, „er ist nicht von Familie," setzt alle Nichtadeligen doch wenigstens mit Melchisedek, dem König von Salem, in Eine Linie; denn der war auch nicht von Familie, da er bekanntermaßen weder Vater noch Mutter, Brüder noch Vettern hatte. W.

S. 110. *Fesse-Matthieu*, einer, der Geld auf große Zinsen ausleiht.

S. 112. Hoffnung besserer Zeiten auf eine Verfassung — Ich bitte mich nicht mißzudeuten. Eine solche Verfassung erwartete der vernünftigere Theil der Nation von ihren Repräsentanten, und eine solche gedachten ihr auch die Vernünftigsten unter den letztern zu geben. Von dem, was sie nach und nach wirklich unter dem unseligen Kampfe des Parteigeistes und der Privatleidenschaften geworden ist, ist jetzt noch nicht die Rede. W.

S. 118. *Here, quæ res* etc.
Was in sich selbst Vernunft und Maß nicht hat,
Das läßt sich auch nicht leiten durch Vernunft.

S. 118. Sobald der allgemeine Glaube — erkaltet ist — Dieß scheint selbst in solchen Ländern von Europa, wo der blinde Glaube ehemals seinen vornehmsten Sitz hatte, schon seit geraumer Zeit der Fall gewesen zu seyn. Schon vor dreißig Jahren klagte ein ehrlicher Krämer zu Loretto dem berühmten Goldoni, der ihm etwas von seinen heiligen Siebensachen abkaufte, es ginge leider mit seinem Gewerbe nicht mehr wie ehedem. „Ach, mein Herr, sagte er, es war eine Zeit, wo die allerseligste Jungfrau Maria so viel Segen zu unserm Handel gab, daß Leute meiner Art in kurzem zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten. Aber seit einigen Jahren hat die Mutter Gottes, unsrer Sünden wegen, ihre Hand ganz von uns abgezogen; der Absatz unsrer Waaren wird von Tag zu Tag geringer, wir verdienen kaum noch das liebe Brod, und wenn die Herren Venetianer nicht noch das Beste thäten, wir müßten unsre Läden ohne weitres schließen." Memor. del Sgr. *Goldoni* T. 8. pag. 23. W.

Beilage M.

S. 127. Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau) starb am 2 April 1791, wie man zu glauben veranlaßt wird, unter Entwürfen für das Königthum.

Am 18 April empörte sich die Pariser Bürgermiliz, von welcher der König und seine Familie öffentlich mißhandelt wurde. Man wollte nicht dulden, daß er seine Ostern zu St. Cloud hielt, weil man seine Flucht befürchtete. Lafayette legte seine Stelle als Befehlshaber der Nationalgarde nieder, und ward erst dann zur neuen Uebernahme derselben bewogen, als (am 25 April.) die Bürgermiliz dem Gesetze von neuem geschworen hatte.

Ueber das Verfahren gegen die Klerisei.

S. 132. Alles, was schon so gut als verloren war *cunctando* wieder hergestellt — Nach seiner und des Kirchen-

staats Herstellung, heißt es bei Pölitz (Weltgeschichte für gebildete Leser 3. Aufl. Bd. 4. S. 528), weigerte sich doch der Papst, in die kleine Abtretung von Ferrara an Oesterreich einzuwilligen; auch verlangte der Cardinal Consalvi in seinem Namen zu Wien Avignon und Venaissin zurück, welche im Pariser Frieden bei Frankreich geblieben waren. Ueberhaupt zeigte die Herstellung des Jesuiterordens (7 Julius 1814), ohne alle Veränderung, ganz wie er ehemals war, und nach der päpstlichen Bulle „auf das inständigste Bitten und wegen der allgemeinen Sehnsucht der christlichen Fürsten und Bischöfe nach diesem Orden;" es zeigte die Herstellung der Inquisition und der geistlichen Orden innerhalb des Kirchenstaats (15 Aug. 1814); die Forderung der Herstellung der drei geistlichen Kurfürsten in Deutschland und des Zelters in Neapel; so wie die mit Frankreich, Neapel, Bayern u. a. abgeschlossenen Concordate; die Behandlung des Generalvicars des Bisthums Kostnitz v. Wessenberg gegen die Souveränetätsrechte des Großherzogs von Baden, und die Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten der Schweiz, daß die römische Curie die Hildebrandischen Grundsätze selbst im neunzehnten Jahrhundert nicht aufzugeben gedachte.

Sendschreiben an Herrn Professor Eggers in Kiel.

S. 193. Activbürgern — Ein Activbürger, nach Maßgebung der neuen Französischen Constitution (von 1791) ist jeder Westfranke, der fünfundzwanzig Jahre alt ist, eine vom Gesetz bestimmte Zeit in einer der vierundvierzigtausend Municipalitäten seßhaft, keines andern Bedienter, und in die Rolle der Nationalgarden seiner Municipalität eingeschrieben ist, eine directe Contribution wenigstens von einem dreifachen Tagelohns-Werth bezahlt, und den Bürgereid geschworen hat. W.

S. 193. Die Wähler — Um der Würde eines Wählers fähig zu seyn, wird in den Städten die unter sechstausend Einwohner haben, nicht mehr erfordert, als Eigenthümer oder Nutznießer eines Gutes zu seyn, dessen jährlicher Ertrag auf den Contributionsrollen einem Einkommen von hundert und fünfzig Tagelöhnungen, oder Miethmann einer Wohnung, deren Ertrag hundert Tagelöhnungen gleich ist. Auf dem Lande muß man, um ein Electeur seyn zu können, entweder Eigenthümer oder Nutznießer eines Gutes seyn, dessen Ertrag auf den Werth von hundert und fünfzig Tagelöhnungen angeschlagen ist, oder so viel Feld-

güter in Pacht haben, daß ihr Ertrag auf den Contributionsrollen dem Werth von vierhundert Tagelöhnungen gleichgeschätzt ist. — Man sieht beim ersten Anblick, daß eine solche Einrichtung (zumal bei einer sehr großen und sehr verderbten Nation) zweien sehr nachtheiligen Folgen ausgesetzt ist: nämlich, 1) daß ein Candidat sehr arm seyn müßte, wenn er nicht reich genug wäre, die Stimmen so armer Wähler bei Hunderten zu kaufen; und 2) daß die turbulentesten Köpfe, wenn sie nur recht viel Popularität und demokratischen Freiheitseifer auskramen, immer die größte Leichtigkeit finden werden, sich die Mehrheit der Stimmen unter solchen Wählern zu verschaffen. Auffallende Beispiele hiervon zeigt uns die dermalige National-Versammlung mehr als zu viel. W.

S. 146. Wer diese Französischen Optimaten sind — Die Zeugnisse, welche hier verlangt werden, sind vor kurzem durch ein ganz unverdächtiges vermehrt worden, in Goethe's: Auch ich war in der Champagne.

S. 146. Freudenfest angeordnet — Zumal da sie das Geld, das sie mitgenommen, auf alle Fälle nie wieder zurückbringen werden, und also nichts als negative Vortheile und positive Uebel von ihrer Wiederkehr zu gewinnen sind. W.

S. 155. *La responsabilité la plus terrible* — Bekanntermaßen ist der König vermöge der Constitution für die Ausübung seines königlichen Rechts, einem Decret, gegen welches er wichtige Einwendungen hat, die Sanction zu versagen, nicht responsabel. Die Directoren des Departements von Loir und Cher stoßen also hier geradezu in die Trompete des Aufruhrs gegen die Constitution selbst, auf welche sie so oft schon geschworen haben. W.

S. 155. *Que son refus pourra entrainer* — Also sogar für mögliche schlimme Folgen, d. i. für einen Ausgang, der nicht in seiner Macht steht, soll nach den fanatischen Grundsätzen dieser Demagogen ein König responsabel gemacht werden, den die Constitution von aller Verantwortlichkeit entbunden hat! W.

S. 156. *Rex sacrificulus* — Seit Romulus und Numa waren gewisse öffentliche Opfer, die nur der König im Namen des Volkes bringen konnte. Da die Römer sehr streng über ihrem alten Religionswesen hielten, so wurde, damit diesen Opfern keine Feierlichkeit abginge, nach Abschaffung der Könige ein *Rex sacrificus* erwählt, der statt des Königs dabei präsidiren mußte: um aber diesen Opferkönig doch so klein als möglich zu machen, nannte man ihn nur *Rex sacrificulus*. W.

S. 160. Xenophons zwei Seelen — S. Xenophons Cyropädie, oder, wem es gelegner ist, Shaftesbury's Characteristics, Vol. I. p. 152. u. f. in der neuen Basel'schen Ausgabe, die im Jahre 1790 bei J. J. Turneisen und J. L. Legrand erschienen ist. W.

S. 161. Die verhaßte executive Gewalt — Wie sollte sie nicht verhaßt seyn? Ohne sie dürfte ja jedermann thun was ihn gelüstete. In einem popularen Staate spielen nicht die Gesetzgeber, sondern die, welche die Gesetze vollziehen müssen, die unangenehme Rolle. W.

S. 161. Kakistokratie — Regierung der Aergsten, Böſesten, der Aristokratie insofern entgegengesetzt, als diese nicht eine Regierung der Vornehmsten, sondern der Besten bedeutet, hinter welchen Doppelsinn des Wortes gar oft vieles versteckt worden ist.

S. 163. Herr v. Piis — Vormals Stallmeister und Secretär des Grafen von Artois, ist Verfasser mehrerer Opern und Baudevilles. — Die älteren Verfasser von Heldengedichten, Ronsard und Chapelain, sind bekannt.

S. 164. Oriflamme, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei St. Denis, aus feuerrothem Taft bestehend, unten dreimal ausgeschnitten, und an den Spitzen mit grünseidenen Quasten verziert. Unter Philipp I. wurde sie die heilige Reichsfahne. Seit dem 15ten Jahrhundert kam sie außer Gebrauch. Napoleon in seiner letzten Zeit hatte den Plan, den Enthusiasmus der Franzosen dadurch wieder zu entflammen.

S. 164. *Traiter tous les peuples etc.* — „Alle anderen Völker als Brüder behandeln, andern keine Beleidigung zufügen, aber auch von andern keine dulden; das Schwert nur für die Gerechtigkeit ziehen, und es nicht eher wieder in die Scheide stecken, als nachdem man gesiegt hat; immer bereit seyn für die Freiheit zu kämpfen, immer bereit für sie zu sterben, und lieber ganz und gar von der Erdkugel wegzuschwinden als sich wieder in die alten Ketten zu schmiegen: dieß ist der Charakter des Französischen Volks." W.

Ueber Sicherheit, Freiheit und Gleichheit.

S. 172. Ein auf einmal emancipirter (in Freiheit gesetzter) Sklave, der mit seinen Fesseln nicht sogleich auf einmal auch

den alten Sklavensinn und die zur andern Natur gewordenen Sklavengewohnheiten abschütteln kann. W.

S. 172. Wo sein unverständiger Egoismus u. s. w. — S. die zeither in so vielen Districten Frankreichs ausgebrochenen Tumulte und blutigen Auftritte aus Gelegenheit der gesetzmäßigen freien Ausfuhr des Getreides. W.

S. 173. Durch die berüchtigte Declaration der Rechte — Man hat wohl schon öfters gemerkt, daß Wieland sich zuweilen in seinem Urtheil ungleich wird, was jedoch immer nur bei augenblicklichen Aufwallungen, die seinem Herzen Ehre machen, erfolgt. Zu einer solchen war er, da er dieses in eben dem Zeitpunkt schrieb, in welchem der Krieg gegen Oesterreich begann (April 1792), aufgeregt, theils durch das immer zunehmende tumultuarische Verfahren in Frankreich, mehr aber noch durch die von ihm besorgte Absicht, es sey den Gewalthabern in Frankreich bei einem Bruche mit dem deutschen Reiche darum zu thun — wie er sich damals ausdrückte — „den gemeinen Mann unter den Oesterreichischen, Preußischen und andern Deutschen Kriegsvölkern nach jenen blendenden Vorzügen lüstern zu machen.“ Besonders gereizt war er durch Condorcets Erklärung darüber, was ein Bauer und Handarbeiter in Frankreich sey. Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so würde er — wie er anderwärts thut — eben so unparteiisch geurtheilt haben, als der einsichtige Herausgeber der Constitutionen der Europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren (Bd. I. S. 107. fgg.), der freilich den Vortheil hatte, in die Begebenheiten nicht hineingerissen zu werden.

S. 174. In immerwährendem Taumel u. s. w. — Es ist keineswegs meine Meinung, zu behaupten, daß die ganze demokratische Partei in der ersten National-Versammlung diese Absicht gehegt habe. Ohne Zweifel glaubte der gemäßigtere Theil, daß sie, wenn sie nur erst mit Hülfe des Volks den König seiner Souveränetät, den Adel seiner Vorrechte und die Klerisei ihrer Güter beraubt hätten, es dann schon in ihrer Gewalt haben würden, das Volk sowohl durch die vielen ihm dargebrachten Opfer als durch alle die schmeichelhaften Rechte, die ihm die neue Constitution einräumt, wieder zu beruhigen und an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen, welche, wo nicht der gegenwärtigen Generation, doch wenigstens ihren Nachkommen, so viele Vortheile versprach. Wie übel sie sich aber in dieser Erwartung betrogen und wie wenig Menschenkenntniß sie hierin gezeigt haben, hat die Folge

der Begebenheiten und der leidige Augenschein bis auf diesen Tag gelehrt. Die Häupter der republicanischen Faction, die in der dießmaligen National-Versammlung fast immer das Uebergewicht behauptet hat, scheinen in allem diesem klärer zu sehen, mit sich selbst besser übereinzustimmen, und sich des Zwecks sehr deutlich bewußt zu seyn, den sie durch ihre aufs höchste getriebenen demokratischen Grundsätze, Popularität und eben so übermäßige Strenge gegen die Minister des Königs als unverantwortliche Nachsicht gegen die Ausschweifungen, Räubereien und Mordthaten des Pöbels, zu erreichen hoffen. W.

S. 175. Bonneville (de) — Dieser Mann von vielseitigen Kenntnissen, ein fruchtbarer Schriftsteller (er gab mit Berquin den Ami des enfants heraus, vereinigte sich mit Letourneur zur Uebersetzung des Shakespeare, mit Friedel zur Herausgabe des nouveau théâtre allemand) und Dichter, wurde 1789 zu einem Wähler der Stadt Paris ernannt und drang zuerst auf die Bildung einer Bürgergarde. Im J. 1791 wurde er von neuem Wähler und dann Districts-Präsident. Seit 1792 nahm er an vielen Journalen Antheil, unter anderen auch an der Chronique du mois (aus dem Märzstück S. 5. fg. sind die hier angeführten Stellen), und schrieb eine Menge Pamphlets, welche der Abbé Fauchet redigirte. Sein Journal: le Bulletin des amis de la vérité brachte ihn auf mehrere Monate ins Gefängniß. Er wollte, wie ein Franzos sagt, Philosophie und Humanität mitten unter Cannibalen predigen. Als Bonaparte sich erhob, verglich er in seinem Journal le bien informé diesen mit Cromwell. Das Journal ward unterdrückt, der Verfasser eingezogen und dann unter Polizeiaufsicht gestellt. Seit seines mächtigen Feindes Sturze lebt Bonneville zu Paris in Verborgenheit.

S. 175. Carra, geboren zu Pont de Vesles, früherhin Secretär eines Hospadars der Walachei, dann des Cardinals Rohan, zuletzt National-Bibliothekar, im J. 1789 Deputirter vom Departement der Saone und Loire, machte durch den Fanatismus in seinen Journalen (Mercure national, Annales patriotiques) Aufsehen. Thätige Theilnahme bewies er besonders beim Angriff auf die Tuilerien am 10 August, und durch Einführung der sogenannten Sansculottes. Robespierren verdächtig geworden, wurde er am 31 Oct 1793 mit den Girondisten guillotinirt.

S. 175. Manuel, gebürtig aus Montargis, gehörte, ungeachtet des bösen Rufes, den ihm einige gemacht haben, doch durchaus zu den

Gemäßigten, und verlor eigentlich sein Leben, weil er sich zum Vertheidiger des verurtheilten Königs aufwarf. Er wurde am 16 Nov. 1793 mit den Generalen Houchard und Brunet guillotinirt.

S. 175. Camille Desmoulins, aus Guise gebürtig; erst Parlaments-Advocat, dann Deputirter beim Convent, gehörte zu den wüthendsten Revolutionsmännern. Schulz erzählt folgenden charakteristischen Zug von ihm. „Gegen 4 Uhr stürzte ein Mann mit funkelnden Augen, mit aufgerissener Weste, mit brennendem Gesichte, unter die Menge, sprang auf einen Tisch, schwang ein Pistol hoch in die Luft, und rief mit einer Anstrengung, die seine Adern und Muskeln zu sprengen drohte: Verrath! Schändlicher Verrath! der Freund der Nation verbannt! (Necker) Der Freund des Königs und unser Vater von einer abscheulichen Cabale unterdrückt! Zu den Waffen, zu den Waffen, sonst sind wir alle verloren! Alles, was um ihn her stand, schien eine Weile vor Schrecken erstarrt; er fuhr fort mit gleichem Eifer zu schreien, und Thränen der Verzweiflung liefen ihm über die Backen. Endlich zog man ihn vom Tisch herunter, und alles strebte zu ihm vorzudringen und ihn zu umarmen; alles war plötzlich von seinem Feuer beseelt und schrie und lief zu den Waffen. Er war der erste, der die grüne Cocarde an den Hut steckte, zum Zeichen dessen, was die Nation hoffte und um was sie kämpfen müßte. Er schrie so lange er Athem hatte: Tod oder Freiheit!" — Er war Verfasser der heftigen Broschüre: la France libre; seine histoire secrète des Brissotins, enthüllt manches Geheimniß der Revolution während der ersten sechs Monate der Republik. Zuletzt schrieb er das Journal du vieux Cordelier, welches Robespierre, dessen eifriger Anhänger er sonst gewesen war, zu seinem Verderben benutzte; er wurde mit Danton hingerichtet. Als man ihn beim Verhör nach seinem Alter fragte, antwortete er: ich bin so alt als unser Heiland, unser Herr und Meister, dieser brennende Republicaner und wahrer Sansculotte, da er starb. (33 Jahre.)

S. 175. Fauchet, zuletzt Bischof von Calvados, war ein Mann von untadelhaftem Wandel, voll Feuereifers für die Republik. Bei der Einnahme der Bastille sah man ihn auf der Bresche, den Säbel in der Hand. Der Prophet einer allgemeinen Republik wurde jedoch, wegen seiner Verbindung mit Brissot und eines Besuchs der Charlotte Corday nach Marats Ermordung, als Royalist hingerichtet

S. 179. Vaublanc — Derselbe, welcher wegen der Unruhen der Pariser Sectionen in den Tagen des 3ten, 4ten und 5ten Oct. 1795,

die durch Bonoparte mit Kanonen gestillt wurden, vor ein Kriegsgericht gestellt und in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde.

S. 179. Eisgrube von Avignon — Ueber diese empörenden Scenen gibt das politische Journal von jenem Jahre Nachricht.

S. 182. Ministern — — Jakobiner bekannt sind — Am 23 März 1792 sah sich der König genöthigt, sein Ministerium mit Jakobinern (vielmehr mit Brissotisten) zu besetzen; de Grave (bald darauf Servan) wurde Kriegs-, Clavière Finanz-Minister, Dumouriez der auswärtigen Angelegenheiten, Roland des Innern.

S. 182. Nach Brissot'schen Maximen — Wie es scheint, urtheilte Wieland hier über Brissot nach Burke's Anschuldigungen, die jedoch darum keinen größeren Glauben verdienen, weil sie in der gerichtlichen Anklage gegen ihn von seinen erbittertsten Feinden wiederholt wurden. Seine Maximen scheinen aber, was Wieland freilich damals nicht wissen konnte, von den Wielandischen wenig entfernt gewesen zu seyn, denn so viel geht aus seinem Proceß hervor, daß er und seine Partei nach einem Plane handelten, unter dessen Voraussetzung das Widersprechende in ihren Handlungen und Vorschlägen verschwindet. Dieser Plan war anfangs Erhaltung des constitutionellen Königs und Königthums, und es war zu diesem Behufe, daß Brissot in Einer Woche sieben Kriege vorschlug. Um nachher des Königs Leben zu erhalten, trugen die Brissotisten auf Suspension desselben an, wußten dann beständig hinzuhalten, und drangen, als das Todesurtheil doch ausgesprochen wurde, darauf, daß es dem ganzen Volke vorgelegt werden müsse. Als nun aber auch das Königthum nicht zu retten war, gingen die Brissotisten mit dem Plane einer Conföderation um, die Frankreich den Nordamerikanischen Freistaaten ähnlich machen sollte. Robespierre aber siegte, und Brissot, nebst noch 20 andern Deputirten, wurden am 31 Oct. 1793, als schuldig des Unternehmens, die Einheit und Untheilbarkeit der Republik zu vernichten, hingerichtet.

S. 183. *Discite Justitiam etc.* —

Lernet gewarnt recht thun, und nicht mißachten die Götter.

Voß.

Die Französische Republik.

Am 10 Aug. 1792 wurde der königliche Palast gestürmt, der König, der sich zu der National-Versammlung flüchtete, von seiner Regierung suspendirt, und ein National-Convent zusammenberufen, der am 21 Sept. an die Stelle der gesetzgebenden National-Versammlung trat. In seiner ersten Sitzung wurde die Abschaffung der Königswürde decretirt, Frankreich für eine Republik erklärt, und zugleich eine neue, mit der eben eingetretenen Herbstgleiche beginnenden, Zeitrechnung beschlossen. Noch hielten die Girondisten oder Brissotisten (s. oben) den Jakobinern das Gleichgewicht, und ihre Plane wurden wenigstens zweimal auf eine besondere Weise begünstigt, zuerst, da die neuen Minister (der provisorische vollziehende Rath) beinahe aus lauter Mitgliedern ihrer Partei (Servan, Roland, le Brun, Clavière, Danton, Mongé) zusammengesetzt, und dann, da der Entwurf einer neuen Constitution eben solchen Mitgliedern übertragen wurde (Pethion, Brissot, Danton, Barrère, Sieyes, Condorcet, Vergniaux, Thomas Payen), womit sie sich aber, aus geheimen Gründen, nicht übereilten, wie ihnen im Verhör auch vorgeworfen wurde. Nach des Königs Hinrichtung (21 Jan. 1793) hielten sie sich aber nur noch wenige Monate; nach dem 10 März begann mit Errichtung des Revolutionstribunals das Schreckenssystem, und der 31. Mai (Sieg des Berges über die Gironde) vollendete die Erhebung der Jakobiner, aus deren Mitte von nun an der finstere Robespierre bis zum 28 Jul. 1794 unumschränkt herrschte. Ein merkwürdiges Actenstück über diese Zeit enthält folgendes Werk: Das Revolutionstribunal durch sich selbst geschildert in dem großen Processe Brissots und seiner Mitangeklagten, Altona 1794, womit zu vergleichen ist das oben von Camille Desmoulins angeführte Werk.

S. 195. Die Männer vom 14 Jul. und 6 October, nämlich des Jahres 1789. Jene erstürmten die Bastille, diese machten den ersten Angriff auf die königliche Familie und brachten den König von Versailles nach Paris.

S. 200. Die republicanischen Formen zur andern Natur geworden — Ich setze diese letzte Einschränkung hinzu, um einem Einwurf zuvorzukommen, der sowohl aus der Geschichte, als aus dem gegenwärtigen Zustande beinahe aller dermaligen Republiken vel quasi hergenommen werden könnte. W.

S. 201. Glorreiche Regierung des Gesetzes — Das

Französische Wort ist régime, welches zwar auch für Regierung gebraucht wird, aber eigentlich eine nach gewissen Vorschriften genau eingerichtete Lebensordnung bedeutet, und hier also einen besondern Nachdruck hat, der im Deutschen verloren geht; oder ich hätte es etwa so umschreiben müssen: „Diese herrliche Lebensweise, da man nur das Gesetz über sich hat, nur dem Gesetz gehorchen darf, aber ihm immer unterthan seyn, immer unbedingt gehorchen muß." — Denn dieß muß bei den Worten régime de la loi gedacht werden. W.

S. 202. Wir werden sie nicht anders als — schmecken — Wie schrecklich und in welchem gewiß von ihm selbst nicht geahneten Umfang ist dieses prophetische Wort des in der Folge so schändlich verkannten Roland nachher in Erfüllung gegangen! W.

S. 203. Noch vor kurzem hat — Danton — In der Sitzung vom dreiundzwanzigsten September 1792. W.

S. 205. Am 2 October sagte Delaunay — Heil dir, Joseph Delaunay, für die große Wahrheit, die du hier zu sagen den Muth hast! Schon lange muthmaßten wir andern Zuschauer, daß gerade dieß das große Verbrechen der vorigen Constitution, des guten Königs Ludwig des Sechzehnten, der ehemaligen Departements-Administration zu Paris u. s. w. gewesen sey; das unverzeihliche Verbrechen, das den Zorn der Jakobiner, der Männer vom sechsten October und der braven Galériens von Marseille so heftig gegen sie entbrennen machte. Sehet nun zu, wie ihr den Tiger bändigen wollt, den ihr selbst von der Kette losgelassen habt! W.

Gegenwärtige Lage des Vaterlandes.

VI.

S. 216. Des Demokratismus verdächtig — Es ist übrigens bemerkenswürdig, daß die eifrigsten Verfechter des Aristokratismus in Deutschland Roturiers, und die hitzigsten Demokraten Edelleute sind; wiewohl in dubio präsumirt wird, daß jeder die Classe begünstige, in welcher er geboren ist. W.

VII.

S. 218. Ein drittes Mittel — In der That blieb noch ein Nothanker (der heilige Anker, wie ihn die Griechen nannten) übrig.

nämlich der Einfluß der Priester auf den Glauben und das Gewissen des Volks. Despotismus und Priesterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen. Aber dießmal schlug auch diese letzte Hoffnung fehl. W.

VIII.

S. 220. Der Haufe der Christianer selbst — *Gibbon's* History of the Decline and Fall of the Roman Empire. Vol. V. p. 95. 96. Es hätte (im Vorbeigehen zu sagen) nichts schaden können, wenn Herr Gibbon für die Umstände, die er hier so poetisch darstellt, irgend einen Augenzeugen als Gewährsmann aufgestellt hätte. W.

S. 221. Nur so kluge Staatsmänner wie dort — S. 1. Buch der Könige, Kap. XII. Vers 3—19. Ein Kapitel, das ausdrücklich zur Lehre und Warnung für unsere Zeit in der Bibel zu stehen scheint. W.

IX.

S. 222. Wären unsre Aristokraten so unerträglich übermüthig — Freilich gilt dieß nicht von allen Theilen des Deutschen Reiches, und leidet überall seine Einschränkungen. Freilich liegt in manchen Gegenden das Joch des politischen und religiösen Despotismus noch hart genug auf den Hälsen des Volkes. Freilich werden in manchen die unverletzlichen Rechte der Vernunft und des Gewissens, aus Beschränktheit oder Verkehrtheit derer, die am Staatsruder sitzen oder das Ohr des Regenten haben, zu wenig geachtet und nicht selten gröblich verletzt. Freilich quisque suos patimur manes! — Aber das alles, und was hierüber noch in einem dicken Buche zu sagen wäre, wenn man ins Besondere gehen wollte, beweist nur, daß wir noch nicht da sind, wohin wir durch rechtmäßige Mittel zu streben schuldig sind, und zu gelangen gute Hoffnung haben; — nicht, daß es so schlimm mit uns stände, daß wir aus Verzweiflung eine desperate Cur, auf die Gefahr darüber zu Grunde zu gehen, versuchen müßten. W.

XI.

S. 226. Auf ein Manifest — Das unter dem Namen des Herzogs von Braunschweig bekannte, und von ihm schwer gebüßte, aber von einem Französischen Ausgewanderten verfaßte, Manifest vom 25 Jul. 1792. S. das Politische Journal 1792 vom August bis October.

S. 227. Der Republik, die noch nicht geboren war — Und vielleicht eben dadurch einer Nation, deren feuriger Geist die Zukunft so leicht in Gegenwart zu verwandeln weiß, nur ein desto lebhafteres Interesse einflößte. W.

XVII.

S. 238. Von dem bloßen Fortschritt der Aufklärung und Moralität — „Wenn eine Regierung weise genug ist, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menschen Schritt zu halten, dann bietet sie selbst der wohlthätigsten Revolution die Hand. Alles gewinnt dann eine bessere Gestalt; alles verändert sich nach und nach; alles geschieht ohne Blutvergießen, ohne Gewaltthätigkeit," u. s. w. — sagt ein sehr verständiger Däne in seinen patriotischen Gedanken über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolutionen; einem kleinen Büchlein, das manchem seyn sollenden Staatsmann en place wenn er es allzuhastig hinunterschlänge, vielleicht (gleich jenem in der Apokalypse) gewaltiges Bauchgrimmen verursachen dürfte, aber, wenn es wohl verdaut und in Saft und Blut verwandelt würde, unfehlbar sehr heilsame Wirkung thun müßte. W.

S. 239. Durch Gesetz und Herkommen eingeschränkten Fürsten Despoten zu schimpfen — So ganz ohne Grund wäre dieß vor der Französischen Revolution doch nicht gesagt gewesen; man hätte sich allenfalls auf Schlözers wahrscheinlich noch unvergessene Zeitschriften berufen können.

S. 239. Verfasser der Annalen der Staatskräfte von Europa — (wovon das erste Heft zu Berlin 1792 erschien und eine Schilderung von dem deutschen Reich im Allgemeinen enthielt) ward der Kön. Preuß. geh. Kriegsrath Ad. Friedr. Randel, gest. am 21. März 1793.

XX.

S. 244. *Di ne hunc ardorem* etc. — Virgils Aeneis 9, 182

— Ob Götter die Glut in die Seele mir hauchen?
Ob, Euryalus, jedem ein Gott sein stürmisches Herz wird?

Voß.

Ueber deutschen Patriotismus.

S. 247. Deutschheit war ein noch völlig unbekanntes Wort — Klopstock war es, welcher Deutschen Sinn, Deutsche Kraft und Deutschen Stolz zu wecken suchte; und wer möchte sagen, daß das, was er angeregt, ganz wirkungslos geblieben sey? Ob indeß auch Wieland mit seinen Zweifeln und Bedenklichkeiten Unrecht gehabt habe, das — beantwortet die Geschichte, bei deren Betrachtung man nicht umhin kann, diesen Aufsatz in prophetischem Geiste geschrieben zu finden. Gerade zwanzig Jahre darauf, nachdem er geschrieben, trat der Fall ein, auf den er hier in Ansehung Griechenlands hinwies, daß in allen Völkerschaften Deutscher Zunge, wie Herodot von den Hellenen sagt, nur Eine Seele athmete. Der gemeinsame Zweck ward erreicht; und ist nicht alles erfolgt wie einst in Griechenland? Was kann es nun aber hindern, daß Deutschland nicht dereinst auch Griechenlands Schicksal treffe? — Nur der Patriotismus! — Ihn in belebender Kraft zu erhalten, ist das höchste Ziel des Deutschen Amphiktyonenbundes in Frankfurt, der, wie ein Phönix aus der Asche, aus den Trümmern der alten umgestürzten Reichsverfassung hervorgegangen ist, die Schöpfung einer neuen Zeit, und darum nicht der Vergangenheit angehörig, sondern der Gegenwart und der Zukunft. Die Frage ist nur, welcher Patriotismus denn erhalten werden solle, der besondere oder der allgemeine? — Wen die Vergangenheit hierüber nicht belehrt, der ist nicht zu belehren. Gleichwohl scheint es, daß man von zwei Seiten her an dieser Klippe scheitere; denn woher sonst die Umtriebe und die Umtriebe der Umtriebe? Sonderbar genug beziehen sich beide bei uns auf die Deutschheit, die vor kurzem noch so gepriesene und jetzt so verfolgte, an sich aber gewiß unschuldige. Wenigstens können wir an dem Beispiel eines Mannes, der die Deutschheit Zeitlebens nicht leiden konnte, wenn sie Grobheit und Plumpheit für Tugenden, und Manierlichkeit für ein Laster hielt, kurz an Wielands Beispiel lernen, daß sie mit Privat-Patriotismus keineswegs unverträglich ist. Ungeachtet er, nichts weniger als ungegründete Zweifel an dem Deutsche n Patriotismus hegte, so besaß er doch einen so hohen Grad von Deutschheit, daß er eben jenen Patriotismus auf alle Weise zu befördern und zu beleben suchte. Dieses hatte er noch ein Jahr vorher gethan, als er für seinen Freund Schiller, dessen Leben damals in Gefahr schwebte, eintrat, und für den Jahrgang 1792 von dessen historischem Kalender für Damen eine Vorrede lieferte, die eigent-

lich eine kleine Abhandlung ist. Aus dieser glaubt der Herausgeber sich verbunden, das hieher Gehörige ausheben zu müssen.

Vorausgesetzt, daß alle bisherigen Staatsverfassungen großer Völker nicht als Kunstwerke menschlicher Weisheit, nach Einem festen, ganz durchdachten und mit sich selbst durchaus übereinstimmenden Plan entworfen und gleichsam mit Einem Guß hervorgebracht, sondern als langsam und stückweise zusammengefügte und ausgebildete Producte des Schicksals und der Zeit zu betrachten sind — wird jeder unbefangene Weltbürger (däucht mich) gestehen müssen, daß die dermalige Organisation des gesammten Deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen stattfindenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück gegeben werden konnte. Sie gewährt, im Ganzen genommen, der Nation alle Vortheile einer durch Gesetze beschränkten, milden und väterlichen Regierungsform, und sichert selbst diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stände, deren Verfassung mehr oder weniger republicanisch ist, wo nicht vor allen Nachtheilen die mit dieser Form verbunden sind, doch wenigstens vor der unerträglichsten aller Tyranneien, vor Unterdrückung von demokratischem oder aristokratischem Despotismus.

Es ist wahr, unsre allgemeine Reichsverfassung kann, um den Wohlstand und die Glückseligkeit der Nation zu bewirken, so wenig, und vielleicht weniger als irgend eine andere, der freien moralischen Ursachen entbehren, welche zu diesem Zweck in ihr harmonisch zusammenwirken müssen; und es kommt also bei uns, wie überall, sehr viel auf die Denkart, die Gesinnungen, den Grad der Cultur und Aufklärung, kurz, auf den Charakter, die Tugenden oder Untugenden der Regenten und Obrigkeiten an. Aber auch in dieser Rücksicht ist vielleicht keine Nation des Erdbodens, die sich einer glücklichern Lage rühmen könnte als unsere dermalige ist. Der größere Theil unserer Regenten (ich will lieber weniger sagen, als mich auch nur dem Schatten des Verdachts aussetzen, daß ich schmeicheln wolle, wo ich nur die Wahrheit zu sagen wünsche) zeichnet sich durch eine ihres hohen Berufs würdige Denkart, durch den Willen das Wohl ihrer Untergebenen und das Gute überhaupt zu befördern, durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Schätzung der Wissenschaften und Künste, kurz, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, wodurch sie sich auch im Privatstande der öffentlichen Hochachtung würdig machen würden. Beinahe durch alle Theile des Deutschen Reichs ver-

breitet sich — schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltbar — der wohlthätige Geist der Aufklärung über angeerbte Irrthümer und Vorurtheile, und ein immer zunehmendes Bestreben nach Verbesserungen, nach Abstellung alter Mißbräuche, Erleichterung der Lasten des Volks, Aufmunterung und Beförderung aller Arten gemeinnütziger Unternehmungen. Nie ist der Zustand der Wissenschaften in Deutschland so blühend, die öffentliche Erziehung nie so gut, die Freiheit zu denken und laut zu sagen was man für wahr und recht hält (das Palladium der Menschheit) nie in einem so großen Theile von Deutschland respectirt und von den Regenten selbst geschützt und begünstigt worden, als in unsern Tagen. Und, was gewiß jeder Deutsche Patriot mit mir unter die vornehmsten Glückseligkeiten unserer Zeit rechnen wird, seit mehrern Jahrhunderten haben die Fürsten und Stände des Deutschen Reichs kein Oberhaupt an ihrer Spitze gesehen, welches die großen Eigenschaften und Tugenden, die des ersten Thrones der Welt würdig, und das Glück der Nation zu fördern und zu befestigen am geschicktesten sind, in einem so hohen Grade besessen hätte, als Kaiser Leopold der Zweite, und nie hat Germanien von dem Einflusse des Geistes seines Königs, und von dessen, in einträchtiger Verbindung mit seinen übrigen Fürsten, zum gemeinen Besten wirksamen Thätigkeit sich so viel Gutes zu versprechen gehabt.

Noch zähle ich es zu den besondern Vortheilen unsrer gegenwärtigen Lage, daß die Aufklärung (ich hoffe, der Sinn, worin ich dieses Wort gebrauche, könne keiner Zweideutigkeit unterworfen seyn) bei uns von oben herab zu wirken anfängt, und durch diesen Gang vieler noch wünschenswürdigen und nöthigen Verbesserungen den gefährlichen Folgen eines entgegengesetzten Gangs — welche ohnedieß bei uns weniger als bei irgend einem Europäischen Volke zu fürchten sind — um so gewisser zuvorkommen werde.

Ich weiß sehr gut, was mir diejenigen entgegensetzen können, die mit dem Zustande ihres besondern Vaterlandes (vielleicht nur für den Augenblick) wenig zufrieden zu seyn Ursache haben, und dadurch um so aufgelegter sind, auch die Mängel unsrer allgemeinen Verfassung in einem strengern Lichte zu sehen. Aber, wer unterm Monde keine Platonischen und Utopischen Monarchien realisirt zu sehen verlangt; wer mit der Natur und dem Lauf der menschlichen Dinge bekannt genug ist, um zu wissen wie Gutes und Böses einander compensirt, wie fast immer ein großes Gut mit beträchtlichen Ungemächlichkeiten, und sogar mit

Uebeln, die für sich allein betrachtet nicht gering sind, unvermeidlich verbunden ist, und kurz, wer einsehen gelernt hat, daß ein leidlicher Zustand das höchste ist, was die Sterblichen sich hienieden vernünftiger Weise versprechen dürfen, wiewohl uns (durch eine weise Veranstaltung der Natur) die Hoffnung immer mit größern Erwartungen von der Zukunft als diese erfüllen kann, schmeichelt: der wird — nach billiger Schätzung dessen, was wir haben und was wir entbehren, was wir durch unsre Constitution gewinnen, und worauf wir, weil es damit unverträglich ist, willig Verzicht thun müssen — finden, daß wir Ursache haben, mit unserm Loose zufrieden zu seyn. Man hört — um z. B. nur Eines Punkts zu erwähnen — nicht selten die Zertheilung des Deutschen Reichs in etliche hundert größere und kleinere, ja großentheils sehr winzige, unmittelbare, mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände, als die Ursache angeben, warum Deutschland, so lange diese Verfassung dauern werde, niemals zu dem hohen Gipfel von innerlicher Stärke, nie zu dem blühenden Wohlstand und dem Ansehen und Gewicht unter den europäischen Mächten, woran es unter einer andern Verfassung Anspruch zu machen hätte, gelangen werde.

Man kann, wie ich glaube, diesen Vorwurf so viel gelten lassen als er nur immer gelten mag, und doch mit gutem Grunde behaupten, daß demungeachtet die Vortheile, welche aus dieser Zertheilung im Ganzen für uns entspringen, das Nachtheilige bei weitem überwiegen; oder vielmehr, daß sie es gerade ist, der wir diese Vortheile zu verdanken haben.

Man muß, wenn man den Wohlstand und die Vorzüglichkeiten der Deutschen Nation in Vergleichung mit andern berechnen will, nicht vergessen, daß die mittelländische Lage der meisten Deutschen Provinzen und andere von der Natur des Bodens und Klima's abhangende Umstände uns, auch bei jeder andern monarchischen oder republicanischen Verfassung, gewisse unüberschreitbare Gränzen setzen würden. Auch muß billig mit in den Anschlag kommen, daß wir, durch eine Verkettung vormaliger Umstände und Ursachen, woran unsre dermalige Verfassung sehr unschuldig ist, in der Cultur hinter den südlichern und westlichern Nationen von Europa nothwendig zurückbleiben mußten; und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf unsrer Vorfahren gegen die despotischen Unternehmungen Karls V und Ferdinands II das dadurch äußerst entkräftete Deutschland in dieser Rücksicht um mehr als hundert Jahre zurückgeworfen hat. Und gleichwohl, wo ist das europäische Reich, welches

— alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, und alle Vortheile der frühern Cultur und günstiger Zufälle abgerechnet — bei gleicher Größe, der unsrigen (ich sage nicht in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen) an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl großer und reicher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl policirter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem Deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte? In den meisten andern Ländern gibt es zwischen übermäßigem Reichthum und drückender Armuth, äußerstem Luxus und äußerster Dürftigkeit, höchster üppigster Verfeinerung und thierischer Rohheit, wenig Mittelgrade: in Deutschland hingegen ist die Anzahl dieser Stufen, die Menge einzelner Personen und Familien, die sich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Aussichten, Wege und Hülfsmittel, die den Bürgern des Deutschen Reichs allenthalben offen stehen, sich durch Talente, Wissenschaft, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit empor zu helfen, oder wenigstens eine Existenz, womit ein jeder in seiner Classe und Art bei mäßigen Wünschen zufrieden seyn kann, zu verschaffen, unläugbar größer als in irgend einem andern Lande. Wenn jene Mittelmäßigkeit, die uns so oft mit mehr übler Laune als Billigkeit vorgeworfen wird, uns in gewissen Künsten, in Sachen des Geschmacks überhaupt, und in jenem höchst verfeinerten Lebensgenuß (der ohne eine ungeheure Hauptstadt, worin sich der ganze Nationalreichthum concentirt, nicht statt finden, und auch in dieser nur das Loos weniger glücklicher Müßiggänger seyn kann) mehr oder weniger enge Schranken setzt: so ist es hingegen eben diese goldene Mittelmäßigkeit, der wir Vorzüge von unendlich größerm Werth, der wir, im Ganzen genommen, mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbnere Sitten, und, durch die Menge wohl eingerichteter Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, wodurch sich Deutschland, vermöge seiner Verfassung, vor allen andern Reichen auszeichnet, eine ungleich weiter und über eine größere Anzahl Menschen ausgebreitete Aufklärung, Ausbildung und Veredlung schuldig sind.

Es bedarf keines Beweises, da es einem jeden bei der flüchtigsten Ueberdenkung in die Augen springen muß, daß alle diese Vorzüge natürliche Folgen jener Zertheilung in eine so große Anzahl kleinerer, und in ihren besondern Verfassungen beinahe alle möglichen Verschiedenheiten darstellender Staaten, sind.

Es ist wahr, diese Art von Organisation des Germanischen Körpers

gibt ihm eine gewisse politische Schwere und Unbehülflichkeit in seinen Bewegungen, die in verschiedenen Rücksichten nachtheilig ist; er kann sich, vermöge derselben, weniger in die Angelegenheiten andrer Mächte mischen, keine Eroberungen machen, und sogar sich selbst gegen auswärtige Angriffe nicht so bequem vertheidigen, als bei einer andern Constitution: aber dafür versichert sie ihm auch eine innerliche Ruhe, und eine äußerliche Sicherheit, die unser unaufhaltbares Fortschreiten in allem, was unsern Wohlstand noch um manche Stufen erhöhen kann, unendlich begünstigen wird. Glücklicher Weise hat uns die Französische Revolution, von der Seite die uns immer die gefährlichste war, auf Jahrhunderte sicher gestellt: wir haben keinen Ludwig XIV mehr zu fürchten: die Westfranken können sich bei ihrer neuen Verfassung nur durch den ewigen Frieden, den sie der Welt angelobt haben, erhalten; und dieser einzige Umstand, däucht mich, sollte den 14 Julius oder vielmehr den 14 September auch für alle patriotischen Deutschen zu einem allgemeinen Festtag machen. Wenn von nun an irgend eine Gefahr unsre Verfassung erschüttern und uns den unschätzbaren Segen eines ewigen Friedens zu entziehen drohen sollte, so müßte sie aus unserm eignen Mittel entspringen.

Indessen ist doch — bei allen Vortheilen, die wir unsrer Verfassung, und besonders der Zertheilung des Deutschen Reichs unter so viele kleinere und größere Landesherren zu danken haben — nicht zu läugnen, daß diese letztere, außer der bereits berührten Unbequemlichkeit noch ein anderes Uebel nach sich zieht, von welchem wir uns nicht verbergen können, daß seine natürliche Folge, die immer zunehmende Erschlaffung des allgemeinen Bandes, das so viele ungleichartige und in so mancherlei Rücksicht dissonnirende Theile zusammenhalten soll, uns unaufhörlich, wiewohl unvermerkt, dem Momente der Auflösung des Ganzen nähern würde, wenn nicht entgegenarbeitende Kräfte der Wirkung dieser innern Ursache seiner Zerstörung das Gleichgewicht hielten.

Dieses Uebel (worauf diejenigen, die am meisten dabei zu verlieren haben, nicht aufmerksam genug zu seyn scheinen) ist die große Schwäche, oder vielmehr (wenn wir uns selbst nicht zu unserm eignen Schaden täuschen wollen) die gänzliche Abwesenheit jenes Gemeinsinnes und Nationalgeistes, der sich mehr oder weniger bei allen Völkern äußert, die, es sey durch eine rein monarchische oder rein republicanische, oder eine aus beiden gehörig zusammengesetzte Verfassung zu einem Ganzen organisirt sind, das aus gleichartigen und in gleicher Maße von den Gesetzen und einem gemeinschaftlichen Oberhaupt abhangenden Theilen besteht. Es ist

nur zu wahr, was uns so oft von Ausländern, die uns näher kennen lernen, vorgeworfen wird: wer das Deutsche Reich aufmerksam durchwandert, lernt zwar nach und nach Oesterreicher, Brandenburger, Sachsen, Pfälzer, Bayern, Hessen, Würtemberger u. s. w. mit etlichen hundert kleinern, durch mancherlei Unterabtheilungen und unter mancherlei Gestalten immer schmächtiger werdende, nach dem Namen des Reichsstandes, dem sie untergeben sind, benannte Völkerschaften, aber keine Deutschen kennen, und sucht im ganzen Deutschen Reiche vergebens dieses Germanien, dessen König der erwählte Kaiser ist. Jeder von dieser ungeheuern Menge Staaten im Staate hat seinen eigenen kleinen Gemeingeist, so wie sein eigenes, ihm selbst sehr erhebliches, aber mit den entferntern Theilen gar nicht, oder nur sehr unmerklich zusammenhangendes Interesse: was Wunder also, wenn Gleichgültigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse, gegen alles, was das Ansehen und den Glanz der Deutschen Nation, alles, was den allgemeinen Wohlstand, den allgemeinen Flor befördert, oder befördern könnte, den Fremden als ein Charakterzug der Deutschen auffällt, und uns, nach ihrer Schätzung, unendlich weit unter den innern Werth herabwürdigen muß, den uns, wenn wir uns selber zu schätzen wüßten, kein anderes Volk der Erde streitig machen könnte!

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was für Mittel die unmittelbaren Stände des Reichs, als die constitutionsmäßigen Repräsentanten der Nation, vielleicht in den Händen hätten, diesem Uebel mit vereinigten Kräften zu steuern und abzuhelfen. Aber, wenn sich auch, wie ich glaube, verschiedene National-Institute denken ließen, welche mit gutem Erfolg zu diesem großen Zweck in Wirksamkeit gesetzt werden könten: so wird doch, allem Anschein nach, das einzige Mittel, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist — ein Mittel, welches, seiner Natur nach, in einem großen und täglich sich immer weiter ausdehnenden Umfang wirkt, vor der Hand das Beste thun müssen. Daß die Kraft und Wirkung desselben bloß moralisch ist, vermindert seinen Werth so wenig, daß es vielmehr eben darum, weil es auf die Köpfe und Herzen wirkt, seinen heilsamen Zweck zwar langsamer und unvermerkter, aber desto gewisser, kräftiger und dauerhafter erreichen wird.

Und dieses Mittel? — ist, mit Einem Worte, der Einfluß der Schriftsteller — derjenigen nämlich, die durch Genie, Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Menschen lebhafte Eindrücke zu machen geschickt sind. Sie — sind gewissermaßen die eigentlichen Männer der Nation, denn ihr unmittel-

barer Wirkungskreis ist ganz Deutschland; sie werden überall gelesen, ihre Schriften dringen nach und nach bis in die kleinsten Städte, und durch sie fängt es bereits selbst in solchen Gegenden an zu tagen, auf welchen vor fünfundzwanzig Jahren noch die dickste Finsterniß lag. Wenn diese erst selbst von ächtem Patriotismus begeistert, von aufgeklärter Schätzung der Vortheile unserer Constitution geleitet, und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt seyn werden: gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen endlich gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem Deutschen Herzen anzufachen, und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerlei verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassungen getrennten Einwohner Germaniens in der That in Einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen, und diesen gewaltigen Leib mit Gesinnungen zu beseelen, die eines großen, edeln, tapfern und aufgeklärten Volkes würdig sind.

Wenn ich nicht sehr irre, so kann zu diesem schönen Zwecke schwerlich etwas wirksamer seyn, als die Anbauung des unermeßlichen Feldes unsrer vaterländischen Geschichte. An Materialien, die nur auf die Bearbeitung des Genie's warten, fehlt es, Dank sey dem eisernen Fleiße, der von jeher als eine eigene Tugend der Deutschen gepriesen wurde! keinem Volke weniger als uns; und es wäre nun wohl einmal Zeit, einen so reichen Schatz, durch die geschickteste Anwendung zu jenem Endzweck, gemeinnützlich zu machen.

In dieser Rücksicht wäre vielleicht die dramatische Behandlungsart eine der schicklichsten Formen für solche historische Gemälde, wie ich hier im Sinne habe, und womit ich unsre Literatur bereichert zu sehen wünsche. Welch eine herrliche Galerie müßte es um eine Reihe solcher Gemälde seyn, wozu unsre Geschichte, von Karl dem Großen an, den Stoff liefert, wenn sie von Meisterhänden ausgeführt würden!

Der große Marlborough schämte sich nicht zu gestehen, daß er alle seine Kenntniß der Brittischen Geschichte aus — Shakespears Schauspielen geschöpft habe. Eine solche historische Poesie, zu unserm Gebrauch aus unserer Geschichte gezogen, würde — ohne die schätzbaren Arbeiten unsrer diplomatischen, kritischen und systematischen Historiker unnütz zu machen — für alle Classen und Arten von Lesern eben so nützlich als angenehm unterhaltend seyn, vornehmlich aber zu Vertilgung so mancher alter Vorurtheile, zu Ertödtung der Ueberreste eines unseligen Parteigeistes, zu anschaulichen Begriffen über die allmähliche Entstehung unsrer

Verfassung, und über die Beziehungen ihrer besondern Theile auf den Charakter und die Umstände der Zeit worin sie entstanden, und zu Aufklärung über tausend Dinge, woran allen gelegen ist, nicht wenig beitragen; und indem sie uns für die merkwürdigsten Epochen, die größten Männer und die wichtigsten Begebenheiten der Nation die lebhafteste Theilnehmung einflößte: wie sollte sie des edeln Zwecks verfehlen können, jenen Gemeingeist, jene warme Liebe des allgemeinen Vaterlandes, jenen Antheil an allem, was auch in entfernten und mit uns nicht unmittelbar zusammenhangenden Theilen desselben auf den Ruhm oder die Schmach, das Wohl oder Weh der Nation Beziehung hat, zu entzünden und zu nähren, der allen noch möglichen und wünschenswerthen Verbesserungen, und selbst der Erhaltung unsrer glücklichen Verfassung zum Grunde liegen muß.

Der Herausgeber mag den Betrachtungen des Lesers, zu welchen hiedurch die Veranlassung gegeben ist, nicht vorgreifen. Von selbst bietet der Unterschied zwischen 1792 und 1822 sich dar, und daraus folgen alle andern Unterschiede, wegen deren doch auf noch andere Mittel zu denken seyn dürfte. Wieland freilich konnte von allem, was nach 30 Jahren seyn würde, noch nichts ahnen, hat aber doch die Mittel auch angegeben.

S. 254. Decret vom 15 und 21 December vorigen Jahres (1792) — Der National-Convent beschloß, in den besetzten Ländern die Volks-Souveränetät zu erkennen.

S. 258. Denselben Einfluß, der im 16ten Jahrhundert den Schmalkaldischen Bund zerstörte, und im 17ten eine Umstaltung unsrer alten Verfassung u. s. w. — Nur zu genau ist dieß eingetroffen! Wer genauer vergleichen möchte, der lese bei Pölitz das Deutsche Reich und Volk (Lpz. 1816) S. 311 fgg. über den Schmalkaldischen Bund, und S. 345 fgg. über die große Schattenseite des Westphälischen Friedens.

Ueber Krieg und Frieden.

S. 260. *Ajo te etc.* — Ein Orakelspruch von uns unübersetzlicher Zweideutigkeit, denn er kann eben sowohl heißen: ich sage, daß du, Aeacide, die Römer besiegen könnest; als: ich sage, daß die Römer dich besiegen können.

S. 264. Peltier — Verfasser der Actes des Apôtres, der Correspondence politique und des Dernier Tableau de Paris (à Londres et Bruxelles, Septembre 1793.) W.

S. 265. Nur der Auswurf des verworfensten Pöbels wirklich für die Republik — Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle in des besagten Peltier *Dernier Tableau de Paris* auszuzeichnen, die ein sehr auffallendes und beinahe unglaubliches Beispiel ist, wie weit der Unverstand mancher Französischen Royalisten geht, wenn die Rede vom Volke ist. Sie steht gleich im Eingange des Plans der republikanischen Faction zu Abschaffung der Königswürde in Frankreich, S. 15. f. des angeführten Buches. „Beinahe alle Souveräns von Europa (sagt Peltier) hatten mit Ludwig XVI die Französische Constitution angenommen: sie glaubten, oder stellten sich als glaubten sie, das bißchen Königswürde (le peu de Royauté), das sich in dieser Constitution befand, würde hinreichen, die Demokratie in Schranken zu halten, welche die Grundlage derselben ausmacht; die Tugenden Ludwigs XVI und die Lunge des Hrn. Vaublanc würden mehr ausrichten, als die Armee von achtmalhunderttausend mit Flinten bewaffneter Männer, und von zwei Millionen Brigands, die bereits mit Spießen versehen waren.“ — Man weiß nicht, soll man über den Witzling lachen oder unwillig werden, der die Schamlosigkeit hat, zwei Millionen seiner ehemaligen Mitbürger, welche (mit Einschluß ihrer achtmalhunderttausend mit Flinten versehenen Brüder) mehr als die Hälfte des wehrhaften Theils der ganzen Nation ausmachen, Brigands zu schelten. Oder will er mit diesem Schimpfnamen bloß zwei Millionen Menschen ohne Landeigenthum und Vermögen bezeichnen, und damit so viel sagen: solche Menschen, wenn sie auch gleich mit Weibern und Kindern zwei volle Drittel der Staatseinwohner ausmachten, kämen, wenn die Rede von der Nation wäre, in gar keine Betrachtung, und wären vielmehr als bloße Räuber anzusehen, die, unter der Begünstigung einer demokratischen Constitution, nichts Dringenderes zu thun hätten, als über das Eigenthum derer, die etwas haben, herzufallen? Deckt er nicht eben dadurch, wider seine Absicht, die scheuß-

liche Seite der vorigen Verfassung Frankreichs auf, durch welche der größte Theil der Nation in einen höchst verzweifelten Zustand gebracht worden seyn müßte, wenn ihm diese schändliche Benennung mit Recht gegeben werden könnte? Aber man lasse sich nicht irren! Zwei Millionen Staatseinwohner sind, wie arm sie auch immer seyn mögen, zwei Millionen Menschen, und haben, insofern sie arbeiten, ein unverlierbares Recht an menschliche Wohnung, Nahrung und Bekleidung; und wenn die Verfassung ihres Vaterlandes so schlecht ist, daß sie, aus Mangel des Unentbehrlichen, gezwungen sind Brigands zu werden, so haben sie auch ein Recht Brigands zu seyn. Nur eine höchst elende Verfassung und Staatsverwaltung, die den unterdrückten Armen dem zügellosen Uebermuth der Reichen und Mächtigen unbeschützt preisgibt, kann ein Volk, das durch die vortheilhafteste Lage und durch den Grad seiner Cultur in einem mit allen Gaben der Natur überschütteten Lande zum glücklichsten in der Welt bestimmt ist, so tief herunterbringen, daß es zwei Millionen Spitzbuben und Straßenräuber in seinem Schooße hegt; und wo dieß der Fall ist, kann man freilich nichts Besseres, als eine Revolution wie die Französische, erwarten. W.

S. 267. Mallet du Pan, hat wahrscheinlich unsern Wieland zu diesem Aufsatz veranlaßt. Aus Genf gebürtig, war er früher Redacteur des politischen Theiles des Mercure de France gewesen, und im J. 1792 geheimer Agent Ludwigs XVI bei den auswärtigen Mächten. Seit der Königsthron wankte, war er in Paris nicht mehr sicher, floh daher nach Brüssel, und gab daselbst 1793 seine bekannte Schrift heraus: Considérations sur la nature de la Révolution de France et sur les choses qui en prolongent la durée. Als die Franzosen vorrückten, zog er sich nach Holland zurück, und gab 1794 zu Leyden heraus: Les dangers qui menacent l'Europe. Der Redacteur des Französischen Mercurs hatte dem gebornen Republicaner einen so wüthenden Haß gegen die Französische Republik eingeflößt, daß er den verbündeten Mächten rieth, den Feldzug mit dem Sturm von Lille zu beginnen und einen Vernichtungskrieg (guerre à mort) zu führen. Da er aber doch besorgt, die Völker möchten am Ende über das verschwendete Blut Rechenschaft von ihren Fürsten fordern, so gibt er diesen den Rath, mit eisernem Scepter zu herrschen, wenn die Völker sich unterstehen sollten, über einen Krieg für die Religion, die Sitten und die Subordination zu murren. Der Herausgeber des Deutschen Mercurs, unparteiischer und besonnener, konnte unmöglich diese Meinung theilen und wenn man jetzt, da es nun viel leichter ist, über diesen

Punkt unparteiisch und besonnen zu seyn, seinen Aufsatz liest, so erkennt man auch hieran, wie gut es ist, in allen Punkten — beide Partien zu hören.

Ueber Constitutionen.

I.

S. 275. Bürgerliche Gesellschaft, heißt (mit Erlaubniß einiger Herren und Damen, die das Wort bürgerlich hier irre machen könnte) nicht eine Gesellschaft von roturiers, sondern bedeutet just so viel als politische Gesellschaft oder Staat, und der Name Bürger kommt in dieser Bedeutung jedem Gliede der politischen Gesellschaft, von welcher Classe es übrigens sey, in gleichem Maße zu. Uebrigens werde ich mit niemand hadern, der zwischen politischer und bürgerlicher Gesellschaft einen, meines Erachtens unnöthigen, Unterschied macht, und den Begriff der letzten so weit ausdehnt, daß auch die unpolicirten kleinen Völkerstämme der wilden Indianer in Nord- und Süd-Amerika in bürgerlicher Gesellschaft leben. W.

III.

S. 276. Swiftischen Huyhnhnhms. (S. Ueber Rousseau's vorgeschl. Versuche, die Anm. zum 12. Abschnitt, Bd. 29.

S. 276. Als Sklaven zu behandeln — Daß dieses in den meisten (wo nicht in allen) Europäischen Staaten und in eben diesem Frankreich, das auf seine anarchische Freiheit so stolz ist, nur zu oft geschehe, ist eine zu notorische Thatsache, um geläugnet werden zu können, und gehört ja wohl unter die schreiendsten Mißbräuche und Gebrechen, denen allenthalben, wo sie, mehr oder weniger, als Folgen alter Vorurtheile und barbarischer Einrichtungen noch im Schwange gehen, je bälder je lieber abgeholfen werden sollte. W.

V.

S. 277. Nicht sowohl der möglichste Wohlstand des Ganzen — denn dieser ist und muß eine natürliche Folge der bürgerlichen Freiheit seyn, vermöge deren ein jeder berechtigt ist, seine Körper-

lichen und geistigen Kräfte sowohl als sein Vermögen, ohne absichtliche Beschädigung ebendesselben Rechts aller übrigen, zur Beförderung seines eigenen Wohlstandes nach Gefallen zu gebrauchen. Doch dieß gilt hauptsächlich nur von großen Staaten, wo der Wohlstand des Ganzen desto blühender ist, je weniger die Regierung sich anmaßt, der Thätigkeit und Betriebsamkeit der Bürger Richtung zu geben, oder Maß und Ziel zu setzen: da es hingegen in kleinen Staaten oft sehr nöthig ist, daß die Regierung dem Unverstande, der Trägheit oder dem Unvermögen der Bürger zu Hülfe komme. W.

X.

S. 280. Unter welchem Vorwand es sey — Den schon erwähnten Fall ausgenommen, wenn der Fürst oder die Obrigkeit den Unterthanen etwas offenbar Ungerechtes und Gemeinschädliches zumuthen wollte. Denn einen blinden und alles leidenden Gehorsam könnte man (wenn Menschen Sklaven seyn dürften) nur von Sklaven fordern. W.

S. 280. Ein Verbrechen gegen den Staat — Ein Staat, der aus Menschen besteht und von Menschen regiert wird, kann ohne mancherlei Unvollkommenheiten und Gebrechen nicht existiren; die vortrefflichste Constitution hat die ihrigen. Je länger sie dauert, je sichtbarer und nachtheiliger werden die Folgen des Umstandes, daß es auch dem weisesten Gesetzgeber unmöglich ist, die Wirkung des unmerklichen, aber unaufhörlichen Reibens des Eigennutzes der Einzelnen an den Rädern, deren Bewegung das Ganze in Ordnung erhalten soll, ganz unschädlich zu machen und aufzuheben. Auch in dem glücklichsten Staat und unter der besten Regierung wird es also nie an Beschwerden und Klagen fehlen; und wofern nicht das Gesetz sowohl die Regierungsverfassung als die Personen der Regenten für unverletzlich erklärte; wofern es der Willkür derjenigen, die durch den gesellschaftlichen Vertrag selbst zum Gehorsam gegen die Gesetze und ihre Handhaber verbunden sind, überlassen wäre, die Verfassung und Regierung nach Belieben und einer jeden auch wohlgegründeten Beschwerde wegen abzuändern: so würde wahrscheinlich keine Verfassung länger dauern als die einst so hochgepriesene Französische Constitution, von welcher eben dasselbe Volk, das sie so oft mit Jubel und Wonnegefühl aufs feierlichste beschwur, jetzt mit Verachtung und Abscheu spricht, und in den gräuelvollen Mordscenen der ersten Septembertage die Anhänglichkeit an dieselbe,

die vor kurzem noch Patriotismus hieß, als Hochverrath mit unmittelbarem Tode bestrafte. W.

XVI.

S. 285. Eine Stufe von Cultur — ohne diese Voraussetzung, z. B. in der Epoche unsers Kaisers Ferdinand II und des Cardinals von Richelieu, würde eine Dispute, wie diese, gar nicht möglich gewesen seyn. W.

Worte zur rechten Zeit.

III.

S. 302. *De lana caprina* — Ueber Ziegenwolle, d. i. ein Ding, das nicht ist.

S. 304. Die *Instruction publique* — Zu dem Wahren, was Mallet du Pan gesagt hat, gehört auch folgende Stelle: Né sous l'Empire de la liberté, et instruit dans son école, on m'a dit une vérité dont je suis fermement convaincu: que la France sera incapable de soutenir une liberté politique sans une éducation préliminaire de 30 ans. Es ist aber interessant zu bemerken, wie die Nationalangelegenheit der Erziehung und des Unterrichts während der Republik sich unter der nachfolgenden Kaiserregierung verwandelte. S. Niemeyers Grundsätze der Erziehung des Unterrichts III. 388, 390. Verhüte der Himmel in Gnaden eine Nachgeburt jener weiland Kaiserlichen Grundsätze!

S. 307. Rochefoucault (Duc de), Deputirter der Stadt Paris bei der allgemeinen Ständeversammlung im J. 1789, und Präsident 1791 und 1792, drang mit vielem Eifer auf Abschaffung der Adelsprivilegien, zog sich dadurch den Haß seines Standes zu, ward einer Verschwörung angeklagt, aber, ehe er noch vor Gericht gestellt ward, bei Gisors am 4 Sept. 1792 öffentlich ermordet.

S. 307. Barnave, früher Parlamentsadvocat, war es, der den Vorschlag that, der von dem König beabsichtigten Auflösung der Ständeversammlung sich zu widersetzen (s. Schulz a. a. Orte, S. 100.), und für die Befreiung der Neger in den Colonien sich erklärte. Er war indeß für eine beschränkte Monarchie, und verfocht mehrmals die Sache des Königs, welches aber die Ursache seines Todes wurde. Als er vor

Dumas unerbittlichem Tribunal stand, gab er auf die Frage, ob er ein Royalist sey, zur Antwort: ich war der Freiheit eifrigster Vertheidiger, als sie auf die Grundsätze einer gesunden Philosophie gegründet war; ich verabscheue sie, seitdem sie ein Werkzeug des Elends in den Händen elender Lasterhafter und schändlicher Ungeheuer wie du geworden ist. Er wurde guillotinirt am 12 April 1794.

S. 307. Dumas, mit dem ebengenannten nicht zu verwechseln, wurde als Mitglied des Raths der Alten, wegen Theilnahme an dem Versuch die Monarchie wieder herzustellen, am 4 Sept. 1797 vom Directorium zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete nach Deutschland, wo er die ersten Bände seines Précis des évenemens militaires herausgab. In Napoleons letztem Feldzuge war er General-Intendant der Französischen Armee. Die Ehrenlegion ist auf seinen Vorschlag gestiftet.

S. 307. Felix Wimpfen — In der Anklage gegen die oben Genannten Brissot — Gensonné (s. über diese von S. 43. an) heißt es S. 69: Sie brachten selbst ein neues Heer auf die Beine, und erröteten nicht, Wimpfen zum General zu wählen, diesen Verräther, der sich schon durch seine niederträchtige Heuchelei und seine sklavische Anhänglichkeit an den Tyrannen entehrt hatte. Sie suchten sich mit den Rebellen der Vendée zu vereinigen u. s. w.

S. 308. Einen jungen Tifan — Man sehe den goldnen Spiegel im zweiten Theile. W.

S. 313. In den bekannten Horazischen Versen —

Er nimmt wie Wachs des Bösen Eindruck an,
Weist guten Rath und Warnung trotzig ab,
Denkt immer an das Nützlichste zuletzt,
Verstreut sein Geld wie Sand, ist stolz und rasch
In seinen Leidenschaften, aber läßt,
Was er mit Hitze kaum geliebt, gleich schnell
Für etwas Neues, das ihn anlockt, fahren.

Horaz, Epistel an die Pisonen.

S. 318. *Il y a des maux horribles* etc. Worte des ehrwürdigen Freind in Voltaire's Histoire de Jenni. Oeuvres compl. Vol. XLV. p. 319.

Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten.

S. 333. Eldorado (S. die Anm. z. neuen Amadis, 11. Ges. 8. Str. Bd. 15.

S. 333. Severambenland (S. die Anm. zum Bd. 29.)

S. 335. Fluch des Ernulphus (S. die Anm. zu Euthanasia, 11. Abschn. Bd. 30.)

S. 337. *fruges consumere* etc. — Bloß zum Verzehren gut (Horazens Briefe I. 2, 27.), Ulyssens Schiffsvolk, das uneingedenk des Vaterlands aus Circens Becher zum Vieh sich trinkt (das. I. 6, 63 nach Wielands Uebersetzung).

S. 337. Ignatius — nicht Loyola, der Stifter des Jesuiten-ordens — sondern der dritte Bischof zu Antiochia, den, nach der Sage, Christus als Knaben auf den Arm nahm, der als Märtyrer von wilden Thieren zerrissen wurde, und in dessen Herzen, als es nach seinem Tode aufgeschnitten wurde, man den Namen Jesus mit goldenen Buchstaben soll gefunden haben.

S. 337. Polykarpus — Geboren unter Nero's Regierung, Bischof zu Smyrna, ward als fast hundertjähriger Greis zum Märtyrer. Als er erstochen ward, soll eine Taube aus der Wunde geflogen seyn.

S. 338. Ximenes — Cardinal, Erzbischof zu Toledo, Großinquisitor, und nach König Ferdinands Tode (1516) zwei Jahre lang Regent von Spanien, der sich als Gründer der Universität zu Alcala, durch seine Bibel-Uebersetzung, durch seine großen Verdienste um Religion und Staat unsterblich gemacht hat, war in dem Franciscaner-Orden.

S. 338. Seraphischer Vater — der Orden der Franciscaner hieß auch der Seraphische, und sein Stifter, Franz von Assisi, daher der Seraphische Vater.

S. 338. Palafox — Johannes von Palafox 1600 zu Fiters in Navarra, vor der Vermählung seiner Eltern, geboren, Sohn des Marquis von Ariza, Jacob von Palafox, zeichnete sich frühzeitig durch Wissenschaft und Talent aus, und zog dadurch bald die Aufmerksamkeit des Königs Philipp IV auf sich, der ihm, als er erst 26 Jahre alt war, die erste Stelle im Kriegsrath anvertraute, und da er hier eben so viel Einsicht und Geschicklichkeit als Treue gegen den König bewies, dann auch zum Mitgliede des Rathes von Indien erklärte. Von seinem 29sten Jahr an bemächtigte sich seiner Melancholie und Schwärmerei; er fing die strengsten Bußübungen an, hatte Erscheinungen, und trat in den

Stand der Weltgeistlichen, ohne jedoch seine früheren Aemter aufzugeben. Im J. 1629 begleitete er des Königs Schwester als Capellan und Almosenier nach Wien, wo man ihn sehr auszeichnete, und bereisete dann auf königlichen Befehl die vornehmsten Europäischen Höfe. Die Frucht dieser Reise ist sein Gespräch zwischen zwei Hofleuten über den damaligen Zustand der Höfe und Völker. Nach seiner Rückkehr erhielt er im Rath von Indien die erste Stelle. Im Jahre 1639 ward er zum Bischof von Angelopolis (Puebla de los Angelos) in Mexico ernannt, wohin er sich im folgenden Jahre begab. Woran Könige und Minister lange vergeblich gearbeitet hatten, das brachte er in wenigen Monaten zu Stande, zum Beweise, wie viel ein Mann auszurichten vermag, der mit Begeisterung ans Werk geht, keine Mühe scheut, und die gegründete Ueberzeugung für sich hat, daß Menschenliebe ohne Eigennutz seiner Handlungen einzige Triebfeder ist. Im J. 1642 ward er zum Erzbischof von Mexico, Vicekönig, Visitator der Regierungsverfassung und zum Generalcapitän von Neu-Spanien, mit der Oberaufsicht über den Handel der Philippinischen Inseln und der Königreiche Peru und Mexico, ernannt. Mit gleicher Weisheit beförderte er das Wohl des Staates wie der Kirche, sorgte gleichmäßig für das Beste des Königs und des Volks, und war selbst der Einzige, welcher arm blieb. Auf seine wiederholte Bitte ward er jedoch in seinen vorigen Sprengel zurückgesendet, wo er aber während einer Reihe von Jahren von dem Haß und den Verfolgungen der angesiedelten Jesuiten, deren schreiende Ungerechtigkeiten er nicht dulden wollte, unsäglich viel zu dulden hatte, wie die über sein Leben angestellten Processe, die man in seiner Biographie (Florenz 1773. 2. Bde. gr. 4.) findet, beweisen. Dieß veranlaßte seinen berühmten Brief von 160 Artikeln an Papst Innocenz X, worin er die Schädlichkeit des Jesuiten-Ordens, und die Nothwendigkeit, denselben in eine Congregation von Weltgeistlichen unter der Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu verwandeln, darlegte. Der König, um ihm Ruhe zu verschaffen, die er jedoch nicht fand, berief ihn zurück, und er folgte dem Rufe, nachdem er den Bau der schönsten Kathedralkirche in Amerika auf seine Kosten vollendet hatte. Er starb als Bischof von Osma im J. 1659, ein Mann, wie sein Biograph mit Recht sagt, der die Pflichten des Bischofs und Staatsdieners aufs vollkommenste erfüllt hatte, der sich für die Menschen, die seiner Hülfe bedurften, ganz dahin gab, denen aber, die wider die Gesetze handelten, wie ein unbeweglicher Fels widerstand. Er war in keiner guten Eigenschaft mittelmäßig. Sein Verstand durchdrang mit einem Blick die verwickeltsten Labyrinthe poli-

tischer und geistlicher Geschäfte. Sein Eifer, seine Thätigkeit und Geduld besiegten alle Hindernisse. Seine Liebe gegen die Menschen war ohne Gränzen, gegen Gott wunderwürdig. — Sein, von ihm selbst in seinem Todesjahr noch geordnetes, dem Psychologen merkwürdiges Tagebuch über die innern Bewegungen seines Herzens, gab im J. 1666 P. Rosende unter dem Titel vita interior heraus. Es wurde von dem Jesuiten Segneri mit großer Heftigkeit bestritten, von einem Carmeliter aber vertheidigt.

S. 339. Paolo Sarpi, geb. zu Venedig 1552, gest. 1623, der vortreffliche Geschichtschreiber des Tridentinischen Conciliums, in dem mit dem hellesten Kopfe die reinste Wahrheitsliebe sich vereinigte. Deßhalb unterschied er genau zwischen Papismus und Katholicismus, und bekämpfte muthig die Anmaßungen des Papstes und der Jesuiten, entging aber auch kaum den wiederholten Versuchen seiner Gegner, ihn zu ermorden. Ueber ihn verdient die kleine, aber gehaltreiche Schrift von Ferd. Delbrück nachgelesen zu werden.

S. 339. Orden der Mindern Brüder — Die Minoriten, ein Zweig der Franciscaner, die sich selbst aber auch aus Demuth diesen Namen gaben (fratres minores).

S. 339. Cönobiten — Gemeinschaftlich Zusammenlebende, wie die Mönche wohl auch genannt wurden im Gegensatz der Eremiten und Anachoreten, der einsam in Wildnissen Lebenden.

S. 345. Benno — Den Stifter eines Mönchsordens von diesem Namen kenne ich nicht, und da auch Schoonebeck, Helyot und Schwan ihn nicht kennen, so ist zu vermuthen, daß hier Bruno gemeint sey, ungeachtet in allen Abdrücken Benno steht. Bruno war der Stifter des Carthäuser-Ordens; dunkel erinnere ich mich aber irgendwo gelesen zu haben, daß er von Einigen auch Benno genannt werde. — Im Texte steht durch einen Druckfehler Benno-Norbert statt Benno, Norbert. Norbert war der Stifter des Prämonstratenser-Ordens.

S. 354. Clement, Jakob Clement, ein Dominicaner, war der Mörder Heinrichs III, Königs von Frankreich; — Ravaillac, der Mörder Heinrichs IV.

S. 379. Vigilantius, lebte im 4ten Jahrhundert, und der heil. Hieronymus bestritt seine Ketzereien. Aus dieser Schrift contra Vigilantium weiß man, daß Vigil. auch gegen das ehelose Leben der

Geistlichen schrieb, welche Ketzerei von dem heil. Kirchenvater mit nicht sehr vernünftigen Gründen widerlegt wird.

Marc-Aurel.

S. 390. Den neuen Titus — Joseph II.

Luftreise ins Elysium.

S. 395. Glaubens-Organ — Bekanntermaßen sprechen unsre neuesten Adepten von dem, was sie Glauben nennen, in solchen Ausdrücken, daß man (wenn anders eine Art von Sinn darin seyn soll) nothwendig denken muß, sie nähmen in gewissen besonders dazu begabten Menschen ich weiß nicht was für ein inneres Glaubens-Organ oder natürliches Werkzeug an, vermittelst dessen ein Mensch eben so glaubt, wie er vermittelst seines Auges sieht: nur mit dem Unterschiede, daß wir andern menschlichen Menschen mit unsern Augen nur sichtbare Dinge sehen; jene Virtuosen im Glauben hingegen vermittelst ihres unnennbaren Organs auch unglaubliche Dinge glauben, welches ihnen freilich einen großen Vortheil über uns gibt. W.

S. 396. Gabalis (S. die Anm. zu Melinde, Bd. 25.)

S. 396. Mit dem Mann im Monde — Die Muhamedaner sagen zwar, mit Gott: aber es ist augenscheinlich, daß es kein anderer als der Mann im Monde gewesen seyn kann. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß von allem, was seit zwanzig oder dreißigtausend Jahren auf Unkosten des lieben Gottes gesagt und geschrieben worden, nicht der hundertste Theil wahr ist. W.

S. 400. Metempsychose — Seelenwanderung.

S. 401. Hexenhammer (malleus maleficarum) — Der Titel eines Hauptwerks über Hexenwesen, welches in drei Bänden zuerst wahrscheinlich zu Köln 1489 erschien, und deren Verfasser Jakob Sprenger und Henricus Institoris die menschenfreundliche Absicht hatten, alles, was nicht als Ketzer dem Scheiterhaufen überliefert werden konnte, demselben als Zauberer und Hexe zu überliefern, wozu man denn auch Ketzer und Zau-

heyer in eine Classe warf. Ueber die Ausgaben dieses Buchs s. Hauber St. 1. 2. 5., einen Auszug „aus diesem verfluchten Buche" findet man im ersten Bande von Schwagers Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse, welches er im J. 1784 dem Kaiser Joseph zugeeignet hatte.

S. 415. Bezeugt Vater Homer — *Ουκ αγαθον πολυκοιρανιη*, u. s. w. Ilias II. 204. W.

S. 428. Emancipation, war bei den Römern eine gerichtliche Handlung, wodurch bisher Unmündige aus der väterlichen Gewalt entlassen wurden.

S. 434. Mittelgattung zwischen Menschen und Affen — Ob es wirklich solche Halbmenschen (die Rede ist nicht von einzelnen zufälliger Weise Verunglückten, sondern von ganzen Stämmen, denen dieser Mangel natürlich wäre) auf dem Erdboden gebe? ob vielleicht die sogenannten Päscheräbs auf dem Feuerlande, und die stumpfen Neuholländer solche Mitteldinge zwischen Thieren und Menschen sind? — sind Fragen, die aus Abgang hinlänglicher Beobachtungen und angestellten Versuche noch unentschieden zu seyn scheinen. W.

XI.

Der Tag, auf welchen dieß Gespräch fällt, ist der 14 Julius des Jahres 1790 — der Jahrstag der Zerstörung der Bastille — an welchem die Französische Nation durch ihre Abgeordneten aus allen Departements den Bürgereid schwur, der König aber auf die Annahme und den Schutz der neuen Constitution den Eid leistete. Dieser Tag wurde alljährlich als Nationalfest gefeiert bis zu Bonaparte's Consulat.

S. 459. *Ventre-Saint-Gris!* — Heinrichs IV gewöhnlicher Fluch und Betheurungsformel.

S. 463. Ligue — Die katholische Ligue, das Bündniß, welches die katholische Partei am Französischen Hofe, an deren Spitze der Herzog von Guise stand, im J. 1576, gegen Heinrich III, zur Unterdrückung der Reformirten schloß.

S. 464. Hätte er solche Freunde gehabt — S. die Freunde Heinrichs IV, aus dem Französischen von Sewrin. Leipz. 1806, 3 Bde.

S. 465. Die Constitution — Es ist hier von der ersten die Rede, welche Ludwig XVI am 14 Sept. 1791 in der National-Versammlung ohne Einschränkung beschwur.

S. 458. Physiokraten, wurden diejenigen genannt, welche das staatswirthschaftliche System behaupteten, nach welchem die Quelle alles Staatsreichthums der Boden ist, woraus gefolgert wird, daß alle Staatsabgaben bloß auf das Grundeigenthum zu legen seyen. Dieses System hat seit seiner Erfindung unter Ludwig XV sich besonders während der Revolution wichtig gezeigt.

XII.

Der für dieses Gespräch angenommene Tag ist der 21 Januar des Jahres 1793, der Tag der Hinrichtung Ludwigs XVI. In die Zwischenzeit nach dem vorigen Gespräch bis zu diesen fallen die Kriegserklärung Frankreichs und das Manifest des Herzogs von Braunschweig, die Niedersetzung des Blutgerichts der Jakobiner, Umsturz der ersten Constitution, (des constitutionellen Königthums) Entstehung des Nationalconvents an die Stelle der zweiten National-Versammlung, Aufhebung des Königthums, Proclamation der Republik, Ludwigs Verhaftung, Proceß und Hinrichtung.

S. 474. Decret des großen Theodosius — Unter dessen Regierung (von 379—395) wurden die Ueberreste der alten Religion vollends vernichtet, besonders seit er im J. 392 einen Beschluß erließ, wodurch das Heidenthum aus dem oströmischen Reiche verbannt, und der Römische Senat genöthigt wurde, das Christenthum förmlich zur Staatsreligion zu erheben.

S. 478. Marat — Buzot — Von der ersten National-Versammlung an bis zur Zeit des Convents waren die damaligen Repräsentanten Frankreichs ihrer politischen Meinungen wegen in mehrere Parteien getheilt, die sich einander gegenseitig bekämpften. Diese Parteien waren die Feuillants, die Jakobiner, die Cordeliers und die Girondisten. Die Feuillants (an deren Spitze la Fayette stand) waren für ein constitutionelles Königthum, für eine, der englándischen ähnliche, Verfassung. Die Jakobiner (von dem Kloster St. Jakob so benannt, wo sie ihre Zusammenkünfte hatten) waren für eine republikanische Verfassung, die Cordeliers oder Barfüßer (weil sie sich in der Barfüßerkirche versammelten) waren eigentlich nur auf den Sturz Ludwigs XVI und seiner Familie bedacht, um ihr scheußliches Mitglied, Philipp von Orleans (Egalité), auf den Thron zu heben. Die Girondisten (also benannt, weil die Hauptmitglieder aus dem Departement der Gironde waren) gehörten ihrer

Gesinnung nach zu den Jakobinern. Mit Aufhebung des Königthums veränderte sich das Verhältniß dieser Parteien zu einander. Die Feuillants verschwanden, die Cordeliers verschmolzen mit den Jakobinern, und erst durch den Geist, den jene zu diesen mitbrachten, wurde der Name der Jakobiner zum Abscheu der Welt. Gegen diese Jakobiner standen im Nationalconvent die Girondisten, welche beide von dem Tage an, wo Ludwig XVI zum erstenmale vor den Schranken des Convents erschien, die Namen Berg und Thal erhielten, weil die vereinigten Cordeliers und Jakobiner die höheren Sitze des Amphitheaters, die Girondisten aber das Parterre eingenommen hatten. Von nun an suchten die Jakobiner durch das Schreckenssystem zu herrschen, die Girondisten erscheinen hergegen als die gemäßigte Partei.

In diese beiden Parteien theilen sich hier gleichsam Juno und Jupiter; jene nennt lauter Jakobiner, dieser Girondisten.

S. 478 Bazire spielte durch Angeberei bei den Jakobinern eine wichtige Rolle, und machte sich besonders wichtig bei der sogenannten Revolution vom 31 Mai 1793, die den Sieg des Berges und den Triumph des Jakobinismus entschied. Guillotinirt unter Robespierre am 5 April 1794.

S. 478. Chabot, gewesener Capuciner, Deputirter vom Loire- und Cher-Departement, war ein so eifriger Republicaner, daß er Marat als Royalisten anklagte, weil er in einem seiner Blätter geschrieben, die Nation werde vielleicht genöthigt seyn sich ein Oberhaupt zu geben. In eine Verschwörung verwickelt mit Danton, diesem Ajax der Revolution, ward auch er am 5 April 1794 guillotinirt.

S. 478. Condorcet (Marquis von), als Schriftsteller rühmlich bekannt, erklärte sich gegen die Constitution von 1793, wurde deßhalb von Chabot als ein Brissotist in Anklagestand gesetzt, entfloh, und tödtete sich, als er entdeckt ward, durch Gift.

S. 478. Vergniaux, ein Rechtsgelehrter, gebürtig aus Limoges, Deputirter vom Gironde-Departement, hinreißend als Redner, erklärte sich am stärksten gegen die Ausgewanderten. Als Präsident der National-Versammlung am 10 Aug. 1792, wo der König suspendirt wurde, benahm er sich mit vieler Würde; der Vorschlag zu einem Corps der Tyrannenmörder wurde durch ihn unterdrückt. Bei Verurtheilung des Königs hätte er gern Aufschub gewonnen. Seine Freiheitsliebe führte ihn aufs Schaffot am 31 Oct. 1793.

S. 478. Rabaud — Wie ich vermuthe, Rabault de St. Etienne, protestantischer Geistlicher zu Nimes, ein eifriger Begründer der Republik, der, als er aus dem Nationalconvent wegblieb, von Robespierre als außerhalb des Gesetzes und für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, am 7 Dec. 1793 hingerichtet wurde.

S. 478. Garat — Bei der ersten Nationalversammlung seiner Einsicht und Talente wegen zum Deputirten des dritten Standes ernannt, war nicht eigentlicher Girondist; doch waren es Brissot, Condorcet und Rabault de St. Etienne, durch deren Einfluß er am 9 Oct. 1792 zum Justiz-Minister ernannt ward. Er gab heraus l'Art de former une société, und erklärte, das Repräsentativ-System sey diejenige republicanische Regierungsform, die sich für ein großes Volk am besten schicke.

S. 478. Guadet — Deputirter des Gironde-Departements beim Nationalconvent, zeichnete sich durch Talente, Eifer und eine feurige Beredsamkeit, die ihm oft den Sieg über seine Gegner verschaffte, aber deren Haß auch schärfte. Im J. 1793 ward er zu Bordeaux guillotinirt.

S. 478. Buzot — Advocat zu Evreux, der nach dem Zeugniß der Madame Roland die Sitten eines Sokrates mit der Sanftheit eines Scipio vereinigte, wurde in der zweiten National-Versammlung und dem Nationalconvent für einen der ersten Redner gehalten. Weil er bei den Factionen nur immer das Böse sah, nannte man ihn den Unglückspropheten. Anfangs Jakobiner, schlug er sich nachher zur Gironde und den Brissotisten, und trat muthig und oft glücklich gegen Robespierre auf. Dieser klagte ihn stets der Mäßigung und des Royalismus an, und in der That kam er deßhalb auf die Verbannungsliste. Am 31 Mai 1793 entfloh er; der National-Convent erklärte ihn außerhalb des Gesetzes, befahl sein Haus niederzureißen und eine Säule mit der Inschrift zu errichten: Hier war des Königs Buzot Haus. Man fand seinen und Petions Leichnam auf einem Felde der Bretagne, von Wölfen angefressen.

XIII.

S. 508. Autonomie — Selbstgesetzgebung.

S. 515. Besonders von Einem — Leopold II., der am 9 Oct. 1790 als Deutscher Kaiser gekrönt ward.

S. 518. Wo ist der Sterbliche, oder der Gott u. s. w. — Es war zu Ende des Jahres 1812, als die Frau v. Staël zu dem Kaiser Alexander sagte: „Sire, Ihr Charakter ist eine Constitution für Ihr Reich, und Ihr Gewissen deren Garantie.“ Der Kaiser erwiederte: „Wenn das auch wäre, so wäre ich doch immer nur ein glücklicher Zufall!“

S. 519. Ludewig XI von Frankreich war, wie ein Französischer Geschichtschreiber sagt, abgefeimt und furchtsam, unfähig einen wohl überlegten Plan auszuführen, weil er, durch Eigendünkel betrogen, durch Ungeduld unbesonnen, nur die Nation zu drücken verstand, anstatt daß er sie mit Geschicklichkeit hätte regieren sollen.

S. 519. Ferdinand II schien, wie Joh. Müller sagt, über die Pflicht eines Regenten nur einen einigen herrschenden Grundsatz zu haben: daß er nämlich bewirken müsse, nur Eine Glaubensform und in weltlichen Sachen unbeschränkte Macht in seinem Lande zu haben.

S. 519. Ludewig XIV. — Man denke an sein: l'état? c'est moi.

S. 519. Ludewig XV, unterichtet von der Stärke öffentlicher Meinung — sagt Joh. Müller — oder in dem Wahn, daß sie zu unterdrücken sey, befahl den Landgouverneurs, die durch ihn vorgeschriebenen Edicte mit Gewalt protokolliren zu lassen. Indem er der Nation diese Stimme zu benehmen suchte, offenbarte er das lang verheimlichte Uebel des Despotismus, betrachtete die Parlamente mehr actenmäßig als nach politischem Bedürfniß, löste das von Bretagne, vertrieb seine Räthe, ersetzte es durch eine Commission von 60 Männern ohne öffentliches Vertrauen, fuhr fort, und cassirte das Parlament von Bearn. Das Normannische erinnerte ihn an den Krönungseid. Der Hof antwortete: Nur Gott sey der König Verantwortung schuldig.

S. 520. Beiname Ludewigs XII. — Vater des Volks.

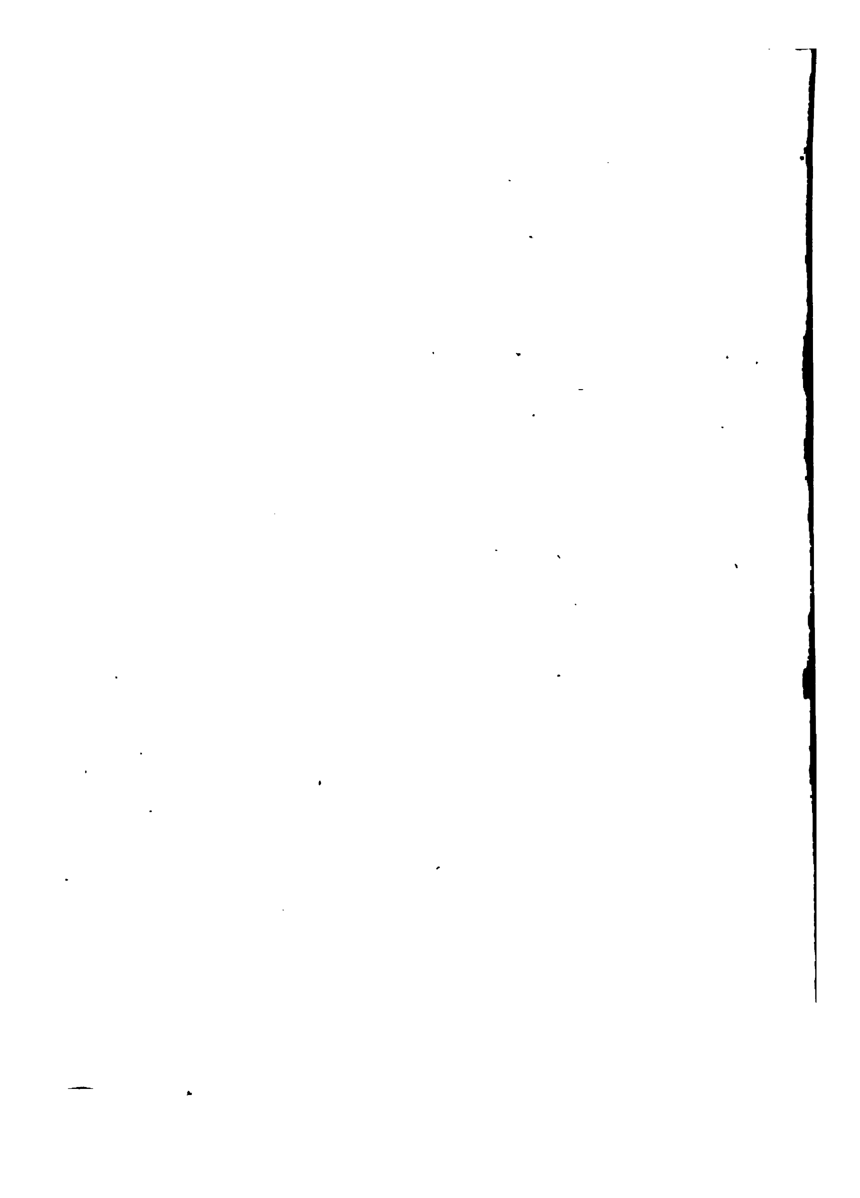
C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Zweiunddreißigster Band.



Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.



Vermischte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

Gespräche

unter vier Augen.

---

1 7 9 8.

Verzeichniß
der Gespräche unter vier Augen.

Vorbericht.

Gespräche unter vier Augen sind ordentlicherweise nicht bestimmt das Publicum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu seyn glauben, besorgen weder mißverstanden noch unredlich gedeutet zu werden; jeder spricht wie er denkt, und ist versichert, daß sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist, oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite betrachtet, ihm wenigstens eben dieselbe Gedankenfreiheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bei keinem andern stattfindet, ja bei einem bloßen Selbstgespräche kaum größer seyn kann, und man spricht da unfehlbar manches, was in Gegenwart eines Dritten entweder gar nicht, oder doch nicht so freimüthig und unzurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muß also ein unvermutheter Lauscher an der Wand, dem die Kunst geschwind zu schreiben oder ein ungewöhnlich glückliches Gedächtniß zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich Theil genommen, und ein gutes Werk zu thun vermeint haben,

wenn er den Gedanken der redenden Personen, an welchen er den unverkennbaren Charakter der Wahrheitsliebe, Mäßigung und Wohlgesinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaftern Leib gäbe, als die luftige Hülle, in welcher bloß gesprochne Worte, sollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, eben so schnell als sie gehört werden, in dem Ocean zerfließen, der seit Jahrtausenden so unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiederbringlich verschlungen hat, ohne die geringste Spur davon zurück zu lassen.

Der unsichtbare Lauscher konnte seinen Einfall um so leichter bewerkstelligen, da alle diese Gespräche auf dem Landsitze eines der Interlocutoren unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man sich aus dem benachbarten Gebüsche ohne bemerkt zu werden nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen seyn mag, so bleibt, auf alle Fälle, der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich, und nimmt die Pflicht, seine anspruchlosen und nichts Böses besorgenden noch bezweckenden Freunde im Nothfall zu vertreten, um so williger auf sich, da er sich versichert hält, daß diese Gespräche schwerlich einen einzigen unbefangenen Leser finden werden, der im Ernste wünschen könnte, daß sie weder aufgeschrieben noch gedruckt seyn möchten.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?

Juvenal.

I.

Was verlieren oder gewinnen wir dabei, wenn gewisse Vorurtheile unkräftig werden?

Sinibald. Darf man fragen, Geron, was deinen inwendigen Menschen so stark beschäftiget, daß ich schon eine gute Weile vor dir stehe, bevor du mich gewahr wirst?

Geron. Das solltest du wohl schwerlich errathen, Sinibald.

Sinibald. Vielleicht doch! Arbeitest du etwa an einer neuen Constitution für die Westfranken?

Geron. Die wird sich wohl bald genug von selbst machen!

Sinibald. Oder an Berichtigung der Bedingungen, unter welchen die monarchische Regierungsform der republicanischen oder diese jener vorzuziehen sey?

Geron. Eben so gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken, oder mit einem Haarsieb Wasser ins Faß der Danaiden schöpfen. Du weißt, wie ich über diese Dinge denke. Das ganze Weltall ist, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und, mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiß die beste, die man je sehen wird. Dieß vorausgesetzt, möchten

die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder großen Sonnenstäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden seyn. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren, und die Richter sprechen das Recht." —

Sinibald. Aber wie?

Geron. Das ist eine andere Frage. Ich denke, wie sie wollen, oder, so gut sie können.

Sinibald. Mit beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen.

Geron. Was willst du? Alles geht wie es kann; und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wackre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung, und die arme Menschheit mit ihr, drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Roßmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht; und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß alles gegangen sey, wie es der Monarch und alleinige oberste Director der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der große Zweck —

Sinibald. Verzeih', daß ich dir ins Wort falle, Geron! Der große Zweck der Menschheit (denn, was über diese geht, ist über unserm Horizont) kann doch wohl kein andrer seyn, als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so

weit zu bringen, daß alle Menschen nur Eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe (und, wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines andern bedürfte) als die allgemeine Vernunft, und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie, und die freieste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läßt.

Geron (lächelnd). So weit mit dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, sind meine Schwungfedern nicht mehr elastisch genug. Ich kenne dermalen nur Eine Republik, die gerade das ist, was sie seyn soll —

Sinibald. Und die wäre —?

Geron. Die, von welcher du und ich Mitglieder sind, und die, Dank ihrer Unsichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien und Anarchien, Aristokratien, Demokratien, Gynäkokratien und Hierokratien, ihren stillen Gang fortgeht, und so lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der du sprachst, gekommen seyn wird, oder der allgemeine Brand, womit die Stoiker unsern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Wesen und Unwesen ein Ende machen, und eine neue verglasete Schöpfung hervorbringen wird, über deren vermuthliche Beschaffenheit, und was für eine Constitution sich wohl für glasartige Menschen am besten schicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

Sinibald. Darüber sind wir einverstanden. Aber auf diesem Seitenwege hätten wir bald vergessen, daß du mir meine Frage noch nicht beantwortet hast.

Geron. Und was war es denn gleich? — Ja, nun besinne ich mich — du wolltest wissen, womit meine Gedanken beschäftigt waren, als du hereinkamst. So rathe denn!

Sinibald. Wenn es nicht eine allgemeine Friedensstiftung oder der Stein der Weisen ist, so geb' ich's auf.

Geron. Nun, so wisse denn, Bruder! — ich arbeite — erschrick nicht! — an einer Apologie der Vorurtheile.

Sinibald. Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das gesteh' ich! da hätt' ich lange rathen können, eh' ich auf eine so seltsame Möglichkeit gefallen wäre! — Nun ja freilich sind die Gegenstände, worüber sich etwas Neues sagen läßt, ziemlich verbraucht, und so kann es sich ja wohl ereignen, daß ein Ehrenmann, der nichts anders zu thun hat, in die Versuchung gerathen mag, sich selbst und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu sehen, wie weit es ihm gelingen könne einer Ungereimtheit den Schein der Wahrheit zu geben.

Geron. Dieß wäre denn doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn, wofern ich auch nichts Besseres zu thun wüßte, hab' ich nicht Kinder um mich, mit denen ich — spielen könnte? Oder kann ich nicht schlafen? Oder, wenn alles andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verse machen?

Sinibald. Das wäre vielleicht nicht das Schlimmste, was du thun könntest.

Geron. Vielleicht, wenn ich Verse machen könnte wie Metastasio, der das beneidenswerthe Talent besaß, zu jeder Tages- oder Nachtszeit, bei jedem Wetter, in jeder Gemüthsstimmung, über jeden Gegenstand, und auf jede Veranlassung, sogar auf allerhöchsten Befehl, sehr schöne Verse zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieser seltnen Gabe begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Versen schreiben; — und gerade deßwegen, weil es mir dabei um nichts weniger zu thun ist, als, wie du meinst, mit der eiteln Kunst, paradoxen Sätzen den Schein

neu entdeckter Wahrheiten zu geben, groß zu thun? Die schlichteste Prose, und wenn sie noch prosaischer seyn könnte als Xenophons, ist, däucht mir, gerade das rechte und einzig schickliche Vehikel, wenn es darum zu thun ist, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sophismen einer falschen oder fälschlich angewandten Philosophie in den Schutz zu nehmen. Denn daß du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwartest, über eine Materie, die, ihrer Natur nach, der ausgesogenste aller Gemeinplätze ist —

Sinibald (lachend). Um so viel größer wäre die Ehre, auf einem so magern und zerstampften Boden noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen auszufinden, das den Thieren, die ihn einige Jahrhunderte lang abgefreßt haben, entgangen wäre.

Geron. Laß uns ohne Bilder sprechen, Sinibald. Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabei seyn, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß: aber mir däucht, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Einkleidung ergötzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größre Achtung kommt.

Sinibald. Ich habe doch wohl eher gesehen, daß eine neue Perrüke einen alten wurmstichigen Herrgott, oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenstand der eifrigsten Andacht bei unserm guten Landvolke machte.

Geron. Das mag bei alten Idolen angehen, Freund; aber ich zweifle sehr, ob es mit alten Wahrheiten eben dieselbe Bewandtniß habe. Wahrheit, mein Lieber, ist, wie du

weißt, so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jene gemacht, daß sie für ihn gar keines Auffrischens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Uebel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten, von welchen hier die Rede ist, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umstände, und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte Gold zu seyn, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch den Namen behielt. Und dieser Name ist es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und unter der Gewähr des Namens sich verfälschte Waare für ächt aufhängen zu lassen.

Sinibald. Nur zu wahr! Aber was werden die Vorurtheile, die du in deinen Schutz nehmen willst, durch dieses Gleichniß, und den Satz, den du dadurch erläutern willst, gewinnen?

Geron. Das errathst du nicht, Sinibald? So stelle dir Wahrheiten und Vorurtheile als eine große Menge goldner Münzen von allerlei Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige ächt, andere falsch, die meisten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergestalt vermischt wären, daß bei vielen sich nur die Hälfte, bei andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold befände. Laß uns ein Land annehmen, worin diese ungleichartigen Goldmünzen, unter der Gewähr eines gesetzmäßigen Stempels, alle für ächt gälten, und erlaube mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichnisses) zwei Umstände vorauszusetzen: erstens, daß die stufenweise Verschlechterung dieser Münzen nach und nach in

gewissen Zeitpunkten vorgegangen, und zweitens, daß alles Gold, das sich in diesem Lande befinde, in der besagten Masse gemünzten Goldes stecke. Nun laß uns annehmen, das Volk dieses Landes hätte sich lange Zeit mit dieser Münze beholfen, ohne die Verfälschung gewahr zu werden; es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelegenheiten einer solchen Münzverfassung sich täglich immer stärker verspüren ließen, und also dem Volk viel daran gelegen wäre, daß dem Uebel je eher je lieber abgeholfen würde: was, meinst du, sollte wohl eine weise Regierung in einem solchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmal außer Curs zu setzen, würde eine höchst nachtheilige Stockung in Handel und Wandel verursachen, und einen Theil des Volkes auf einmal um sein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte sie also nicht anders als nach und nach, so unmerklich als möglich, aus dem Umlauf nehmen, um sie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldstücken von ächtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Masse von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich, und doch so ungleich an reinem Gehalt wären, so viel möglich verhütet würde, wäre wohl kein ander Mittel, als diese Münze scharf probiren zu lassen, dann zu sortiren, und den äußern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzusetzen; da sie dann immerhin noch so lange circuliren möchten, bis man sie ohne sonderlichen Nachtheil gänzlich außer Curs setzen, und gegen vollgültige Stücke auswechseln könnte. Dünkt dich nicht, Sinibald, daß dieß in dem vorausgesetzten Falle die Verfahrungsweise einer jeden verständigen Obrigkeit seyn würde?

Sinibald. Ich sehe, wo du hinaus willst, Geron, aber

nicht, wie du bei der Anwendung deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich dir so viele Voraussetzungen erlauben mußte, so ist nicht mehr als billig, daß du mir eine einzige gestattest.

Geron. Von Herzen gern, und mehr als Eine, wenn du ihrer nöthig hast.

Sinibald. Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicherweise irgend ein großmüthiger Adept, der sich erböte, deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmal davon zu helfen, indem er ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel Karate feines Gold mehr oder weniger in ihren unächten Ducaten stecken möchten, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth, ohne allen Aufwechsel oder Abzug geben wollte: würdest du deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel feines Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten stattfinden ließen?“

Geron. Dacht' ich's nicht, sobald ich dich mit deinem großmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also deinem weisen Meister noch vielen Dank dafür schuldig, daß er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daß man ihrer, wenn es seyn könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laß dir sagen, lieber Sinibald, daß mein Volk, glücklicher — oder (in deiner Hypothese) unglücklicher Weise, keinen Glauben an deinen Goldmacher hat; daß es seinem philosophischen Golde nicht traut, und aus Furcht, für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch

ein Theil in seinen gewohnten Münzen steckt, eine Composition von gar keinem Werthe zu empfangen, lieber das Gewissere spielen, und das seinige, wie wenig es auch sey, behalten, als Gefahr laufen will, beim Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

Sinibald. Desto schlimmer für dein Volk, daß es so mißtrauisch ist, wo es in der That nichts zu fürchten und so viel zu gewinnen hat!

Geron. Das würdest du ihm nicht sehr übel nehmen, wenn du bedächtest, wie oft es schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden ist, die sich für große Adepten ausgaben, und am Ende doch nur als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden.

Sinibald. Du wirst so billig seyn, lieber Geron, meinem Adepten zuzutrauen, daß es ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigensinn Augen und Ohren vor ihm verschließen, zu überzeugen, daß sein philosophisches Gold wahres Gold von vierundzwanzig Karaten ist. Aber auch ohne das würde dein Volk, wenn ich dich recht verstanden habe, wenig bei meinem weisen Meister wagen.

Geron. Wie so?

Sinibald. Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden ist, daß sich unter der circulirenden Goldmasse eine Menge falscher und sehr geringhaltiger Stücke finden, wird sich natürlicher Weise auch ein Mißtrauen verbreiten, das dem ehmaligen blinden Glauben des Volks an seine Münzen um so mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bei solchen Gelegenheiten das Uebel

immer zu vergrößern pflegen, und es überdieß nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnsucht, oder aus welchem andern Beweggrund es seyn mag, sich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probiren, und dem Publicum, durch ihre Berichte und Warnungen, auch gegen die bessern Mißtrauen beizubringen. Laß uns, um eher zum Ziele zu kommen, sogleich die Anwendung dieses Gleichnisses auf den Gegenstand unsers Gespräches machen. Du verstehest unter den verschiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile: Wahrheit ist das feine Gold, Irrthum die falsche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth sind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder diesem darunter befindlich ist. So lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen ist an ihrer Aechtheit und Gültigkeit zu zweifeln, so sollen sie (wie ich dir einstweilen unpräjudicirlich zugeben will) ungefähr die nämliche Wirkung thun, als ob sie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger als die Leute von niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laß sich einmal eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervorthun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorurtheile und Meinungen des Volks auf die Capelle zu bringen, und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich seyn; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewohl das Uebel oft ziemlich lange im Stillen um sich greift,

und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setzt.

Geron. Nur zu wahr! Und gerade diese Erfahrungssache ist es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutsamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

Sinibald. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Leute Schaden thun: aber ich sehe nicht wie du das verhüten willst; es wäre denn, du gedächtest dich für die Meinung der Königin Semiramis in den Göttergesprächen zu erklären, und darauf anzutragen, daß das Licht, das dem menschlichen Verstande durch die Cultur der Wissenschaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, ausschließlich in der Verwahrung eines besondern Ordens seyn sollte, der, unter Oberaufsicht der Regierung, dem Volke nur gerade so viel davon zutheilen dürfte, als seine Obern für gut fänden.

Geron. Nicht, als seine Obern für gut finden, sondern als dem Volke wirklich gut und heilsam ist.

Sinibald. Und wer soll darüber entscheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilsam ist? Doch wohl seine Obern? Oder wem wolltest du es sonst auftragen? Wenn du es den Aufklärern überlassen wolltest, so werden sie eines von beiden thun: entweder sich selbst in ihrem Geschäfte keine Gränzen setzen, oder sich um die Gebühr mit den Obern einverstehen, das arme Volk in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten, weil man doch nun einmal in dem Wahne steht, daß ein unwissendes Volk leichter zu regieren sey als ein aufgeklärtes.

Geron. Die Erfahrung zeugt in unsern Tagen so laut vom Gegentheil, daß ich gewiß bin, die Zeit ist nahe, da man von diesem armseligen Wahn auf ewig zurückkommen wird. Der erste große Fürst, der Verstand und Kenntniß

der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu seyn, „daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich ist um — Menschen zu seyn,“ und der dieser Grundmaxime in allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch sie allein, ohne die geringste Erschütterung, still und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken, und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sicherer, fester und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen ist, als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieser Maxime ist bereits jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges, großes, stark in die Augen leuchtendes Beispiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripoli über Barbaren und Sklaven herrschen wollen.

Sinibald. Bravo! So wären wir ja einverstanden. Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

Geron. Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

Sinibald. Du scherzest. Was hätte denn gesunder Verstand mit Vorurtheilen zu schaffen? Von dem Augenblick an, da ein Volk zum gesunden Verstand reif geworden ist, wie du es nennest, hat es keine Vorurtheile mehr, und bedarf keiner mehr.

Geron. Aber, mein lieber Sinibald, das mußt du doch so gut wissen als ich, daß wir und jedes andere Volk auf diesem Erdenrunde noch ziemlich weit von diesem glücklichen Zeitpunkt entfernt sind. Wahrlich, bevor wir dieses große Ziel erreichen, werden noch allerlei Anstalten getroffen werden

müssen; und gerade an denen, die uns allein so weit bringen können, fehlt es noch am meisten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unsern schreibseligen Weltverbesserern zu empfehlen, daß sie gewisse Vorurtheile unangetastet lassen; und unsre Obern werden bloß ihre Schuldigkeit thun, wenn sie die Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein wenig auf die Finger klopfen.

Sinibald. Ich sehe wohl, daß ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von dir ausbitten muß, was das für gewisse Vorurtheile sind, zu deren Unverletzlichkeit ein so wohldenkender Mann wie du seine Stimme so fest entschieden gibt?

Geron. Vor allen Dingen will ich dir eine kleine Geschichte erzählen, wenn du Geduld hast sie anzuhören.

Sinibald. Sehr gern.

Geron. Es war einmal ein Mann, der sich viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es so wohl gelungen war, daß der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner glücklichen Curen in alle Lande ausging. Dieser Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herren Bürgermeister und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsdörfchens oder Städtchens Kuhschnappel; und da sie eben eines Stadtarztes benöthigt waren, so wurden sie einig, den besagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an diese Stelle zu berufen. Dieser mochte sich aus der Geschichte des berüchtigten Armen-Advocaten Siebenkäs eine Vorstellung von der löblichen Reichsstadt Kuhschnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daselbst eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menschenkunde und Menschenliebe und zu Vermehrung seiner medicinischen Kenntnisse versprach. Kurz,

er nahm den Ruf an, und fand an seinen neuen Patienten, besonders denen vom dritten Stande, ein wohlgesinntes Völkchen, das ihn, auf seinen blossen Ruf und sein ehrliches Gesicht hin, mit einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum grösser hätte seyn können, wenn er bereits einige Duzend wichtige Curen an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leutchen liessen sich's nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Rufs zu untersuchen. Alles was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuherzig ihrem Aesculap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnupfen, Husten oder Verdauungsfieber machten sie eine Wundercur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, verschluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen, und behaupteten gegen alle durchreisenden Fremden, daß seinesgleichen nirgends gefunden werde. Bei diesem auf lauter Vorurtheilen gegründeten Glauben an ihren geschickten und sorgfältigen Stadtarzt hatte sich nun der Senat und das Volk von Kuhschnappel eine geraume Zeit wohl befunden; als ein naseweiser junger Patricier des Orts, der unter seinen Mitbürgern für einen grossen Kopf galt, auf den Einfall kam, eine Art Satyre gegen Aerzte und Arzneikunst herauszugeben, worin er zwar nicht in Abrede seyn wollte, daß der Poliater von Kuhschnappel ein sehr grosser Arzt sey, aber nur behauptete, an der Arzneikunst selbst sey ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigstens wüßten die Menschen sie weder zu finden noch anzuwenden: die Aesculapische Kunst hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geschadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalwesen sey eitel Charlatanerie und Quacksalberei, und nicht um ein Haar besser als die Kunst aus dem Kaffeesatze zu weissagen, Träume zu deu-

ten und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Schriftchen machte Aufsehen und erregte anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der ersten Häuser in Kuhschnappel, hatte so viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und großen Rath, und war ein so fertiger Meister in allen kleinstädtischen freien Künsten, daß er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter dessen Uebergewicht der Stadtarzt und seine Freunde endlich erliegen mußten. Zusehends fiel nun das Ansehen des Mannes, den man vor wenig Jahren für einen Wunderthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneien entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen: und man gebrauchte heimlich Pfuscher und Quacksalber, die immer wieder verdarben was er gut machte. Jetzt mißglückte ihm eine Cur nach der andern; aber er allein mußte die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer seines Eigensinns und des thörichten Benehmens der Seinigen wurde, so mußte ihn die Arzneiwissenschaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlassung einer epidemischen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Uebel endlich so arg, daß ein Hochedler Rath sich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beschwerden des Stadtarztes Gehör zu geben, und, nach vielen unnöthigen Untersuchungen, Deputationen, Relationen und Debatten, endlich ein Decret ergehen zu lassen, wodurch den sämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bei hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder an den Stadtarzt zu glauben, und in kranken Tagen sich ganz allein an ihn und seine Vorschriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da diese Verordnung publicirt

wurde, ließ der witzige Patricier ein Possenspielchen auf dem Kuhschnapplischen Nationaltheater aufführen, worin die Aerzte und ihre Kunst durch alle Prädicamente lächerlich gemacht wurden. Diese Posse, der das Rathsdecret zur Folie diente, erhielt nun einen desto lebhaftern Beifall; das Stück mußte einigemal hinter einander gespielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgesang, womit es schloß, auf allen Gassen singen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüssig; seine Menschenkunde hatte sich in Kuhschnappel, wiewohl auf Unkosten der Menschenliebe, ansehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog also von dannen, und bekam einen privilegirten Pfuscher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, sich den bisherigen Widersacher seines Ordens durch eine wohlgetroffene Eheverbindung mit einer verschimmelten Base günstig zu machen, und dem es daher an Unterstützung von Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte: aber die Kuhschnappler hatten nun einmal den Glauben an die Arzneiwissenschaft verloren; und da die obern Classen des Staats dem Volke hierin selbst bei jeder Gelegenheit mit bösem Beispiel vorgingen, so blieb die einmal eingerissene Unordnung mit allen ihren schädlichen Folgen ein unheilbares Uebel bis auf diesen Tag, und — mein Mährchen ist zu Ende.

Sinibald (lächelnd). Ich statte dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um dir die Mühe zu ersparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterlistiger Fragen, die ich mit möglichster Einfalt zu beantworten hätte, nach Platonischer Art und Kunst, mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo du mich haben willst, will ich lieber den Kern aus deinem Mährchen sogleich selbst herausknacken, und gestehe dir also von ganzem Herzen zu: daß es mehr als

Abderitische und Kuhschnapplische Thorheit ist, wenn unsre Obern, nachdem sie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit ihrer Personen, nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Bestätigung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, das wir in diesem gethan haben, beruhet, theils praktisch selbst untergraben, theils ungehindert von andern theoretisch untergraben lassen — gleichwohl bei Strafe gebieten wollen, daß das Volk glaube, was beinahe niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äußernde Contrast unsrer Zeit mit den Tagen unserer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Voreltern endlich seine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich gestehe ferner, daß, nachdem man der ganzen erstaunten und bestürzten Welt ungescheut das Beispiel gegeben hat, daß man alles, auch das Ungerechteste, zu dürfen glaubt, sobald man die Macht dazu hat und es uns so beliebt, es mehr als Thorheit ist, noch von Gerechtigkeit zu schwatzen, und es irgend einem andern übel zu nehmen, wenn er sich, eben so gut als diese Beispielgeber, für ermächtigt hält, alles zu thun was man ihm nicht wehren kann u. s. w. Noch mehr, lieber Geron, ich gestehe dir, und, wenn ich eine Stimme hätte, die sich allen Menschen auf Einmal hörbar und verständlich machen könnte, so würde ich es über den ganzen Erdkreis ausrufen, „daß die Beispiele, die seit zehn Jahren gegeben worden sind, geradezu auf den Umsturz aller bürgerlichen Gesellschaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität losarbeiten; und daß es also höchste Zeit ist, daß

irgend ein verständiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernstlich wollender und kennender, von lauter rechtschaffenen Leuten unmittelbar umgebener großer Monarch ein besseres Beispiel gebe, und mit unerschütterlicher Festigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen. — Aber, noch einmal, was thut das alles zur Apologie der Vorurtheile?

Geron. Ich habe dir also mein Mährchen vergebens erzählt?

Sinibald. Du willst vermuthlich damit sagen, es gebe wahre, wiewohl dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche sich fest zu halten dem unaufgeklärten und, vermöge der Natur der Sache, zahlreichsten Theil der Menschen nicht nur nützlich, sondern, wofern das Ganze bestehen soll, sogar nothwendig sey; und diese Vorurtheile sollten und müßten also respectirt werden; und das um so mehr, da sie nur subjectiv betrachtet Vorurtheile sind, im Grunde aber, sobald man sie zu deutlichen Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden, oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron, auch das geb' ich dir zu. Aber —

Geron. Ich bitte dich, kein sophistisches Aber!

Sinibald. Bona verba quæso! Was könnte mir's helfen, dich und mich selbst sophistisiren zu wollen? Wir haben ja einerlei Zweck und arbeiten beide an einem und demselben Bau.

Geron. Eben deßwegen wünschte ich, daß wir auch nach einerlei Plan arbeiteten.

Sinibald. Das kann nie fehlen, sobald wir einander recht verstehen.

Geron. Also — dein Aber?

Sinibald. Es ist weiter nichts, als daß die Sache der

Vorurtheile, durch meine Bereitwilligkeit, dir deine Unterscheidung gelten zu lassen, um nichts gebessert wird.

Geron. Das wäre schon zu viel. Erkläre dich näher.

Sinibald. Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloß durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseyns abhängt, nie deutlich gemacht; hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehrer beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte: es fehlt ihm zu einem solchen Geschäft an Muße; die Werkzeuge des Denkens sind bei ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bei Gegenständen dieser Art zu gebrauchen. Sein Glaube ist also in der That ein blinder Glaube. Immer gut wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermanglung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflichten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das alles ist nur darum so, weil er unaufgeklärt ist. Besser wär' es doch immer, wenn er es nicht wäre; und wie kann er zu diesem Bessern anders gelangen als durch Aufklärung, d. i. wenn sein auf Vorurtheile gegründeter blinder Glaube einer aus freier Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Ueberzeugung Platz macht?

Geron. Sollte wohl ein Mann von deiner Weltkenntniß hoffen können, daß der unendlich größere Theil der Menschen jemals zu einem solchen Grade von Cultur gelangen werde?

Sinibald. Ich besorge durch meine Antwort nicht wenig von der guten Meinung, die mir dieses Compliment zugezogen hat, zu verlieren: aber sey es darum! Ich kann nichts anders antworten als — ja! Ich hoff' es, und glaub' es sogar.

Geron. Lieber Sinibald! Wir leben am Ende des aufgeklärtesten Jahrhunderts, das je gewesen ist. Schau um dich her! Ich verlange nichts weiter, denn ich habe dir alles damit gesagt. Die Hand aufs Herz, Freund! wie kannst du im Ernst eine so sanguinische Hoffnung hegen? Daß eine so ungeheuer große Veränderung der Dinge nicht durch einen Sprung bewirkt werden könne, hat uns, sollt' ich denken, der neueste Versuch, den einige warme und subtile Köpfe in Frankreich an ihrer eignen Nation gemacht haben, auf eine Art gelehrt, welche (wenn anders die Narrheit und Blödsinnigkeit des Menschengeschlechts nicht ganz unheilbar ist) alle Völker auf ewig abschrecken wird, eine ähnliche Gefahr zu laufen. Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden. Aber eben deßwegen wird eine allgemeine, oder wenigstens über den größern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie stattfinden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Anzahl, hangen zu sehr vom Zufall, und (was noch schlimmer ist) von der Willkür der Machthaber ab, deren größerm Theil alles daran gelegen zu seyn scheint, daß es nicht hell um sie her werde. Bedenke, daß gegen Einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, Hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und Zehntausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen,

daß man unter zehn Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackel so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sey uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Tappen im Dunkeln sichrer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen lassen.

Sinibald. Das gibt trostlose Aussichten, Bruder! Was bliebe uns da zu thun übrig, als, gleich den trauernden Geniussen auf alten Sarkophagen, unsre Fackel umzukehren, und mit starren steinernen Augen zuzusehen, wie die Menschheit aus der schönen Morgenröthe, die den nahen Triumph der allerfreuenden Sonne verkündigte, in die Nacht, worin nur die bösen Geister wirken, zurücksinken wird?

Geron. Dazu soll es hoffentlich nicht kommen, wenn wir gleich nie so weit gelangen, daß wir der wohlthätigen Vorurtheile, wovon die Rede zwischen uns ist, gänzlich entbehren könnten.

> Man geht so weit man kann, wenn weiter
> Zu gehn nicht möglich ist —

sagt unser Horaz. Man verlange nur nicht allgemein zu machen, was, vermöge der unvermeidlichen Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, nur wenigen zu Theil werden kann. Freilich, wer andere lehren oder regieren soll, kann nie aufgeklärt genug seyn. Aber ein Volk, das von aufgeklärten Menschen gebildet und regiert wird, kann sich sehr gut mit weniger Licht behelfen, und wird sich, in diesem Falle, bei seinen Vorurtheilen für das Ansehen und die Unfehlbarkeit seiner Obern ganz wohl befinden.

Kinibald. Du hast wohl gethan, Geron, dich mit der Clausel „in diesem Falle“ zu verwahren. Hingegen scheinst du außer Acht zu lassen, wie es gewöhnlich mit der Aufklärung der gebornen Weltregierer und der obersten Classen überhaupt beschaffen ist. Die bösen Geschwüre, woran die Menschheit schon so lange leidet und zusehends hinschwindet, lassen sich nicht durch Platonische Kühlpflaster heilen. Ja freilich felix respublica, ubi philosophi imperant! Aber zeige mir dieses glückliche Gemeinwesen. Oder was hilft es der Welt, wenn sie vom Zufall alle zweitausend Jahre mit Einem Marc-Aurel beschenkt wird? Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte als der Zufall; wenn der Mensch die Anlage zu dem, was er seyn muß um vollständiger Mensch zu seyn, nicht mit auf die Welt brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommnung entgegenstehen! Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren geschickt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt seyn? Warum denn sollte alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes Neue immer eben so behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestände? — Laß uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wen sie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bei seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — wovon ich (im Vorbeigehen gesagt) keineswegs überzeugt bin — aber, sey es damit wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrseyn kann zu nichts helfen. Sie sind nun einmal vorüber und werden nicht wiederkommen. Andre Zeiten,

andre Sorgen! Damals konnte man sich freilich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wohl manchem sehr ungelegen seyn, daß die Kunst zu regieren die schwerste aller freien Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen, wie billig und der Natur der Sache gemäß es sey, daß die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität des Künstlers in gehörigem Verhältniß stehen. Hohe Ehre und große Belohnung gebührt nur dem großen Meister: nur ein solcher kann erwarten, daß wir ihm alles zutrauen, und geneigt sind, für ihn, der sein Möglichstes für uns thut, hinwieder alles Mögliche zu thun.

Geron. Kennst du viele Virtuosen dieser Gattung, Sinibald?

Sinibald. Desto schlimmer für die, die nicht sind — was sie seyn sollten! Aber, was ich eigentlich sagen wollte, ist nur: daß, seitdem die großen Herren uns ihr Geheimniß selbst verrathen haben (wiewohl sie uns damit eben nichts Neues offenbarten), und also für's künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist, ihnen nichts anders übrig bleibe, als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden; d. i. der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar, in selbsteigner Person und durch ihre Mitarbeiter am Werk, aus allen Kräften zu fördern. Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen, und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eigenen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der

Nachwelt, und vornehmlich ihrem zunächst dabei betroffenen Volke verantwortlich sind.

Geron. Das ist es eben was ich beklage. Du wirst doch nicht läugnen wollen, daß die politische Freigeisterei, die dem Volke das Recht, seine Regenten zur Verantwortung zu ziehen, beilegt, allenthalben, wo dieses anmaßliche Recht wirklich ausgeübt wurde, unendlich viel Unheil angerichtet hat?

Kinibald. Wir wollen uns nicht an Worten irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache, und hat also von jeher in jedem Staate, sogar in der ungezügeltsten Despotie, statt gefunden. Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sey oder scheine, entziehen kann. Ueber lang oder kurz werden nicht nur die Caligulas, die Neronen, die Domitiane, sondern auch ein Richard II, ein Heinrich III, ein Karl I, ein Ludewig XVI, ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses unsichtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt; haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht, und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. Uebrigens soll jetzt, mit deiner Genehmigung, die Rede nicht davon seyn, ob es den Regenten sowohl als den Völkern nicht zuträglich wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in jedem Staate gesetzmäßig würde, und auf welche Weise dieß am besten geschehen könnte. Ich erwähnte bloß als einer notorischen Erfahrungssache, daß es mit der Volljährigkeit der meisten

Völker in Europa bereits so weit gediehen sey, daß sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urtheilen; und daß es also Thorheit wäre, sich länger auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden ist, blindlings zu verlassen, oder von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beilegen und die Unterthanen zu leidendem Gehorsam verpflichten, die Wirkung zu erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten, und auch damals nicht immer, thaten. Kurz, ich müßte mich sehr irren, oder das neunzehnte Jahrhundert, das uns schon entgegenzudämmern anfängt, wird in Republiken so gut als in Monarchien den Regenten die Nothwedigkeit auflegen, Virtuosen in ihrer Kunst zu seyn, und nicht von den Vorurtheilen, sondern vom Gefühl und der Ueberzeugung ihrer Untergebenen, die Zufriedenheit mit ihrer Regierung und jenes allgemeine Wohlwollen und Zutrauen zu erwarten, das zu allen Zeiten die sicherste Grundfeste der Thronen und curulischen Stühle gewesen ist.

Geron. Wenn ich den Sinn deiner Worte recht gefaßt habe, so erwartest du binnen einem ziemlich kurzen Zeitraume von den Völkern eine Kraftäußerung, von welcher, falls sie statthaben sollte, mehr zu fürchten als zu hoffen wäre. Denn wie es ohne ein heroisches Mittel zugehen sollte, daß die Machthaber in die Nothwendigkeit, von der du sprichst, gesetzt werden könnten, geht über meinen Begriff.

Sinibald. Wenn ich auch ein solches Erwachen des Volks, wie du im Sinne zu haben scheinst, gemeint hätte, sollten wir nicht, wenn wir bedenken, was seit zehn Jahren vor unsern Augen und Ohren geschehen ist, mehr als zu viel Ursache haben, dem Genius der Zeit so etwas zuzutrauen? Daß von dergleichen Kraftäußerungen der kopflosen aber desto

handfestern Menge mehr zu fürchten als zu hoffen ist, wird dir in diesen unsern Tagen wohl kein Vernünftiger mehr streitig machen; aber eben daraus wird auch jeder Vernünftige die ganz natürliche Folgerung ziehen: daß man, anstatt sie durch übel gewählte und falsch berechnete Gegenmittel zu beschleunigen oder gar herauszufordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weisen Regierung immer offen ist, zuvorkommen, d. i sie moralisch unmöglich machen müsse. Wenn jemals Staatsklugheit mit Weisheit, und eigenes Interesse mit dem allgemeinen Besten in Einem Punkte zusammentrafen, so ist es gewiß in diesem.

Geron. Und du erwartest, daß die Machthaber jemals aus sich selbst auf eine solche Vorstellungsart kommen, oder daß ihre Rathgeber — wenigstens die, denen man folgt — aus eigner Bewegung und Ueberzeugung zu den weisen, gerechten und klugen Maßregeln rathen werden, die du voraussetzest?

Sinibald. Warum nicht, wenn sie auch nur ihren eignen Vortheil kennen, auch nur ihre eigene Sicherheit und Ruhe ernstlich zu Herzen nehmen?

Geron. Warum nicht, fragst du? Darauf, lieber Sinibald, laß dir deine Menschenkenntniß und die Geschichte aller Völker und Zeiten, oder nur das schreckliche Compendium derselben, das, was wir selbst seit 1786 bis auf diesen Tag gesehen und erfahren haben, die Antwort geben. Das sero sapiunt steht mit großen rothen Buchstaben auf allen Blättern desselben geschrieben.

Sinibald. Du trauest, wie es scheint, dem gemeinen Menschenverstand auch gar zu wenig Macht über unsre Zeitgenossen zu. Endlich werden uns ja doch die aufgethürmten Beispiele fremder und eigner Thorheiten klüger machen!

Geron. Schwerlich! Es wäre seit Adam und Even das erstemal. Wie gesagt, es ist nicht in der menschlichen Natur, daß Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen, oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten. Nie wird eine noch entfernte Gefahr solcher Volkskraftäußerungen, wovon wir die Beispiele in Frankreich, in den Niederlanden, in der Lombardei, in Genua, Venedig und Rom, und neuerlich in Helvetien gesehen haben, die Wirkung thun, die du dir davon versprichst. Die bloße Erwähnung eines solchen Bewegungsgrundes sieht in ihren Augen einer Drohung ähnlich; und mehr braucht es nicht, um ihn nicht nur unkräftig, sondern sogar zum Triebrad einer entgegengesetzten Wirkung zu machen. Eine sehr nahe Gefahr oder ein panischer Schrecken mag vielleicht etwas thun — ungefähr so viel, als ein fürchterliches Donnerwetter bei einem schwachherzigen Wüstling: aber passato il pericolo, gabbato il Santo. Eine wahre politische Sinnesänderung wird nie dadurch bewirkt werden; darauf verlaß dich, mein Freund!

Sinibald. Ich ehre die Weisheit und — Ungläubigkeit deines Alters, Geron; die letztere zwar nur, insofern sie für eine Frucht der ersten gelten kann. Ich für meinen Theil habe noch nicht lange genug gelebt, um an der Menschheit so gänzlich zu verzweifeln, daß ich nicht noch immer, wo nicht das Beste, doch viel Gutes sogar von denen hoffen sollte, die zu hoch über uns stehen, um nicht zuweilen zu vergessen, daß sie Menschen wie wir andern sind. Wenn es aber so wäre, wie du dir, vielleicht nur in düstern Augenblicken, vorstellst: worauf sollten wir die Hoffnung, daß es besser mit uns oder unsern Nachkommen werden könne, gründen? Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurückwünschen wollten — es wäre

vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wiederkommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wiederbringen. Denn dieß wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkenden Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Lesekunst, möglich zu machen. Bevor es dazu kommt, Geron — erfolgt gewiß das kleinere Wunder — dasjenige, das ich von der vereinigten Ueberzeugungskraft unsrer Aufklärung und unsrer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieser Erwartung betrogen finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muß, wie du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es muß!

Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du?

Sinibald. Es wäre denn, daß du sie etwa in Mährchen einkleiden wolltest.

Geron. Das möchte vielleicht noch immer besser seyn, als sich darüber zu grämen und Schlaf und Eßlust zu verlieren —

Sinibald. — daß es keinen Papst mehr in Rom gibt, und daß die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einsiedel wallfahrten werden.

II.

Ueber den Neufränkischen Staatseid: „Haß dem Königthum!“

Wilibald. Sie haben es also wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Haß zu schwören?

Heribert. Mußt' ich nicht?

Wilibald. Was nennen Sie müssen? Kein freier Mensch, oder, was nach meinem Begriff das nämliche sagt, kein Mensch muß was er nicht will.

Heribert. Sie meinen also, ich hätte mich lieber todtschießen oder deportiren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

Wilibald. So gestehen Sie mir wenigstens, daß die Freiheit, auf welche die große Nation sich so viel zu gute thut, von einer sehr sonderbaren Art ist. Wahrlich, ihr Neufranken seyd die genügsamsten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden seyd, daß man euch doch wenigstens die Wahl läßt, ob ihr lieber einen sinnlosen Eid schwören oder sterben wollt.

Heribert. Wir gehorchen dem Gesetz. Was hat ein wahrer Republicaner, das ihm heiliger wäre als Gehorsam

gegen das Gesetz? Erinnern Sie sich der schönen Grabschrift nicht, welche den dreihundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bei Thermopylä für Griechenlands Freiheit aufopferten, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daß wir hier gestorben sind, um ihren Gesetzen zu gehorchen."

Wilibald. Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu seyn. Leonidas und sein edles Häufchen starb um dem Gesetze zu gehorchen; Sie und Ihre Mitbürger gehorchen dem Gesetz um zu leben. Aber der große Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenen muthete ihr Vaterland nichts zu, als was, im Nothfall, die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist — für die Rettung desselben sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen, Freund, muthet — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republicanischen Formen despotisirende Regierung zu, entweder etwas ganz Vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten und Pflichten der Menschheit Unverträgliches, zu thun, oder allem zu entsagen, was den Werth des Lebens ausmacht.

Heribert. Alle Dinge können von mehrern Seiten angesehen werden; und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Nothwendigkeit — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind — uns unsern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich uns aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem ächten Republicaner erscheint das Königthum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königthum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt

einen nennen, den ich mir vor allen zum Herrn wählen würde, wenn ich einen Herrn wählen müßte. Aber das Königthum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht, hassenswürdig; und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daß er — König ist.

Wilibald. Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegengesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daß weise und gute Könige von jeher wenigstens eben so selten gewesen sind, als weise und gute Archonten, Consuln, Directoren, Bürgermeister, Schultheißen u. s. w. Ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen Einen, der sich's wirklich Ernst seyn ließ, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen; aber was an dem Königthum, an sich selbst, Hassenswürdiges seyn sollte, kann ich nicht sehen.

Heribert. Wie doch Vorurtheile, die man von Kindesbeinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

Wilibald. Vorurtheile? Ich bin mir, über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewußt, sondern ich bin vielmehr gewiß, daß meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Heribert. Was verstehen Sie unter Königthum?

Wilibald. Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte. Denn es dünkt mich, daß wir nicht einerlei Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königthum hören oder aussprechen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar, und in dessen Mitte irgend ein stolzer, ehrgeiziger, willkürlich herrschender Sultan, vor welchem alles kriechen muß,

oder ein schwacher, träger, wollüstiger Schach, den niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und besternten Sklaven umringt, die im Grunde seine Herren sind, und den ohnmächtigen Abgott mit einem vulcanischen Gewebe, einem ihm selbst unsichtbaren, unzerreißbaren Faden, dergestalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles Böse, Schändliche, Hassenswürdige, wovon Sie jemals als von wesentlichen Eigenschaften oder unmittelbaren Folgen einer despotischen, tyrannischen und unklugen Regierung gehört und gelesen haben; — unzulängliche, zum Theil barbarische Gesetze, schreiendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienst hintangesetzt, die Tugend verachtet, das Laster belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verschwendet, verpraßt, unwürdigen Günstlingen und unersättlichen Buhlerinnen preisgegeben; — eine stolze, übermüthige, raubgierige Kaste, deren gränzenlose Ueppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes spottet; eine Kaste, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichthümer des Landes, alle Früchte des Fleißes seiner arbeitenden Einwohner an sich zu ziehen, und mit diesen letztern so zu theilen, daß sie selbst jeden Genuß für sich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigenthum überlassen hat; kurz, alle Mißbräuche und Gräuel, die sich in einer verdorbenen monarchischen Regierung nur immer denken lassen; alle Laster und Uebelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge, und der übrigen, welche, näher oder entfernter vom Thron, an der Ausübung der höchsten Gewalt Antheil haben; mit der ganzen Litanei von Uebeln, die aus einer langen Reihe heilloser Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in

einem ganzen Tage nicht fertig werden würde: — das alles stellt sich Ihnen mit dem Worte Königthum auf einmal in einem verworrenen, helldunkeln, riesenmäßigen Bilde vor die Seele; und Sie haben sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, daß es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie sich's vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königthum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, festzuhalten. Hab' ich's getroffen, Freund? Oder können Sie sagen, daß es anders ist?

Heribert. Ich läugne nichts; es ist ungefähr wie Sie sagen. Auch ist das Königthum, dem ich meinen Haß geschworen habe und zu schwören verpflichtet wurde, kein anderes, als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräßliches Bild entworfen haben. Und können Sie läugnen, daß es gerade dieses Bild ist, was im Gemüth eines unbefangenen Lesers zurückbleibt, wenn er die beinahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen das ganze Corpus der Geschichte vom Herodot an, sondern nur die Geschichte der Europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher, seit den vier letzten Jahrhunderten, mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

Wilibald. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen läugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder vieles dagegen einwenden ließe, so würden wir uns unvermerkt in einen Proceß ohne Ende verwickelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für dießmal, der Wahrheit übrigens unpräjudicirlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königthum an sich selbst? Oder, wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschließlich geltend machen, der alle mensch-

lichen Einrichtungen und Anordnungen gleich stark trifft? Nach Ihrer Art zu räsonniren, müßten Sie z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unversöhnlichen Haß schwören; denn wer weiß nicht, daß von allen den Uebeln, die von jeher das Unglück der Menschen in den policirten Staaten gemacht haben, keines ist, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlassung, oder die Mittel, oder der Zweck gewesen wären? Aus dem nämlichen Grunde müßten Sie auch, mit dem Paradoxe liebenden Sophisten Mercier, den bildenden Künsten Haß schwören; denn es ist nicht zu läugnen, daß diese von jeher, als sehr wirksame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und der Ueppigkeit, dem menschlichen Geschlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber, wozu hätte ich nöthig Sie so weit aus unserm Wege zu führen? Wollen Sie sich überzeugen, daß Sie, aus eben denselben Gründen und nach eben derselben Art zu schließen, der Demokratie selbst den herzlichsten Haß zuzuschwören schuldig sind?

Heribert. Das würde schwer halten.

Wilibald. Nicht halb so schwer als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie so gütig gewesen sind, mich so eben vom Lesen des ganzen ungeheuern Corpus der Geschichte des Königthums zu dispensiren, so wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, die Geschichten aller alten und neuern Republiken zu durchlesen, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu versichern. Ich verlange nichts als eine Lecture, womit Sie in einem Paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Lesen Sie nur mit Aufmerksamkeit und Geduld die Geschichte des Peloponnesischen Krieges von Thucydides (etwa in der Uebersetzung von Ihrem Mitbürger Levesque); und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende ge-

kommen sind, die Demokratie nicht wenigstens eben so hassenswürdig finden als das Königthum, und im Verfolg dieser kaum einundzwanzig Jahre umfassenden Geschichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Bonaparte eine gar jämmerliche Figur macht; wenn Sie, sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmal für einmal — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen: so will ich — doch nein! Da müßten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie besessen seyn, daß es nicht billig wäre, wenn ich Unschuldiger dafür büßen sollte.

Heribert. Ich verspreche Ihnen, den Levesquischen Thucydides zu lesen, und, was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben popularen Reizen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daß ich eines so stark wirkenden Gegenmittels schlechterdings benöthigt wäre.

Wilibald. Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Directorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Heribert. Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmal geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum, oder (weil Sie es so wollen) auf das häßliche Zerrbild desselben, das sich ein für allemal in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den Haß des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilibald (lächelnd). Billig sollt' ich Sie, zur Strafe, in Ihrem verstockten Sinne dahin gehen lassen. Aber, da wir

doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königthum und die Republik mi einerlei Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sache mischen, und das Uebergewicht derselben, dadurch daß sie sich ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

Heribert. Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroso nur immer verlangen kann.

Wilibald. Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bei der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königthum und Demokratie gewöhnlich von jeher in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, in concreto) gewesen sind; lassen Sie uns von beiden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespenst von einem Utopischen Königreich oder einer schlaraffenländischen Demokratie, an die Wolken hinzumalen — sondern nur bloß den Begriff, was das Königthum ist um Königthum, und was Demokratie ist um Demokratie zu seyn, fest zu halten. Lassen Sie uns dann beide gegen einander stellen, und sehen, worin sie einander gleich und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was herauskommt; denn ich will nichts vorher sehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beide Begriffe von allem Zufälligen entkleiden, was bleibt uns bei dem Worte Königthum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, und bei dem Worte Demokratie, ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

Heribert. Gut — Und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Knochen abgeschälten Begriffen machen?

Wilibald. Eine kleine Geduld! Sie sehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verschiedene Postulate voraussetzen muß, über welche wir beide vermuthlich einig sind.

Heribert. Wie meinen Sie das?

Wilibald. Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat ist.

Heribert. Setzen Sie immer getrost voraus, daß wir von diesen und andern ersten Elementen der Staatswissenschaft einerlei Begriffe haben.

Wilibald. Ferner: was der letzte Zweck einer solchen Vereinigung freier vernunftfähiger Wesen ist. Daß dieser Zweck ohne Gesetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daß die höchste Gewalt im Staate, in Rücksicht auf ihn selbst, bloß dazu da ist, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen.

Heribert. Immer weiter!

Wilibald. Hauptsächlich aber wollen wir nicht vergessen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchste Gewalt in Händen hat, ein Mensch ist; der diese Gewalt durch Menschen über Menschen ausübt; und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menschen besteht, die diese Gewalt über sich selbst ausübt.

Heribert (lachend). Versteht sich! — Sie holen weit aus.

Wilibald. Freilich versteht sich's; nur daß es in praxi alle Augenblicke vergessen wird, und daß dieses Vergessen sehr schlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Erwiesenes voraussetzen zu dürfen, daß die Natur es beim Menschen darauf angelegt habe, ein freies und vernünftiges Wesen aus ihm zu machen.

Heribert. Es gibt, wie Sie wissen, Leute, die Ihnen dieß so leicht nicht eingestehen würden: aber von einem Republicaner haben Sie am allerwenigsten zu befürchten, daß er Sie über diesen Punkt chicaniren werde.

Wilibald. Nach allen diesen Voraussetzungen lassen Sie uns der Sache näher rücken. Wir sind ohne Mühe einig darüber geworden, daß das Königthum in der höchsten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk bestehe. Aber wie kommt dieser Einzige zu einer solchen Gewalt über so viele? Derer, über welche er sie ausübt, sind vielleicht viele Millionen, und er ist nur Einer! Ja, wenn er ein Wesen von höherer Natur, etwa Voltaire's Mikromegas, oder einer von den Genien der Lampe (in Tausend und einer Nacht) oder Besitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er ist an Seele und Leib nichts als ein Mensch, wie sie auch: also, noch einmal, wie kommt der Einzige zu einer so großen Gewalt über so viele?

Heribert. Ich sehe wohl, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich sagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Mensch allerdings Millionen zwingen kann zu thun was er will.

Wilibald. Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

Heribert. Wenn er nur erst, auf einem ganz natürlichen Wege, Mittel gefunden hat, sich eine hinlängliche Anzahl derber, wohl bewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuschaffen, die ihm blindlings gehorchen —

Wilibald. So wird es ihm freilich nicht schwer fallen, friedsame wehrlose Männer, Weiber und Kinder zu seinen Sklaven zu machen. Aber wie kam er dazu, sich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er sich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit seinem Paar Armen nicht

Tausende und Hunderttausende zwingen konnte, seinen Willen zu thun?

Heribert. Das war es eben was ich vorhin meinte. Ich muß Ihnen also schon zugestehen, was Sie, wie ich merke, zugestanden haben wollen: „daß der erste Monarch die höchste Gewalt nur durch freiwillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

Wilibald. Der erste, sagen Sie? Und warum nicht auch alle seine Nachfolger, und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nämliche Grund gilt für alle. Es ist lächerlich, sich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menschen, geschweige über Millionen herrschen, wenn sie sich nicht beherrschen lassen wollten.

Heribert. Dagegen ist viel zu sagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernst glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein so dummes Volk, das sich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüstling, einem Blödsinnigen, einem Taugenichts oder Wütherich, von einem Claudius, Caligula, Nero, Commodus, Heliogabalus u. s. f. beherrschen ließe, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilibald. Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schließen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das was es nicht kann. Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich großes Uebel zu ertragen, als sich einem gewissen, oder auch nur besorglichen noch größern auszusetzen. Bei ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereizt wird, wenigstens sehr lange zurückhalten. So lange sich ein Volk beherrschen läßt, will es beherrscht seyn; so lange es duldet,

will es dulden; und daß es sich beherrschen läßt, daß es duldet, ist ein sichres Zeichen, daß sein Zustand wenigstens erträglich ist.

Heribert. Vergessen Sie nicht, daß ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuschtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilibald. Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich eure Redner und Sophisten seit einem Paar Jahrzehnten weidlich herumgetummelt haben. Aber wer die untern Volksclassen genauer kennt, weiß wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird. Menschen können nie aufhören Menschen zu seyn; und je länger die große Springfeder der Menschheit, die Vernunft, bei einem Volke gedrückt worden ist, desto stärker ist die Gewalt, womit sie, sobald sie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich freien Stand zurückschnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freilich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht eure auf ihre vorgebliche Freiheit und Gleichheit so übermüthig trotzenden Republicaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung dessen Nero nur ein ausgelassener Knabe war! Auf diesem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert. Lassen Sie uns auf den unsrigen zurück kommen. Die Rede ist jetzt nicht vom Mißbrauch, sondern von der Quelle der höchsten Gewalt; und ich denke, wir sind darüber einverstanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere seyn kann, als überlegte freiwillige Unterwerfung.

Lassen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Postulat, das wir beide für erwiesen und unumstößlich wahr annehmen, vorausgesetzt: daß die höchste

Gewalt im Staat, wenn wir diesen bloß für sich und ohne Rücksicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da sey, den Gesetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorsam schuldig sind, diesen Gehorsam wirklich zu verschaffen. Ich will damit nicht sagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne, und, aus moralischen sowohl als aus staatsklugen Bewegründen, sogar verbunden sey noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses Mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und varnehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebenen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats, als der letzte politische Zweck desselben, ist auch der Zweck der Gesetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger für seine Rechte Gewähr leisten, und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen, und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkür, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und nothwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freien Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unschuldig ist, wenn jemals jemand gesagt hat oder künftig sagen wird, „daß der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sey.“ Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, insofern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und insofern seine Verordnungen die Vollziehung desselben, und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, nicht zum Vorwand, sondern zum wirklichen Endzweck haben, aber auch nur unter dieser Bedingung, haben sie selbst die Kraft

des Gesetzes. Der unbeschränkteste Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Gesetzgeber seyn, und kein weiser und guter Fürst wird es je in einem andern Sinne seyn wollen. — Eben so wenig kann oder wird er sich anmaßen, die oberstrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein besonderer Vertrag zwischen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchsten Staatsgewalt überlassen ist, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu mißbrauchen; denn auch diese Gewalt kommt ihm nur zu, insofern er der höchste Handhaber und Gewährsmann der Gesetze ist; und sie kann sich (wenn man allenfalls den bescheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Gesetzes in besondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erstrecken, als auf die Oberaufsicht über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an seiner Statt anvertraut hat. Endlich ist auch der Monarch, insofern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuständniß der höchsten Gewalt beiwohnt, keineswegs der Eigenthümer, sondern nur der oberste Haushälter des Staatsvermögens. Jede Verschwendung, jede überflüssige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabsäumt werden müssen, jede bloß willkürliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menschen sich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müssen, ist ein Mißbrauch seiner Gewalt, die kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit seiner Pflichten kennt, sich selbst erlauben wird.

Alles dieß, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was ist in dem allen, was einen vernünftigen Menschen berechtigen könnte, dem Königthum Haß zu schwören? Ist es

der Name? Unter jedem andern Namen bleibt die Sache eben dieselbe. Ist es die Sache? Auch diese ist und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft eben dieselbe, und es verändert nichts im Wesen der höchsten gesetzmäßigen Staatsgewalt, ob sie in Einer Person concentrirt, oder unter viele vertheilt wird. Wo wäre denn also das Hassenswürdige?

Heribert. Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weise, wie die meisten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentiren —

Wilibald. Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie sollten nicht schon wieder vergessen haben, daß ich es Ihnen bloß darum nicht erlauben kann, weil Sie mir sonst erlauben müßten, aus eben demselben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentiren: wobei am Ende nichts herauskäme, als daß wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Gesellschaft und Regierung zu entsagen, und in die Wälder zu unsern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Heribert. So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmals zu versichern, daß das Königthum, dem ich Haß geschworen habe, von dem, dessen Wesenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realisirt sehe, abgeleitet haben, mächtig verschieden ist: denn es ist kein anderes, als das Königthum Ludwigs des XIII, XIV, XV und XVI und aller, die diesen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingestehen, daß an diesem Königthum mehr zu hassen als zu lieben ist.

Wilibald. Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realisirt sehen, so hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel gesunde Augen

erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten Europäischen Reiche auf eine Art realisirt sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen, und vielleicht den Neid der großen Nation selbst erregen wird, die auf eine so beispiellose Art, erst durch rhetorische und sophistische Gaukelkünste, dann durch Sansculottism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen ungefähr auf eben die Art republicanisirt worden ist, wie Molierens Sganarel zum Arzt wider seinen Willen creirt wird. — Doch, verzeihen Sie mir diese kleine, von Ihnen selbst veranlaßte Abschweifung. Ich wollte sagen, wenn ich auch Ihnen, aus alter Freundschaft, den heimlichen Vorbehalt, „daß Ihr beschworner Haß nur dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehmaligen Französischen Royauté, wie sie ungefähr seit des dreizehnten Ludewigs Zeiten war, gelte," wenn ich Ihnen auch diesen Vorbehalt, als das einzige Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, übersehe: so bleibt es doch immer von der dermaligen Französischen Regierung sehr ungerecht, unpolitisch und unnütz, einen solchen Eidschwur in einer unbestimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an sich selbst gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen ist, zur unumgänglichen Bedingung des Französischen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen. Dem Königthum an und für sich Haß zu schwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Gesellschaft, der Religion, den Wissenschaften und Künsten, der Schifffahrt und dem Seehandel, und zehntausend andern Dingen, deren Mißbrauch und Verderbniß der Menschheit großen Schaden thut, Haß zu schwören. Ob es klug sey, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt, oder im Begriff ist Frieden zu machen, ihnen einen so in-

stimmtern Beweis von Verachtung und bösem Willen zu geben, lass' ich Sie selbst urtheilen. Und zu welchem Ende bestehen Ihre Fünfmänner so eisenfest auf einem so unklugen, so ungereimten, so nonsensicalischen Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit gibt er den regierenden Demagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sey? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bei seiner Ehre, oder ein Jude bei Jesus, Marie und Joseph schwört? Gegen Einen, der sich ein Bedenken macht, gibt es Zehntausend, die den Eid ablegen, ohne das Geringste dabei zu denken, oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolytus: „mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz,“ ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind, seit der Revolution, so oft in den Fall gesetzt worden, falsche Staatseide zu schwören, haben so oft, was sie vor kurzem bei hoher Strafe schwören mußten, wieder bei noch höherer Strafe abschwören müssen, daß es kein Wunder wäre, wenn sie die Maxime des Spartanischen Generals Lysander: „Männer spielen mit Eiden, wie Knaben mit Würfelknochen,“ längst zur ihrigen gemacht hätten. Ich sage nichts von der tyrannischen Absurdität, freien Menschen durch ein Zwanggesetz zuzumuthen, daß sie auf eine Meinung schwören sollen, die entweder jetzt nicht die ihrige ist, oder es vielleicht morgen nicht mehr seyn wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Nothwendigkeit nachgibt, der Republik Treue und Gehorsam schwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, beides lieber einem Könige zuschwören möchte; aber seine Meinungen von Republik und Königthum hangen nicht von seiner Willkür ab: er kann nicht schwören, daß er glaube, was er nicht glaubt; er kann beschwören, daß er sich der jetzt bestehenden

Regierung unterwerfen, und nichts gegen sie unternehmen wolle; und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmals, der gehässige Eid, das Königthum zu hassen?

Heribert. Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürger-Directoren sind von dem allem, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt, als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revolution herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig, oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sey, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermalige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen noth ist, für das sie alles thun, alles wagen, alles aufopfern. Diese Haine à la royauté, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anschein nach ganz zwecklose unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als Abrakadabra, Plektron, Aski, Kataski, und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsre ganze Revolution ihren Erfolg solchen Wörtern, wobei sich niemand was Bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schöpft, und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen

weiß machen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so seyn, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten; und das Sonderbarste ist, daß das Abrakadabra zuletzt seine Wirkung thut, und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsre Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormalige königliche Regierung in den Herzen des Französischen Volkes erkaltet war, und daß im Gegentheil eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maße äußerte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß diese Freiheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so große Wunder gethan hatten, nur leere Gespenster waren, die man ihnen in einem magischen Rauch hatte erscheinen lassen. Es war die höchste Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taschenspielerformel zu erfinden, womit man den Folgen der Lauigkeit, die seit einiger Zeit unter unserm Volke überhand nimmt, entgegenwirken könnte. Man läßt uns also bei jeder Gelegenheit, einzeln und in Masse, dem armen Königthum Haß schwören. Das Volk schwört, und fühlt entweder gar nichts dabei, oder weiß doch selbst nicht recht was: aber der Schwur wird so oft erneuert, wir hören ihn so oft, und beinahe täglich, von andern schwören, unser Ohr und unsere Lippen werden seiner so gewohnt, daß es uns zuletzt seyn wird, als fühlten wir wirklich etwas Widerliches und Schauderhaftes bei diesem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigstens eine Zeit lang, was es helfen kann.

Willibald. Ihre Erklärung läßt sich hören; wiewohl

ich sehr zweifle, daß Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen; und bei einem Volke, wie das Ihrige, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haß des Königthums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern, und allen, die ihre Kniee vor diesem Baal gebeugt haben, eben so gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war.

Heribert. Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revolutionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinungen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemüthern unsers Volkes getreten ist.

Willibald. Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemals ruhenden Factionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nation zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfniß der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürfen. Aber ich wüßte Ihnen einen Rath, und, ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen, mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen, vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Heribert. Wie Sie sprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer zu verachten ist — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Willibald. Es ist — entsetzen Sie sich nicht gar zu

sehr! — es ist — weil Sie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch, so lang' es noch Bourbons gibt, keinen haben können — Ihre Constitution vom Jahr 1795, die nach dem ungeheuren Riß, den sie am achtzehnten Fructidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen, und — einen Dictator zu erwählen.

Heribert. Einen Diktator?

Willibald. Oder Lord Protector, oder Protarchon, oder wie ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem ad hunc actum ernannten Dictator beilegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich räsonnire so: wenn ihr dem Königthum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet, und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein liebenswürdiger junger Mann, von großem hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit wobei ein andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann seyn, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen gibt, und dessen Genius alle andern in Respect zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Dictator suchen, der

alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie seyn; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er alle die Eigenschaften, die ich zu eurem Dictator nöthig finde, und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte, und im Besitz der allgemeinen Achtung stände, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert. Bonaparte also!

Wilibald. Wer anders?

Heribert. Und auf wie lange?

Wilibald. So lange als er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

Heribert (mit komischem Ernst). Bonaparte Dictator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Ueberlegung nehmen.

Wilibald. Ich fordre alle eure Köpfe in beiden Senaten heraus, einen bessern zu thun.

Heribert. Fast sollt' ich es selbst glauben.

Wilibald. Die Sache mag einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, euch recht von den großen Vortheilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumal eines solchen Mannes wie mein Dictator ist, vor einer jungen,

unerfahrnen, launenvollen und zwischen so vielen Parteien und Factionen hin und her schwankenden Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moralische Verwesung gehenden Staatskörper von dreißig Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen. — Ich bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung des Königthums mit der Demokratie schuldig, und wenn es Ihnen recht ist, so entledige ich mich dieser Schuld bei der ersten Gelegenheit.

III.

Nähere Beleuchtung der angeblichen Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

Wilibald. Darf man so frei seyn, einige etwas einfältige Fragen an Sie zu thun, Heribert?

Heribert. Dem Schein von Einfalt möchte wohl nicht viel zu trauen seyn. Aber fragen Sie immerhin, was Sie wollen.

Wilibald. Nicht wahr, die Französische Nation ist seit dem 14 August 1792 im Besitz der uneingeschränktesten Freiheit?

Heribert. Dem Rechte nach hätte sie es von jeher seyn sollen.

Wilibald. Und der völligsten Gleichheit?

Heribert. Allerdings.

Wilibald. Ich sage der völligsten Gleichheit; denn der Unterschied, den Talente und Reichthum machen, hat wenig zu bedeuten. Den Mangel an Talenten ersetzt Unverschämtheit, Verwegenheit und eine brüllende Stimme; und dem

Reichthum hält die Unsicherheit des Besitzers, und der Anspruch des Habenichts an die ganze Welt, die Wage.

Heribert. Spötter!

Willibald. Hauptsächlich aber ist die Souveränetät, in der höchsten Bedeutung des Worts, ein ausschließliches Recht der Nation, und gleichsam der große Diamant an eurer Freiheitskappe? Nicht wahr?

Heribert (lachend). Ohne Zweifel.

Willibald. Das heißt: der Wille der Nation ist Gesetz, und niemand ist berechtigt, ihr ein anderes wider ihren Willen aufzudringen?

Heribert. Halten Sie einen Augenblick! Dahinter möchte wohl eine verborgene Schlange stecken! — Doch ich fürchte sie nicht. Also, ja! es ist wie Sie sagen.

Willibald. Verzeihen Sie, daß ich noch ein paar Fragen hinzufüge. Die neue republicanische Metaphysik ist so subtil, daß unser einer immer besorgen muß, sie nicht recht gefaßt zu haben.

Heribert. Ich für meinen Theil besorge eher, daß sie nicht subtil genug ist. Aber fragen Sie, fragen Sie immer zu!

Willibald. Ist die Nation souverain, weil sie die Macht hat alles zu thun was sie will? oder vermöge ihrer Menschenrechte?

Heribert. Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich könnte sagen, aus beiderlei Gründen; denn wer alles thun kann was er will, ist unfehlbar souverain. Indessen da sich auf die bloße Macht kein Recht gründen läßt, so erwarten Sie wohl keine andre Antwort, als daß ich sage, vermöge der allgemeinen Rechte des Menschen.

Willibald. Aber diese sind unverlierbar?

Heribert. Ist es etwa die Souveränetät der Nation nicht auch? Sie ist ja das unverlierbarste aller ihrer Rechte.

Willibald. Das soll mir lieb seyn! Denn so haben wir den breitesten und gebahntesten Weg vor uns, und eine Menge problematischer Knoten lösen sich von selbst auf.

Heribert. In der That gibt es keine einfachere Wissenschaft als die Politik. Diejenigen, die eine so schwere, verwickelte, mit so vielen Cautelen umschanzte, in ein so geheimnißvolles Dunkel eingehüllte, so viel Schlauheit und taschenspielerische Behendigkeit erfordernde Kunst aus ihr machten, haben von jeher nichts Gutes im Schilde geführt.

Willibald. Bravo! Darüber wären wir also im Klaren. — Nun, mit Ihrer Erlaubniß, meine letzte Frage: glauben Sie wohl, daß die Fünfmänner, denen Ihre Nation die Vollziehungsmacht, als einen Theil der ihr selbst zuständigen höchsten Gewalt, anvertraut hat, sich entschließen könnten, bei der nächsten Zusammenberufung der Urversammlungen, es in die freie Willkür des souveränen Volks zu stellen, ob es die zeitherige von der Majorität des Directoriums am 18 Fructidor mit eignen Händen so jämmerlich durchlöcherte Constitution wieder zusammen flicken, und, etwa nach B. Röderers Vorschlägen, frisch auskalfatern und neu betakeln lassen, oder lieber eine andre Verfassung, z. B. das verhaßte Königthum, etwa auf den Fuß der Constitution von 1791, allenfalls auch mit den nöthigen Verbesserungen wieder herstellen wolle? — Was meinen Sie, Heribert?

Heribert. Dazu werden sich unsre Bürger Fünfmänner nimmermehr entschließen. Lieber noch zwanzig achtzehnte Fructidors hinter einander! Lieber wieder, wofern wir uns nicht anders zu helfen wissen, Robespierre's allmächtiges Schreckensystem und die permanente Guillotine in allen Com=

runen der Republik wieder aufgestellt! Wo denken Sie hin? Wahrlich, die Republik würde übel dabei fahren, wenn man das Volk in der Stimmung, worin es gerade jetzt ist, auf eine so gefährliche Probe stellen wollte. Ne nos inducas in tentationem!

Willibald. Besorgen Sie etwa einen Bürgerkrieg? Darüber können Sie ohne Kummer seyn. Neun Zehntel der Nation wünschen ja nichts sehnlicher als Ruhe und Ordnung. Das wissen Sie.

Heribert. Aber wenn nun, wie es allerdings nicht unmöglich wäre, eben diese neun, oder auch nur acht Zehntel der versammelten Nation sich für einen König erklärten?

Willibald. So wüßten wir den Willen des Souveräns, und ein Knecht, der seines Herrn Willen weiß und —

Heribert (ihm in die Rede fallend). Des Souveräns, sagen Sie?

Willibald. Nun ja freilich! Oder wäre die Nation etwa schon nicht mehr, was sie noch vor zwei oder drei Minuten war?

Heribert. Aber sie kann nur Souverän seyn, insofern sie Republik ist, und die Republik ist bloß in den entschiedenen Republicanern vorhanden, deren Wahlspruch, la république ou la mort! ist. Diese erkennen keine andre Französische Nation als sich selbst. Alle übrigen, und wenn sie auch neunundzwanzig Dreissigstel der Einwohner Frankreichs ausmachten, sind Royalisten, Orleanisten, Muscadins, Vendeisten, Emigrirte, Sonnenbrüder, Coblenzer, Clichiens, kurz alles in der Welt, nur keine Franzosen —

Willibald. Das ist freilich ein anderes!

Heribert. Es ist sehr möglich, und kommt mir selbst mehr als wahrscheinlich vor, daß die eigentlichen Kernrepubli-

caner bei weitem den kleinsten Theil des ganzen Volks ausmachen: aber dafür sind sie auch der streitbarste und entschlossenste. Nimmermehr würden sie sich, so lange sie noch einen Tropfen Blut zu vergießen haben, nach dem Willen einer royalistischen Majorität fügen, und der Bürgerkrieg wäre unvermeidlich.

Wilibald. Aber, noch einmal, was für ein Recht hätten diese Republicaner, dem Willen einer Majorität, die beinahe die ganze Nation ausmacht, mit Gewalt zu widerstehen? Denn Sie werden mir erlauben, das, was Sie vorhin von der republicanischen Art, die Nation zu definiren, sagten, für bloßen Scherz aufzunehmen.

Heribert. Was ich Sie versichern kann, ist, daß es unsern Republicanern sehr Ernst damit ist: Recht oder unrecht, genug sie wollen die Republik; und was sie ernstlich wollten, haben sie noch immer, wenn sonst nichts mehr half, mit den kräftigsten aller Argumente, mit Bajonnetten und Kanonen, durchgesetzt. Aber da sie für eine von der größten Majorität des Volkes feierlich angenommene und beschworne Constitution fechten würden, hätten sie auch das Recht auf ihrer Seite.

Wilibald. Wie können Sie, nachdem das Directorium selbst die zwei wesentlichsten Grundpfeiler dieser Constitution umgeworfen hat, und sich dessen, was von ihr noch übrig ist, bloß zu Maskirung und Deckung seines immer weiter um sich greifenden Despotism bedient, wie können Sie verlangen, daß die Nation noch Achtung für eine solche Constitution trage, oder sich unter ihr sicher glaube?

Heribert. Ich verlange nichts; das Directorium verlangt es: und, was auch seine Absichten seyn möchten, genug daß es, so lange die Constitution noch in ihren Hauptmauern

steht, wenigstens den Anschein des Rechts für sich hat, und (was am Ende doch allein entscheidet) Macht genug besitzt, seinem Willen Kraft zu geben.

Willibald. Und wie steht es nun bei dieser Bewandtniß der Sachen um die Souveränetät der Nation aus?

Heribert. Herrlich! glänzend! besser als jemals! Da lesen Sie. Hier steht ein Beweis, der alle andern überflüssig macht. Lesen Sie in diesem öffentlichen Blatte, daß unter andern klugen Maßregeln, „den Bürgersinn auf die bevorstehenden Urversammlungen wieder aufzufrischen," auch diese genommen worden ist, daß die Souveränetät des Volks durch ein eigenes Fest, am 30 Ventose dieses Jahres, in der ganzen Republik gefeiert werden soll. Können Sie einen einleuchtendern Beweis verlangen als diesen?

Willibald. Wirklich? — So gestehe ich Ihnen, die Erfindung dieser neuen Maschine, dem sterbenden Glauben des Französischen Volks an seine eigne Souveränetät etwas Lebensluft zuzuwehen, ist in meinen Augen eine äußerst merkwürdige Erscheinung. Sie beweiset mir eines von beiden: entweder, daß die dermaligen Gewalthaber von dem Verstande des Französischen Volks eine außerordentlich geringe Meinung haben; oder daß ihre Furcht vor dem, was auf den nächsten allgemeinen Volksversammlungen geschehen könnte, sehr groß seyn muß, da sie ihnen die möglichen und sogar wahrscheinlichen Folgen eines solchen Festes zu verbergen scheint.

Heribert. Wie so?

Willibald. Es wäre doch sehr möglich, daß Ihr Volk, wie leichtsinnig es auch immer seyn mag, durch eine so laute Aufforderung zum Nachdenken beinahe gezwungen, auf den

Einfall käme, sich selbst zu fragen: ist es denn auch wahr, daß wir der Souverän von Frankreich sind?

Heribert. Diese Frage wäre nicht schwer zu beantworten.

Wilibald. Sie wissen aber, wie das Volk ist. Sich in weitläufige und tiefsinnige Untersuchungen, Abstractionen und Distinctionen einzulassen, ist seine Sache nicht. Es gibt einen kürzern Weg ins Klare zu kommen. Diogenes führte gegen den Sophisten, der seinen Zuhörern die Unmöglichkeit der Bewegung durch eine Menge spitzfindiger Argumente vordemonstrirt hatte, keinen andern Gegenbeweis, als daß er davon ging. Wie, wenn das Französische Volk, um sich selbst von seiner Souveränetät zu überzeugen, plötzlich den Entschluß nähme sie auszuüben, die Constitution von 1795 vollends zu cassiren, seine zeitherigen Vertreter und Agenten nach Cayenne zu deportiren, und das Königthum zurückzurufen? Gestehen Sie, Freund Heribert, wofern das Französische Volk wirklich so gestimmt ist, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, so könnte kein Tag zu einem solchen Schritte bequemer und schicklicher seyn, als das Fest seiner Souveränetät.

Heribert. Da wäre das Directorium freilich mit seinem vermeinten Präservativ garstig angeführt! — Aber es hat keine Gefahr. Unsre Dreimänner, auf welche doch am Ende alles ankommt, haben zu viele und große Proben ihrer Vorsichtigkeit abgelegt, als daß zu besorgen wäre, sie möchten bei einer so wichtigen Gelegenheit in eine Grube stürzen, die sie sich selbst gegraben hätten. Von den entschiednen Royalisten gilt gerade das Gegentheil. Wenn hier eine Grube gegraben wird, so däucht mich sie werde den Royalisten gegraben; und die unkluge Voreiligkeit, womit sie bisher noch immer ihre eigenen Plane und Anstalten selbst vereitelt haben, könnte

ihnen leicht bei dieser Versuchung, in welche sie (vielleicht absichtlich) geführt werden, abermal einen schlimmen Streich spielen. Auf alle Fälle werden Sie sehen, daß die Republik, Dank sey den eben so kräftigen als klugen Maßregeln ihrer Vorsteher, triumphirend aus der Gefahr, wofern hier eine ist, hervorgehen wird.

Willibald. Ich wünsche allen Menschen, und gewiß auch Ihrer Nation, wiewohl sie der meinigen viel Böses gethan hat, zu aufrichtig Gutes, als daß es mich nicht freuen sollte, wenn der 30 Ventose in ganz Frankreich ruhig und fröhlich abläuft. — Aber wenn dieß auch, durch die Maßregeln des Directoriums, auf welche Sie so eben deuteten, der Fall seyn dürfte, das heißt, wenn jede zweckmäßige Anstalt getroffen wird, daß das Volk seine Souveränetät nicht ausüben könne, wie große Lust es auch dazu haben möchte — kehrt da nicht die alte Frage wieder: was für ein seltsames Ding ist es um ein Recht, das ich zwar besitze und nie verlieren noch veräußern kann, aber nur nicht ausüben darf? Wenn der Wille der eminenten Mehrheit für den allgemeinen Willen gilt; wenn dieser das höchste Gesetz im Staat, und die Souveränetät das heiligste unverletzlichste Recht des Volkes ist: mit welcher Befugniß dürfen bloße Staatsbeamte sich unterfangen, den Willen ihres obersten Gebieters in Fesseln zu legen?

Heribert. Glauben Sie ja nicht, die unsrigen mit dieser Frage in Verlegenheit zu setzen. Wir appelliren von dem Volke an die Nation. Das Volk ist veränderlich, leicht zu bewegen, leicht zu täuschen und irre zu führen, leicht von einem Ton in einen andern zu stimmen. Es handelt immer nach fremdem Antrieb und momentanen Eindrücken, ist immer in der Gewalt eines jeden, der sich seiner Leidenschaften zu

bemächtigen, oder ihm seine eignen mitzutheilen weiß, und Muth genug hat, sich an seine Spitze zu stellen. Nichts ist daher nothwendiger, als seine Aufwallungen und Launen von seinem festen, unwandelbaren und allgemeinen Willen zu unterscheiden. Dieser ist da, wo die allgemeine Vernunft ist; nicht in den einzelnen Departementern, Communen und Volksversammlungen, sondern in der ganzen Nation, insofern sie über ihre eignen Rechte und Vortheile aufgeklärt ist, oder (was auf das Nämliche hinausläuft) insofern sie durch den aufgeklärtesten und von ächtem Gemeingeist beseelten Theil des Volks repräsentirt wird. Diesem kommt es alsdann zu, die Bewegungen des Volks zu leiten, es in Uebereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, es vor den hinterlistigen Künsten seiner verkappten Feinde zu verwahren, und zu Beobachtung der Gesetze, die es einmal als Aussprüche der Vernunft erkannt hat, anzuhalten, kurz, einer Wankelmüthigkeit Einhalt zu thun, die den Staat in eine ewige Anarchie stürzen würde, wenn der Despotism des Gesetzes (den man den Vollziehern desselben mit Unrecht zur Last legt) ihm nicht einen Damm entgegenthürmte, den sie nicht ungestraft überspringen darf.

Willibald (lächelnd). Ich danke Ihnen, lieber Heribert, daß Sie meinen Begriff von der Volkssouveränetät so schön rectificirt haben. Denn ich gestehe, daß ich mir immer keine rechte Vorstellung davon machen konnte, was ihr Republicaner euch dabei denkt. Sie ist also nicht unverlierbar, wie wir vorhin annahmen?

Heribert. Dem Rechte nach, allerdings; dem Gebrauch nach, nicht. Denn das Volk ist ja um seines eignen Besten willen genöthiget, die Ausübung derselben einem kleinen Ausschuß aus seinem Mittel aufzutragen.

Willibald. Das Volk kann sich also nicht selbst regieren,

wiewohl es das vollkommenste Recht dazu hat? Kann nicht sein eigner Gesetzgeber noch Richter seyn? seine Finanzen nicht selbst verwalten? seine Kriegsheere nicht in eigner höchster Person anführen? — wie sehr es auch zu allem dem berechtigt ist?

Heribert. Sie scherzen, Wilibald.

Wilibald. Um Verzeihung! Ich rede in ganzem Ernst. Das Volk befindet sich also mit seiner Souveränetät völlig in dem Fall eines unumschränkten Erbmonarchen, der noch in der Wiege liegt: es bedarf einer Vormundschaft, die alles, was es als sein eigner Souverän zu thun hat, in seinem Namen beobachtet — kurz, an seiner Statt seine Rechte wahrnimmt und seine Pflichten erfüllt?

Heribert. Die Natur der Sache läßt es nicht anders zu. Nur belieben Sie den Unterschied zu bemerken, daß der unmündige Monarch sich seine Stellvertreter nicht selbst auslesen kann, das Volk hingegen bereits in dem Alter ist, die seinigen zu wählen.

Wilibald. Nehmen Sie sich in Acht, Heribert! Machten Sie mir nicht eben selbst eine Abschilderung von dem Charakter des Volks, aus welcher ganz geradezu folgt, daß es, ungeachtet der Volljährigkeit der einzelnen Menschen, woraus seine ganze Masse besteht, eben so wenig zu einer solchen Auswahl taugt, als ein unmündiger Monarch? Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen seyn, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnellbesonnenen und muthvoll seyn sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch; und je größer die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in

der Meinung andrer, für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Factionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es seyn, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen, und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjecte vereinigen werden. Lassen Sie es in irgend einem kleinen Kuhschnappel nur um die Wahl eines Thorschreibers oder Nachtwächters zu thun seyn, überlassen Sie solche dem Volke, und sehen wie es dabei zugehen wird! In einem größern Abdera ist's nur desto schlimmer. Doch das müssen Sie selbst bereits aus Erfahrung am besten wissen.

Heribert. Nur allzu wahr! Und dennoch —

Wilibald (ihm in die Rede fallend). Die große Urquelle aller Täuschung eurer republicanischen Dogmatiker ist, daß sie überall, wo es das Interesse ihres Systems erfordert, sich das Volk nicht so denken, wie es wirklich ist, sondern wie es seyn müßte, wenn es sich der Rechte, die sie ihm einräumen, weislich sollte bedienen können. Dieß gilt von eurer ganzen Constitution. Sie ist in einer Art von prophetischem Geiste, für ein anderes Jahrhundert, für ein Volk, das erst noch dazu gebildet werden soll, gemacht, und wird nach aller Wahrscheinlichkeit eine noch so weit entfernte Zukunft nicht erleben. — Doch, dieß nur im Vorbeigehen, und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe. Ich erinnere mich Ihres „und dennoch!" sehr wohl, und will Ihnen die Mühe ersparen, sich näher zu erklären, weil ich Ihre Meinung zu errathen glaube. Da wir gemeinschaftlich Wahrheit suchen, so ist nöthig, daß wir immer so nahe beisammen bleiben, als möglich seyn will. Ich räume Ihnen also zu diesem Behuf ein, daß ein Volk — es sey nun, daß es sich

bisher noch in einer Art von Naturstand befunden, und nun entschlossen sey, künftig eine bürgerliche Gesellschaft auszumachen, oder daß es, wie die Französische Nation, durch irgend eine Revolution, in jenen anarchischen Stand zurückgeworfen worden — daß dieses Volk nicht nur berechtigt, sondern (wofern es anders der Würde vernünftiger Wesen nicht entsagen will) verbunden ist, sich einer gesetzmäßigen Regierung zu unterwerfen. Ein Volk, es bestehe nun aus dreißigtausend oder aus dreißig Millionen Menschen, kann vernünftiger Weise seine Souveränetät nur zu einem einzigen Act gebrauchen, nämlich zu demjenigen, wodurch es sich derselben wieder begibt, indem es sie entweder mehrern Personen oder einer einzigen zur Verwaltung überträgt.

Heribert. Mit Ihrer Erlaubniß, das Volk begibt sich seiner Souveränetät keineswegs, indem es bloß die Last der Verwaltung auf andre wälzt.

Willibald. Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen doch nicht aus dem millionenköpfigen Souverän eine Art von morgenländischem Schach machen, der die Regierung bloß darum auf fremde Schultern legt, um sich desto gemächlicher und ungestörter einer wollüstigen Unthätigkeit überlassen zu können? Das Volk begibt sich der Ausübung seiner höchsten Gewalt, weil es sie nicht selbst verwalten kann; weil kein anderes Mittel ist, zu dem Zustand von Ordnung und Ruhe zu gelangen, ohne welchen es sich den Genuß der Vortheile des bürgerlichen Lebens nicht verschaffen könnte. Der wahre Souverän im Staat ist derjenige, der das Recht hat die höchste Gewalt auszuüben; und von dem Augenblick an, da das Volk sich der Ausübung dieses Rechts begeben hat, tritt es, wie groß auch seine gesetzmäßige Freiheit immer seyn mag, in das Verhältniß eines Unterthans, und ist seiner sich selbst

gegebnen Obrigkeit Gehorsam schuldig. Gegen die Evidenz dieser Grundwahrheit helfen keine Distinctionen. Auch sehen Sie, daß Ihre dermaligen Gewalthaber es nicht anders verstehen, und ihren vorgeblichen Souverän sehr gut in der Zucht zu halten wissen; nicht selten mit einer Strenge, die kein Minister Ihrer letzten Könige zu wagen sich getrauet hätte. — Aber, um nicht wieder aus unserm Wege zu kommen, will ich mich über diesen Punkt, was die Theorie betrifft, in keinen Streit mit Ihnen einlassen; zumal, da ich nicht zu läugnen begehre, daß es, in dem bestimmten Falle, den wir vorausgesetzt haben, von der Willkür des Volkes abhängt, unter welchen Bedingungen und Modificationen es seine höchste Gewalt in die Hände seiner Stellvertreter legen will. Bekanntlich bilden diese Modificationen die verschiedenen Formen der Staatsverfassung, deren weit mehrere sind als man gewöhnlich annimmt. Aber unter allen diesen Formen bleibt das Wesen der Regierung sich selbst gleich; die Bedingungen, unter welchen es möglich ist, ein von Natur freies Volk zu regieren, sind in allen eben dieselben; die Rechte dessen oder derjenigen, welchem oder welchen die höchste Gewalt anvertraut ist, und die Pflichten des Volks, welches zu gehorchen schuldig ist, sind in allen eben dieselben, und umgekehrt. —

Heribert So daß es also, Ihrer Meinung nach, einem Volke ganz gleichgültig seyn kann, ob es von einem Monarchen oder von einer demokratischen Obrigkeit regiert werde?

Wilibald. Doch nicht ganz gleichgültig. Jede dieser Formen hat ihre eigenen Vorzüge und Nachtheile: und wenn sie genau gegen einander abgewogen werden, so dürfte wohl, wie ich mir zu behaupten getraue, der Vorzug auf Seiten der Monarchie seyn.

Heribert. Da kommen wir auf einmal so weit aus einander, daß es schwer halten wird, uns wieder zusammen zu finden.

Wilibald. Wir wollen also, mit Ihrer Erlaubniß, diesen letztern Punkt, wenigstens vor der Hand, unentschieden, oder, wenn Sie wollen, nach Ihrem eigenen Gutdünken entschieden seyn lassen, und bloß bei dem verweilen, was allen Regierungsformen gemein ist. Um desto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeschränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräsentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden äußersten, zwischen welchen alle andern liegen, gegen einander stellen, um zu sehen, was sie mit einander gemein haben.

Heribert. Ich bin's zufrieden. Nur verbitte ich alle kleinen optischen Kunstgriffchen bei der Zusammenstellung.

Wilibald. Besorgen Sie nichts dergleichen; ich werde nicht nöthig haben, der Wahrheit durch Kunst nachzuhelfen. Fürs erste also: in der besagten Demokratie, wie in der uneingeschränktesten Monarchie, hat sich das Volk des Gebrauchs der höchsten Gewalt begeben. Denn wiewohl es in jener den Namen des Souveräns beibehält, und in Frankreich künftig sogar ein Fest seiner Souveränetät mit allem gebührenden Pompe begehen wird, so wollte ich doch Sr. popularen Majestät nicht rathen, sich den Verordnungen der Bürgerdirectoren, oder den Bajonnetten und Kanonen der unter den Befehlen derselben stehenden Bürgersoldaten und Leibgardisten zu widersetzen. Oder glauben Sie etwa —

Heribert. Nein, nein! Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihres Glaubens. Nur weiter!

Wilibald. Zweitens: in beiden ist dem Volke das vor

einigen Jahren so hoch gepriesene Maratische Recht der heiligen Insurrection niedergelegt.

Heribert. Ohne alle Bedingung?

Wilibald. Ohne alle Bedingung.

Heribert. Das ist hart!

Wilibald. Es gibt wirklich Fälle, wo es sehr hart ist.

Heribert. In der unumschränkten Monarchie mag das wohl so seyn, wo das Volk in politischem Sinne für nichts gerechnet ist —

Wilibald. Das ist nun auch so einer von euern auf gut Glück angenommenen Sätzen, gegen den ich sehr viel einzuwenden hätte. Doch davon ein andermal! — In der Demokratie also, meinen Sie, wäre es ein andres mit dem Recht der heiligen Insurrection?

Heribert. Unläugbar ist das Volk in mehr als Einem Falle dazu berechtigt.

Wilibald. Berechtigt? Wenigstens in der Demokratie nicht mehr als in der Monarchie.

Heribert. Zum Beispiel, wenn die obersten Vollzieher der höchsten Gewalt sich einen wesentlichen Eingriff in die Constitution erlauben wollten.

Wilibald. Wie, Heribert? Haben Sie vergessen, daß am 18 Fructidor der Casus in terminis schon da gewesen ist? Kann die Constitution wohl gröblicher verletzt werden, als wenn das Directorium sich einer ihm ausdrücklich untersagten Disposition über die bewaffnete Macht anmaßt, um einen gewaltsamen Eingriff in die Freiheit des gesetzgebenden Körpers und seiner eigenen Mitglieder zu thun? — Das Mißfallen aller guten Bürger über diesen ungeheuern Act von Sultanism war so allgemein als ihr Erstaunen; und doch

rührte sich das Volk nicht! — Und warum rührte es sich nicht?

Heribert. Die Ueberraschung, der Schrecken —

Willibald. Wird vermuthlich in jedem ähnlichen Falle dieselbe Wirkung thun. Aber, was Sie als etwas ganz Ausgemachtes annehmen können, ist, daß das Directorium, zum Beweise, daß es dem Volk kein Recht zum Aufstand zugesteht, in jedem Falle, wo es für nöthig halten wird, „die Republik durch einen Bruch in die Constitution zu retten," auch die nöthigen Maßregeln nehmen wird, dem Volke die Ausübung eines solchen Rechts, durch eben dieselben Mittel, deren sich der entschiedenste Despot gegen unruhige Unterthanen bedient, unmöglich zu machen. Auch versteht sich von selbst, daß es das entscheidende Urtheil über die Fälle, wo diese Nothwendigkeit eintreten möchte, jedesmal sich selbst ausschließlich vorbehalten wird. Wo bliebe denn also, was diesen Punkt betrifft, der Unterschied zwischen den Fünfmännern in der Demokratie und dem Einzigen Mann in der unumschränktesten aller Monarchien?

Heribert (die Achseln zuckend). Also weiter.

Willibald. Drittens: in beiden ist dem Volke, dem souveränen so gut als dem allerunterthänigsten, alle Macht benommen, die Staatsverfassung zu ändern, wie groß auch immer seine Lust dazu seyn möchte.

Heribert. Wie wäre das?

Willibald. Zum Beispiel: setzen wir den möglichen Fall, das Volk wäre der quinqueviralischen Regierung müde und überdrüssig; es finge an zu bemerken, daß die Vortheile, die es von seinem einzigen Prärogative, dem Wahlrecht in den Primarversammlungen, zieht, gegen den damit verknüpften Zeitverlust, die Unterbrechung seiner gewöhnlichen Geschäfte,

und alle die heillosen Folgen des ewigen Intriguirens, Cabalirens, Aufhetzens, Verführens und Bestechens, das von einer solchen alle Jahre wiederkommenden Wählerei unzertrennlich ist, in gar keiner Proportion stehen; kurz, gesetzt das Volk überzeugte sich, bei Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den goldnen Zeiten, wozu man ihm anfangs so große und nahe Hoffnung machte, daß es ihm besser wäre, die dermalige Ordnung der Dinge mit einem leidlich eingerichteten Königthum zu vertauschen, und es wollte bei den nächsten Urversammlungen seinen souveränen Willen über diesen Punkt kund werden lassen —

Heribert. Das könnte doch wohl nicht ohne Berathschlagung und Debatten geschehen, und diese sind dem Volk bekanntermaßen durch die Constitution untersagt.

Wilibald. Das ist es eben, was ich meine. Das Directorium, dem mit einer solchen Entschließung seines Souveräns nicht gedient wäre, wird es nicht an sich fehlen lassen, unter der Aegide der Constitution, bei jedem Anschein, daß das Volk sich eines so sträflichen Gebrauchs seiner Souveränetät unterfangen möchte, so kräftige Maßregeln dagegen zu nehmen, daß es den heutigen Griechen zehnmal leichter seyn wird, das Joch der Türken abzuschütteln, als den Franzosen, ihrer Souveränetät wieder los zu werden, wie überlästig sie ihnen auch immer seyn möchte.

Heribert. Das glaub' ich selbst.

Wilibald. Also viertens: in beiden ist das wesentlichste Interesse des Volks in fremden Händen; in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Räthe und Vertrauten; in der Französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Creaturen

hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch. Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus. Es muß z. B. so gut wie dieses, alles, was es hat, hergeben, um die wirklichen und vorgeblichen Staatsausgaben zu bestreiten, ohne daß weder dem einen noch dem andern darüber Rechnung abgelegt wird; es muß, so gut wie dieses, seine Söhne an die Schlachtbank führen lassen, sobald es den Wenigen beliebt, in deren Willkür es den Gebrauch seiner wichtigsten Oberherrlichkeitsrechte gestellt hat; es muß der Wohlthaten des Friedens so lange entbehren, als es das Interesse der herrschenden Faction ist, Krieg zu haben; und man sieht aus dem ganzen Benehmen dieser Faction, wie geflissentlich sie es darauf anlegt, den Janustempel, von dessen Schließung sie sich wenig Gutes zu versprechen scheint, ewig offen zu erhalten.

Heribert. Sehen Sie nicht, mit welchem Enthusiasmus sich die ganze Nation für die große Unternehmung gegen Carthago interessirt?

Wilibald. Die ganze Nation? Daran zweifle ich sehr. Wenn es aber auch wäre, so weiß man ja, wie gewaltig und unablässig sie seit einiger Zeit wieder elektrisirt und fanatisirt wird. Aber vergessen Sie nicht, daß keine Nation in der Welt leichter in Feuer zu setzen, leichter zu verführen und zu mißbrauchen, leichter von einem Aeußersten zum andern hinzureißen ist, als die Ihrige. Schon lange ließ sie es deutlich genug merken, daß sie den Frieden für ein Gut halte, das die Aufopferungen, die man ihm machen müßte, überschwänglich bezahlen würde. Freilich findet zwischen den unterthänigen Völkern und dem souveränen auch diese Aehnlichkeit statt, daß bei solchen Gelegenheiten beiden ungefähr die nämlichen Complimente gemacht, beiden dieselben Trostlieder vorgesun-

gen, beide durch dieselben Vorspiegelungen zur Geduld und zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte angefeuert werden: es ist aber auch dießmal bloß von den Aehnlichkeiten die Rede.

Heribert (läßt den Kopf ein wenig auf die Seite hängen, zählt seine Finger und nimmt Tabak).

Wilibald. Ich sehe, daß ich zu lange auf einer so widerlich schnarrenden Saite verweile. Also nichts weiter als dieß Einzige: je genauer wir die Sache von allen Seiten betrachten, desto einleuchtender, däucht mir, muß es uns werden, daß nirgends ein rechtmäßiger Grund vorhanden ist, warum ein republicanischer Christ dem Königthum, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen in seinem Taufbund, entsagen, oder ein atheistischer Republicaner ihm alle Augenblicke eine so häßliche Leidenschaft, als unversöhnlicher Haß ist, zuschwören soll. Es lebt sich ganz leidlich in der Republik, wie in der Monarchie, vorausgesetzt, daß beide mit Gerechtigkeit und Weisheit regiert werden. Wenn der Monarch die Tugenden Marc-Aurels mit der Klugheit Augusts und der Tapferkeit und Mäßigung Trajans in sich vereiniget; wenn in der Republik das Directorium und seine Ministerialen, die gesetzgebenden Collegien, die Gerichtshöfe und die Heerführerstellen mit lauter Männern wie Aristides, Perikles, Epaminondas, Phocion, Timoleon, Paul-Aemil, Regulus, Cato u. s. w. besetzt sind: so werden gute und verständige Menschen (die nicht mehr verlangen als was billig ist) sich unter beiderlei Regierungsformen wohl genug befinden, um keine Aenderung zu wünschen.

Heribert. Eine bescheidene Forderung, das gesteh' ich! Ungefähr wie wenn Plato die Republik von lauter Philosophen regiert haben will.

Wilibald. Kann ich weniger fordern? Damit eine

Republik, zumal eine so große wie die Ihrige, gedeihe, ist Tugend, als herrschendes Princip der Regenten sowohl als der Regierten, eine unnachlässige Bedingung: das ist so erweislich als irgend ein Lehrsatz im Euklid. Die Monarchie kann sich, zur Noth, mit weniger behelfen. Wenn der Fürst nur kein Caligula oder Claudius, seine Minister keine Tigelline, seine Gemahlin keine Messalina oder Brünehild, seine Maitresse keine Theodora, seine Günstlinge keine Pallasse und Narcissen sind, so können die Unterthanen immer zufrieden seyn, und alles mag, durch den bloßen Mechanism der gewöhnlichen Polizei, Justiz- und Finanz-Verwaltung, in einem einmal in sich selbst bestehenden Staate noch ganz erträglich gehen. In der Republik hingegen —

Heribert (gähnend). Was geben uns die Schauspieler diesen Abend?

Wilibald. Die Zauberflöte.

Heribert. Desto besser. Ich gestehe Ihnen, unser Gespräch hat mich übellaunig gemacht; es braucht nichts Geringeres als einen Dichter wie Schikaneder und einen Tonkünstler wie Mozart, um mir wieder zu einer leiblichen Stimmung zu verhelfen. Lassen Sie uns aufbrechen.

IV.

Was ist zu thun?

Geron. So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freiheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Masse Thon behandeln, und nach ihrer Willkür, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muß! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dieß wäre alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert (ihm in die Rede fallend). — sich nie endigen, oder nur mit Deutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

Geron. Wenn wir noch wären, was unsere Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrigen Völker Europens, sogar die auf ihre damaligen Vorzüge in Cultur und Aufklärung stolzen Italiener, noch mit Achtung von den Deutschen sprachen — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir

noch Energie, noch alten Brudersinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nationalgeist hätten —

Heribert. Vaterlandsliebe? Nationalgeist? — Lieber Geron! wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Deutschen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmal so weit gekommen sind, damit ausgerichtet? Soll die Deutsche Nation in Masse aufstehen?

Geron (tief erseufzend). Sie haben Recht! Ich vergaß, daß wir das nicht können — nicht dürfen, wenn wir's auch könnten; ich vergaß, daß wir keine Nation sind; daß wir das ungeheure Bild sind, das König Nebukadnezar einst im Traume sah — „dessen Haupt war von feinem Gold, seine Brust und Arme von feinem Silber, sein Bauch von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße halb von Eisen und halb von Thon."

Heribert. Und Sie wundern sich noch, daß diese Füße von dem gewaltigen Stein, der auf sie herabfiel, zerschmettert wurden?

Geron. Da Sie sich doch dieses Umstandes so gut erinnern, so wissen Sie wohl auch was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold, und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte."

Heribert. Und Sie, mein Freund, erinnern sich auch noch, daß „der Stein, der das Bild schlug, zu einem großen Berge ward, und die ganze Welt erfüllte?"

Geron. Ich bitte Sie, lassen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Orte. Mir schaudert vor allen diesen Aehnlichkeiten! O der Berg, der Berg! der dreimal verwünschte Berg! — Es ist schwer, lieber Heri-

bert, den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, dessen majestätischer Bau, selbst in seinem Verfall, der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das sowohl durch seine geographische Lage, Größe, Fruchtbarkeit und Bevölkerung, als durch das, was seine Bewohner schon sind, und unter günstigen Umständen noch werden könnten, zur Grundfeste des policirten und aufgeklärten Europa bestimmt ist, daß ein solches Reich dem Neufränkischen Koloß, der sich auf einmal über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgestell dienen soll! Es ist schwer, den Gedanken zu ertragen, daß drei oder vier Französische Advocaten das Schicksal von vierzig bis funfzig Millionen Menschen entscheiden, und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns selbst hätten helfen können, verschlummert haben, sich nun ermächtiget finden sollen, uns in unsrer gewohnten Lebensordnung zu stören, und uns, wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eisernes Bette zu legen, um so lange an uns zu stümmeln und zu recken, bis wir so kurz oder lang sind als sie uns haben wollen.

Heribert. Hoffentlich ist es so arg nicht, wie Sie sich's in diesem düstern Augenblick vorstellen. Gesetzt aber, es wäre, wie ist zu helfen?

Geron Daß dieß noch die Frage ist, das ist es eben, was mich und alle biedern Deutschen so mißmüthig macht.

Heribert. Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutschen seyd nun einmal, im strengen Sinn des Worts, keine Nation, sondern ein Aggregat von mehr als zweihundert größern, kleinern, noch kleinern, und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst, und dagegen hilft kein Nationalstolz, keine Selbsttäuschung. Daß dieses Aggregat sich nun auf einmal einbilden soll eine Nation zu seyn; daß es mit gesammter Kraft, wie Ein Mann, aufstehen,

und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordnen Verfassung zu verlängern, und die hohen Vorrechte der Römischkatholischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten — wer kann das erwarten? Was geht alle diese Menschen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tyroler, der Halberstädter, der Mecklenburger, der Würtemberger u. s. w. unglücklicher seyn, wenn den Abkömmlingen der Altdeutschen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürsten zu werden?

Geron. Wenn diese Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bei dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäßig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daß unserm Volke, wie jedem andern in der Welt, eben nicht sehr viel daran gelegen ist, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem ist an der Integrität des Reichs, insofern sie dermalen in Gefahr ist, mehr gelegen, als eben dieser so zahlreichen Classe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutschen Reichs sind, und, wenn sie für Einen Mann ständen, und der Heldengeist ihrer Vorfahren noch in ihrem Busen loderte, so viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

Heribert (leise vor sich). Da müßten sie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Geron (ohne darauf zu achten, fortfahrend). Glauben Sie, daß ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach, den Ereignissen unsrer Tage so gelassen und unthätig zugesehen hätte?

Heribert. Ich bitte Sie, lieber Geron, sehen Sie selbst die Dinge mit etwas mehr Gelassenheit an, und reden Sie

nicht, als ob Sie im sechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener Altdeutschen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer alles mit sich fortreißenden Gewalt weichen müssen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr thun können, als unmuthig ihre zottellockigen Heldenköpfe schütteln, und — in ihre Gräber zurücksinken?

Geron. Leider ist es, wie Sie sagen. Und so wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: was ist zu thun?

Heribert. Sehen Sie sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie sich wie Sie wollen und können, strengen Sie alle Nerven und Sennen Ihrer Erfindungskraft und Ueberlegung bis zum Reißen an, Sie werden kein anderes Resultat herausbringen, als die goldne Maxime, die so lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht, „der Nothwendigkeit nachgeben.“

Geron. Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau sagen wollen?

Heribert. Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voreltern eine uralte, ehrwürdige, Gothische Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schießscharten, steilen Wendeltreppen, kleinen Zimmern, großen Sälen voll Hirschgeweihen und geharnischter Ahnen, Rüstkammern, Gewölben, Kellern, Wassergräben und Zugbrücken, geerbt, und diese edle Familie hätte sich, mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten, seit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen die inzwischen in der Welt vorgegangen, in und mit dieser unbequemen, finstern, winklichten, kalten und muffichten alten Burg beholfen so gut

sie gekonnt und gewußt; hier und da wäre wohl auch eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geschmack umgestaltet und verziert, oder eine dunkle Winterstube mit etwas mehr Licht versehen, die beräucherten Decken neu getüncht und bemalt, Kreuzgänge und Vorsäle in eine Menge kleiner Zimmerchen und Degagements verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und modernisirt worden, daß das Ganze zuletzt das Ansehen eines seltsamen und in seiner Art einzigen Mitteldings von einem Altgothischen Ritter- und Zauberschloß, und einem, in verschiedenen Epochen nach verschiedenen Planen, stückweise zusammengeflickten Italienisch-Französischen Palast, gewonnen hätte; alle diese Veränderungen aber hätten der Festigkeit und dem Zusammenhang dieses weitläufigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan, so daß es sich hier und da stark gesenkt, fürchterliche Risse bekommen, mit Einem Wort, so baufällig geworden, daß endlich den edeln Bewohnern selbst (von ihren Dienern und Knechten nichts zu sagen), ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht sonderlich wohl darin zu Muth gewesen wäre. — Sie hätten zwar ihr Möglichstes gethan dem Uebel zu steuern, hätten hier und da frische Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Risse ausgestopft und zugemauert, im Uebrigen die Sache Gott befohlen, sich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun seyn möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenschaft überlassen; es wäre aber freilich weder mit jener Flickerei, noch mit dieser Resignation, der Sache geholfen gewesen. Inzwischen wäre in einem benachbarten Land ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, dessen Bewegungen sich weit umher verbreitet, und auch die besagte alte Gothenburg so kräftig erschüttert hätten, daß einige

Thürmchen und Angebäude wirklich eingestürzt, und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sachen meldete sich ein fremder Baumeister —

Geron. O ja, bei Theut und Wodan! ein feiner Baumeister!

Heribert. Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als Eine Probe, daß es kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er einen Vorschlag zu thun hat, so muß er gehört werden.

Geron. Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag!

Heribert. Nun, nun! der Vorschlag ließe sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern?

Geron. Freund Heribert, Ihr Gleichniß ist nicht viel tröstlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht läugnen, was nur ein Wahnsinniger läugnen könnte: es steht um das bewußte Gebäude freilich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Theile; — überdieß wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir, und sogar unsre Nachkommen, nach Gottes Willen, uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammengefallen wäre.

Heribert (laut auflachend). Wirklich? Was Sie für ein gutmüthiger Mann sind, Geron! Sie sind wirklich zu bedauern, daß Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit

nicht gönnen will, sich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine so tröstliche Aussicht gibt. Ich muß gestehen, Sie haben sich über großes Unrecht zu beklagen.

Geron. Aber was geht unsre Burg eure Baumeister an? Wir können und werden uns schon selber helfen, wenn wir's nöthig finden.

Heribert Sey'n Sie so billig zu bedenken, daß der fremde Baumeister einer Ihrer nächsten Nachbarn ist, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgültig sey, in was für Umständen ein Gebäude sich befindet, dessen Einsturz seine eigne Wohnung beschädigen könnte. Aber lassen wir alle diese Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu spät. Das Erdbeben hat nun einmal seine fatale Wirkung gethan, es muß für das Unterkommen der dadurch Beschädigten gesorgt werden; die Frage ist nur, wie und woher?

Geron. Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

Heribert. Die ganze Familie ist natürlich in großer Bewegung. Daß etwas gethan werden müsse, ist augenscheinlich. Darin stimmen alle überein. Aber was? Da sitzt der Knoten, ein sehr verwickelter, den entweder weise Klugheit auflösen muß, oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

Geron. Zum letztern soll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über- und unterirdischen Mächte sich verschworen haben uns Sinn und Muth zu rauben. Aber lassen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange gespielt haben, und die, wie passend sie auch in einigen Punkten ist, doch in andern uns nur zu Trugschlüssen verführen würde. So ist es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unsrer alten Gothischen Burg einstürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufheben, und die Thatsachen, wovon

die Rede ist, an sich selbst erwägen, so ist klar, daß es nur auf den freien Willen des Französischen Directoriums ankäme, gemäßigter in seinen Forderungen zu seyn, und von einer so offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem Französischen Gebiet ist, abzustehen: so wie es unsrerseits nur Mangel an Energie, Nationalstolz, Patriotism und Gemeingeist ist, wenn wir uns jemals bequemen, durch eine so demüthigende Nachgiebigkeit unsre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Heribert. Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung seyn; denn ich glaube, auch der tapferste und biederste Mann könnte ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich größere Uebel wäre. Auf die Frage: „ob die Französische Republik so unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer, zur Entschädigung fürs Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft, zurück zu behalten," wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, nicht einlassen. Sie gehört ungefähr unter eben dieselbe Rubrik, wie die Frage: mit welchem Recht die Republiken Polen und Venedig ihrer politischen Existenz beraubt, und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die, unter andern Umständen, nie daran gedacht hätten, sich ein Recht an die Beherrschung dieser Staaten zuzueignen. Aber, wie gesagt, wir wollen jetzt, mit Beseitigung der Rechtsfrage, bloß als Thatsache zum Grunde legen, daß die Französische Republik das linke Rheinufer nun einmal im Besitz hat, und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

Geron. Die erste Frage wäre also: ob dem Deutschen Reiche zugemuthet werden könne, einem so wichtigen integranten Theil seines Staatskörpers gutwillig zu entsagen?

Heribert. Lassen Sie uns die Frage lieber so stellen:

wäre es wohlgethan, wenn das Deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmal stehen, sich selbst zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wieder zu erobern?

Geron (macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen und schweigt mit halb offnem Munde).

Heribert. Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmal stehen." Ich bitte Sie also, versetzen Sie sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wieder kommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des 16ten und 17ten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen und sagen mir nur: wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zu Fortsetzung des Krieges rathen?

Geron (die Achseln zuckend). Da dieß nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu seyn scheint, und ein hinlänglicher Beistand einer großen, aber zu weit entfernten Nordischen Macht weder gewiß, noch, aus sehr wesentlichen Rücksichten, von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freilich wenig Hoffnung übrig —

Heribert. Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden mächtigsten Reichsfürsten sich entschließen könnten, Antheil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach, sehr patriotischen Kriege, den thätigsten Antheil zu nehmen, so ist doch höchst wahrscheinlich (um nicht gewiß zu sagen), daß Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges seyn würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hunderttausend Mann und einige tausend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportiren, und (was ich

nicht zu vergessen bitte) daß Sie noch überdieß ein Arcanum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu lassen.

Geron. Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

Heribert. Auch spreche ich im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meinen Sie, daß es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drei Jahre über eine Hälfte dieses Reiches gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem größten Theile des Deutschen Menschen-Aggregats wenig oder nichts gelegen ist?.

Geron. An der Erhaltung des Ganzen ist allen gelegen, oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

Heribert. Da treffen Sie den rechten Fleck, Geron! Die Rede kann jetzt nicht davon seyn, was das bisherige Deutsche Staatsrecht zuläßt oder nicht; noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Ueber alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen conventionellen Gesetzen steht ein höchstes, allein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz, das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf: warum sollte das Deutsche Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber verhältnißmäßig doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

Geron. Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich;

es kann sich wenden, und endlich einmal auch wohl die gerechte Sache begünstigen.

Heribert. Victrix causa Diis placuit. Verlassen Sie sich nicht zu viel, weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, noch auf die Veränderlichkeit des Glücks. Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiß von beiden Seiten mit cannibalischer Wuth und Grausamkeit geführt würde, der dem Deutschen Reiche das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und bessern Geschäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer kosten, eure Fürsten und Herren ihrer Länder und Besitzungen berauben, eure Städte verwüsten, eure Dörfer und Landschaften in Brand stecken und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den schändlichsten Mißhandlungen, und einem Elend, wovon die bloße Vorstellung unerträglich ist, preisgeben würde — gesetzt auch, die Wiedereroberung des verwüsteten Bodens der ehemals so blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieses Krieges: könnten Sie, als ein redlicher Deutscher Patriot und als ein Mensch — zum Kriege rathen?

Geron (seufzt, hält die Hand vor die Stirn und schweigt).

Heribert. Ich sehe, daß ich Sie ängstige. Lassen Sie uns die Augen von dieser Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als Eine Seite, und alles könnte sehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geschehen ist, sollte den Deutschen billig zur Warnung dienen. Der Geist der Freiheit und Gleichheit, den unsre Revolution über alles Fleisch ausgegossen zu haben scheint, und der bereits sogar im Reiche der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Deutschland eine weit größere

Anzahl von Köpfen, als man sich vielleicht vorstellt, schwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unser Directorium weiß es, rechnet darauf, und wird, wenn es zur Fortsetzung des Kriegs käme, seine Maßregeln darnach nehmen. Sie sehen, wie schnell und leicht es die Demokratisirung des ganzen aristokratischen Theils von Helvetien bewerkstelligt hat; eine Revolution, von der, nur noch vor drei Monaten, keine einzige Schweizerseele sich träumen ließ, weder daß sie so nahe sey, noch daß sie so leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiß nehmen, daß unsre Gewalthaber diese Erfahrung nicht angestellt haben, ohne bei Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umstand nicht zu übersehen, daß das Helvetische Landvolk größtentheils keine, oder verhältnißmäßig nur sehr unbedeutende Beschwerden über seine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dieß möchte in Deutschland nicht allenthalben der Fall seyn. — Dem Verständigen ist ein Wink genug; und Sie können sich nun alles Weitere selbst sagen.

Geron. Ich gestehe, dieß verdient von unsern Obern, und vornehmlich von unsrer edeln Ritterschaft, deren Interesse jetzt hauptsächlich auf dem Spiele steht, wohl beherziget zu werden. In der That ist die Geschichte der Berner Revolution, mit allen ihren kleinsten Umständen, in Absicht der praktischen Folgerungen, die sich dem Staatsmann, der seine Kunst auf Menschenkenntniß baut, darbietet, von der höchsten Wichtigkeit; und wenn sie auch sonst nichts lehrte, als wie wenig man sich sogar auf ein treugesinntes Volk, und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu rathen ist.

Heribert. Setzen Sie auch den Fall, das Deutsche

Bürger- und Landvolk sey mit seiner dermaligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

Geron. Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Theile der Deutschen Provinzen sicher voraussetzen.

Heribert. Ich will sogar den gerechten Haß, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahre 1796 so übel von uns gemißhandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muß, mit in den Anschlag bringen; und gleichwohl behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung, bei Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und sogenannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich seyn müßte, im Fall die Unsrigen mit Feuer und Schwert in der einen Hand, und mit Freiheit und Gleichheit in der andern, vor ihre Gränzen rückten, eben dieselbe Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvetien der bloße Gedanke, „es noch besser zu haben," hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revolution — es sey nun, daß sie gelänge, oder daß sie allen Jammer eines tödtlichen Kampfes zwischen den größern Mächten und unsrer Republik noch mit den Gräueln eines wüthenden Bürger- und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutschlands vermehrte, überlasse ich Ihnen selbst zu erwägen, oder vielmehr sich darin zu verlieren; denn sie sind unermeßlich.

Geron. Ich gestehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerstandsplan, und sogar aus meinen eifrigsten Wünschen herausgeschreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr demokratisirt zu werden aussetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer, mit allem seinem Zubehör, auf immer und ewig ab.

Heribert. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie

mich der Nothwendigkeit überheben, zu so scharfen Maßregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweiten übergehen, und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die Französische Republik verlieren, entschädiget werden sollen?

Geron. Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republicaner wäre, so würde ich sagen: müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die Neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmal zu einer so zärtlichen Theilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

Heribert. Vermuthlich, weil unsre Machthaber es, vor der Hand, ihren Absichten gemäß finden, einige große Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner sind, so sind wir doch, seit einiger Zeit, gar schlaue und weit sehende Politiker geworden.

Geron. So scheint es. Aber da ich kein Republicaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wohl große Lust darauf zu bestehen, daß Ihre Bürger-Directoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

Heribert. Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben, als die, welche der Bürger Mengaud den Berner Deputirten gegeben haben soll: „so ist der Wille des Directoriums."

Geron. Gestehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine so arrogante Sprache toll werden könnte.

Heribert. Das wäre nur desto schlimmer für Sie, lieber Geron! denn das Directorium will nun einmal was es will, und hat, wie man sagt, nicht nur die Entschädigung der spoliirten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Geron. Bei Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

Heribert. Das möchte dermalen wohl der beste Rath seyn. Aber gedulden Sie sich! Vermuthlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daß sie dann die Macht, die in ihren Händen seyn wird, bescheidener gebrauchen als wir!

Geron. Es sind schon anderthalb Jahre, daß ich von Säcularisation unsrer geistlichen Fürstenthümer und Reichs-Gotteshäuser, und von Vertheilung der Reichsstädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürsten als von einer beschlossenen Sache hörte. Aber damals hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab; und so wie dieser beinahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Uebergewicht der ersten so groß zu seyn, daß in der andern beinahe nichts übrig bleibt, als die federleichte Hoffnung, die Großmuth eurer Allgewaltigen zu rühren.

Heribert. Das erinnert mich an die Mutter, die den

Krokodil durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu seyn, wieder herzustellen; und, da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmal für Nationalgüter erklärt werden sollen, und wir so großmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Namen geltend machen könnten, aus eigner Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

Geron. Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn; zumal, da niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern oder vergrößern zu lassen.

Heribert. Wenn es jetzt das erstemal wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im Westphälischen Frieden schon vorgekommen ist, und Kaiser und Reich sich damals ermächtiget hielten, zwei ansehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürstenthümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Noth und das dringende Bedürfniß des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten: so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daß man in der Meinung stände, ein

so verzweifeltes Hülfsmittel könne nur durch einen dreißigjährigen Krieg einigermaßen gerechtfertigt werden.

Geron. In der That kann ich es niemanden übel nehmen, der in einem solchen Falle keine andre Wahl, als zwischen Siegen und Sterben, gelten lassen wollte.

Heribert. Um Vergebung, Geron! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II oder der berüchtigte Bischof von Münster Christoph v. Galen, in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte, dem strengen Rechte nach, nur in den alten Ritterzeiten, mittelst eines Zweikampfs, wobei der infulirte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, stattgefunden haben.

Geron. Ich bin versichert, wenn das Französische Directorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so großes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun, und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vorsteher der Kirche besser schickt, und zu dem großen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser paßt, als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

Heribert. Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst Pius VI selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beispiele vorleuchtet, und der täglich näher kommenden Demokratisirung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegensieht,

die dem heiligsten und demüthigsten aller seiner Vorfahren auf der Cathedra Petri Ehre gemacht hätte. Sie wissen, lieber Geron, wiewohl mich mein Schicksal zu einem Bürger der Fränkischen Republik gemacht hat, so bin ich doch keiner von denen, die das Malzeichen des apokalyptischen Thiers an der Stirne tragen: ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichrist; und ich gestehe Ihnen, daß ich es unsern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daß sie dem ehrwürdigen Greis, den selbst ein Mahomedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalay-Lama, aus so vielfacher Rücksicht, oder doch wenigstens seines hohen Alters wegen, mit schonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage seines Lebens so unbarmherzig zu verbittern fähig sind.

Geron. Was sollten Menschen von ihren Gesinnungen und Grundsätzen nicht fähig seyn? Seit dem 18 Fructidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich sag' es mit bittrer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abscheulichkeit von den letzten Generationen dieses so düster und schauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Gesellschaft die Menschen zusammenknüpft und einander unentbehrlich macht; die armseligen Wahnbegriffe, die sich, besonders in diesen letzten zehn Jahren, so vieler Köpfe bemächtigt haben, und die Verdorbenheit der Herzen vollständig und unheilbar machen; ein gefühlloser Egoism, der alles nur auf sein individuelles Selbst bezieht, andre Menschen nur als Mittel und Werkzeuge seiner eignen Zwecke behandelt, und, beim Anblick der unglücklichen Opfer seiner selbstsüchtigen Leidenschaften und Plane, das schwache, sich noch entgegensträubende Menschheitsgefühl durch willkürliche Begriffe und sophistische Ver-

nünfteleien zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles dessen, was den Menschen, wenn sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftischen Yahoos herabsinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenschaften und der wüthende, sich alles erlaubende Haß, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswuth, womit die cultivirtesten Nationen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blind rasender Selbstaufopferung zubereiten: alle diese charakteristischen Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie dem, der einst bessere Zeiten sah, und nun, beinahe mit völliger Gewißheit, daß seine Enkel noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

Heribert. Beruhigen Sie sich, lieber Geron! alle diese Uebel, an welchen unser seinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zusammenstellung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melancholisches Bild unserer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur Eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoche, worin wir leben. Wenn wir beide jetzt dazu gestimmt wären, so würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter seyn, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und dessen Anblick nicht fehlen könnte, die düstern Ahnungen einer noch schlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen, und es vielmehr mit wohlgegründeten Hoffnungen und heitern Aussichten auf einen schönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiß ist die Krisis, worin Europa sich in diesem Augenblick mit so gräßlichen Zuckungen

hin und her wirft, eine der heftigsten, die sich jemals ereignet haben. Ich betrachte sie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwischen dem guten und bösen Genius der Menschheit, in welchen wir alle verflochten sind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menschen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daß der Orkan, den ein solcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft erschüttert, hier und da gräuliche Verwüstungen anrichtet, alte morsche Thronen und nicht länger haltbare Verfassungen umstürzt; daß die aus ihrem Schlaf geschreckten, betäubten, alles für ihre Existenz fürchtenden Menschen die Besonnenheit verlieren, und, indem jeder nur sich selbst retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und sinnlos gegen einander anrennen, und sich selbst mit andern ins Verderben stürzen; daß in einem solchen Sturm alles fallen mußte, was nur noch auf schwachen Stützen stand; daß unter so vielen übereinander stürzenden Ruinen unvermeidlicherweise Schuldige und Unschuldige begraben wurden, und, dem Anschein nach, Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird; — das alles sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weitverbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes, kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schließen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehenden

Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger seyn — gleichviel unter welcher Form und Verfassung! — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Namens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Cultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Geron. Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im Verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, sey diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage, oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republicaner, ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens, das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das Allen gut ist, befördern helfen. Dieß ist es, was wir zu thun haben: für alles Uebrige wird der Himmel sorgen.

V.

Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.

Gismund. Sie sind, wie ich höre, ein ganz entschiedner Royalist?

Ottobert. Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; zwar mit einigen Bedingungen, wie billig, und übrigens jeder andern ehrsamen Verfassung unbeschadet.

Gismund. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht begreife, wie man, in unsern Tagen, wenigstens den Gesinnungen und Wünschen nach, etwas andres als Republicaner seyn kann.

Ottobert. Und mir fällt es eben so schwer, zu begreifen, wie jemand, wenn er sich auch im Jahre 1791 oder 92 von diesen trügerischen Sirenen, Freiheit und Gleichheit, hätte locken lassen, in unsern gegenwärtigen Tagen noch im Ernst von ihnen eingenommen seyn könnte.

Gismund. Ist's möglich, daß Freiheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

Ottobert. Keinen so hohen als Sicherheit und Ordnung.

Gismund. Ob wir einander auch wohl recht verstehen?

Ottobert. Ich zweifle selbst.

Gismund. Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meinung nach ist die monarchische Verfassung die beste?

Ottobert. Für den wesentlichsten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meinung —

Gismund. — ist die demokratische die beste unter allen, wenn anders Freiheit und Gleichheit zum Glücke der Menschen wesentlich sind.

Ottobert. Wenn nun gerade jetzt, da wir von diesen Dingen sprechen, jemand käme, der sich anheischig machen wollte, Ihnen zu beweisen, oder (was noch ärger ist) Sie zu überweisen, daß die demokratische Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft in geradem Widerspruch eht; daß sie ferner, weit entfernt, die einzige zu seyn, worin ein Volk von einiger Größe und Cultur zum Genuß der Freiheit und Gleichheit, der Ihnen so sehr am Herzen liegt, gelangen kann, vielmehr diejenige ist, worin die wenigste Freiheit und Gleichheit stattfindet; daß sie also, anstatt die vollkommenste Staatsverfassung zu seyn, die schlechteste und verwerflichste von allen, und die Idee eines großen demokratischen Reichs, als Resultat einer politischen Theorie betrachtet, eines der hohlsten Hirngespenster ist, die der Mißbrauch der Vernunft jemals ausgedacht hat: — was würden Sie dazu sagen?

Gismund. — Ich? Ich würde sagen, daß er — mich eben so leicht überzeugen könnte, daß der Schnee schwarz, die Sonne ein Ziegelofen, und der Mond eine papierne Laterne sey.

Ottobert. Nehmen Sie sich in Acht! Er könnte Sie

beim Worte nehmen. Er ist Ihnen näher als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der sich dessen, wenn Sie wollen, unterfangen wird — bin ich selbst.

Gismund. Sie? — Nun gut! — So bin ich es jetzt, der Sie beim Worte nimmt! — Und was soll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verloren haben?

Ottobert. Sie werden mir erlauben vorauszusetzen, daß Sie weder ein Schwärmer,

> Den alle Niesewurz von drei Anticyren
> Nicht heilen könnte —

noch ein Familiare des großen Triumvirats sind, dessen sich täglich mehr enthüllender Plan nichts Geringeres zu seyn scheint, als nach und nach, von Volk zu Volk, in möglichst kürzester Zeit, den ganzen Erdboden zu demokratisiren. Wären Sie das erste, so würden vernünftige Gründe wenig über Sie vermögen; wären Sie das andere, so könnten Sie in Ihrer innersten Seele überzeugt seyn, daß ich Recht habe, und würden sich dennoch keinen Augenblick bedenken, so zu reden und zu handeln als ob ich Unrecht hätte. Aber, diese beiden hier nicht zu besorgenden Fälle ausgenommen, unterwerfe ich mich, wofern ich Sie nicht überweise, jeder Bedingung, die Sie mir auferlegen wollen.

Gismund. Z. B. auf der Stelle Demokrat zu werden?

Ottobert. Zu werden? Das ist viel begehrt! Wenn Sie noch sagten, „es zu scheinen," es wäre noch immer hart genug. — Aber, wenn ich Weib und Kinder durch kein ander Mittel vom Schicksal des Ugolino retten könnte, als durch eine solche Heuchelei, so müßt' ich ja wohl wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn so weit hab' ich es in der

Tugend nicht gebracht, daß ich der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen vermögend wäre.

Sismund. Ohne Zweifel würden auch die allgewaltigen Koryphäen der großen Nation, auf dem Gipfel, von dessen Spitze herab sie der Welt Gesetze geben, zu großmüthig seyn, Ihre Tugend auf eine solche Probe zu setzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportation nach Cayenne davon.

Ottobert. Wenn Sie, etwa in der Meinung meine Strafe dadurch zu schärfen, mich zu Barthelemy und Pichegru in Eine Hütte sperrten, so wollte ich Ihrer Großmuth wirklich noch eine schöne Lobrede halten. — Aber unser Geschäft ist ernsthaft, und wir müssen uns in einen andern Ton stimmen, wenn Sie wirklich Lust haben, das gefährliche Abenteuer zu wagen.

Sismund. Das Beste ist, daß ich weder ein Neufränkischer, noch Batavischer, noch Cisalpinischer, noch Helvetischer Republicaner bin, und also nichts weiter dabei wage, als entweder in meinem Glauben bestärkt, oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als solcher befunden werden sollte, gewiß keiner der unbedeutenden wäre.

Ottobert. Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müßte, wenn es sich nicht unter Männern wie wir von selbst verstände, ist, daß wir uns beide des gemeinen Disputantenrechts begeben, unsern Schulsack gegen einander auszuleeren, und einander mit luftigen Abstractionen, idealischen Meteoren und gehörnten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die von jeher bei allen gesunden Menschen gegolten haben, stützen uns auf Thatsachen, die kein Vernünftiger läugnen kann, und erschrecken vor keinem Resultat, das uns auf diesem Weg' entgegenkommt.

Gismund. Nehmen Sie kühnlich an, daß wir über diese Präliminarien einverstanden sind.

Ottobert. Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuseeland kennen, die wir den Entdeckungsreisen des berühmten Capitän Cook zu danken haben?

Gismund. Ich kenne sie aus der Hawkesworthischen Sammlung und Forsters Beschreibung seiner Reise um die Welt.

Ottobert. Sie wissen also, daß die Einwohner dieser großen Südseeinsel sich noch auf einer so niedern Stufe der Cultur befinden, daß wir ihren Zustand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturstand des Menschen annehmen können. Gewiß ist wenigstens, daß sie zwar in einer Art von kleinern oder größern Horden leben, aber das Bedürfniß in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen zu treten noch so wenig fühlen, daß sie nicht einmal einen Begriff von ihr zu haben scheinen.

Gismund. Ich ahne den Gebrauch, den Sie von diesen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in dem nordwestlichen und südlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenschen finden, die uns eben dieselben Dienste thun könnten; aber, wenn Sie wollen, mag es bei den Neuseeländern bleiben.

Ottobert. Ich wählte sie bloß darum zu Repräsentanten des rohen Naturstandes, weil mich dünkt, daß sie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfassung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt sind) der eigentliche wahre Naturstand des Menschen ist.

Gismund. Unstreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf.

Ottobert. Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmal einfallen ließen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müßten sie es anfangen?

Sismund. Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten, und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Namen eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Constitution zu entwerfen, um sie dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtmäßigen Souverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Ottobert. Wozu wäre denn eine solche Constitution nöthig?

Sismund. Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältnisse, die durch Einführung der Agricultür und des Landeigenthums unter ihnen entstehen würden, ohne positive Gesetze stattfinden? Und sollten etwa die vielen gemeinsamen Geschäfte, die eine Verbindung dieser Art nothwendig macht, sich von selbst abthun? Wenn unsre neuen Bürger Gesetze haben sollen, müssen sie doch wohl eine gesetzgebende Gewalt, wenn die Gesetze angewandt werden sollen, eine richterliche, und wenn beide gegen einheimische und auswärtige Collisionen, Anmaßungen und Eingriffe geschützt, und die Geschäfte der Republik besorgt werden sollen, eine vollziehende Gewalt haben, und die Rechte, Pflichten und Gränzen dieser Gewalten müssen genau bestimmt und geschickt in einander gefügt seyn.

Ottobert. Da hätten unsere Neuseeländer ein hübsches Stück Arbeit vor sich.

Sismund. Warum nehmen Sie aber auch eine noch

so rohe und von der vollkommensten Art der Civilisirung noch so weit entfernte Nation dazu?

Ottobert. Der blossen Bequemlichkeit wegen.

Gismund. Wie viele Stufen der Cultur hat sie noch erst zu ersteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth ist, ihr eine so künstlich organisirte Verfassung zu geben!

Ottobert. Eine so künstliche Verfassung? Ich dachte, Ihren Grundsätzen nach, gäbe es keine einfachere, der Natur nähere und gemäßere, als die, worin das Volk der Souverain, und Freiheit und Gleichheit die Grundlage des allgemeinen Zustandes desselben ist?

Gismund. Das ist sie auch bei einem noch kleinen, armen, unwissenden, auf die blossen unentbehrlichen Bedürfnisse des thierischen Lebens eingeschränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Cultur bereits einige Fortschritte gethan und Raum sich auszubreiten hat, wird lange innerhalb so enger Gränzen stehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer großen Menge anwachsen, durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß sich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz, in einen Zustand übergehen, wo ihm eine künstlicher organisirte Constitution nöthig ist.

Ottobert. Das ist keine Frage! Der Fehler lag also, mit Ihrer Erlaubniß, darin, daß Sie unsre rohen Neuseeländer, die weder schreiben noch lesen, noch räsonniren können, zusammen treten ließen, um sich eine Constitution zu geben. Denn ich setze tausend gegen eins, daß sie das nicht thun würde. Sie kämen zusammen, wählten den stattlichsten und tapfersten Mann aus ihrem Mittel, ohne an eine Capitulation mit ihm zu denken, zum König, gäben ihm die erfahrensten und verständigsten unter den Alten als Räthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das Volk

behielte sich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen die entscheidende Stimme zu haben. Das ginge so eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Versuchungen noch an Mitteln, ihre willkürliche Gewalt zu mißbrauchen, fehlen könnte, es endlich so arg machten, daß das Volk sich empörte, das Königthum abschaffte, und, weil es nun einmal gewohnt wäre, von Leuten aus gewissen um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, diesen die Führung der öffentlichen Geschäfte überließe. Die neue Aristokratie ginge nun wieder eine Zeit lang wie sie gehen könnte, bis sie sich aus ähnlicher Veranlassung wie oben, je nachdem die Umstände es mit sich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuarische Art als mit kaltblütiger Besonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Aristokratie vermischte Demokratie, bald in usurpirte oder aufgetragene Herrschaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäßige Monarchie verwandelte, und, wenn auch diese zuletzt, aus welcher Ursache und Veranlassung es sey, zusammenstürzte, sich wieder in die Anarchie der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit zurückgeworfen fände. Alle diese Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir also unsere Neuseeländer auf einmal überspringen lassen, und sie, in dem eben besagten Zustande von Anarchie, jedoch auf der Stufe von Cultur nehmen, welche, wie Sie sagten, zu einer künstlich organisirten repräsentativen Demokratie vorausgesetzt werden muß. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Ursache, warum eine solche Organisation unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neuer Verhältnisse. Worin könnten diese unter freien und gleichen Menschen bestehen?

Sismund. Schon die bloße Ungleichheit des Vermögens, die, unter jeder Verfassung, eine natürliche Folge der fort-

schreitenden Cultur und vieler zufälliger Ursachen ist, muß endlich Verhältnisse und Mißverhältnisse hervorbringen, die denjenigen, für welche sie drückend sind, desto unleidlicher vorkommen müssen, je häufiger sie in einer populären Verfassung daran erinnert werden, daß Freiheit und Gleichheit unverlierbare Menschenrechte sind. Aber so ist nun einmal die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. In einem policirten Staate kann, vermöge der Natur der Sache, nur der kleinste Theil des Volks sich in einem großen Wohlstande befinden, und zu einem vorzüglichen Grade von Einfluß und Ansehen gelangen. Aber die Gesetze der Demokratie leisten doch allen übrigen die Gewähr für so viel Gleichheit und Freiheit, als vermöge der menschlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt nur immer denkbar ist.

Ottobert. Freilich, die Natur! die Natur! die böse menschliche Natur, und ihre widerspänstigen Bedürfnisse, Leidenschaften, Unarten und Laster werden den guten Gesetzen, wiewohl sie (wie Sophokles sagt) des Himmels leibliche Töchter sind, immer große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen setzen! Und die bloß moralischen Mittel, dem Uebel abzuhelfen oder wenigstens Einhalt zu thun, wollen leider immer nicht zureichen! — Aber, da hier gerade der Knoten sitzt, so werden Sie mir erlauben, ein wenig genauer nachzufragen, was es mit der besagten Gewährleistung der Gesetze für eine Bewandtniß hat. Das Volk ist doch der wahre und einzige Souverän im Staate, nicht so?

Sismund. Allerdings.

Ottobert. Und gibt sich selbst Gesetze?

Sismund. Durch seine Repräsentanten.

Ottobert. Und wählt seine Repräsentanten selbst?

Gismund. Es ernennet wenigstens die Wähler derselben aus seinem Mittel.

Ottobert. Und die Repräsentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

Gismund. Wenigstens die allgemeinen, kein Gesetz zu geben, das nicht dem höchsten über alle, der Wohlfahrt des Volks, gemäß sey.

Ottobert. Und sind für die Art und Weise, wie sie ein so wichtiges Amt geführt haben, ihrem Souverän, dem Volke, verantwortlich?

Gismund. Eigentlich nicht. Wie sollte das möglich seyn? Bedenken Sie selbst, wer würde mit der Last einer solchen Verantwortlichkeit Gesetzgeber seyn wollen?

Ottobert. Also, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk gibt sich, theils mittelbar theils unmittelbar, seine Gesetze und alle seine obrigkeitlichen Personen selbst, und darin besteht die Gewähr für seine Rechte?

Gismund. Wie meinen Sie das?

Ottobert. Das Volk hat keinen Gewährsmann seiner Souveränetät, Freiheit und Gleichheit, als das Gesetz und die Geber, Handhaber und Vollzieher desselben. Oder kennen Sie noch einen andern?

Gismund (nachdenkend und etwas verlegen). Ich weiß keinen.

Ottobert. Es müßte nur die heilige Insurrection seyn; ein Vorrecht, dessen Ausübung so schwer zu bestimmen und von so mißbeliebigen Folgen ist, daß die Bürger, in deren Händen die höchste vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn sie alles in der Welt versuchten, um ihrem launischen Souverän den Gebrauch eines so gefährlichen Vorrechts unmöglich zu machen.

Gismund. Wenn Directoren, Gesetzgeber und Richter

ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es dessen nicht, und die Gesetze sind hinlänglich, jedem sein Recht zu verschaffen.

Ottobert. Sie wissen aber, lieber Gismund, wie es leider mit der menschlichen Natur beschaffen ist, und in welchem ewigen Kriege das Privatinteresse, der Durst nach Gewalt und Gold, der Ehrgeiz, der Neid, die Rachsucht, die Eitelkeit, Trägheit und Wollust, kurz, alle Leidenschaften und Unarten des menschlichen Herzens mit unsern Pflichten zu Felde liegen. Nun haben aber alle unsre Gesetzmacher, Directoren, Minister, Commissäre, Departements- und Municipalitätsverwalter und Magistratspersonen aller Gattung, den großen Fehler, daß sie Menschen sind. Sie werden also ihre Schuldigkeit nicht thun —

Gismund. Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

Ottobert. Nicht dafür, sondern daß sie alle diese Menschen so behandelt, als ob sie mehr als Menschen wären; daß sie ein Vertrauen in sie setzt, dessen nur die wenigsten würdig sind; eine Macht in ihre Hände legt, deren sie sich, so oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Gesetzes, und zum Vortheil ihrer Privatabsichten und Leidenschaften, so willkürlich als möglich bedienen werden.

Gismund. Gibt es denn unter so vielen nicht auch weise und tugendhafte Männer? und wo könnten wir sie zu finden hoffen, wenn sie nicht in einer frei und gleich constituirten Republik zu finden wären?

Ottobert. Nur machen sie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und eure große Demokratie braucht eine so ungeheure Menge Staatsdiener! — Gesetzt aber, es wären der verständigen, tauglichen und guten Menschen gerade so viel, als zu Besetzung aller, oder doch der wichtigern Staats-

bedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler sich's auch immer Ernst seyn lassen sie zu suchen? Werden sie auch das bescheidene wahre Verdienst vom Scheinverdienst, das oft weit besser in die Augen fällt, und den rechtschaffnen Mann, der sich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verschmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anstand zu spielen gelernt hat, immer zu unterscheiden wissen? — Haben Sie wohl, lieber Sismund, jemals genauer erwogen, was es auf sich hat, dem Volk die Wahl seiner Gesetzgeber und Regenten zu überlassen? Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt als von einem weisen, der redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften andrer Menschen, zumal solcher, die durch Glücksumstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Classe gehören, richtig sollte urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Maßstab haben, den es weder hat noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluß frei seyn. Können Sie aber glauben, daß die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nationalschatz und die Armeen schalten, und einen großen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichsten Bedienungen nach Willkür zu vergeben haben, es jemals bei den Volkswahlen darauf ankommen lassen werden, was für Männer das Volk zu seinen Repräsentanten und obrigkeitlichen Personen ernennen möchte? Rechnen Sie darauf, daß diese Herren ihr eigenes Interesse zu gut verstehen, um nicht alle dienlichen (erlaubten und unerlaubten) Maßregeln zu nehmen, daß wenigstens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen bestehe. Oder, wofern es auch, wie in

Frankreich bei der Wahl des neuen Drittels der gesetzgebenden Räthe von 1797, anders ausgefallen wäre, so werden sie bald genug Vorwände zu einem 18 Fructidor finden, und dann für die Zukunft sich besser vorzusehen wissen. — Die Republicaner breiten sich so gern über den alten Gemeinplatz, wie schädlich dem Staat schwache Fürsten sind, aus. Ich kenne keinen schwächern und untauglichern Souverän, keinen der mit weniger Kenntniß der Sachen urtheilt und mit weniger Besonnenheit handelt, keinen der mehr in den Händen seiner Diener ist, und durch Schmeichelei und verstellte Wärme für sein Interesse leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an der Nase geführt werden kann, als das Volk. — Aber wie könnte auch ein demokratisches Volk sich selbst lange verbergen, daß die lächerliche Titularsouveränetät, womit man seiner unter verstellten Kniebeugungen spottet, eine bloße Schaukel ist, vermittelst deren Leute, die in einer andern Ordnung der Dinge nicht einmal bemerkt worden wären, sich zu den höchsten Stellen emporschwingen, und daß es sich in seinen Repräsentanten und den Depositarien seiner höchsten Gewalt Oberherren gegeben hat, von deren Meinungen, Willkür und persönlichem Interesse sein ganzes Schicksal abhängt? Wie blind das Volk auch gewöhnlich zu seyn pflegt, wo ihm gesunde Augen am nöthigsten wären, so einfältig ist es nicht, sich durch die lächerliche Affectation des Bürgertitels täuschen zu lassen, und nicht zu sehen, was die Herren Bürger unter dieser durchsichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratisches Volk sich auch in allem andern irrte, darin allein wird es bald ins Klare kommen; denn die Thatsachen, die ihm die Augen öffnen müssen, werden bald genug handgreiflich seyn. Oder wie lange wird es wohl von dem Tage an, da drei oder fünf Obergewalthaber (gleich viel unter

welcher Benennung) den ersten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meinen Sie, wird es währen, bis sie entschlossen sind, ihn, wo möglich, nie wieder aus den Händen zu geben? Und, wofern ihnen hierin ein Ziel gesetzt ist, werden sie, die so viele Mittel dazu in den Händen haben, sich nicht in Zeiten im gesetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter allen, die sie durch Interesse oder Hoffnung an sich zu fesseln wissen, einen so starken Anhang machen, daß sie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Gesetzes zu ihrem Vortheil bewirken können, oder wenn sie auch von ihrem Posten abtreten müssen, noch immer im Besitz eines Ansehens und Einflusses bleiben, der sie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

Sismund. Vergessen Sie nicht, Freund Ottobert, daß die Gewalten in der repräsentativen Demokratie so genau von einander geschieden, und durch eine lange Stufenfolge von Subordination so gut gegen einander abgewogen sind, daß es unmöglich ist, die Rechte des Volks — die unter der Herrschaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Charakter und guten Willen dieses Einzigen — mit größerer Behutsamkeit und Weisheit sicher zu stellen.

Ottobert. Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergessen, daß, da die Gesetze zum Besten des Volks, und vornehmlich zu seiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten, da sind, das persönliche Interesse dieser letztern nothwendig erfordern muß, die Portion von Gewalt, die jeder in den Händen hat, auf alle mögliche Weise in ihren eignen Nutzen zu verwenden, und, indem sie das Gesetz gegen alle, die ihnen nichts zu dieser Absicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen,

sich selbst und ihre Freunde so viel und oft davon zu dispensiren, als nur immer möglich ist. Weil dieß aber nur alsdann mit Sicherheit geschehen kann, wenn sie sich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrschenden Faction gebrauchen lassen: so wird das letzte Resultat hiervon seyn, daß das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuschendes Blendwerk ist; daß, anstatt einander einzuschränken, vielmehr eine Art von stillschweigender Zusammenverschwörung zwischen ihnen stattfindet, und daß am Ende die oberste Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlassen kann, kein andres Gesetz befolgt als ihren Willen, so wie sie keinen festern Willen hat, als in jedem Collisionsfall ihrem persönlichen Interesse alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daß dieß der natürliche Gang der Sachen in der repräsentativen Demokratie sey, so erinnern Sie sich an alles, was seit zwei Jahren, besonders seit dem 18 Fructidor, in Frankreich vorgegangen ist, und Sie werden eine Uebereinstimmung zwischen meiner Theorie und der republicanischen Praxis finden, die, wie mich däucht, für die zuverlässigste Probe gelten kann, daß ich recht gerechnet habe.

Sismund (etwas mißmuthig). In einem so düstern Lichte hab' ich die Sachen freilich nie gesehen.

Ottobert. Wenn der Anblick nicht sehr fröhlich ist, so kann das Licht nichts dafür. Ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht gestellt.

Sismund. Aber was kann die demokratische Verfassung für den Mißbrauch, den verkehrte Menschen von ihr machen? Oder geht es in der monarchischen etwa anders her?

Ottobert. Sehen Sie nicht, wie viel ich schon über Sie gewonnen habe, wenn es in der demokratischen nicht um sehr viel besser geht? — Aber lassen wir jetzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unserm Wege zu kommen. Ich sage also, die demokratische Verfassung kann sehr viel für den Mißbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr wesentlichster Fehler, daß sie nicht auf die wirkliche Beschaffenheit der Menschen, und auf das was diese in der bürgerlichen Gesellschaft suchen und von ihr erwarten, berechnet ist. Oder, noch richtiger zu reden, der größte und gröbste Mißbrauch, der von der demokratischen Form gemacht werden kann, ist, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumal ein großes Reich, mit Gewalt in sie hinein zwängt. Als Uebergang aus dem rohen Naturstand, als eine der untersten Stufen der Civilisirung, mag sie eine Zeit lang gelten, und dann einer den Fortschritten in der Cultur angemessenern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tausenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeschieden, in unzugangbaren Bergen lebt, und sich von der ursprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte sich Jahrtausende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem großen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den ersten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräsentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu setzen, würde, sogar in dem unmöglichen Falle, daß die Umgestaltung ohne die geringste Erschütterung, während eines magischen Schlafs der ganzen Nation, hätte bewerkstelligt werden können, ein thörichtes und frevelhaftes Unternehmen gewesen seyn: thöricht, wenn die Leute nicht wußten was sie thaten, frevelhaft, wenn sie es wußten. Denn es ist nun einmal Natur der Sache,

daß dieß Unternehmen sich über lang oder kurz entweder in einer ungeheuren Anarchie, oder in einer militärischen Despotie hinter einer republicanischen Maske, endigen muß: in jener, sobald das Volk sich seiner ihm vorgespiegelten Souveränetät in Ernst bedienen, die Oberaufsicht über seine Diener selbst führen, und, wenn sie die ihnen anvertraute Gewalt überschreiten, sich selbst Recht gegen sie schaffen will; in dieser, wenn es, im Vertrauen auf die Constitution, seinen Repräsentanten und Staatsdienern eine so ungemessene Macht überläßt, daß die Versuchung und die Leichtigkeit sie zu mißbrauchen zu groß ist, als daß ehrgeizige und habsüchtige Menschen der Gelegenheit widerstehen sollten. Je feiner in diesem letzten Falle das Gewebe des Gesetzes ist, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden sie sich, so oft es ihre Absichten erfordern, davon loszuwickeln wissen; je künstlicher die Maschine ist, die den Staat im Gang erhalten soll, je eher wird man Mittel finden, sie zu vereinfachen, und an die Stelle eines verwickelten, schwer gehenden, alle Augenblicke stockenden Druckwerks, das rasche und mächtige Triebrad der willkürlichen Gewalt zu setzen. — Und was hätten nun unsre Neuseeländer, die, nach unsrer Voraussetzung, aus ihrem rohen Naturstande, wo sie sich im wirklichen Besitz der unbeschränktesten Freiheit und vollkommensten Gleichheit befanden, herausgegangen, und nach Jahrhunderten von Cultur endlich so weit gekommen wären, für eines der policirtesten, ausgebildetsten und aufgeklärtesten Völker der Erde zu gelten, und in allem, was zur Verfeinerung des Geschmacks, der Sitten und der Lebensweise gehört, die Gesetzgeber aller übrigen zu seyn — was hätten sie damit gewonnen, sich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policirung, die sie in so langer Zeit errungen

hätten, auf einmal wieder in den nämlichen Stand der Freiheit und Gleichheit zurückschleudern zu lassen, aus welchem sie, um sich besser zu befinden, vor ein paar tausend Jahren herausgetreten wären?

Sismund. Sehr wenig, wenn dieß wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welch ein unendlicher Unterschied zwischen einem solchen Rückfall in den Neuseeländischen Naturstand, und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nation, mit der Befreiung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung, den Genuß aller Vortheile ihrer Lage, ihrer Cultur und ihres Kunstfleißes mit dem freien Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung, durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Constitution auf ewig zu versichern?

Ottobert. Sie haben wohl gethan, sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so großen Zweck durch ein so widersinniges Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz einfältigen Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher Gesagte beantwortet zu haben glaubte. Die Freiheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policirung und Cultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten.

Sismund. Nach Ihrer Theorie müßten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweideutigen Vortheile der Cultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rousseau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

Ottobert. Wer fordert denn aber ein solches Opfer,

als — eben der demokratische Despotism, der einen verworrenen, unbestimmten, vieldeutigen Begriff von Freiheit und Gleichheit, und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hochtönender, halb Griechischer und von niemand, außer ihm selbst, recht verstandner Wörter zu eben so vielen mit vulcanischer Kunst geschmiedeten Fesseln zu machen weiß, womit er euch an Händen und Füßen verstrickt, und zu allem zwingt was ihm beliebt? Wer fordert dieß Opfer, als der demokratische Despotism, der die Gesetze selbst, die euch eure Freiheit gewähren sollen, in Werkzeuge der unleidlichsten Unterdrückung verwandelt, und unter dem Vorwand, „daß die Rettung der Republik das höchste Gesetz sey," so oft es sein persönliches Interesse erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen ihr eure Personen und euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet; und dem es an diesem Vorwande, vor welchem alle Gesetze schweigen müssen, nie fehlen kann, da es bloß von ihm abhängt, das Heil der Republik so oft und so lange es ihm beliebt in Gefahr zu setzen? — Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. „Du willst, spricht sie zu ihm, deiner Person, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits besitzest oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifst, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu besorgen haben könnte, sicher seyn will. Du entsagst also deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck un-

umgänglich nöthig ist; du hörst auf, dein eigner unumschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu seyn, und unterwirfst dich allen Gesetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil sie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschest aber auch an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Policirung und Cultur verschaffen. Dieß ist unmöglich, wofern du dich nicht in eine dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest, und dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannichfaltigen Verhältnisse, in die du zu Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Collisionen Anlaß geben würden, die deine eigne Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laß dich die neuen Wörter, „Gesetz, Pflicht, Einschränkung — unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen,“ an die dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachläßliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freien, aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlstandes, der die Frucht desselben seyn wird. Du unterwirfst dich bloß den Gesetzen der Vernunft; du gehorchst bloß denen, die zu Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; du erfüllst keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, mußt nichts, als was du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied du wirst, rechtmäßig an dich zu fordern hat. Noch bist du dein eigner Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht: ist aber der Vertrag einmal zwischen uns geschlossen, so steht er fest, und ich bin berechtigt, dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen bist, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst.“

Sismund. Das alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

Ottobert. Wie könnte sie anders? Das Uebel ist nur, daß sie auch sonst noch etwas spricht, das mit dieser Grundsprache aller bürgerlichen Gesellschaften in geradem Widerspruch steht, und daß gerade dieser Widerspruch das ist, was sie zur Demokratie macht. Indem sie die Souveränetät des Volks proclamirt, gibt sie dem Staat eine unsichre betrügliche Grundlage, und vergißt absichtlich, daß unabhängige Naturmenschen eben dazu in bürgerliche Gesellschaft treten, um ihrer bisherigen persönlichen Souveränetät zu ihrem eignen Besten zu entsagen. Indem sie unbestimmte Freiheit und Gleichheit proclamirt, sie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt, und zum ewigen Losungswort ihrer Bürger macht, erweckt sie in dem unverständigen großen Haufen Erwartungen, die sie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn sie auch wollte. Ginge sie ehrlich und redlich zu Werke, so sagte sie den Leuten gerade heraus, wessen sie sich zu ihr zu versehen hätten. — Soll ich Ihnen sagen, Sismund, wie Ihre geliebte Demokratie in diesem Falle sprechen müßte?

Sismund. Lassen Sie hören.

Ottobert. So stellen Sie sich denn den Genius der Demokratie mit seinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Constitution in der einen Hand, und eine Pike, so groß wie ein Lärchenbaum, mit dem Freiheitshut auf ihrer Spitze, in der andern, wie er auf dem höchsten Gipfel des zum Altar der Freiheit und Gleichheit geweihten Montblanc stehend, den ringsum versammelten, mit gespitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: ihr Völker Europens, höret meine

Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge ist im Werk, eine lange Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Asträa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen, und allen ihren Beschwerden abzuhelfen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze, womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Mißbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten, und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurückstürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer einzigen Familie machen. Das Lieblichste, Schönste und Erhabenste, was begeisterte Propheten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor euern Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete euch allen in dieser Hand Freiheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel auf Erden, wirklich machen können. — Aber höret auch die unnachläßlichen einzigen Bedingungen, unter welchen euch diese Glückseligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da ihr von Freiheit und Gleichheit Besitz nehmet, erkennet ihr alle die

Vernunft für eure oberste Regentin, und schwöret ihr für jeden Augenblick eures Lebens unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Von dieser Stunde an entsagt ihr jedem eigennützigen Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt streitet. Alle eure Leidenschaften und Wünsche schweigen vor dem heiligen Gesetze des gemeinen Besten, und ihr suchet euern höchsten Ruhm, euer höchstes Glück in der pünktlichsten Erfüllung aller eurer Pflichten. Ihr seyd alle frei und gleich, aber keinen Augenblick länger als ihr der Vernunft gehorcht. Sie, und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit, sind nun eure einzigen Gebieterinnen, und der bloße Gedanke, euch von ihrer Herrschaft los zu machen, würde Freiheit und Gleichheit in eine Quelle des bittersten Elends verwandeln. Da nichts ohne Form bestehen kann, so bringe ich euch diejenige, unter welcher diese Töchter des Himmels das Glück eures Lebens machen sollen, in dieser Constitution. Aber vergesset keinen Augenblick, daß sie kein magischer Talisman ist; daß die Bedingungen, unter welchen allein sie ein Gut für euch ist, immer in euern eignen Händen bleiben. Ihr zufolge werdet ihr künftig eure Obrigkeiten selbst erwählen. Hütet euch in der Ausübung dieses großen, aber gefährlichen Vorrechts, unbedachtsam und nachlässig, oder unlauter und parteiisch zu verfahren. Jeder gebe seine Stimme, mit der gewissenhaftesten Redlichkeit gegen das Vaterland und sich selbst, dem Manne, den er unter allen seinen Mitbürgern für den tauglichsten und rechtschaffensten hält, ohne auch nur ein Wort mit andern deßwegen abgeredet zu haben, oder den geringsten Einfluß von außen auf sich wirken zu lassen. — Diejenigen, die ihr durch diese freie Wahl bevollmächtigt habt, in der Versammlung der Gesetzgeber, in den Gerichtshöfen und im obersten Vollziehungsrath euern allgemeinen Willen,

der niemals etwas andres als der Ausspruch der Vernunft selbst seyn kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollziehung zu bringen, betrachten sich von Stunde an als Menschen, die, mit den schwersten Pflichten belastet, dem Volke, dem sie angehören, der Nachwelt und der ganzen Menschheit von jedem ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind. Sie vergessen sich selbst, und kennen kein anderes Interesse als das allgemeine. Keine Leidenschaft trübt jemals die Heiterkeit ihres Verstandes oder die reine Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeiz, Eifersucht, Parteilichkeit, Ränke, Cabalen, Factionen sind etwas Unerhörtes unter ihnen; sie würden das Licht der Sonne durch ihren Anblick zu beflecken und die Luft mit ihrem Athem zu verpesten glauben, wenn sie jemals fähig wären, das Gesetz zu verdrehen, das Recht zu beugen, nach Gunst oder Ungunst zu sprechen, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern, vom gemeinen Gut, das ihrer Verwaltung anvertraut ist, das geringste in ihren Privatnutzen zu verwenden, und überhaupt in ihrem öffentlichen Charakter leichtsinnig, launisch, leidenschaftlich und selbstsüchtig zu verfahren. Keiner, wie hoch sein Posten, wie groß seine Gewalt und die durch seine Hände gehenden Summen des Nationalschatzes waren, verläßt seine Stelle reicher, als er sie angetreten; und derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchsten Würde in der Republik bekleidet war, setzt seinen größten Ruhm darein, arm in seinen vorigen Privatstand zurückzutreten. Jeder, der vermöge seines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als andere steht, erkennt es für seine Pflicht, in Edelmuth, Mäßigung, Nüchternheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politischen Tugend den übrigen zum Beispiel und Vorbild zu dienen, und erfüllt diese Pflicht mit desto größrer Strenge, weil er weiß, daß der Staat nur so

lange glücklich seyn und bestehen kann, als diese Tugenden den allgemeinen Volkscharakter ausmachen. Das Volk ehrt seine Vorsteher durch Vertrauen und Gehorsam, und beweiset ihnen beides, auch wenn es die Weisheit ihrer Maßregeln und Verordnungen nicht sogleich einzusehen vermag. Die Vorsteher hingegen ehren die Würde der menschlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleißige und redliche Tagelöhner dünkt sie ihrer aufmerksamsten Vorsorge eben so werth als der reichste Eigenthümer, und der Bürger, dem ihre Hülfe am nöthigsten ist, ist der erste, der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Billigkeit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, gibt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen andern wetteifert der beste Bürger zu seyn, glaubt er in jedem andern einen bessern und würdigern zu sehen als er selbst ist. — Dieß, ihr Völker, sind die Bedingungen, unter welchen Freiheit und Gleichheit euch glücklich machen werden! Dünken sie euch schwer? — vielleicht wohl gar unmöglich zu erfüllen? — desto schlimmer für euch! Denn ich habe euch keine andern zu geben, und kann von diesen keine Sylbe nachlassen. Aber höret nun auch, was die Folgen seyn werden, wenn ihr das gefährliche Geschenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, diese Bedingungen zu erfüllen —

Sismund. Ich bitte Sie, Ottobert, lassen Sie Ihren demokratischen Genius kein Wort weiter sagen! Nach der indirecten Satyre, die er von der Spitze des Montblanc auf die armen Demokratien herab declamirt hat, indem er ihnen sagte, was sie seyn sollten und nicht sind, wäre es zu grausam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, dessen wenig schmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu sehr

beleidigen würde, auch noch sehen zu müssen, was sie sind. Lassen Sie ihn immerhin wieder verschwinden; ich werde ihn nicht zurückrufen; denn durch ihn sind auch meine schönen wonniglichen Träume von Freiheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unschuld und Güte gepaart, von Musen und Grazien verschönert — wie leichte Wolkengebilde und Luftschlösser der Fee Morgana in nichts dahin geschwunden.

Ottobert. Es wäre doch wirklich sonderbar, wenn Sie jemals an die Möglichkeit geglaubt hätten, solche Ideale — an Menschen — durch Menschen realisirt zu sehen.

Gismund. Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo sie so leicht glauben, was sie wünschen! Und daß es nie besser mit dem Menschengeschlechte werden, daß es sogar immer sinken und sinken, und ein verderbtes Geschlecht immer ein noch verderbteres zeugen soll, ist ein so niederschlagender trostloser Gedanke, daß ich ihn nicht ertragen kann. — Ich gestehe Ihnen unverhohlen, daß die verschiedenen Ansichten, unter welchen die Französische Republik seit den fünf bis sechs Jahren, die sie zählt, sich der Welt darstellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft sich gegen sie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die Französische Republik kann wenigstens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweisen, als die Regierung eines Caligula oder Nero, eines Königs Heinrichs VIII von England oder Karls IX von Frankreich gegen die Monarchie; und noch in diesem Augenblick, nachdem Sie mich mit Gründen, die ich nur durch Sophistereien und Chicanen anfechten könnte, überwiesen haben, daß die Demokratie, die ich zu sehen wünsche, nur in Utopien zu suchen sey, kann ich eine Stimme nicht zum Schweigen

bringen, die in meiner innersten Seele für sie spricht; und ob ich schon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir selbst genügende, Vernunftschlüsse entgegensetzen kann, so nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben festzuhalten, „daß ohne Freiheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menschheit sey.“

Ottobert. Wir sind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen. Die stolzen herrischen Anmaßungen der Französischen Gewalthaber, die zu unsrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemal, so oft die Rede von Staatsformen ist, reizen, jeder andern, selbst dem wenig anlockenden Despotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daß sie diese Anmaßungen bis zur politischen Intoleranz treiben, und die Form ihrer noch immer in sich selbst zwischen Seyn und Nichtseyn schwankenden Republik, als das vollkommenste Modell aller möglichen Verfassungen, der ganzen Welt, wie es scheint, aufzwingen wollen, das ist es eben, was jeden gesunden Kopf gegen sie aufbringen, und Untersuchungen veranlassen muß, die, je schärfer und kaltblütiger dabei verfahren wird, desto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die schon, da sie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge schöner und nützlicher Gewächse Wurzel fassen konnte; die schon in ihrem ersten Keim und in ihrer frühesten Entfaltung mit dem Blut eines schuldlosen und guten Königs und einer ungeheuern Anzahl der vorzüglichsten Menschen genährt werden mußte, um unter den düstern verpesteten Einflüssen der Atheisterei und Ruchlosigkeit, und unter allen Gräueln der Anarchie und Barbarei des schmählichsten Sansculotism und der unmenschlichsten Factionswuth, durch eine zwar wunderähnliche, aber

nur zu sehr begreifliche Combination von innern und äußern Ursachen, mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu einem Baum heranzuwachsen, dessen schwarzer Todesschatten die halbe Erde bedeckt, und alles, was unter und neben ihm steht, schmachten, hinwelken und verdorren macht — eine solche Republik hat wahrlich kein Recht zu verlangen, daß alle Völker der Erde sich freiwillig nach ihrem Bilde umgestalten, und ihre Grundsätze zu den ihrigen machen sollen; und es ist die unerträglichste Tyrannei, Millionen friedfertiger und bei ihrer bisherigen Verfassung sich wohl befindender Menschen mit Gewalt zu einer Veränderung zu zwingen, von welcher sich vermuthen, und zum Theil mit Gewißheit voraussehen läßt, daß sie eine Quelle von unzähligen Uebeln und unabsehlichem Elend für sie werden wird. — Und gleichwohl, so groß ist der Hang der Menschen zur Veränderung, so mächtig wirkt in den einen der Gedanke, daß sie bei einer allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts verlieren und vielleicht sehr viel gewinnen könnten, in andern ein dunkles Vorgefühl, vielleicht auch eine Rolle dabei zu spielen — und so verblendend ist der Glanz, den eine Reihe glücklicher Erfolge auf diese politischen in einem selbstgemachten Chaos arbeitenden Demiurgen wirft, daß in den noch stehenden Staaten die Zahl der Menschen nicht unbedeutend ist, die den Fortschritten des Jakobinischen Revolutionsgeistes nicht bloß mit der größten Gleichgültigkeit, sondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnsucht entgegensehen, bereitwillig alles Mögliche zu ihrer Beschleunigung beizutragen, und inzwischen, bis es in ihrer Gewalt seyn wird ein Mehreres zu thun, wenigstens die Neufränkischen Revolutions-Maximen zu verbreiten, und den zerstörenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bahnen, daß sie den bestehenden Staatsformen und Regierun-

gen alles Vertrauen und alle Achtung zu entziehen suchen, ihre Mängel und Mißbräuche in das gehässigste Licht stellen, das Gute an ihnen verkennen, und dagegen die Neufränkische Demokratie für das höchste Meisterstück des menschlichen Verstandes und die einzige Staatsverfassung, die sich mit den Rechten der Menschen vertrage, ausgeben. Diese Lage der Dinge, und dieser böse Genius unsrer Zeit, drang mich in diesen letzten Jahren, genauer nachzuforschen, wie die verschiedenen Staatsformen sich gegen den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft und das allgemeine Beste der Menschheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des Englischen Dichters Pope,

> For forms of Government let Fools contest,
> Whate'er is best administer'd, is best,

beim ersten Anblick scheinen mag, so kann sie doch vor einer scharfen Prüfung nicht bestehen. Denn die beste Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfassung beiwohnenden Radicalgebrechen mildern und überpflastern, aber niemals aus dem Grunde heilen; und die schlechteste kann das wesentliche Gute einer weisen und wohl berechneten Constitution nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirksam machen. Das Resultat, das, wie ich glaube, eine unbefangene Untersuchung jedem Wahrheitsforscher, so gut wie mir, geben wird, ist dieses: die monarchische Regierungsform ist mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratische mehr auf Freiheit und Gleichheit berechnet; jene ist dem Menschen, der erst noch gebildet werden soll, diese dem bereits gebildeten natürlicher und angemessener. Indessen waltet der große Unterschied vor, daß, sobald beide Formen auf wirkliche Staaten und Menschen, wie sie nun einmal sind, angewandt werden,

die Monarchie den Hauptzweck, für den sie berechnet ist, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurückbleibt, weil Freiheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt, und die Regierung jene nur auf Kosten dieser, oder diese auf Kosten jener gewähren kann. Uebrigens tragen beide ein sehr wirksames Princip der Verderbniß in sich, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis sie in einen unterdrückenden Despotism ausartet, diese kaum so viele Jahrzehnte dauert, bis sie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel schwebt, sich in eine noch härter drückende Oligarchie verwandeln muß. In jener erhält schon allein der festgesetzte Unterschied der Stände, Classen und Unterabtheilungen, bei der offen gelassenen Möglichkeit sich durch Glück oder Verdienste höher hinaufschwingen zu können, durch bloßen, aus Gewohnheit beinahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung; in dieser unterhalten die rastlosesten aller Leidenschaften, Ambition, Eifersucht und Begierde immer mehr zu haben, und die Parteien und Factionen, deren Triebräder sie sind, den Staat in immerwährender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuß eines unruhigen Vulcans liegenden Stadt, welche zwar der Erschütterungen und Ausbrüche desselben endlich so gewohnt wird, daß sie ihren Untergang zu fürchten aufhört, aber keinen Tag vor ihm sicher ist. In der Monarchie kann ein einziger weiser Regent wieder gut machen, was mehrere unkluge, schwache oder verkehrte Vorfahrer verdorben haben; in der Demokratie kommen die Weisen und Guten entweder gar nicht, oder in so geringer Anzahl empor, daß die sogleich gegen sie gekehrte, allgemeine und keiner Abrede benöthigte Zusammenverschwörung der

Bösen es ihnen beinahe unmöglich macht, etwas beträchtlich Gutes zu wirken.

Sismund. Dieß letztere ist, wie ich sehr besorge, oder vielmehr, wie Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, eben so sehr der Fall in der Monarchie, sogar unter den weisesten und besten Regenten.

Ottobert. Leider nur zu wahr! Ich will aber auch von allen diesen, in Theorie und Erfahrung gleich gegründeten Unterscheidungspunkten, die ich noch mit vielen andern nicht minder wichtigen vermehren könnte, für jetzt keinen andern Gebrauch machen als diesen: daß weder die Vorzüge, noch die Gebrechen dieser an beiden äußersten Enden der Linie liegenden Staatsverfassungen ein so großes Uebergewicht haben, daß der Vortheil der zu erwarten wäre, wenn eine von beiden mit Gewalt aus der Welt geschafft werden sollte, die Kosten der Operation nur zum zehnten Theil vergüten könnte; und daß also unter allen vernünftigen und rechtschaffnen Menschen als eine ewig feststehende Maxime anerkannt werden müsse: daß jede Regierung schuldig sey, die hergebrachte und bestehende Verfassung aller andern Völker zu respectiren; und daß jede Anmaßung, einen monarchischen oder aristokratischen Staat, unter dem illusorischen Vorwand, das Volk in Freiheit und Gleichheit zu setzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratisiren, ein höchst ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker sey, welchem alle übrigen sich mit vereinten Kräften zu widersetzen nicht nur berechtigt, sondern (wenigstens ihrer eignen Sicherheit wegen) sogar verbunden sind. Wenn unser Nachbar Belieben trägt, sein Haus einzureißen, um ein besseres oder schlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und

wollte uns, unter dem Vorwand der Nachbarschaft und seines guten Willens gegen uns, unsre Häuser ebenfalls niederreißen, und uns nöthigen, neue nach dem Modell des seinigen zu bauen, so könnte uns doch wohl niemand verdenken, wenn wir uns einer so unziemlichen und ungelegnen Anmaßung mit Fäusten und Fersen entgegensetzten.

Sismund. Der Himmel bewahre uns und alle ehrlichen friedfertigen Leute vor solchen Nachbarn! — Wir sind nun, denke ich, über alle diese Dinge ziemlich Einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin sagten, wir wären dem Punkte, worin wir völlig zusammentreffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas andres damit sagen.

Ottobert. Sie gestanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freiheit und Gleichheit kein Heil für das Menschengeschlecht sey, beruhe mehr auf einem unübertäublichen Gefühl, als auf deutlichen Vorstellungen. Ich glaube mir dieses Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen sagen zu können, inwiefern es Stimme der Wahrheit ist. Unläugbar ist Freiheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menschen, insofern er durch seine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen System der vernünftigen Wesen angehört. Als ein solches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgesteckt, zu dessen Erreichung er alle seine Kräfte zu gebrauchen schuldig ist, und kein Wesen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch seiner Kräfte hindern, ohne sich an den ersten und heiligsten Gesetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menschen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider seinen Willen als bloßes thierisches oder mechanisches Werkzeug gebrauchen, ist daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der

Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur, und der schändlichste, ungeheuerste aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, so ist klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menschen alles abziehen, worin sie verschieden sind, und wodurch sie zu einzelnen Personen werden, etwas übrig bleibt, worin sie alle einander gleichen, nämlich die der Menschheit eigene Art der Organisirung unsers animalischen Theils, und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieser Gleichheit ist, daß jeder Mensch verbunden ist, in jedem andern seine eigene Natur, seinen Bruder in der Schöpfung, anzuerkennen, und sich jeder Art von Verletzung des Rechts desselben an Selbsterhaltung und freien Gebrauch seiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher sehr richtig sagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menschen gleichen Anspruch haben, in der Freiheit schon enthalten sey; und das große Losungswort der Jakobiner, Sansculotten und Anarchisten, Freiheit und Gleichheit, ist ein ganz unnöthiger, oder vielmehr ein bloß zu ihren geheimen Factionsabsichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freiheit ist schon alles gesagt.

Eigentlich zu reden wird kein Mensch frei geboren; oder gibt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geschöpf als ein neugebornes Kind? Eben so gewiß ist, daß unsre Vernunftfähigkeit sich außer dem Stande der Gesellschaft nie entwickeln würde, und daß die sehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmensch auf den untersten Stufen des gesellschaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Genüge thut. Der unpolicirte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird, und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stür-

misch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata —

und er lebt daher in immerwährender Unsicherheit und offner Fehde mit andern seinesgleichen. Dieß treibt ihn zuletzt, früher oder später, in den Stand der policirten Gesellschaft; den einzigen, der seiner Natur und Bestimmung gemäß ist, und außerhalb dessen er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen seyn soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte, und erhält für das traurige Recht der Selbsthülfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muß, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich, um seines eigenen Besten willen, einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen, als dem ewigen Gesetz der Vernunft, und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerlei Widerspruch stehen. Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst, noch viel weniger für seine Nachkommen, der bloßen Willkür andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute, oder despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind also drei gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen, und würden, eben darum weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer seyn können, wenn sie sich nicht, in ihrer innern Organisation sowohl als in der Regierungsverwaltung, mehr oder weniger einer vermischten Form näherten; wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden, und sich gefallen ließen, daß ihrer willkürlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewisser Corporationen, und festgesetzte Ordnung in der Justizpflege und Staats-

wirthschaft, Gränzen gesetzt würden, und das Ganze dadurch einige Selbstständigkeit erhielte. Da aber die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines größern Uebels ein kleineres, so lange bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, von Seiten des Volks, und ein an blinden Gehorsam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer, von Seiten des Despoten, beinahe das Einzige sind, was in solchen Staaten die Sicherheit des Volkes sowohl als der Regierung ausmacht, und die Aufhaltung der furchtbaren Katastrophe größtentheils von der unbestimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen abhängt, die Beschleunigung derselben hingegen durch einen alles mit sich fortreißenden Strom zufälliger Ereignisse bewirkt werden kann: so bringt uns schon die bloße Staatsklugheit mächtige und gebieterische Bewegungsgründe auf, solchen Möglichkeiten zuvorkommen, und freiwillig zu thun, was zu spät ist, wenn man es gezwungen thun muß. Ich weiß wohl, daß Staaten so wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können: aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß manche große Monarchie, die seit viertausend Jahren aus der Reihe der Dinge verschwunden ist, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihre Existenz um Jahrhunderte hätte verlängern können; und daß nur ein Staat, worin die persönliche Freiheit des Bürgers und die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums mit dem unverletzlichen und unbestrittnen Ansehen der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weise Grundgesetze hinlänglich bestimmt, und durch eine wohlberechnete Vertheilung der höchsten Gewalt gesichert sind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Respect gebietendes Ansehen unter den übrigen Mächten, und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewißheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigner

Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu seyn, ist, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, irgend einem weisen und großmüthigen Könige in dem nächstkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursache auch die Britten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu seyn, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müsse, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder besser zu machen wäre.

Sismund. Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, sollt' es auch der letzte unsers Lebens seyn, zu sehen, da ein großer Fürst — der durch eine solche That alle Trajane und Marc-Aurele weit hinter sich ließe — Göttern und Menschen dieß herrliche Schauspiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröstet könnten wir dann dieses Leben verlassen, um unsern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich sey, im sichern Schatten eines ewig feststehenden Throns als freie, gute und glückliche Menschen zu leben!

VI.

Die Universal-Demokratie.

Frankgall. Nun, Holger, was sagst du zu der neuen Europäischen Demokratie?

Holger. Was für einer neuen Demokratie? Wo wäre die? Wie hieße sie?

Frankgall. Du hörst ja, Europa.

Holger. Europa eine Demokratie?

Frankgall. Sie liegt zwar noch auf dem Amboß; aber unsre Cyklopen sind scharf darüber her, und gedenken, noch ehe man 1800 zählt, damit zu Stande zu kommen.

Holger. Da müßten sie hurtig arbeiten.

Frankgall. Dünkt dich die Zeit zu kurz? Bedenke, daß es nur einen Tag brauchte, um den vierzehnhundertjährigen Französischen Königsthron umzuwerfen; nur einen Tag, um dem alten Bräutigam der Adriatischen See sein einst so mächtiges Horn abzustoßen; nur einen Tag, um die dreifache Krone des Halbgottes, der einst die größten Monarchen zu seinen Füßen sah, in eine Freiheitsmütze zu verwandeln! Glaube mir, das Wenige, was noch zu thun ist, dünkt uns die leichteste Sache von der Welt.

Holger. Wohl nicht ganz so leicht, als die Herren Bürger sich's einbilden. — Wenn ihr euch doch die lächerliche Kinderei abgewöhnen wolltet, von den Hühnern, die aus noch ungelegten Eiern kriechen sollen, zu reden als ob sie schon da wären, und die Haut des Bären zu verhandeln, den ihr erst noch zu schießen gedenkt!

Frankgall. Das nennst du Kinderei? Da irrest du dich mächtig, mein guter Holger! diese vermeinte Kinderei ist einer von den politischen Handgriffen, womit man bei einem Volke, wie das unsrige, Wunder thut. Wir haben ihn den alten Römern abgelernt. Indem wir uns das, was noch zu thun ist, so leicht vorstellen, und den glücklichen Erfolg so gewiß nehmen als ob er schon da wäre, so ist nicht nur die Arbeit selbst, durch den guten Muth womit wir sie angreifen, schon halb gethan, sondern eben darum, weil wir uns nicht auslachen lassen wollen, weil wir unsre Ehre für den Ausgang verpfändet haben, und entweder siegen oder uns selbst für Gecken erklären müssen, so ist Sieg oder Tod immer unser Losungswort, und wir siegen, weil wir keinen Augenblick daran zweifelten, daß wir siegen würden.

Holger. Ihr seyd gefährliche Leute, das ist gewiß; und daher kann es auch nicht anders kommen, als daß endlich die ganze Welt wie ein einziger Mann gegen euch aufstehen wird.

Frankgall. Die ganze Welt? Davon geht nun gleich für's erste manches große Stück ab. Du meinst doch nicht, daß wir uns vor den Türken, Persern und Mongolen, oder vor den Kaisern von Siam, Japan und Monomotapa fürchten sollen?

Holger. Als ob nicht in Europa selbst noch Mächte

wären, die bis jetzt eben keine grosse Lust zeigen, sich von euch demokratisiren zu lassen!

Frankgall. Ob sie Lust dazu haben oder nicht, gilt uns gleich viel. Wir haben schon manches durchgesetzt, wozu sie eben so wenig Lust hatten.

Holger. Ihr habt freilich noch vier bis fünf Millionen Knaben, Jünglinge und Männer, die ihr an die Schlachtbank führen könnt, wenn euch nichts daran gelegen ist, am Ende eine bloße Amazonen-Republik übrig zu behalten, mit der wir wohl auf die eine oder andre Art fertig werden wollen.

Frankgall. Du vergissest, lieber Holger, daß die vier oder fünf Millionen, die du uns todt machen willst, nicht aus Papierschnitzeln zusammengeleimt sind. Bis es so weit kommt, daß unsre Eleganten, Incroyabeln und Merveillösen mit dem Bajonnet arbeiten lernen müssen, werden eure Sechskreuzerhelden wohl auch sehr zusammengeschmolzen seyn. Aber dahin soll es nicht kommen, mein Freund! siehest du denn nicht, wie einige unsrer furchtbarsten Feinde — oder Freunde, denn das sagt ungefähr gleich viel, wie du weißt — uns selbst in die Hand arbeiten? Meinst du, wir hätten ihre blinde Seite nicht schon längst ausfindig gemacht, und wüßten nicht wie es im Inwendigen dieser prächtigen Kolossen aussieht? wir sähen nicht wie sehr sie sich fürchten, wie schwankend ihre Meinungen, wie ungewiß ihre Entschließungen, wie planlos ihre Maßregeln sind? wie wenig einer dem andern traut, und, was noch schlimmer für sie ist, wie wenig Vertrauen sie in sich selbst setzen?

Holger. Was du nicht alles siehst!

L'homme de bien, qui voyez tant de choses,
Voyez-vous point mon veau?

In der That, mein lieber Seher, liegt es nur an dir, wenn du nicht noch weit mehr siehest. Ich, zum Exempel, sehe Monarchien, die noch ihre ganze Stärke ungeschwächt beisammen haben; andere, deren Hülfsquellen zwar angegriffen, aber so unermeßlich sind, daß es nur auf die Kunst sie recht zu benutzen ankommt; noch andre, die nur aus ihrem tiefen Schlaf zu erwachen brauchen, um zu fühlen, daß sie Kräfte genug haben, sich für ihr Leben zu wehren. Ich sehe die große Beherrscherin der Meere, mit dem Reichthum der ganzen Welt in ihrem unerschöpflichen Füllhorn, euern ungeheuern Anstalten und noch ungeheurern Rodomontaden einen unbeweglichen Muth entgegenstellen, und, eurer Declamationen und Trugschlüsse und falschen Ausrechnungen des Interesse der Nationen spottend, die übrigen großen Mächte Europens durch das stärkste aller Bande, den Trieb der Selbsterhaltung, an ihr Interesse fesseln, und sie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte vermögen, die einen gewaltigen Strich durch eure Rechnungen machen wird. Ich sehe Völker, die noch fest an ihren glücklichen Vorurtheilen, an der Religion ihrer Väter und an der Treue gegen ihre Erbfürsten hangen, und sich durch die schalen Blendwerke, Wortspiele und Sirenentöne, womit es euern Rednern eine Zeit lang gelungen ist, euer eignes Volk und etliche andere zu täuschen, nie bethören lassen werden; am wenigsten seitdem eure Gewalthaber aller Classen die ganze Welt durch ihre Handlungen unterrichtet haben, daß die Freiheit, die ihr uns aufdringt, Sklaverei, eure Gleichheit Anarchie, und eure Freundschaft eine Braut von Korinth ist, die nicht eher abläßt, bis sie dem Unglücklichen, den sie mit ihren kalten Armen umschlungen hält, alles Blut aus den Adern und alles Mark aus den Knochen gesogen hat.

Frankgall. Ich bitte dich, alter Freund, laß es an dem, was du da gesehen hast, genug seyn, und erlaube mir, bevor du dich in eine völlige Fieberhitze hineindeclamirst, dich, wo möglich, durch eine ganz gelassene Uebersicht dessen, was zunächst vor uns liegt, wieder so viel abzukühlen, daß dir auch das Entferntere etwas deutlicher erscheine, als es deine gegenwärtige Erhitzung zuläßt. Denke nicht, daß uns die neue Coalition, womit du uns bedrohest, verborgen seyn könne. Wir haben, bei allem unserm anscheinenden Leichtsinn und Uebermuth, einen scharfen Blick; und wenn wir uns nicht fürchten, so kommt es bloß daher, weil wir auf alles gefaßt sind. Soll ich dir unser großes Geheimniß verrathen? Ich darf es, weil meine Verrätherei euch nichts helfen wird, und uns also nicht schaden kann. Simsons Stärke bestand in seinen Haaren; wurden ihm diese abgeschnitten, so war er nichts als ein gemeiner Mensch: daher hätte er sein Geheimniß niemand, am allerwenigsten der schönen Delila, entdecken sollen. Aber unser Geheimniß gleicht den Sprüchen der sieben Weisen, die jedermann auswendig weiß, und darum doch nicht weiser ist, wiewohl die Quintessenz aller praktischen Weisheit in ihnen verborgen liegt. Also kurz und gut, unser Geheimniß ist, daß wir den Werth und die Wichtigkeit der moralischen Ursachen kennen, und ihre Wirkung immer mit dem Stoß der mechanischen Kraft gehörig zu combiniren wissen. Damit allein haben wir die Dinge gethan, die ihr als Wunder anstauntet und euch nicht erklären konntet, wiewohl nichts begreiflicher ist. — Warum z. B. fürchten wir uns wenig vor einer neuen Coalition? Vermöge einer ganz einfachen Ausrechnung, von deren Richtigkeit wir gewiß sind. Wir rechnen mit ruhiger Sicherheit darauf, daß jeder sich selbst der nächste ist; daß niemand, ohne dringendste

Noth, seine eigene Existenz daran setzt, einem entfernten Freunde zu helfen, der durch die kleinste Veränderung der Umstände ein Feind werden kann. Wir rechnen darauf, daß das eigene Interesse jeder einzelnen Macht einer solchen Vereinigung Schwierigkeiten entgegensetzt, welche, wenn sie auch endlich auf die Seite geschafft würden, immer, als verborgene Gewichte und Hemmketten, die volle Wirkung derselben zurückhalten würden. Wir rechnen darauf, daß unter allen unsern falschen Freunden keiner ist, der des Friedens nicht so bedürftig wäre, daß das dringende Gefühl dieses Bedürfnisses die entfernten und ungewissen Betrachtungen, die ihn zu Erneuerung des Kriegs bewegen könnten, weit überwiegen muß; und daß diejenigen, die uns als Feinde am gefährlichsten wären, da sie entweder ihre eigenen Plane zu verfolgen, oder fremde zu vereiteln haben, immer mehr Vortheil dabei sehen, unsre Freundschaft zu suchen, als unsere Rache zu reizen. Gesetzt aber auch, es gelänge der Politik und dem Golde unsers einzigen noch übrigen Feindes, alle diese Hindernisse zu heben, so rechnen wir darauf, daß unser Geschäft schon gethan seyn wird, ehe jene mit den Anstalten, uns daran zu hindern, fertig sind. Ueberdieß sind wir sicher, daß uns niemand, ohne zu Schanden dabei zu werden, auf unserm eigenen Grund und Boden angreifen kann; und damit dieß gar nicht mehr möglich sey, haben wir uns mit neuen Barrieren umgeben, an welchen unsre künftigen Feinde sich die Zähne schon lange zuvor stumpf gebissen haben werden, ehe sie unsre alte Gränze erreichen, wo ein neuer, sehr ungleicher Kampf erst von vorn angehen würde. Auch will ich dir nicht verbergen, guter Holger, daß wir ein wenig darauf rechnen, daß, wenn man uns dazu reizen sollte, wenigstens zwei Drittel von Germanien in eben so kurzer Zeit demokratisirt

seyn sollen als Helvetien und der Kirchenstaat, die sich vor etlichen Monaten noch so wenig, als ihr in diesem Augenblicke, davon träumen ließen, daß der jüngste Tag ihnen so schnell, wie ein Dieb in der Nacht, über den Hals kommen würde. Hast du an dem allem genug, alter Freund, oder soll ich dir noch mehr sagen?

Holger. Gesetzt also, daß eure politischen Rechnungen richtiger calculirt wären, als man es von euern ökonomischen glaubt, was wäre denn also euer Plan, wenn man fragen darf?

Frankgall. Warum nicht? Das ist gerade eines unsrer größten Geheimnisse, daß wir kein Geheimniß aus unsern Planen machen; wiewohl ich eben nicht jedem rathen möchte, es uns nachzuthun. Unsre Meinung ist, auf dem festen Lande mit der ganzen Welt Frieden zu machen; zwar auf unsre eigenen Bedingungen, doch so, daß jeder, an dem uns etwas gelegen ist, seine Rechnung dabei finde. Weil nicht alle Leute so hurtig sind wie wir, so werden wir, indessen daß an besagtem Frieden gearbeitet wird, unser Landungsproject —

Holger (ihm in die Rede fallend). Das scheint in der That jetzt die Lieblingsunterhaltung eurer ganzen Nation zu seyn, wie ehemals die Eroberung Siciliens das einzige war, woran die Athener wachend und schlafend dachten, wovon sie sprachen, wovon sie alle Vortheile ausgerechnet hatten, worauf sie tausend glänzende Speculationen gründeten, und was sie für so unfehlbar hielten, daß, wer sich unterstanden hätte, den geringsten Zweifel in den Erfolg zu setzen, seines Lebens nicht sicher unter ihnen gewesen wäre. Wenn es euch nun mit euerm Lieblingsprojecte ginge wie den Athenern mit dem ihrigen?

Frankgall. So hätten wir einen Gelust gebüßt, und

doch immer, mit einem etwas starken, aber einen Staatskörper wie der unsrige noch bei weitem nicht erschöpfenden Aderlaß, unserm ohnehin schon durch überspannte Anstrengungen entkräfteten Erbfeind Wunden geschlagen, wovon er sich sobald nicht wieder erholen würde. Aber sey versichert, Holger, wenn wir nur einmal auf Englischem oder Irischem Boden stehen, so wollen wir der Welt bald zeigen, daß wir etwas mehr als Athener sind.

Holger. Wenigstens werdet ihr darin weiser als sie seyn, daß ihr euern Bonaparte, wenn er auch beschuldiget würde, allen Marienbildern, die noch in Frankreich übrig seyn mögen, die Nasen abgeschnitten zu haben, nicht deßwegen vorladen und zurückberufen würdet, wie die Athener dem Alcibiades thaten; wiewohl nur er allein ihren Lieblingsplan auszuführen im Stande war. Gesetzt aber, es gelänge euch, England, Schottland und Irland zu erobern, und in eine, zwei oder drei Republiken nach euerm Bilde umzuschaffen: so fehlten denn doch wenigstens noch zwei gute Drittel, bis ihr ganz Europa demokratisirt hättet.

Frankgall. Ich verlange auch eben nicht, daß du mir meine Worte so gar buchstäblich auslegest, wiewohl mit Hülfe der Zeit viel geschehen wird, was sich nicht auf einmal bewerkstelligen läßt. Genug, daß wir bereits hinlängliche Beweise gegeben haben, daß das berühmte

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

das lange zuvor, eh' es dem Virgil einfiel, einen Herameter daraus zu machen, mit Flammenzügen in die Seele eines jeden Römers geschrieben war, das große Geschäft ist, wozu wir uns berufen fühlen, und das wir, auf eben dem Wege und durch eben dieselben Mittel, wie die Römer, auszuführen wissen werden.

Holger. Auf die neuen Römer werdet ihr euch dabei wohl keine grosse Rechnung machen?

Frankgall. Schwerlich! wiewohl sie uns gute Dienste thun können, um den Rest von Italien vollends demokratisiren zu helfen. Denn wir tragen kein Bedenken, die ganze Welt wissen zu lassen, daß wir mit unsern Freunden und Alliirten auf keinem andern Fuß zu leben gedenken, als die alten Römer mit den ihrigen. Die Natur unsrer Revolution und unsre ganze Stellung gegen die übrige Welt erfordert nun einmal, daß unsre Republik eine militärische sey. Sie ist eine Tochter der Gewalt, und kann sich nur durch Gewalt erhalten. Aber eben das, was eine nothwendige Bedingung ihres Daseyns ist, wird, durch eine natürliche und unfehlbare Folge, die Quelle einer Obermacht seyn, welcher alle andern Völker werden huldigen müssen. Eine grosse Nation, die immer in Waffen ist, den Krieg als ihr eigenes Handwerk treibt, und immer Krieg führen kann, weil sie ihn bloß auf Kosten ihrer Feinde und Freunde führt, muß nothwendig endlich alle übrigen zu ihren Füßen sehen. Und mit welchem Grunde könnten sich unsre Freunde und Verbündeten darüber beklagen, daß sie zu unsrer Größe beizutragen verbunden sind? Da wir ihnen gern erlauben werden, von ihren Naturproducten, ihrem Kunstfleiß und ihrer Lage zur Handlung, unter unserm Schutz, alle nur möglichen Vortheile zu ziehen; da wir ihnen alle Quellen des Reichthums, die wir selbst vernachlässigen, zu benutzen überlassen, weil bei uns alles, sogar die Künste und Wissenschaften, bloß militärisch seyn wird: so ist nicht mehr als billig, daß sie unsre Armeen unterhalten, und so oft wir Geld brauchen unsre Schatzmeister sind. Wenn wir nun vollends, durch Demüthigung oder gänzliche Vertilgung unsrer grossen Nebenbuhlerin, den erderschütternden

Dreizack in die Hand bekommen haben werden, wo wäre dann noch die Monarchie, die nicht unsre Freundschaft auf jede leidliche Bedingung suchen müßte? Wo die Macht, die uns zum Kampf herausfordern dürfte? Sind wir aber erst so weit, so können wir das übrige, was an der vollständigen Ausführung unsers Hauptplans noch fehlt, den Rathgebern, Günstlingen und Höflingen der Könige ruhig überlassen; sicher, daß sie, wie gewöhnlich (wiewohl ganz gegen ihre Meinung und Absicht), mehr für uns thun werden, als wir verlangen könnten, wenn wir sie mit schwerem Gelde dafür bezahlten.

Holger. Auf das alles habe ich zwei Dinge zu antworten, mein lieber Projectmacher. Fürs erste hat, glücklicherweise, die Natur selbst dafür gesorgt, daß ihr, wenn ein so ausschweifender Plan auch wirklich der eurige wäre, in dem Nationalcharakter eures eignen Volkes ein Hinderniß finden werdet, das euch mehr zu schaffen geben und weniger überwindlich seyn wird, als alle äußerlichen zusammengenommen. Wenn ihr der Beweise dieser Wahrheit nicht schon so viele hättet, bedürfte es wohl eines stärkern, als die unbegreifliche Gleichgültigkeit ist, womit der größte Theil eurer Bürger die Factionen entscheiden läßt, wer die Nation repräsentiren soll? Könnte etwas ungereimter seyn, als auf die Grundsätze und Gesinnungen eines Volks, das sein wesentlichstes Interesse mit einem solchen Leichtsinn behandelt, Staat zu machen, und ihm alle die Festigkeit, Energie und Beharrlichkeit zuzutrauen, die ein solcher Plan bei ihm voraussetzt? Ihr seyd so wenig zu Republicanern und Nachfolgern der alten Romuliden gemacht, daß, wenn ein paar Armeen sich morgen für einen König erklärten, euer ganzes Volk, die Jakobiner und Terroristen abgerechnet, vive le Roi! schreien würde, so lange noch ein Laut aus ihrer Kehle ginge.

Frankgall. Das könnte möglich seyn; aber daß es nicht wirklich werde, dafür, glaube mir, ist vor der Hand gesorgt. Wer kennt unser Volk besser als wir selbst? Sey versichert, mein guter Holger, daß die zum Theil sehr hellen Köpfe, die an der Spitze unsrer Republik stehen, genau wissen, wie das Volk manipulirt werden muß, und auf welche von seinen Eigenschaften sich rechnen läßt. Sie wissen sehr gut, ob sie schon in ihren Adressen an die Franzosen das Gegentheil zeigen, daß die große Mehrheit der Nation im Herzen königisch gesinnt ist: aber was liegt daran, so lange die Armeen aus eifrigen Republicanern zusammengesetzt sind, und unsre Regenten, um sie immer in dieser guten Stimmung zu erhalten, auch immer dafür sorgen werden, daß es ihnen an Gelegenheit sich um das Vaterland verdient zu machen (wie wir's nennen) nie fehle! So lange dieß geschieht, wird unser Volk, das sein großes Bedürfniß, regiert und sogar despotisirt zu werden, lebhafter fühlt als irgend ein anderes, sich vermöge eben dieser leichtsinnigen Apathie, die du ihm mit Recht vorwirfst, auch der republicanischen Regierung so lange geduldig unterwerfen, als das Directorium die Bedingungen auch nur halbweg erfüllt oder nur erfüllen zu wollen scheint, unter welchen jedes Volk in der Welt sich von einem jeden beherrschen läßt, der die Zügel einmal in den Händen hat.

Holger. Ich bitte dich, nicht zu vergessen, daß euer Volk ein wenig veränderlich, muckisch und wetterlaunisch ist, und bei der geringsten Veranlassung eben so schnell aus der gedankenlosesten Schlaffheit zur leidenschaftlichsten Schwärmerei überspringt, als es aus dieser, wenn sie vertobt hat, in jene zurücksinkt.

Frankgall. Daher ist freilich auf Seiten derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig;

und auch damit würden unsre Fünfmänner nicht auslangen, wenn sie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredientien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein wenig Terrorism beizumischen. Unser Volk muß behandelt werden wie ein stolzes und rasches Pferd, dem man immer schmeicheln und liebkosen, aber auch immer den Schatten der Gerte zeigen muß.

Holger. Und so hättest du mir also alle Auswege abgeschnitten, und die Universal-Demokratie wird, alles Einwendens und Sträubens ungeachtet, über kurz oder lang in euern Händen seyn? — Nun, wenn es denn so seyn muß, was bleibt mir übrig, als den heiligen Anker auszuwerfen, und —

Frankgall. — wie die Solothurner, zu hoffen, daß der heilige Sanct Urs mit einer Halbbrigade Engel vom Himmel herabstürzen, und die verruchten Feinde der Götter und der Menschen mit seinem flammenden Morgenstern zu Boden schlagen werde? Sey ein Mann, alter Freund, spare deinen heiligen Anker auf irgend einen verzweifelten Nothfall, und nimm deine Zuflucht nicht eher zu den Zaubermitteln der Einbildungskraft und des Glaubens, bis die Natur keine Hülfsquelle mehr hat, und die Vernunft wirklich keine Möglichkeit entdecken kann, dem gefürchteten Unglück zu entgehen. Aufrichtig gegen dich zu seyn, lieber Holger, ich selbst, wiewohl ich, der Pflicht eines guten Bürgers zufolge, mit der gegenwärtigen Verfassung und Regierung meines Vaterlands zufrieden bin — weil es nicht in meiner Macht steht ihm eine bessere zu geben — bin kein so abgöttischer Verehrer unsrer Constitution, daß ich glauben sollte, es sey außer ihr kein Heil für die Menschheit; oder daß ich die Universal-Demokratie, womit ich dich erschreckt habe, nicht für den letzten Schritt zu einer allgemeinen Barbarei und Verwilderung

ansehen sollte. Aber ehe es mit dem bereits so aufgeklärten und durch eigene und fremde Erfahrungen so sehr gewitzigten Europa zu dieser Extremität kommen müßte, gibt es wohl noch mehr als Einen Ausweg, und ich selbst — dem du es wohl nicht angesehen hättest — weiß dir ein sehr einfaches, der Stufe unsrer Cultur würdiges, leicht auszuführendes, und, wie mich dünkt, unfehlbares Mittel, dem Uebel zuvorzukommen.

Holger. O du großer und gebenedeieter Helfer in der Noth, sage an, was hast du uns noch für ein Arcanum im Rückhalt, welches, wenn es diese Eigenschaften hätte, dem Stein der Weisen selbst an Werth gleich zu schätzen wäre?

Frankgall. Rathe.

Holger. Davus sum, non Oedipus.

Frankgall. Im Ernst, du kannst es nicht errathen?

Holger. In ganzem Ernst, nein!

Frankgall. Es kann nichts Leichteres und Einfacheres erdacht werden.

Holger. Du machst mich ungeduldig!

Frankgall. Wenn ich dir's gesagt habe, so wird mir's damit gehen, wie dem Entdecker der neuen Welt mit dem Geheimniß, ein Ei auf die Spitze zu stellen; du wirst lachen und sagen, ist's nichts als das?

Holger. Ich bitte dich, laß es gut seyn, und quäle mich nicht länger.

Frankgall. Nun so wisse denn, Freund Holger, es ist nicht mehr und nicht weniger, als der einfältige wohlgemeinte Gedanke: die noch übrigen unumschränkten Könige sollten freiwillig und aus eigner Bewegung —

Holger. — von ihren Thronen herabsteigen und ihre Souveränetät dem Volk überlassen?

Frankgall. Nein! nur — die Verfassung von Großbritannien in ihren Reichen einführen.

Haiger. Und dadurch, glaubst du, würden sie und ihre Unterthanen glücklicher seyn, und der Katastrophe, die du nur erst als unvermeidlich zeigtest, entgehen? Soll etwa die beneidenswürdige Glückseligkeit der Britten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, der blühende Zustand ihrer Finanzen und ihrer Staatsschuld, und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung, unsre Monarchen zu einem so beispiellosen Schritte reizen?

Frankgall. Die Brittische Constitution ist vortrefflich; darin stimmten die größten Denker und Staatskundigen unsers Jahrhunderts immer überein: aber sie war das Werk des Moments, und sie hat (wie unsre Constitution von 1795) Fehler, deren Wichtigkeit nur die Erfahrung entdecken konnte, und für deren natürliche Folgen sie jetzt büßen. Natürlicher Weise müßten alle diese Mängel und Gebrechen vermieden werden. So ist, z. B. das Parlament in England nicht frei genug; denn der Einfluß des Hofes neutralisirt beinahe alles, was auch eine wirklich vaterländisch gesinnte Opposition zum Besten der Nation wirken könnte. Unsre Constitution von 1791 setzte die königliche Würde viel zu tief herab, so tief, daß der Thron, und sie mit ihm, fallen mußte: hingegen ist die Macht der Brittischen Krone so groß, daß sie ihre unbestimmten Gränzen, auf Unkosten der Volksrechte, so lange erweitern kann, bis für diese gar kein Raum mehr übrig bleibt. Der König also, der den großen und wohlthätigen Gedanken faßte, seinem Volke aus eigner Bewegung eine Constitution zu geben, worin Freiheit mit Ordnung und Sicherheit unzertrennlich verbunden wäre, müßte Einsicht und Seelengröße genug haben, um sich selbst, und denen, die ent-

weder als seine Rathgeber und Vollzieher seines Willens an der Regierung Theil haben, oder deren Werkzeug er, ohne es gewahr zu werden, selbst ist, die zur Sicherheit und zum Glück des Staats nöthigen Schranken zu setzen, ohne darum die Majestät des Throns zu verletzen, und das königliche Ansehn den Eingriffen herrschsüchtiger und eigennütziger Volksvertreter preiszugeben.

Holger. Hierin die richtige Mittelstraße zu treffen, dürfte schon in der bloßen Theorie weit schwerer seyn als du dir vorstellst.

Frankgall. Ganz und gar nicht; im Wollen allein liegt die Schwierigkeit. Daß sich für uns Adamskinder keine ganz vollkommene, alle Knoten rein auflösende, alle Forderungen der Vernunft erfüllende, keiner Reibung, keiner Schwächung ihrer Springfedern unterworfene, mit Einem Worte keine ewige und unvergängliche Staatsverfassung erdenken lasse, versteht sich von selbst. Die beste ist — die mit den wenigsten Gebrechen behaftete. Um die Brittische Constitution so fehlerfrei zu machen als irgend ein Menschenwerk seyn kann, bedürfte sie nur weniger Modificationen. — Mehr Gleichheit in der Repräsentation — eine kürzere Dauer jeder Parlamentssitzung — eine bessere Polizei bei der Wahl der Repräsentanten — und eine Einschränkung des königlichen Vorrechts, so viel Mitglieder des Oberhauses zu machen, als dem König oder den Ministern beliebt; — schon allein diese Verbesserungen würden eine treffliche Wirkung thun.

Holger. Wenn du etwa einen König finden solltest, der deinem Rathe Gehör gäbe, so bitte ich dich, auch eine kleine Einschränkung des Rechts, nach Willkür mit andern Mächten Händel anzufangen oder Verbindungen einzugehen, wovon sein unschuldiges Volk am Ende das Opfer wird, nicht

zu vergessen. Die Billigkeit, daß die Nation zu einer sie so nahe betreffenden Sache auch ein Wort zu reden habe, leuchtet, hoffentlich, von selbst in die Augen —

Frankgall. Erinnere dich, lieber Freund, daß hier nichts zu rathen ist, und daß mein Arcanum nur dann helfen kann, wenn man aus eigner Bewegung Gebrauch davon machen wollte.

Holger. So besorge ich sehr —

Frankgall. Besorge lieber nichts. Wir haben seit zehn Jahren noch weit unwahrscheinlichere Dinge erlebt. Laß uns vielmehr hoffen, was wir wünschen; und da wir doch wenig mehr als nichts zum Besten der Welt zu thun vermögen, wenigstens nicht verzweifeln daß alles noch besser werden könne;

Et vogue la galère
Tant que pourra voguer!

VIII.

Würdigung der Neufränkischen Republik aus zweierlei Gesichtspunkten.

Raymund. Glauben Sie mir, Wilibald, so lang' es zwischen dem Atlantischen Meer und dem Rhein noch Männer gibt, die, von einem tiefen mit ihrem Selbstbewußtseyn verschmolzenen Gefühl der Würde des Menschen durchdrungen, die Freiheit, als nothwendige Bedingung derselben, und die Republik, als die einzige Regierungsform, die ihr angemessen ist, über alles lieben, kein Interesse kennen, das sich nicht in dem Interesse derselben verlieren müßte, keinen Gedanken, keine Sorgen, keine Wünsche haben als für die Republik, und in jedem Augenblicke bereit sind, ihr, die ihnen alles ist, ihr ganzes Selbst aufzuopfern — so lang' es noch solche Menschen unter uns gibt, wie klein auch ihre Anzahl seyn mag, so lange wird die Republik bestehen, und wenn gleich die halbe Welt sich gegen sie verschwüre. Sie hat keine Feinde zu fürchten als die innern. Aber, wenn auch unser böser Genius neue Marat und Robespierre, neue Collot d'Herbois, Saintjust und Lebon gegen sie aufstehen ließe; wenn ein neuer 31 Mai alle wahren Republicaner an Einem Tage

schlachtete; so wird ihr Blut, wie man ehemals von dem Blute der Märtyrer sagte, unsern der Freiheit auf ewig geweihten Boden mit neuen Helden befruchten; ihr Geist wird in ihre Gebeine wehen; sie werden unter andern Namen wieder aufleben und den schönen Kampf mit der Tyrannei und den Lastern von neuem beginnen, um ihn so lange fortzusetzen, bis ihr letzter Sieg alle Feinde der Freiheit, der Tugend und der Menschheit ausgerottet haben wird.

Wilibald (kalt und ruhig). Ich begreife, mein lieber Raymund, wie man mit einem solchen Glauben Wunder thun kann; und, wiewohl mich die Natur auf dieser Seite etwas stiefmütterlich behandelt hat, so fühle ich doch die Achtung, die diesem hohen Enthusiasmus gebührt, und betrachte es als die schönste Wirkung der Revolution, daß sie solche Menschen aus der Dunkelheit hervorgezogen, und ihnen Gelegenheit gegeben hat, die Stelle einzunehmen, und die Rolle zu spielen, die so erhabenen Naturen zukommt.

Raymund. Sie mögen dieß aus Ironie oder im Ernst sagen, so haben Sie die Wahrheit gesagt.

Wilibald. Und gleichwohl, weil weder uns noch der Republik mit Selbsttäuschung gedient seyn kann, dürfte nöthig seyn, die reine Begeisterung der Wahrheit und Tugend von dem Fanatismus gewisser mit zu viel brennbarem Stoff angefüllter Imaginationsmenschen (wenn mir dieses Wort erlaubt ist) wohl zu unterscheiden, welche von den bloßen in Rauch und Dampf gehüllten Idolen jener Gottheiten so heftig begeistert und in so stürmische Leidenschaften gesetzt werden, daß ihre Vernunft unmöglich frei und heiter genug seyn kann, um gewahr zu werden, daß ihre Leidenschaft einem bloßen Truggespenst nachjagt, welches sie selbst und alle die ihnen

folgen, auf Irrwege verleitet, und vielleicht zuletzt in grundlose Sümpfe oder halsbrechende Abgründe stürzen wird.

Raymund. Ich zweifle, ob ich Sie recht verstehe. Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher.

Wilibald. Sehr gern. Da ich Ihre Revolution vom Anfang an mit dem ganzen Interesse eines unbefangenen Weltbürgers, so gut als mir möglich war, beobachtet habe, so hätte ich blind seyn müssen, wenn ich unter denen, die für die gute Sache der Freiheit am meisten gethan und gelitten haben, nicht zwei, bei aller ihrer Aehnlichkeit sehr wesentlich verschiedene Arten von Menschen unterschieden hätte: wovon die einen, wenn ihre Grundsätze und Maßregeln hätten durchdringen können, die Revolution zu einer unermeßlichen Wohlthat für Frankreich gemacht haben würden; die andern hingegen, weil sie mit den ihrigen durchdrangen, die Nation in einen Abgrund von Jammer mit sich hinabzogen, woraus sie sich zwar seit Einführung der Constitution von 95 allmählich wieder empor arbeitet, aber mit so vielen Wunden und Geschwüren, daß, ohne eine nochmalige schmerzliche Wiedergeburt, wenig Hoffnung da zu seyn scheint, sie jemals in den Zustand einer blühenden und dauerhaften Gesundheit hergestellt zu sehen.

Raymund. Ich merke, wo Sie hinaus wollen und was für Männer Sie meinen. Aber, ich bitte Sie, welch ein armseliges Resultat wäre aus der Capitulation herausgekommen, die Ihre wohlmeinenden Allerweltsfreunde zwischen Licht und Finsterniß, Philosophie und Fanatism, Freiheit und Knechtschaft, Volksrechten und aristokratischen Usurpationen, stiften wollten? Ich räume Ihnen willig ein, daß ein Bailly, ein Malouet, ein Roland, ein Andreas Chenier und die Wenigen, die man ihresgleichen nennen kann, tugendhafte,

aufgeklärte und das Vaterland redlich liebende Männer waren: aber ihre Seele, wie groß und thätig sie auch innerhalb der Gränzen ihres Gesichtskreises seyn mochte, hatte nicht Energie und Freiheit genug, sich bis zur Idee der reinen Demokratie zu erheben, außer welcher keine Freiheit, keine wirkliche Einsetzung der Menschheit in den Genuß aller ihrer Rechte und ihrer ganzen Würde, denkbar ist. Hätten sie durchdringen können, so wäre wahrscheinlich ein Mittelding von einer Regierungsform, wie die Brittische, das höchste gewesen, was wir mit allen den gräßlichen Erschütterungen und Convulsionen der Jahre 89, 90 und 91 gewonnen hätten.

Willibald. Damit wäre sehr viel gewonnen gewesen, mein Freund, und daran hätte sich auch Ihr Volk, wenn es seinen eigenen Gefühlen überlassen, und nicht täglich und stündlich von Schwindlern, Brauseköpfen und ehrgeizigen Bösewichten auf alle nur ersinnliche Art fanatisirt worden wäre, herzlich gern genügen lassen.

Raymund. O das glaub' ich selbst. Woran läßt sich aber auch ein von Aberglauben und Despotism Jahrhunderte lang zusammengedrücktes, tief erniedrigtes Volk nicht genügen? Auf diesem Wege würde uns nie geholfen worden seyn. Wer es mit dem Volk ernstlich gut meint, muß es, so zu sagen, bei den Haaren aus seiner Dumpfheit und Verblendung herausziehen, muß es lieb genug haben, um es mit Gewalt glücklich zu machen. Dieß zu unternehmen und auszuführen, wurden solche Feuerseelen erfordert, wie die Brissot, die Guadet, die Barbaroux, die Louvet und alle diese entschiedenen Republicaner, die an der Spitze der Girondisten standen, und, wiewohl sie die wahren Stifter der Republik sind, von der undankbaren Nation bereits vergessen zu seyn scheinen.

Willibald. Vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Nation von der Größe der Wohlthat nicht überzeugt genug ist, um zu wissen, ob sie Dankes werth sey. — Sie waren vorhin so billig gegen meine Protegirten, daß es unartig von mir wäre, wenn ich den Ihrigen nicht gleiches Recht widerfahren ließe. Ich will also glauben, daß Brissot und seine Partei es eben so redlich mit dem Vaterlande meinten als jene: aber wie weit, wie unendlich weit waren sie entfernt, den Namen weiser und tugendhafter Männer zu verdienen! Um sie und ihre Thaten zu würdigen, muß man nicht künstlich zusammengesetzte Lobreden, worin der Leser bald durch die feinsten Taschenspielerkniffe der Redekunst getäuscht, bald durch die stärksten Anfälle auf sein Gefühl, durch affectvolle Schilderungen und herzrührende Ergießung der wirklichen oder angenommenen Empfindungen des Redners bestochen wird, sondern die Annalen und öffentlichen Verhandlungen der Jahre 91 und 92 zu Rathe ziehen — und ein unparteiischer Weltbürger wird Mühe haben, diese, wenn Sie wollen, edlern und bessern Freiheitsschwärmer, aber doch Schwärmer, die immer bereit waren, ihrem angebeteten Götzen alles, auch Pflicht, auch Wahrheit, Vernunft, Recht und Humanität aufzuopfern, von den Robespierre, Marat, Danton und ihresgleichen, anders als dem Grade nach, zu unterscheiden.

Raymund. Ehe ich Ihnen dieß zugeben könnte, müßten wir in Umständlichkeiten und Untersuchungen eingehen, worüber wir uns in dem unermeßlichen Ocean unsrer Revolutionsgeschichte verlieren würden.

Willibald. Ich denke nicht daß dieß nöthig sey, und glaube vielmehr, es genüge an dem, was sich von dieser Geschichte in dem Gedächtniß eines jeden nahen oder entfernten

Zuschauers erhalten hat, um behaupten zu können, daß gerechte und tugendhafte Menschen vor den Mitteln mit Scham und Abscheu zurückschaudern, die man sich erlaubt hat, um die Republik auf die Ruinen des Throns zu gründen.

Raymund. Bedenken Sie aber auch, daß die Revolution ein Orkan war, dem weder einzelne Personen, noch selbst eine ganze Partei gebieten konnte; daß es fast immer bloß darauf ankam, den Staat unter dem wüthendsten Sturm zwischen Strömen, Klippen und Sandbänken ohne Zahl, bei unaufhörlicher Gefahr eines plötzlichen Schiffbruchs, durchzuführen, und daß die Noth oft zu dringend war, als daß man sich lange hätte bedenken können, was man zuerst über Bord werfen müsse, oder womit man jeden neuen Leck, den das Schiff bekam, in der Eile mit dem wenigsten Schaden stopfen könne.

Willibald. Gewiß bedenke ich das alles; aber ich bedenke auch, daß der Orkan, der die Führung des Schiffs so gefährlich und so verzweifelte Rettungsmittel nothwendig machte, nicht ein Werk der Natur, sondern ein magischer Sturm war, den eine Rotte von Schwarzkünstlern, in der Absicht sich des Schiffes zu bemächtigen, erregt hatte.

Raymund. Da sind wir wieder in unserm vorigen Cirkel, und werden uns ewig darin herumdrehen, so lange wir über das, was durch die Revolution bewirkt werden sollte, so verschiedner Meinung sind.

Willibald. Lassen Sie mich versuchen, ob nicht vielleicht eine deutlichere Entwicklung der Meinungen schon hinlänglich ist, uns aus diesem Cirkel herauszuhelfen. Soll ich Ihnen die erste Quelle nennen, aus welcher jene schwärmerischen Liebhaber der Republik ihre Selbsttäuschung geschöpft haben? Höchst wahrscheinlich sind Nepos und Plutarch unschuldiger

Weise an allen ihren Irrthümern und Mißgriffen Schuld. Die besten und gebildetsten unter ihnen wurden, so zu sagen, von Kindheit an in den Republiken des Alterthums erzogen. In dem Alter, wo gefühlvolle Seelen einen noch ungeschwächten Sinn für das sittlich Schöne und Große haben, machten sie Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Republicanern Griechenlands und Roms, und sogen mit der enthusiastischen Bewunderung und Liebe eines Leonidas, Themistokles, Epaminondas, Timoleon, Brutus, Fabricius, Regulus, Cato und ihresgleichen, unvermerkt auch die Gesinnungen derselben, ihre Liebe zur republicanischen Freiheit, ihren Haß gegen Tyrannei und Königthum, und ihre Anhänglichkeit an populare Regierungsformen ein. In einem Alter, worin sie von der Welt, von den Menschen mit welchen sie künftig leben sollten, und von den tausendfach in einander geschlungnen Verhältnissen und Interessen der unzähligen Classen und Abstufungen, die den ungeheuern Zwischenraum vom Monarchen bis zum Bettler in einem großen Staate ausfüllen, nur sehr mangelhafte und verworrene Begriffe, ohne Ueberblick des wahren Zusammenhangs dieser Dinge haben konnten, in diesem Alter, das gewöhnlicher Weise für das ganze Leben eines jeden Menschen entscheidend ist, gewöhnten sie sich an die großen und schönen Formen, unter welchen, in den glücklichsten Perioden jener alten Freistaaten, die menschliche Natur einer noch unverdorbnen Seele erscheint. Aber, indem sie die Verfassung von Sparta, Athen und Rom, in den Zeiten, wo Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande noch mit Gerechtigkeit, Edelmuth, Verachtung des Reichthums und äußerst einfachen Sitten gepaart waren, nicht nur für den glücklichsten Zustand, worin Menschen leben könnten, sondern in Vergleichung mit dem, was ihnen Geschichte und Augenschein

von der monarchischen Verfassung zeigte, für den einzigen, worin der Mensch die Würde seiner Natur behaupten könne, ansahen, ließen sie sich wenig davon träumen, daß diese bewunderten alten Republiken und diese angebeteten großen Männer — zuerst unter den Meisterhänden der Geschichtsmaler des Alterthums, und dann in ihrer eignen Einbildungskraft ihre Individualität verloren hatten, und zu Idealen und schönen Traumbildern erhoben worden waren, von welchen sie unschuldiger Weise übel getäuscht werden mußten, sobald sie solche nicht nur in die wirkliche Welt, sondern sogar, aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgehoben, in eine ganz andere Ordnung der Dinge, und in einen Boden, wo sie unmöglich gedeihen konnten, versetzen wollten. Gleichwohl war es dieß, was sie unternahmen, als ihnen die in ihrem Vaterlande ausgebrochne Revolution Gelegenheit und Hoffnung machte, ihre immer im Verborgnen genährten, zum Theil auch schon in Schriften geäußerten Lieblingsideen realisiren zu können. — Diese Hypothese, als Thatsache angenommen, verbreitet, däucht mich, ein starkes Licht über die merkwürdige Rolle, welche diese kleine Schaar ächter Republicaner in der Revolution gespielt hat; sie macht aber auch begreiflich, warum sie, ohne ihr großes Unternehmen ausführen zu können, in dem Strudel, der sie mit immer zunehmender Gewalt in sich hineinzog, nothwendig zu Grunde gehen mußten. Um der guten Sache willen (wie sie glaubten) genöthigt, mit Menschen, die zwar eben dasselbe Ziel, aber mit ganz andern Absichten und Gesinnungen, verfolgten, gemeine Sache zu machen; immer in ihrer Hoffnung betrogen, diesen so ungleichartigen Mitverschwornen ihre eigene Vorstellungsart beizubringen; immer bald genöthigt nachzugeben, um nicht alles zu verlieren, bald durch die wilden Fluten des Bürgerkriegs,

und den hartnäckigen Widerstand der ehemals herrschenden, nun um Leben oder Tod kämpfenden Aristokratie, aus ihrem eigenen Wege herausgeworfen und fortgerissen; mitten in einem gestaltlosen brausenden Chaos, dessen Gährung die Hefen der Nation aufgewühlt und emporgeschäumt hatte; wo die unbändigsten Leidenschaften, von den Banden der Religion und Sittlichkeit entfesselt, wüthend gegen einander rannten; wo die verworfensten aller Menschen, weil sie für die Sache der Freiheit fochten oder zu fechten vorgaben, die Straflosigkeit ihrer Verbrechen als einen verdienten Sold forderten; wo so vielerlei Factionen, deren jede Männer von großen Talenten, oder ungewöhnlichen Naturgaben, oder gränzenloser Verwegenheit und Verruchtheit, an ihrer Spitze hatte, ihre besondern Absichten mit einer das gewöhnliche Maß der Natur weit übersteigenden Energie betrieben; — kurz, in Umständen, wo nur ein kaltblütiger, gefühlloser, in sich selbst hineingeschrobner, vor keinem zu seinem Zweck führenden Bubenstück erschreckender Bösewicht sich selbst immer gleich bleiben, und, wie ein übelthätiger aber mächtiger Genius, über dem allgemeinen Aufruhr der Elemente oben schweben konnte; — wie wär' es anders möglich gewesen, als daß jenes kleine Häufchen, mit seinen schimmernden Träumen von einer Art Platonischer Republik und republicanischer Tugend, für welche, außer ihnen selbst, niemand einen Sinn hatte, nicht nur nicht durchdringen, sondern in sehr kurzer Zeit, nach einem allzu ungleichen Kampfe mit den verruchtesten unter seinen ehemaligen Freunden und Brüdern, seine hohe Schwärmerei, seinen feurigen Patriotism, seine zweideutige Tugend, und seinen Mangel an Muth, so oft es auf rasche Entschließung zu einem nützlichen Verbrechen ankam, kurz, eine falsche Berechnung sowohl seiner eignen Kräfte, als dessen was unter

den gegebenen Umständen möglich war, mit dem Leben büßen mußte?

Raymund. Was Sie Mangel an Muth und Entschlossenheit nennen, war vielmehr ächte republicanische Tugend, Anhänglichkeit an gesetzmäßige Ordnung, Abscheu vor gewaltthätigen Handlungen die vielleicht noch vermeidlich waren, und edelmüthiges Vergessen ihrer persönlichen Gefahr beim Gedanken des Unheils, das ein besorglicher, aus dem Schooße des Convents selbst ausbrechender Bürgerkrieg über die Nation und die gute Sache bringen würde.

Wilibald. Ich kann Ihnen das eingestehen, ohne daß ich mein Urtheil von den enthusiastischen Stiftern Ihrer Republik zurückzunehmen Ursache hätte. Es war ein schöner Irrthum, der diese größtentheils noch jungen, von den erhabnen Maximen und Gesinnungen einiger alten Griechischen und Römischen Republicaner erhitzten Männer täuschte. Wer wird ihnen läugnen wollen, daß Freiheit und Gleichheit, wenn sie bei einem aufgeklärten und tugendhaften Volke, vermittelst einer weisen Gesetzgebung, durch eine kluge und patriotische Regierung zu möglichster Veredlung der Menschheit angewandt würden, die wohlthätigsten Früchte nicht nur für dieses einzelne Volk, sondern mit der Zeit für die ganze Menschheit tragen müßten? Welcher Mensch von feurigem Kopf und gefühlvollem Herzen wird nicht von der Idee einer solchen Republik bezaubert? Der große Irrthum eurer Enthusiasten, der Vater aller übrigen in welche sie folgerechter Weise verfallen mußten, war, daß sie dieses Ideal von Republik aus der intelligiblen Welt in die Sinnenwelt versetzen wollten, ohne zu sehen, daß die nothwendigen Bedingungen, unter welchen allein ihr Unternehmen gelingen konnte, nicht vorhanden waren; daß sie die ihnen so mächtig entgegenwirkenden

zahllosen Hindernisse für überwindlich hielten; und daß sie sich selbst, zu Bestehung dieses größten aller Abenteuer, mehr Weisheit, Tugend und Energie zutrauten, als sie wirklich hatten.

Raymund. Ei, ei, mein lieber Wilibald! Sehen Sie nicht, daß es mir, um alle diese Vorwürfe in die Luft zu sprengen, nur ein einziges Wort kostet? Das Unternehmen, das Sie unausführbar nennen, wurde ausgeführt. Die Republik ist da, und hat, denke ich, ihr Daseyn seit zwei Jahren dem ganzen Europa, und vorzüglich euch Deutschen so fühlbar manifestirt, daß ihr eben so leicht an euerm eigenen Daseyn, als an dem ihrigen zweifeln könntet.

Wilibald. Was nennen Sie Republik, Freund Raymund? Ich bitte Sie, schieben Sie mir nicht statt des schönen Ideals unsrer wackern platonisirenden Schwärmer ein Götzenbild unter, an welchem nichts Republicanisches ist als Name, Gewand und Verzierung. Frankreich ist da, die Französische Nation ist da, eine Art von republicanischer Constitution ist da; kurz, nicht nur der erste Stoff zu einer künftigen Republik ist vorhanden; er ist sogar bereits organisirt und zu einem ziemlich wohlgestalteten Körper ausgebildet. Aber wo ist die Seele, die ihn beleben, wo der Geist, der ihn regieren soll? Wo ist die unverletzliche Heiligkeit des Gesetzes? wo die Garantie, die einem jeden die Rechte des Menschen und des Bürgers sichert? wo die Freiheit, seine eigene Meinung, sein eignes Urtheil zu haben, und beide ungescheut laut werden zu lassen? wo die allgemeine unpartheiische Gerechtigkeitspflege? wo der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe, die gewissenhafte Erfüllung jeder Bürgerpflicht, die Verachtung des Reichthums und der Wollüste, die Mäßigung,

die Frugalität, mit Einem Worte, die Tugenden, die den wahren Charakter einer republicanischen Regierung und eines republicanischen Volkes ausmachen? Die Französische Nation, sagt man, hat, seitdem sie sich zu einer Republik constituirt hat, erstaunliche Dinge gethan. Unläugbar! Aber war es der republicanische Geist und Charakter, in dessen Kraft sie diese Großthaten verrichtete? In der Lage, worin sie sich im Jahre 1792 befand, wäre die Verzweiflung allein hinlänglich gewesen, ein Volk, das von jeher feurig, stolz und muthvoll war, unüberwindlich zu machen. Aber die Franzosen wurden noch zum Ueberfluß an ihrem empfindlichsten Theil, an ihrem Ehrgefühl, angegriffen. Stolz auf ihre neu erworbene Freiheit, und mit gränzenloser Verachtung gegen alles, was monarchisch und aristokratisch hieß, angefüllt, sahen sie auf ihre Feinde als auf armselige Lohnknechte tyrannischer Usurpatoren herab, und siegten, weil ihnen nichts unerträglicher schien, als die Schmach, solchen Feinden zu unterliegen. Aber auch dieß war noch nicht alles. Eine der natürlichsten Folgen einer allgemeinen Umkehrung großer Staaten ist, daß eine Menge neuer Menschen aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervorgerüttelt werden, und auf ihrem rechten Platz zu stehen kommen, wo sie Talente zeigen können, die ihnen selbst vielleicht unbekannt waren. Was für Namen traten jetzt an die Stelle der Montmorency, der Turenne, der Catinat, Gassion, Villars, Villeroy u. s. w. die den Regierungen des dreizehnten und vierzehnten Ludewigs ihren Glanz geliehen hatten! Die Revolution förderte die Dumouriez, die Pichegru, die Marceau, die Jourdan, die Moreau, die Hoche, die Augereau u. s. w. zu Tage; und welch ein Geschenk hat euch das Schicksal an dem einzigen Bonaparte gemacht! einem Manne, der sich schon vor seinem achtundzwanzigsten Jahre eine Stelle unter den

größten aller Zeiten erwarb, und alles, was einen Epaminondas und Agesilaus, Scipio und Paul-Aemil, Sertorius und Hannibal bewundernswürdig macht, in sich vereiniget! Die Französischen Kriegsheere haben unter diesen Anführern glänzende Siege erfochten, große Eroberungen gemacht, und den unermeßlichen Vortheil über alle ihre gegenwärtigen und künftigen Feinde gewonnen, unüberwindlich zu seyn, weil sie sich unüberwindlich glauben, und das Leben gegen den Ruhm für nichts achten. Alle Welt wünscht daher Friede mit der großen Nation, und wer Friede von ihr haben will, muß sich die Bedingungen gefallen lassen, die ihm ihre Gewalthaber vorschreiben oder zugestehen wollen. Aber alles das macht Frankreich zu keiner Republik.

Raymund. Nun das ist lust'g genug! Das fehlte noch, daß Sie unsrer Republik, nachdem sie beinahe von allen Europäischen Mächten anerkannt wird, noch gar den Namen einer Republik streitig machen wollen!

Wilibald. Den Namen nicht. Namen gelten wie Münzen. Man erkennt eure dermalige Uebermacht weil man muß, und nennt euch wie ihr genennt seyn wollt. Man würde euch eben sowohl für eine Pentarchie oder Pentakratie erkennen, wenn ihr darauf beständet. Aber weder Name, noch Sprache und Phraseologie, noch Zuschnitt und äußerliche Form können Frankreich zu einer Republik machen, so lange die große Nation in allen wesentlichen Zügen ihres Charakters eben dieselbe ist und bleibt, die sie ehemals war. Die Menschen machen die Republik, nicht die Constitution. Einem Menschen, dessen ganze Naturanlage, Erziehung, Sitten und gewohnte Lebensweise mit dem Charakter eines wahren Republicaners in offenbarem Widerspruch steht, zu befehlen, daß er sich plötzlich in einen Republicaner verwandle, heißt einem

Invaliden mit hölzernem Beine zumuthen, daß er ein Pas de deux mit Vestris tanze. Euer Volk ist nicht zur republicanischen Sophrosyne gemacht; es kennt keine Mittellinie zwischen dem Aeußersten zu beiden Seiten: es muß despotisch regiert werden, oder es ist gar nicht zu regieren. Was ist's nun, daß ihr die Benennungen geändert habt? Ihr hattet Herren, die nicht mehr sind, weil ihr euch in einer Anwandlung von Freiheitsdrang in den Kopf setztet, keine mehr haben zu wollen; und ihr habt euch andere gegeben, die sich Bürger nennen lassen. Ehemals war eure Regierung despotisch unter einer monarchisch=aristokratischen Form; jetzt ist sie despotisch unter einer pentarchisch=demokratischen. Der Unterschied ist wahrlich des großen Aufhebens nicht werth, das man davon macht. Unglücklich genug für die Menschen, daß es nun einmal ihr Loos ist, immer mit Worten zu spielen und immer durch Worte getäuscht zu werden: aber die Natur bleibt darum nicht weniger was sie ist. So ist es, z. B. bloßer Mißbrauch der Worte, wenn man Despotism mit Tyrannei für gleichbedeutend nimmt. Trajan, Marc=Aurel, Friedrich der Einzige, Joseph II waren Despoten, und werden ewig Muster trefflicher Regenten bleiben; wohl dem Volke, dem alle hundert Jahre einer ihresgleichen zu Theil wird! Ich bin also weit entfernt, eurer dermaligen Regierung die Verdienste, die sie sich in mehrern Hinsichten um Frankreich erworben hat, abzusprechen, indem ich sie despotisch nenne: ich läugne nur, daß sie republicanisch ist, und berufe mich der Kürze halben auf den 18 Fructidor und das ganze Benehmen eurer Regierung seit dieser Epoche.

Raymund. Der 18 Fructidor war der zweite Geburtstag der Republik: ohne ihn wäre sie nicht mehr; ohne ihn würde Frankreich in alle Gräuel der Anarchie, des Terrorism

und des wüthendsten Bürgerkriegs zurückgeworfen worden seyn. Die Constitution mußte verletzt werden, weil kein anderes Mittel da war sie zu retten. Wenn das weltbekannte Triumvirat unsers Directoriums sich jemals ein Recht erworben hat, ewig als die Erhalter des Vaterlands und der Republik gefeiert zu werden, so war's am 18 Fructidor.

Wilibald. Ich würde selbst nicht ermangeln, ihre Büsten in meinem Lararium aufzustellen, wenn sie durch einen nothwendigen Bruch in die Constitution eine wirklich bestehende und rechtmäßig bestehende Republik gerettet hätten. Aber Frankreich ist keines von beiden: jenes soll sie erst durch eine künftige Erziehung werden, die eure eifrigsten Republicaner selbst kaum für möglich halten; dieses kann sie niemals, oder, wenn Sie es schlechterdings wollen, beides nur durch ein doppeltes Wunder werden.

Raymund. Was für ein Wunder, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Um wirklich Republik zu werden, müßte der Charakter der Nation eine Verwandlung erleiden, gegen welche alle Ovidischen nur Kinderspiel wären; um rechtmäßig zu werden, müßte sich der ganze Lethe über Frankreich ergießen, und alle Erinnerungen an die letzten neun Jahre so rein aus allen Gemüthern auswaschen, daß alle Franzosen in dem nämlichen Augenblicke, da sie sich einhellig zu einer Republik constituiren würden, aus dem Nichts hervorgegangen zu seyn glaubten.

Raymund. Sie nehmen es sehr scharf mit uns, Wilibald. Wer könnte bestehen, wenn er nach einem so strengen Gesetz gerichtet würde? Unsre Republik war, als die Constitution von 1795 von dem ungleich größten Theil der Nation angenommen wurde; und wäre sie es auch nur einen

Tag gewesen, so war dieser Tag hinlänglich, um das, was damals Wille der Nation war, für ihren unveränderlichen Willen zu erklären, und dem zufolge Frankreich auf ewig zur Republik zu machen. Und, was die Rechtmäßigkeit betrifft, brauchte es denn mehr, als eben diesen Willen der Nation, um jede Staatsverfassung, die sie sich für die zuträglichste hielt, rechtmäßig zu machen?

Wilibald. Unglücklicher Weise für die Sache der Republikstifter galt dieß alles eben so gut für die Rechtmäßigkeit und ewige Dauer des Königthums. Welche Nation in der Welt war wegen ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihre Erbfürsten so berühmt als die Französische? Rief nicht ehemals alles Volk, wenn es bei irgend einer festlichen Gelegenheit vom Könige gegrüßt und von der Königin mit einem unsichtbaren Lächeln beseliget wurde, wenigstens eben so anhaltend vive le Roi, vive la Reine, als es am 10 August vive la République rief? Wenn der vorgebliche Anschlag einiger Glieder der gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, die Republik wieder in eine monarchische Form zu gießen, am 18 Fructidor unrechtmäßig war, wie konnt' es am 10 Mai rechtmäßig seyn, die Monarchie zu zerstören, um eine Republik an ihre Stelle zu setzen? Doch, was bedarf es mehr, als einen bloßen Ueberblick der Geschichte des Jacobinerclubs und seiner Heldenthaten, um sich durch lauter beurkundete notorische Thatsachen zu überzeugen, daß die Französische Republik nicht einem mit ruhiger Ueberlegung abgefaßten allgemeinen Beschluß der Nation, sondern einer langen Reihe der gesetzwidrigsten Anmaßungen, Cabalen, Ränke, Betrügereien und Unthaten solcher politischer Fanatiker und moralischer Bösewichter, wofür Marat, Robespierre, Manuel, Pethion, Santerre, Danton, Camille des Moulins und so viele andere jetzt

doch wohl allgemein anerkannt sind, ihr Daseyn zu danken hat? Gewiß, lieber Raymund, können und werden Sie mir nicht zu läugnen begehren, daß ein Zusammenfluß von niedrigen Kunstgriffen, gauklerischen Täuschungen, ungeheuern Verbrechen und mehr als barbarischen Mordscenen nöthig war, das betrogne Volk endlich dahin zu bringen, daß es, um von dem gränzenlosen Elend der Anarchie befreit zu werden, sich eine Verfassung gefallen ließ, von welcher es eben so wenig Kenntniß hatte, als es Anlage und Neigung zu ihr in sich fühlte. In der ganzen Geschichte aller Völker ist kein Beispiel zu finden, daß die Errichtung eines Freistaats nur den tausendsten Theil der Verbrechen gekostet hätte, ohne welche der eurige nie zu Stande gekommen wäre.

Raymund. Alle die Abscheulichkeiten, womit die Annalen unserer Revolution leider befleckt sind, waren unausbleibliche Folgen eines gewaltsamen gänzlichen Umsturzes der alten Ordnung der Dinge unter uns. Aber gehen Sie, wenn Sie billig seyn wollen, auf die Ursachen dieses Umsturzes zurück, und Sie werden ihn noch weit mehr in dem Charakter, den Leidenschaften und der sittlichen Verdorbenheit derjenigen, die sich vom Anfang an einer gründlichen Abstellung der unläugbarsten und unerträglichsten Mißbräuche aus allen Kräften entgegen setzten, als in den Anschlägen und Bestrebungen der kleinen Anzahl ehrgeiziger und neuerungssüchtiger Menschen finden, die, ebenfalls aus persönlichen Absichten, von Anfang an ihr Möglichstes thaten, die Risse und Breschen in dem alten baufälligen Staatsgebäude täglich zu erweitern, und dadurch den Bösewichtern vom Jahre 1791 und 1792, die an ihre Stelle kamen, unwissender Weise die Hälfte der Arbeit ersparten.

Wilibald. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich die Recht-

fertigung der Denkart und des Betragens der Aristokraten in jenem Zeitpunkt nicht auf mich nehmen möchte. Aber das Betragen der demokratischen Partei wird durch die Unklugheit und Verkehrtheit, die in den Cabalen ihrer Gegner präsidirten, nicht gerechtfertigt. Hätten die Sachwalter des Volks ihre Anmaßungen nicht zu weit getrieben, ihre Forderungen nicht zu hoch gespannt, sich, wenn auch nicht mit bloßer Wiederherstellung der Freiheiten und Rechte, welche die Nation schon im 14ten und 15ten Jahrhundert besaß, doch mit einer solchen Einschränkung der monarchischen Verfassung, wie die brittische durch die Revolution von 1688 erhielt, begnügen lassen, so würden sie, da sie auf den Beifall und Beistand der ganzen Nation rechnen konnten, ohne große Schwierigkeit damit durchgedrungen seyn, und die gräuelvollen sechs Jahre, während welcher das liebenswürdigste und gebildetste Volk des Erdbodens in eine mehr als Vandalische Barbarei und Neuseeländische Wildheit zurückstürzte — dieser scheußlich gähnende Riß in der Geschichte eurer Cultur würde eure Jahrbücher nicht auf ewig schänden. — Aber das wollten schon damals eure wiewohl noch heimlichen und verkappten Republicaner nicht. Und nun frage ich Sie: was für ein Recht hatte diese Handvoll metaphysischer Schwärmer, und wenn ihrer auch Tausende und Zehntausende gewesen wären, was berechtigte sie, mit Verwerfung aller gemäßigten Verbesserungsplane, ein der Monarchie ergebenes und gewohntes Volk durch Vorspiegelung mißgedeuteter Menschenrechte zum Aufstand zu reizen, Thron und Altar umzustürzen, die Schätze und Besitzthümer der Krone, die Güter der Kirche, das Eigenthum unzähliger Staatsbürger, unter dem Vorwand sie der Nation zuzueignen, der Raubsucht der verworfensten Menschen preiszugeben, und im ganzen Reiche alles umzukehren, auf-

zulösen und zu zerstören, bloß um den Versuch zu machen, ob ein Ideal, das sie selbst nur in einem magischen Nebel erblickten, sich vielleicht realisiren lassen werde? Was berechtigte sie, dieses ihr Vorhaben, wenn es auch an sich noch so löblich gewesen wäre, auf Unkosten des angesehensten und begütertsten Theils der Nation zu bewerkstelligen? Mit welchem Schatten von Recht maßten sich diese Menschen, um eine illusorische Majorität auf ihre Seite zu bringen, der tyrannischen Gewalt an, ein von ihnen selbst für souverän erklärtes Volk in seinen einzelnen Gliedern der Freiheit, eine andere Meinung als sie zu haben und nach eigner Ueberzeugung zu reden und zu handeln, zu berauben, die Begriffe und Meinungen der Faction hingegen der großen Mehrheit des Volks mit Feuer und Schwert aufzudringen, und den Gebrauch des heiligsten aller Menschenrechte zu einem des Todes würdigen Verbrechen zu machen? Freilich, wäre das alles nicht geschehen, so existirte die Republik nicht; aber welche Republik, die nur durch solche Mittel, nur durch die Mittel, die ehemals ein Marius und Sylla und Octavianus zu Unterdrückung der ihrigen anwandten, nur durch unaufhörliche Verletzung der von ihr selbst proclamirten Rechte der Menschheit, mit Einem Worte, nur durch Verbrechen und Gräuel ohne Zahl und Maß zum Daseyn gelangen konnte! Mit welcher Stirn erkühnt sich eine Republik (das Werk der Marat, Manuel, Pethion, Carra, Basire, Chabot, Robespierre und ihresgleichen) unter die Amphiktyonen Europens hinzutreten, und sich einer entscheidenden Stimme in ihrem Rath anzumaßen? Auf was für Rechte kann sie Anspruch machen, da ihre Existenz selbst die größte aller Ungerechtigkeiten ist?

Raymund (nach einer kleinen Pause). Lieber Wilibald! wozu das alles? So lange wir die Sache aus einem so tief

liegenden und beschränkten Standpunkte betrachten, werden wir immer nur einseitige, schiefe und gehässige Ansichten erhalten, aus welchen sich kein gültiges Resultat ziehen läßt. Unsre Revolution ist nun einmal erfolgt, weil es (morgenländisch zu reden) auf der Tafel des Lichts geschrieben war, daß sie erfolgen sollte. Unsre weiland Monarchie ist nun einmal todt und abgethan, und wird nimmer wieder lebendig werden. Aber, Dank sey dem Himmel! die Nation ist noch da; sie steht in ihrem alten Grund und Boden fest gewurzelt, und wird wahrscheinlich nur durch eine allgemeine Ersäufung oder Verbrennung unsers Planeten untergehen. Diese Nation ist, nach mancherlei mißlungenen Versuchen sich wieder zu organisiren, durch die Zusammenwirkung der vier großen Beweger aller sublunarischen Dinge, der Nothwendigkeit, der Leidenschaften, der Vernunft und des Zufalls, endlich dahin gekommen, sich diejenige Verfassung gefallen zu lassen, die im Jahre 1795 dem aufgeklärtern Theile die beste schien. Und so ist nun das Französische Volk, nach dem politischen Tode seiner Monarchie, aus eigner Macht und Gewalt, nicht nur unter der Gestalt, sondern wahrlich mit der vollsaftigen Jugendstärke einer Republik, wieder auferstanden, welche ihr Recht, unter den Amphiktyonen Europens die ihr gebührende Stelle einzunehmen, so nachdrücklich zu behaupten gewußt hat, daß es ihr schwerlich so bald wieder streitig gemacht werden dürfte. Ob ihre dermalige Constitution die letzte, oder nur ein starker Schritt vorwärts zu einer andern sey, wobei die Nation sich vielleicht noch besser befinden würde, wer kann das sagen? — Genug, sie ist nun was sie ist; und um dieß recht ins Auge zu fassen, weiß ich nur Einen Standpunkt.

Wilibald. Und der wäre? —

Raymund. Der kosmopolitische.

Willibald. Er ist etwas hoch — aber ich kann klettern und hoffe Ihnen nachzukommen.

Raymund. Sie sehen in diesem einzigen Wort alles was ich sagen will, und so kann ich desto kürzer seyn. Dem Kopf und dem Herzen des denkenden Mannes, der im Ganzen des Weltalls Gesetzmäßigkeit und ewige Ordnung sieht, ist dieser Erdball nur ein einziges Gemeinwesen, und das über ihn verbreitete Menschengeschlecht nur Eine Familie. Alles Besondere und Einzelne in den menschlichen Angelegenheiten beurtheilt er nach dem Verhältniß desselben zum Ganzen. Wollte irgend ein der Menschheit gewogener Genius den Nebel von den Augen der Völker und ihrer Hirten treiben, so würden sie sehen, daß die Revolution, da sie nun einmal erfolgt ist, durch alle ihre Anschläge, Intriguen, Coalitionen und Anstrengungen nicht ungeschehen gemacht werden kann; und daß es also, wie die Sachen stehen, eben so sehr ihr Interesse als ihre Pflicht ist, anstatt dem großen Werk des Schicksals vergebens entgegen zu streben, es vielmehr zu fördern, und willige Hände zu bieten, daß alles Gute, was aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entwickelt werden kann, wirklich zu Stande komme. Jetzt ist das dringendste Bedürfniß aller Europäischen Völker Friede, Endigung — nicht wie es anscheinen will — Erneuerung — des heillosen, unmenschlichen Krieges, der in so wenig Jahren alle andern Uebel, die der Krieg immer nach sich zieht, noch durch eine so fürchterliche sittliche Zerrüttung vermehrt hat, daß, wofern er auch nur eben so lange fortdauern sollte, ein gänzlicher Rückfall in die Barbarei des 14ten Jahrhunderts die unausbleibliche Folge davon seyn müßte. Friede, Friede, nicht Erhaltung alter, längst nicht mehr passender Einrichtungen, durch Mittel, die ihren Sturz nur beschleunigen und das Elend der schuldlos leiden-

den Völker vollständig machen würden, Friede, Einverständniß, aufrichtige Verbindung zu Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt, ist, was alle Völker von den Männern, deren Weisheit oder Thorheit, Rechtschaffenheit oder Unredlichkeit das Schicksal von Millionen entscheidet, erwarten, und zu erwarten befugt sind. Ob die Französische Republik gut oder schlecht constituirt ist, ob sie, nach den scharfen Begriffen einer strengen Theorie beurtheilt, ihren Namen mit Recht führt, ist ihre eigene Sache; genug, daß sie Kräfte und Mittel in sich selbst hat, das, was sie jetzt noch nicht seyn kann, in kürzerer Zeit zu werden, als ihre — guten Freunde vielleicht wünschen. „Sie ist militärisch," sagt man. Das mußte sie ja wohl seyn, um sich zu erhalten und in Respect zu setzen; will man sie etwa nöthigen, es immer zu bleiben? Friede ist das einzige Mittel, sie in eine Solonische Republik zu verwandeln; sie zur Mutter aller wohlthätigen Friedenskünste, zur Pflegerin der fast überall verscheuchten, oder vernachlässigten und schel-angesehenen Musen, zu einem Beispiel, welcher Veredlung die Menschheit fähig ist, zu machen. Der Friede wird ihre Vorsteher, die zum Theil so viel zu vergüten haben, um ihrer selbst willen antreiben, durch alles, was eine aufgeklärte und thätige Regierung zu Wiederherstellung der innern Sicherheit, Ordnung und Sittlichkeit und zu Beförderung des möglichsten Nationalwohlstandes wirken kann, jede Erinnerung an das überstandene Unglück der Zeiten in dem Gemüth eines so leicht vergessenden, so gern fröhlichen Volkes auszulöschen. Daß schon jetzt, mitten unter zweifachen Anstrengungen gegen innere und auswärtige Feinde, welche bisher die ganze Aufmerksamkeit unsrer Regierung beschäftigten und die stockenden Hülfsquellen des Staats größtentheils aufsaugten, daß selbst in diesem noch immer gewaltsamen Zustande

die glücklichen Folgen der neuen Ordnung der Dinge in unsern meisten Provinzen immer sichtbarer werden, beweiset jedem, der sie mit einiger Aufmerksamkeit bereisen will, der Augenschein. Selbst einer der ausgewanderten Royalisten muß gestehen, „daß es in Frankreich keinen eigentlichen Stand des Müßiggangs mehr gebe, daß das Land bei weitem besser angebaut sey als ehemals, und die Industrie gestiegen zu seyn scheine." Auf welche Stufen der Vervollkommnung und des Wohlstandes könnten die Völker Europens sich mit und neben uns erheben, wenn sie den schimpflichen Ueberresten der alten Barbarei, dem kannibalischen Nationalhaß, dem elenden Vorurtheil, daß fremdes Glück dem unsrigen schade, und den verächtlichen kleinen Krämerkniffen und Beutelschneiderkünsten, die man ehemals Politik nannte, und durch die sich niemand mehr täuschen läßt, auf ewig entsagten, um durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften Europäischen Gemeinwesen zu organisiren! Daß, wenigstens auf unsrer Seite, der Friede in kurzem alles noch Ueberspannte in den Begriffen und Gesinnungen unsrer warmen Republicaner auf die gehörige Temperatur herab stimmen würde, ist mir eben so gewiß, als daß es — wie ungünstig man auch jetzt noch, nicht ganz ohne unsre Schuld, von uns denken mag — nicht an unsrer Republik liegen werde, wenn die einmal hergestellte öffentliche Ruhe nicht ein ganzes Jahrhundert voll halcyonischer Tage zum Glück der Völker bewirken wird.

Wilibald. Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen, und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgend eine Beschwörungsformel ausfindig zu machen,

wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohlthat an unsern Brüdern und Obern zu thun? damit nicht länger von uns gesagt werden müsse, was der Psalmist von den goldnen und silbernen Götzen der Heiden sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, auch ist kein Odem in ihrem Munde."

Raymund. Ich bin voll guten Zutrauens zu der männlichen Denkart und warmen Menschlichkeit, wovon ich einige von denen beseelt sehe, in deren Händen das Schicksal der Völker liegt; und da bei allen noch der mächtige Drang der Nothwendigkeit und des wohl verstandenen eigenen Vortheils hinzukommt, sollten wir nicht alle Ursache haben, einem fröhlichen Ausgang entgegen zu sehen?

VIII.

Was wird endlich aus dem allem werden?

Walther. Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der Französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daß sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unsers Daseyns ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt herausgeworfen, und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die Ungewißheit dessen, was, vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden, unser Schicksal seyn wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert, und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwärtigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuß dem sinnlichen selbst gewissermaßen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüßte, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen, oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas Wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wüthenden Vulcans

ruhig an seinem Fuße wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm. Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sey dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

Walther. Was nennen Sie weit? war Venedig, Modena, oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen wo Adler und Lämmergeyer nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? — sie, die, gleich einem ausgetretenen See, ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken, und gar bald die entferntesten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen.

Diethelm. Da wäre freilich das Land glücklich, das, ex providentia majorum, mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reißenden Wassers brechen müßten.

Walther. Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene nordischen Barbaren, die das alte Römische und Byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder: aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten alles, was der Menschheit von jeher heilig war, im Namen der Vernunft mit Füßen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Namen der Freiheit auf, und

rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

Diethelm. Die neuesten Thaten der großen Nation haben, wie ich sehe, Ihre Galle in Aufruhr gesetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen alles gräßlicher als es wirklich ist, zumal da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

Walther. Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form seyn mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte anderer respectirt. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nationen schuldig ist: aber eben darum werde ich die Nation, welche Sie die große zu nennen belieben, nie für die Handlungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreien so lange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus, und alle Tage Einen unter die Guillotine legen müßte.

Diethelm. Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenn's möglich ist, Ihren Eifer, und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden.

Walther. Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm. Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wohl das Aergste, was Sie mir sagen wollten?

Aber Ihr Herz erinnerte Sie daß ich beides bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde stecken. — Auch mir ist es schon öfters ergangen wie Ihnen. Wer sollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Uebermacht trotzend, nicht einmal für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anstrich von Anständigkeit, geschweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unsern Unwillen nichts besser machen, sondern im Gegentheil, je leidenschaftlicher wir zu Werke gehen, desto mehr Gefahr laufen alles gar zu einseitig zu beurtheilen, und darüber vielleicht das einzige Mittel zu übersehen, wodurch dem Uebel geholfen werden könnte: so bleibt uns denn doch nichts andres, als unsre Gefühle zum Schweigen zu bringen, und mit möglichster Gelassenheit so lange zu suchen, bis wir den Gesichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der, außer dem nil humani a me alienum, ganz und gar kein persönliches Interesse dabei hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther. Gut! Ich verspreche Ihnen, so sanft zu seyn wie ein Lamm, und wir wollen doch sehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie in dem politischen System, nach welchem die Gewalthaber der großen Nation handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Dietheim. Dazu will ich mich eben nicht anheischig gemacht haben.

Walther. Sie thun wohl daran. Denn so wie General Berthier, von der Zinne des eroberten Capitols herab, die Manen des Cato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, so citire ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias, und aller andern Sophisten, deren Leben uns Philostratus beschrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller ihrer Geschicklichkeit eine schlimme Sache gut zu machen,

das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die Helvetischen Republiken zu rechtfertigen. Ich setze zum voraus, daß Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die res gestas Francorum mit einem historischen Enthusiasm, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemals zwei ähnlichere Dinge gesehen, als die Vorwürfe, die der Wolf in Phäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das Französische Directorium sein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizerkantons gründet?

Diethelm. Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. — Das Schaf wurde freilich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimms beschuldigt.

Walther. Gesetzt auch (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist), es wäre etwas Wahres an diesen Beschuldigungen; gesetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete sich vor ihm, hätte auf alle Fälle sich um einigen Schutz bei dem Leoparden beworben, und dergleichen — was wär' es denn am Ende? Was kann Isegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen seine eigne Person oder Frau Gieremund, seine Hausfrau, und die jungen Welfe, seine Familie, wird es sich beigehen lassen, das friedsame Thier, das so froh ist, wenn man es nur ruhig grasen läßt? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesetzt aber auch, die vorgeblichen Missethaten der Regierungen zu Bern, Freiburg u. s. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Last gelegt werden konnte,

mehr als genug: — was hatte das Volk in diesen Ländern verschuldet, um aus seiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfassung, worin es sich seit Jahrhunderten wohl befand, auf einmal herausgeworfen, und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige gesetzmäßige Regierung preisgegeben, oder (wenn es seiner Pflicht getreu blieb) in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, sich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen, und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen solchen Vorwand zu warten schien, sich selbst und seinen Bundesgenossen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein, sagen sie, wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen bloß, es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreien; wir kommen dem ganzen Helvetien die unschätzbaren Güter, Freiheit und Gleichheit, zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie ihr alle wißt, und die dreizehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sklaverei gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammenzuschmelzen." — Was die Befreiung von den aristokratischen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher so barbarisch busirisirt und neronisirt haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahne, da es die Schweizer für ein freies und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frei zu halten, da sie doch Sklaven waren! Alle Fremden, von allen Nationen Europens, die sich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daß die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln, gerechten, sanften und das Glück der Untergebenen machenden

Staatsverwaltung sey. Dieß lehrte auch schon der bloße Augenschein einen jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiednen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Loose der Menschheit die Ausnahme gemacht hätten, so können sie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichsten Verstande Volk nennt, glücklicher und zufriedner gewesen wäre als das ihrige. Sey es doch, daß eine Anzahl aristokratischer Familien im Waadtlande mißvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; sey es, daß gegen etliche einzelne Personen, die vor einigen Jahren als Ruhestörer in Untersuchung kamen, härter als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniß hatte die Französische Regierung, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu mischen? Wenn die angeblich Unterdrückten sie um Schutz und Beistand anriefen, berechtigte sie das, sich zum Richter zwischen diesen Particularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magistrate der Helvetischen Freistaaten mit dem verhaßten und unverdienten Namen von Tyrannen zu brandmarken, und das Volk unter dem Versprechen ihres kräftigsten Schutzes gegen sie aufzuwiegeln? — Aber auch über diese Vergewaltigung, wie offenbar sie immer gegen das allgemeine Völkerrecht streitet, wollen wir hinausgehen. Sey es damit zugegangen wie es will, die Helvetischen Aristokratien sind nicht mehr; die vormalige Constitution ist in allen Städten der Schweiz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger nothgedrungen, hier und da sogar mit ziemlich guter Art, der Majorität nachgegeben; die Basler, Schafhauser, Lucerner,

Zürcher u. s. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor 3000 Jahren das Beispiel gab, und, indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angesessenen ausdehnten, aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bürgerstaat, oder das, was die Griechen, im eigentlichen Sinne des Worts, Polis nannten, gemacht; das gesammte Volk in jedem dieser unabhängigen Freistaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben: hatte nun die Französische Republik nicht alle Ursachen zufrieden zu seyn? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dieß schon viel mehr, als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billiger Weise zumuthen durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreizehn Kantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugießen. Wünscht dieß etwa das Helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenössischen Verhältniß gegen einander auf dem alten Fuße zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paßt, daß diese den hartnäckigsten Widerstand finden, und, wofern die Französische Partei durchdringt, wahrscheinlich das Grab der Schweizerischen Ruhe und Eintracht seyn wird. Gesetzt nun auch — was ich keineswegs eingestehe — das, was die meisten Helvetier der Amalgamirung, die man mit ihnen vornehmen will, so abgeneigt macht, wäre bloßes blindes und irrendes Vorurtheil: wer gab der Französischen Regierung ein Recht, freie unabhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreien? Oder genügt den politischen Jakobinern etwa an dem Rechte, welches ehe=

mals die religiösen Jakobiner (die Dominicaner) hatten, einen Irrglaubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch, was fragen diese Centauren nach dem, was andere Recht nennen? Recht ist was sie wollen, und sie wollen was ihnen beliebt, und was sie wollen das können sie auch, und werden es so lange können, als die große Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Phrasen und Chansons fanatisiren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sansculotten, die nur beim Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm. Sie haben sich, mit aller Ihrer Gelassenheit, ein wenig aus dem Athem declamirt, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen, und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helvetiern Vorwürfe darüber zu machen, daß das alte sero sapiunt seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewogen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bei den Haaren hingeschleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten, und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehnts weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter geworden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hätte gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das Französische Directorium die Helvetier gießen will, ihnen

so schädlich seyn werde, als sie zu glauben scheinen, ist ein sehr verwickeltes Problem, zu dessen Auflösung eine vollständigere Kenntniß des Landes und seiner Einwohner gehört, als ich besitze. Für Ja und für Nein scheinen starke Gründe vorzuwalten. Die stärksten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verschiedenheit der Religion, und in dem großen Unterschied der Stufe der Cultur und Aufklärung, worauf sich die Einwohner des einen Kantons, in Vergleichung mit denen von einem andern, befinden; indessen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigtesten, wenn sie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterstuhle der Vernunft schwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dieß, und daß sie wahrscheinlich die Competenz dieses Richters nicht anerkennen würden, beweiset, däucht mich, wenigstens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf der andern Seite scheinen die Vorsteher der Französischen Republik, da sie außer ihrer allein selig machenden, einen und untheilbaren politischen Kirche kein Heil sehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpinischen Nachbarn dadurch beweisen zu wollen, daß sie es mit ihnen eben so gut meinen, als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und sie selbst hart genug zusetzen mußten, bis es sich in dieses, ihm noch weniger passende unbequeme Costume hineinzwängen ließ. Freilich tönt es ein wenig komisch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit versichert: die Schuhe müssen dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind, denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fuße nehmen lassen.

Walther. Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratische Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag,

so darf man ihr doch, denke ich, ohne sich an ihrem guten Herzen zu versündigen, bei den großmüthigen Mittheilungen ihrer zuvorkommenden Gnade immer etwas mehr Rücksicht auf sich selbst zutrauen, als sie, aus Schonung gegen die Schwachen, zu nehmen das Ansehen haben will; ein Punkt, worüber uns die Batavische, Cisalpinische und Ligurische Republik ein Wort ins Ohr sagen könnte. Uebrigens ist es ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helvetiern nicht viel Complimente macht, so sehr sie auch, vermöge der Menschenrechte und des Princips der Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät, berechtigt wären, von der großen Nation auf den Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man sich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputation spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts Seltenes, daß einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist, sobald er merkt, daß der andere noch friedfertiger ist, einen trotzigen Ton annimmt und dadurch seinen Zweck erreicht. Widersetzen sich die Helvetier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumphe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch eben dieselben alten Schweizer wären, die bei Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlachtschwerter ihrer Väter noch mit eben so mächtigem Arme führten; so ist doch leicht voraus zu sehen, daß sie zuletzt unterliegen, und für das Verbrechen, ihre Freiheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen, fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfah-

ren der Französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Namen nicht geben will — ansehen müßte, um es nur erträglich zu finden.

Diethelm. Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem Nr. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daß das Verfahren der Gallofränkischen Republik dadurch gerechter, oder edler, oder großmüthiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint: aber dafür werden Sie auch so billig seyn, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß sie am Ende doch nur, wie alle andren Gewalthaber in der Welt, verfahren, und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am gemäßesten ist.

Walther. Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet seyn will, und mit den großen Zauberworten, Freiheit und Gleichheit, Vernunft, Philosophie und Philanthropie, so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wohl mit gutem Fuge ein besseres Beispiel erwarten dürfen.

Diethelm. Von einer Republik, sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken Athen, Sparta, Korinth, Carthago oder dem glorreichen Vorbilde der Gallofränkischen, der großen Räuberrepublik Rom, gelernt? Erinnern Sie sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Athenischen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freiheit nehmen wollten ihre Unabhängigkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständniß öffneten. „Reden wir mit einander wie verständige Männer (sagten sie zu den Melischen Deputirten): Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen,

schickt sich nur für Parteien, die einander an Stärke gleich sind; wo dieß der Fall nicht ist, da gebührt es sich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabei finden beide ihren Vortheil."

Walther. O gewiß! Der Stärkere gewinnt einen Sklaven und der Schwächere trägt unter den Flügeln seines Beschützers wenigstens eine Art von Existenz zur Ausbeute davon. Es liegt freilich klar am Tage, daß die Gallofränkische Republik jenen alt republicanischen Grundsatz, in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke, auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desselben sehen wir die Batavische und Ligurische Republik in ein Modell der Französischen nach verjüngtem Maßstabe gegossen, und die Cisalpinische nach eben diesem politischen Kanon neu zusammengesetzt. Nun ist die Reihe an Helvetien, und seit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat. Das Directorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Capitol, citirt die Manen des Cato und Brutus, ruft die Freiheit des Römischen Pöbels aus, und Pius VI ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem souveränen Fürsten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervorrief. Wie lange wird's noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Carthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompösen Declamationen des Directoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon vertilgt; und

die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiß, daß, wenn Bonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon anticipando gefeiert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen? Lord Bridport sagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt als er halten kann. Wenn London unendlich reicher ist als Carthago, so ist hingegen nicht zu läugnen, daß die Gallofranken eben so sieggewohnt, eben so tapfer, eben so gut angeführt, und noch zehnmal raubgieriger als die Römer selbst sind. Alles was Montesquieu von dem werdenden Rom sagt, paßt auf dieses an die Ufer der Seine versetzte neue Rom entweder schon jetzt, oder wird, vermöge der Natur der Sache, künftig an ihm wieder wahr werden. Es muß in diesem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder siegen, oder fallen um nie wieder aufzustehen. Und was sagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm. Weg damit! Ich mag nichts mit weissagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigste aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwischen treten, und dadurch dem gräßlichsten Schauspiel von allen, die unser Jahrhundert gesehen hat, zuvorkommen!

Walther. Ich wünsche es — ohne Hoffnung, und befürchte — was ich mir selbst nicht gestehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemesis tröstet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der streng vergeltenden Gerechtigkeit, der, später oder früher, gewiß kommen wird, eben sowohl früher kommen könne. Indessen schweben

wir Allemannier und Germanen, das mächtigste — und unvermögendste Volk — und Nicht-Volk von Europa, in ängstlicher Ungewißheit, was aus unsrer Verfassung — die schon lange aufgehört hat zu seyn, und nie gut genug war um dauern zu können — am Ende noch werden soll.

Dietheim. Die Unterhandlungen, die dieß entscheiden sollen, sind in der That die ersten in ihrer Art, jene der Athener und Melier etwan ausgenommen Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigenthum mit — diplomatischen Waffen; die große Republik mit Machtsprüchen. Ich will, sagt sie. — Du willst, wozu du kein Recht hast, sagen wir. Ich will aber, sagt sie. — Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus. — „Ihr treuherzigen Seelen, seht ihr denn nicht, daß wer mir eine Hälfte gibt, weil er muß, besser thäte die andre gleich mit zu geben?" — Nun, so nimm denn das Ganze (p. p. daß du daran ersticken möchtest!) sagen wir endlich. — Gut, daß ich es schon habe, sagt sie.— Aber, setzen wir hinzu, wir behalten uns zwei bis drei Schock Clauseln und Reservate in casum casus vor. — Davon verstehe ich nichts, sagt sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hättest unsre Lünig und Ludewig und Moser und Pütter so gut studirt wie wir! — „Wohl mögen sie euch bekommen! — Ich mache mir's bequemer. Ich studire nichts — als, für meinen Hausgebrauch ein wenig die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreisen sich fortwälzende Gränze Mutter Natur hier zwischen mir und euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf eurer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und schiedlich zugehe, vertheilen helfen." — Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon

selbst vergleichen, sagen wir. Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame. Sie werden sehen, Walther, daß sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende doch wohl machen müssen, wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die Lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. Päpstliche Heiligkeit und das ganze heilige Collegium. Sie will, und wir, als die Klügern, geben nach. Wären wir die Athener und sie die Melier, so ging's umgekehrt.

Walther. Soll ich Sie beneiden oder ausschelten, Diethelm, daß Sie in einer solchen Krisis über einen so ernsthaften Gegenstand noch scherzen können?

Diethelm. Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Wasserflüssen Babylons hinsetzten und Klagelieder über unser armes Jerusalem anstimmten, oder, wie Jonas, unter unsrer verdorrten Kürbißlaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch besser werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernsthaft seyn soll, so nehmen Sie wenigstens ein Wort des Trostes von mir an. Man schmählt und zürnt über das immer weiter um sich fressende leidige Revolutionswesen, und will mit offnen Augen nicht sehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der Platonischen Parzen abgewunden, ein großer moralischer Cyklus durchlaufen, und eine Revolution in der ganzen Menschheit im Schwung ist, wodurch sie sich zuletzt auf einmal, zu ihrem eigenen Erstaunen, um ein Beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es nicht so, so würde — da bei aller unsrer Cultur und Aufklärung, es endlich mit der allgemeinen Verderbniß des Herzens, der Triebfedern, Grundsätze und Maximen

bereits bis zur stinkenden Fäulniß und zur Auflösung alles bindenden Leims, der die menschliche Gesellschaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen ist — so würde, sage ich, ohne diese Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüstungen und Anstalten zu sehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moralische Verwesung erfolgen, und das scheußliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zusammenfallen müssen. Dank sey dem Himmel, daß noch Rettung möglich ist! daß eine freie, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weisen, zu gründlicher Heilung der moralischen Todkrankheit unsers Zeitalters, den großen Uebeln, die auf uns und unsre Nachkommenschaft herandringen, noch zuvor kommen könnte! Wollen die Mächtigen nicht — denn aufs Wollen allein kommt es hier an — so wird das große Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wohl Kastor und Pollux, Hercules und Theseus, und alle Starken der alten, mittlern und neuen Zeiten zusammengenommen, mit ihren vereinigten Armen, einen Kometen in seinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund, eben so wenig werden alle Despoten, Demagogen, Hierophanten und Sophisten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt diese große sittliche Revolution aufhalten, zu welcher alles vorbereitet ist, zu welcher sich alles hinwälzt, und die, wenn gleich unmerklich, mit jedem Augenblicke sich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder was verlangen Sie noch mehr?

Walther. Nichts, als — daß wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung schon hinter unserm Rücken haben möchten!

IX.

Ueber die öffentliche Meinung.

Egbert. Sie haben sich schon mehrmals auf die öffentliche Meinung berufen, Sinibald, und mit einem Ton, als ob Sie ihr nicht weniger Gewicht zugeständen, als die Alten dem allgemeinen Volksglauben (consensus gentium) beizulegen pflegten. Darf ich fragen, was Sie unter der öffentlichen Meinung verstanden haben wollen? Denn ich bekenne, daß ich noch nie mit mir selbst habe übereinkommen können, was ich bei dieser vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so oft zu hören bekommt, Eigentliches und Bestimmtes denken soll.

Sinibald. Und ich bekenne Ihnen eben so unverhohlen, daß mich Ihre Frage in einige Verlegenheit setzt. Es wäre doch närrisch genug, wenn bei dieser Gelegenheit herauskäme, daß ich nicht mehr von der Sache wisse als Sie selbst, und mit tausend andern wackern Leuten treuherzig an eine öffentliche Meinung geglaubt, von ihr gesprochen, und ihr wer weiß was für geheime Zauberkräfte zugeschrieben hätte, ohne etwas Bestimmteres dabei zu denken, als man gewöhnlich bey Redensarten denkt, von denen man sich einbildet, daß sie einem jeden verständlich seyen, wiewohl unter zehn vielleicht

ein jeder sich etwas anderes dabei vorstellt. Auf alle Fälle dürfte sie wohl unter die Dinge gehören, wovon sich leichter sagen läßt, was sie nicht sind, als was sie sind.

Egbert. Ich kann nicht bergen, daß die schwankende Bedeutung, unter welcher dieser Ausdruck im gemeinen Leben so oft gehört wird, mich beinahe auf den Gedanken gebracht hätte, es gebe gar keine öffentliche Meinung.

Sinibald. Da hätten Sie doch wohl einen zu raschen Schluß gemacht?

Egbert. Ich erkläre mich. Was ich damit sagen will, ist nicht, daß das Volk gar keine Meinungen habe; noch weniger, daß eine Grille, die es sich in den Kopf gesetzt hat, nicht, unter besondern Umständen, für den Augenblick von einer großen und fürchterlichen Wirkung seyn könne: sondern nur, daß es so veränderlich und wetterlaunisch, so wenig mit sich selbst in seinen Meinungen übereinstimmend, und so geneigt und gewohnt sey, blindlings hinter einem Anführer herzutraben, daß im Grunde bei seinen Meinungen nicht mehr, und nur allzu oft weniger Gutes herauskomme, als wenn es gar keine hätte.

Sinibald. Hier wäre also gleich eine Gelegenheit, lieber Egbert, wo ich Ihnen sagen könnte, was die öffentliche Meinung, nach meinem Begriff, nicht ist. Ich denke aber, wir kommen am kürzesten aus der Sache, wenn wir, bevor wir untersuchen, ob es eine öffentliche Meinung gebe, und wie viel oder wenig Aufmerksamkeit sie verdiene, erst zwischen uns selbst festsetzen, was für einen Begriff wir mit dem Wort öffentliche Meinung verbinden. Ich meines Orts verstehe darunter eine Meinung, die bei einem ganzen Volke, hauptsächlich unter denjenigen Classen, die, wenn sie in Masse wirken, das Uebergewicht machen, nach und nach Wurzel

gefaßt, und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat, und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenstock der in kurzem schwärmen wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt; da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervorzubrechen, in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren, und ganzen Welttheilen eine neue Gestalt zu geben.

Egbert. Wohl! Ich lasse mir diese Bedeutung des Wortes gefallen; und, dieß vorausgesetzt, sage ich: daß ein ganzes Volk, oder, was ich für eben dasselbe gelten lassen will, die große Mehrheit eines Volkes, keine solche öffentliche Meinung habe, und daß es bloße Täuschung sey, wenn wir etwas, das ihr Daseyn zu begründen scheint, bey einem Volke wahrzunehmen glauben. Was man für die öffentliche Meinung ausgibt, ist immer die Meinung und der Wunsch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen ist, das Volk zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen, und die daher ihr Möglichstes thun, das Feuer, das sie anblasen, allgemein zu machen. Auch ist es ihnen wohl zuweilen gelungen, ganze Nationen zu fanatisiren; aber, wenn hunderttausend Arme sich auf einmal heben, so geschieht es nicht, weil sie von eben derselben Meinung, sondern weil sie von eben demselben Stoß in Bewegung gesetzt werden. Woher sollte auch dem Volke, dem rohen und unwissenden, im Denken ungeübten und eines blinden Glaubens an seine Obern gewohnten Volk, eine andre gemeinschaftliche Meinung kommen, als die ihm entweder von seinen Lehrern oder von den Gewalthabern im Staat eingeprägt wird? Die Männer, die sich in vergnüglicher Selbsttäuschung überreden, daß sie die ganze Welt mit dem Licht

ihrer Weisheit erfüllen, oder mit dem Feuer ihres Genius durchglühen, sind dem unendlich größern Theile des Volkes, unter welchem sie leben, nicht einmal dem Namen nach bekannt, und haben ganz und gar keinen Einfluß auf die Meinungen desselben. Die Voltairen und Rousseaus, die Montesquieus und Mablys könnten Jahrhunderte lang schreiben, das Volk weiß nichts davon, kümmert sich nicht darum, und bleibt den Meinungen seiner Großmütter getreu. Kommt es aber jemals, aus Ursachen, woran das Volk im Grunde ganz unschuldig ist, zu einem Aufruhr im Staate, so wirkt der erste beste hosenlose Tollkopf, der auf einen Tisch steigt und mit donnernder Stentorstimme einem sich um ihn herdrängenden Haufen Unsinn predigt, in zehn Minuten mehr, als die scharfsinnigsten und beredtesten Aufklärer, Weltverbesserer und Utopiendrechsler in der ganzen Welt in hundert Jahren. Denn er setzt fünfhundert Brauseköpfe seiner Art in Bewegung, die in eben so kurzer Zeit fünftausend andere mit sich reißen. Der ungeheure Schneeball wird im Fortwälzen immer fürchterlicher; eine Myriade von Wahnsinnigen steckt die andre an; diejenigen, die es nicht sind, sind gezwungen, um des Lebens sicher zu seyn, es zu scheinen: und so steht, ehe man Zeit hat sich umzusehen, ein ganzes Reich in vollen Flammen, ruft eine ganze Nation wie aus Einem Halse Freiheit und Gleichheit aus, ohne daß die öffentliche Meinung das Geringste zu allem dem Unwesen beigetragen hat; da vielmehr im Gegentheil, sobald sich der erste Sturm legt, sogleich tausend verschiedene Meinungen zum Vorschein kommen, über welche man einander in die Haare geräth, und in deren Namen man nicht aufhört einander die Hälse zu brechen, bis sich endlich wieder eine Gewalt hervorthut, die den Leuten durch Bajonnette, Flintenkolben und Guillotinen zu erkennen

gibt, was sie meinen sollen. Dieß, lieber Sinibald, ist die wahre Geschichte der Volksmeinungen mit wenigen Pinselstrichen nach dem Leben dargestellt! Wenigstens muß ich gestehen, daß mir in der Welt, so weit ich sie kenne, nichts aufgestoßen ist, das dem, was Sie sich unter der öffentlichen Meinung denken, ähnlich wäre.

Sinibald (lächelnd). Die Sache wäre also hiermit auf einmal abgethan, und mir bliebe nichts übrig, als Ihnen meinen Beifall zuzuklatschen und mich zu empfehlen.

Egbert. Verzeihen Sie! Ich habe Ihnen bloß meine Meinung von der Sache gesagt, und ich bin sehr bereit zu hören, was Sie mir dagegen einwenden wollen.

Sinibald. Nein, lieber Freund! auf diesem Wege würden wir nicht weiter kommen, als daß am Ende jeder mit seiner Meinung davon ginge; und das können wir besser jetzt gleich thun, und uns den vergeblichen Wortwechsel und die verlorne Zeit ersparen. Wenn Sie, wie Tristram Shandy sagt, die Wahrheit als etwas, das wir noch nicht haben und einander suchen helfen wollen, betrachten können, so bin ich Ihr Mann; wo nicht —

Egbert. Gut, gut! Ich gestehe gern, daß ich zu einseitig war; und um zu beweisen, wie willig ich bin, Ihnen, was Sie finden wollen, suchen zu helfen, lassen Sie uns damit anfangen, genauer zu bestimmen, was für einen Begriff wir, wenn die Rede von öffentlicher Meinung unter einem Volke ist, mit dem Worte Volk verbinden.

Sinibald. Ich für meinen Theil keinen andern, als den gewöhnlichen, den der Sprachgebrauch festgesetzt hat, wie ich mich vorhin schon erklärt zu haben glaube.

Egbert. Ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie besonders derjenigen Classen erwähnten, „die, wenn sie in Masse auf-

stehen, das Uebergewicht machen." Sollten Sie wohl hierunter auch die nervigen Erdensöhne, die sich noch vor wenig Jahren unter dem unvergeßlichen Namen der Sansculotten in Frankreich so merkwürdig machten, begriffen haben wollen?

Sinibald. Wenn Sie unter dieser Benennung die gesetzlosen Horden und Schwärme von Bettlern, Gaunern, Beutelschneidern, Glücksrittern, Spitzbuben, Banditen, Straßenräubern und Mördern, die unter den Auspicien des berüchtigten Philipp Egalité und seines Anhangs in den drei letzten Jahren der Französischen Monarchie, und unter Marat, Robespierre und ihren Mitverschwornen in den beiden ersten Jahren der Republik, eine so thätige Rolle spielten, mit allen denen, deren ganzes Eigenthum bloß in ihren Armen und Fäusten besteht, in Einen Klumpen zusammenwerfen — so versteht sich die Antwort auf Ihre Frage von selbst. Wehe dem Lande, worin diese Sansculotten so zahlreich sind, daß ihr Aufstehen in Masse, unter der Anführung irgend eines entschlossenen und verschmitzten Bösewichts, schon allein hinlänglich ist, das Schicksal desselben zu entscheiden! Ich gestehe, daß ich weder an die einen noch andern dachte, als ich von den Volksclassen sprach, die das Uebergewicht geben, wenn sie in Masse wirken. Weit entfernt, daß die erstern eine eigene Classe im Staat ausmachen sollten, bestehen sie vielmehr aus dem Abschaum, Bodensatz und Auskehricht aller übrigen; und nichts zeuget lauter gegen eine Regierung, als wenn es ihr an Kraft oder Willen fehlt, dem Ueberhandnehmen dieser gefährlichen Art von geheimen innerlichen Feinden zuvorzukommen, oder sich ihrer wenigstens noch in Zeiten zu entledigen. Was die andere Art von Sansculotten betrifft — diejenigen nämlich, die kein anderes Eigenthum haben als ein

Paar nervige Arme und eiserne Fäuste, so möchte es wohl schwer seyn, den Staat, worin ihnen jene verächtliche Benennung zukommt, von gerechten Vorwürfen frei zu sprechen. Denn wenn diese unterste, aber einem grossen Staat unentbehrliche Classe, nicht eine der nützlichsten ist; wenn sie ihm sogar dadurch gefährlich wird, daß sie sich durch übermäßigen Druck und hoffnungsloses Elend wo nicht gezwungen, doch sehr stark versucht fühlt, mit den erklärten Feinden aller Gesetze und bürgerlichen Ordnung gemeine Sache zu machen: an wem liegt wohl die meiste Schuld, als an denen, in deren Macht es stand, und deren Pflicht es war, das Uebel durch zweckmäßige Mittel zu verhüten? — Doch es würde uns zu weit aus unserm Wege führen, wenn ich diese Betrachtung verfolgen wollte. Denn, mit Einem Worte, diese unterste Volksclasse, wie sehr sie auch, in mancherlei Rücksicht, der Aufmerksamkeit der Gesetzgebung und Regierung würdig und bedürftig ist, kann doch, vermöge der Natur der Sache, ja schon allein darum, weil ihre Anzahl in jedem auch nur leidlich wohl eingerichteten Staate in Verhältniß gegen die Masse des übrigen Volkes unbeträchtlich ist, nicht unter der grossen Mehrheit begriffen werden, die ich als den Depositär der öffentlichen Meinung betrachte. Uebrigens muß ich Sie noch bemerken machen, lieber Egbert, daß die Redensarten: in Masse wirken, und in Masse aufstehen, nichts weniger als gleichbedeutend sind. Ich weiß wohl, daß sie nur zu oft (zumal von Staatsmännern und Regenten von der stricten Observanz) mit einander verwechselt werden; aber gemeinschaftliche, mit Wärme und Nachdruck vorgetragene Beschwerden und Vorstellungen sind noch lange kein Aufstand, und die ehemaligen Regenten einiger Schweizerischen Republiken haben die Verwechselung dieser im Grunde so ver-

chiedenen Begriffe hart genug gebüßt, um andere vor ähnlichen Irrungen zu warnen.

Egbert. Sie haben die unterste Classe von der Mehrheit, deren übereinstimmende Meinung die öffentliche ausmachen soll, vermuthlich deßwegen ausgeschlossen, weil Sie zu viel Unwissenheit und Rohheit bei derselben voraussetzen, als daß man ihr über Dinge, zu deren Beurtheilung etwas mehr als fünf Sinne und ein kleiner Antheil von Menschenverstand gehört, eine gesunde Meinung zutrauen könnte. Aber indem Sie, wie es scheint, annehmen, daß die Aufklärung, die in unserm Jahrhundert so große Vorschritte gemacht hat, nicht bis in die Köpfe der Tagelöhner eingedrungen sey, sollte hier nicht der Fall des ehemals berühmten Verierschlusses des Eubulides von Megara eintreten, vermittelst dessen er bewies, daß ein einziges Korn einen ganzen Haufen mache? Sollte nicht derselbe Grund, warum Sie die unterste Classe ausschließen, auch von der unmittelbar an dieselbe gränzenden gültig seyn; und so von einer Classe zur andern, durch die ganze lange Reihe von Unterabtheilungen, bis zu den obersten, welche, was die Aufklärung betrifft, wieder mit den untersten zusammenzutreffen, und (unter uns gesagt) wenig vor ihnen voraus zu haben scheinen?

Sinibald. Wenn ich der untersten Classe unter jedem policirten Volke keinen activen Antheil an der öffentlichen Meinung einräume, so geschieht es nicht sowohl aus Mißtrauen gegen ihren Menschenverstand, als aus Rücksicht auf ihren Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, der diesen von Mangel und Arbeit gedrückten Menschen weder Muße noch Gelegenheit läßt, sich um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht zunächst angehen, zu bekümmern. Was die Aufklärung betrifft, so möchten sich wohl in allen Classen nicht

wenige finden, deren Meinungen mit der öffentlichen (zumal wenn sich's träfe, daß sie gerade die vernünftigste wäre) nichts zu schaffen haben, oder gar mit ihr in offenbarem Widerspruch stehen. Ich bekenne also, daß ich aus dieser Rücksicht nicht nöthig gehabt hätte, die unterste auszuschließen, indem es eben so möglich ist, daß sich in dieser einige helle Köpfe über den engen und nebligen Dunstkreis ihres Standes erheben, als es gewiß ist, daß in den höchsten Classen selbst nur wenige zu einer klaren und unbefangenen Ansicht der menschlichen Dinge gelangen. Aber ich betrachtete bisher die öffentliche Meinung bloß im allgemeinen, ohne Rücksicht ob sie sich auf Irrthum oder Wahrheit gründet. In beiderlei Fällen verdient sie immer die größte Aufmerksamkeit: im ersten, um ihr auf jede zweckmäßige Art entgegen zu arbeiten; im andern, um sie als den untrüglichsten Rathgeber dessen, was man zu thun hat, anzusehen.

Egbert. Ueber den ersten Punkt werden wir in keinen Streit gerathen, Sinibald; denn, wofern es eine öffentliche Meinung gibt, so ist immer zehn gegen eins zu setzen, daß sie auf Vorstellungen gebaut seyn wird, denen man entgegen zu arbeiten hat; oder, um mich richtiger auszudrücken, die Erfahrung lehrt, daß es zu allen Zeiten herrschende Irrthümer gab, welche sich beinahe aller Köpfe in allen Classen eines Volkes, ja der unendlichen Majorität des ganzen Menschengeschlechts bemächtiget haben; wie z. B. der Glaube an Gespenster, Elementargeister, Vorbedeutungen, Einfluß der Gestirne, Magie, Wunderkräfte u. dgl., auf welchen man von jeher eine öffentliche Meinung gegründet hat, die sogar in unsern Tagen, und selbst unter den weniger ungebildeten höhern Volksclassen, durch alle Fortschritte der Naturwissenschaft nicht völlig verdrängt werden konnte.

Sinibald. Und dieß aus sehr natürlichen Ursachen. Der Volksglaube, den Sie z. B. anführen, stützt sich nicht nur auf den unsrer Natur eigenen Hang zum Uebersinnlichen und Uebernatürlichen, und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern aufs fleißigste genährt und gepflegt worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern, als ein unfehlbares Mittel viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgestutzt. Ein so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Cultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daß er nicht sogar in der Phantasie und dem instinctmäßigen Hange derjenigen selbst, die ihn für das was er ist erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte. Aber eine ganz andere Bewandtniß hat es mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen über Dinge, die unser unmittelbares Wohl oder Weh betreffen, und allen so nahe liegen, daß auch der gemeinste Menschenverstand sie ohne Mühe erreichen kann. Denn wie tiefe Wurzeln auch ein Irrthum in solchen Dingen geschlagen haben mag, so zeigen uns doch die Epochen der großen Revolutionen Beispiele genug, daß er endlich der Uebermacht der Wahrheit weichen muß, und daß der öffentlichen Meinung, die sich dadurch festsetzt, sogar die Donnerkeule eines ehemals vermeinten Halbgottes, und die ganze aufgebotene Macht der unumschränktesten Herrschergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerstörung und des Todes bewaffnet, nichts anzuhaben vermögen.

Egbert. Sowohl in dem besondern Falle, auf welchen Sie hier anspielen, als in allen andern, die unter dem allgemeinen Begriff von Dingen, woran Allen liegt, und die der gemeinste Verstand erreichen kann, enthalten sind, dürfte wohl

viel zu unterscheiden und zu sondern seyn. Was den ersten betrifft, so däucht mich, es könne von ihm auf andere, wiewohl ähnlich scheinende Fälle nicht geschlossen werden. Auch der stärkste und eingewurzeltste Wahnglaube gibt endlich der Macht der Zeit und der Gewohnheit nach, deren beider gemeinschaftliche Eigenschaft ist, die Formen der Dinge und den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, abzustumpfen, und schon dadurch allein eine von andern Umständen herbeigeführte Veränderung in der Vorstellungsart der Menschen vorzubereiten und zu fördern. Ist nun vollends ein solcher Wahnglaube die Quelle unzähliger lästiger Mißbräuche und die Gelegenheit zu den härtesten Bedrückungen geworden, so kann man mit gutem Grund annehmen, daß es vielmehr das allgemeine Gefühl dieser Mißbräuche und Bedrückungen, als eine durch Untersuchung gewirkte Ueberzeugung von der Wahrheit war, was z. B. die große Empörung eines ansehnlichen Theils der Christenheit gegen den päpstlichen Stuhl im sechzehnten Jahrhundert bewirkte. Die Uebereinstimmung in diesem Gefühle, nicht die Uebereinstimmung in Meinungen, that dieses Wunder; und bedürfen wir dessen wohl einen stärkern Beweis, als daß eben diese Menschen, die gegen den Römischen Stuhl gemeinschaftliche Sache machten, in eine Menge Secten unter sich selbst zerfielen und einander mit Wuth verfolgten, sobald man ihnen Zeit ließ gewahr zu werden, daß sie über das, was man meinen oder glauben sollte, verschiedener Meinung wären. Eben dasselbe läßt sich auch (wie ich schon im Vorbeigehen bemerkte) von allen großen politischen Revolutionen behaupten. Nichts kann unbestimmter, schwankender und veränderlicher seyn, als die Meinungen des Volkes in solchen kritischen Zeitläufen; nichts wäre schwerer als eine darunter anzugeben, die man die allgemeine oder

öffentliche nennen könnte: aber was sich laut und öffentlich genug hören läßt, ist das Gefühl der gemeinsamen Bedrückungen, der Wunsch davon befreit zu werden, ein ungeduldiges Verlangen diesen Wunsch erfüllt zu sehen, und, wenn die Hoffnung zu verschwinden beginnt, eine Verzweiflung, die zu allem fähig macht.

Sinibald. Ich danke Ihnen, Egbert, daß Sie mir den Weg zur Beantwortung der Frage, die uns beschäftigt, selbst gebahnt und abgekürzt haben. Sehr gern gebe ich Ihnen zu, daß, sobald beim Ausbruch oder im Fortgang einer Staatsrevolution von speculativen Punkten, von den besten Mitteln zum Ziele zu gelangen, insofern sie durch Untersuchung und Vernunftschlüsse herausgebracht werden müssen, oder von der zweckmäßigsten Art der Anordnung und Ausführung dieser Mittel die Rede ist, eine feststehende öffentliche Meinung etwas Unerhörtes und nicht zu Erwartendes sey. Der Ursachen hiervon sind so viele, daß es eben so mühsam als langweilig wäre, sie alle aufzuzählen; indessen lassen sie sich füglich unter zwei zusammenfassen, in welchen alle übrigen begriffen sind. Die eine ist: daß bei solchen Staatserschütterungen die Volksclassen, welche die große Mehrheit ausmachen, in zu heftiger Gährung und größtentheils in einem allzuleidenschaftlichen Gemüthszustande sind, als daß der gemeine gesunde Menschenverstand mit gehöriger Freiheit wirken und das Uebergewicht entscheiden könnte; die andere: daß sowohl diejenigen, denen an Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge, und mit ihr an den gewohnten, ihnen allein vortheilhaften Mißbräuchen, alles gelegen ist, als diejenigen, die eine neue, auf ihren eigenen Vortheil berechnete Ordnung der Dinge wollen, aber auch schon bei der Unordnung, die ihr vorhergeht, unendlich viel zu gewinnen haben oder zu gewinnen hoffen, sich alle

möglichen Bewegungen geben, und kein Mittel unversucht lassen, das Volk zu bearbeiten, zu verwirren, zu ängstigen, zu schrecken, und gewaltsam mit sich fortzureißen; oder zu verführen, zu blenden, zu täuschen, durch Schmeichelei und große Verheißungen zu bestechen, und durch alle diese Mittel in jener unseligen Gährung zu erhalten, die sich gewöhnlich mit dem Untergang beider Parteien und der gänzlichen Auflösung des Staats endiget. Ganz gewiß findet während solcher politischen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, statt: aber es ist, meiner Ueberzeugung nach, eben so gewiß, daß eine solche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichsam das Zeichen zum Anfang derselben gibt; und daß, nachdem die Explosion endlich erfolgt ist, die Wiederherstellung einer auch nur leidlichen Ordnung nicht eher erwartet werden darf, bis das Volk, auf welche Art es geschehen mag, wieder ruhig genug geworden ist, um einer öffentlichen Meinung fähig zu seyn, und sie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben.

Egbert. Ich bin begierig zu hören, wie Sie auch mich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollen.

Sinibald. Ich hoffe, daß Sie meine Darstellung mit dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge, und dem, was uns die Geschichte alter und neuer Zeiten, und die Erfahrung unsrer eigenen gelehrt hat, genau zusammenstimmend finden werden. Nur bitte ich Sie um Geduld, wenn ich Ihnen ein wenig weit auszuholen scheinen sollte.

Wie dumpf oder leichtsinnig ein Volk seyn mag, so wird es doch nicht an Augenblicken fehlen, wo jedermann über seinen Zustand nach seinem gegenwärtigen Gefühl urtheilt, und denselben mit dem, was er durch mündliche Ueberlieferung oder zufälligerweise von dem Zustande seiner Voreltern

oder andrer Völker gehört hat, oder auch bloß mit seinen Bedürfnissen und Wünschen, in Vergleichung bringt. Die gewöhnliche Folge dieser Vergleichung ist ein unbestimmtes Verlangen, es besser zu haben, und eine eben so unbestimmte Geneigtheit, alle Wege einzuschlagen, auf welchen man, ohne große Wahrscheinlichkeit sich zu verschlimmern, seine Lage zu verbessern hoffen darf. Wir können sicher annehmen, daß dieß, so zu sagen, der Grundton in der Stimmung eines jeden Volkes ist, und daß man unter tausend Einwohnern eines Landes kaum Einen rechnen kann, der mit dem Gegenwärtigen so zufrieden wäre, daß er nicht eine geheime Neigung zu Veränderungen in sich trüge, welche die Sicherheit und Ruhe des Staats in beständige Gefahr setzen müßte, wenn nicht zu gutem Glück die Natur selbst für ein mächtiges Gegengewicht gesorgt hätte, wodurch wenigstens die schlimmsten Folgen dieser Unruhe und Unzufriedenheit des menschlichen Herzens oft Jahrhunderte lang aufgehalten werden. Dieses Gegengewicht liegt in einer gewissen allen Menschen angebornen Trägheit, die uns, so lange die eiserne Nothwendigkeit nicht etwas anders befiehlt, unwillig macht unsre gegenwärtige Lage gegen eine besser scheinende zu vertauschen, wofern wir uns nicht anders als mit großer Anstrengung unsrer Kräfte, und auch da noch mit Gefahr, Aufopferungen und Ungewißheit des Erfolges, in dieselbe versetzen könnten. Diese natürliche Trägheit, zu einer andern nahe mit ihr verwandten Eigenschaft, nämlich der Leichtigkeit uns an eine gewisse Lebensweise zu gewöhnen, gesellt, ist unläugbar die stärkste, wo nicht die einzige Grundlage, worauf dermalen die innere Sicherheit der meisten Staaten beruht; und wiewohl keiner Regierung zu rathen ist, sich auf die Haltbarkeit derselben zu viel zu verlassen, so lehrt doch die Erfahrung, daß kein Zu-

stand so armselig ist, daß die Menschen (zumal von früher Jugend an) sich nicht an ihn gewöhnen, und durch die bloße Macht der Gewohnheit um so stärker an ihn gefesselt werden könnten, da ein solcher Zustand nothwendig mit einer Abstumpfung der edlern Kräfte der Menschheit, wodurch sie bis zur bloßen Thierheit herabsinkt, verbunden ist. Ein Monarch, dem das Schicksal die Bequemlichkeit zugetheilt hat, über lauter Sklaven zu gebieten, kann sich auf die ewige Dauer seines Throns verlassen, wofern er nur so lange, bis er sein geliebtes Volk in den glücklichen Stand der Pescherähs (im Feuerlande) versetzt hat, Sorge trägt, daß der Eingang in sein Reich jeder Möglichkeit von Cultur und Aufklärung verschlossen bleibe. Denn freilich, zu verlangen daß Sklaverei und Cultur immer Hand in Hand neben einander gehe, hieße das Unmögliche wollen. Indessen ist doch auch die Cultur keine so gefährliche Sache, daß nicht die große Mehrheit einer policirten Nation von fünfundzwanzig oder dreißig Millionen Menschen, durch die besagte Macht der Gewohnheit, oft unglaublich lange in einem Zustand erhalten werden könnte, den die Pescherähs selbst, bei allem was er etwa noch vor dem ihrigen voraus hat, nicht beneidenswürdig finden würden.

Egbert. Da geben Sie den hochbesagten Sultanen einen feinen Trost, Sinibald.

Sinibald. Bis jetzt wenigstens ist ihnen die öffentliche Meinung noch ziemlich günstig. Denn aus unsrer bisherigen Betrachtung scheint mir als eine natürliche Folge hervorzugehen, daß man in jedem dermalen bestehenden Staate, ohne Rücksicht auf desselben mehr oder weniger preiswürdige Verfassung und Verwaltung, bei dem größten Theile des Volkes zwei Gesinnungen annehmen könne, aus welchen sich eben so viele Meinungen bilden, die man mit Grund für öffentliche

oder allgemeine gelten lassen kann, und von welchen die zweite der ersten so richtig die Wage hält, daß selbst der furchtsamste Sultan vor Revolutionsgefahr sicher auf beiden Ohren dabei schlafen dürfte. Die erste ließe sich, däucht mich, kurz und gut in diese Formel fassen: „Alles sollte besser gehen als es geht;“ — eine Meinung, welche, mit oder ohne klares Bewußtseyn dessen der sie hegt, das Gefühl zur Unterlage hat: „Mir selbst sollte besser seyn als mir ist.“ — Die zweite dürfte, in Worte verfaßt, ungefähr so lauten: „Wir thun zwar, was wir können, und leiden was wir müssen, alles in Hoffnung, daß es noch einmal besser kommen werde, und aus Furcht übel ärger zu machen; aber jede Verbesserung unsers Zustandes, wobei wir diese Gefahr nicht laufen, soll uns willkommen seyn.“ Können Sie zweifeln, Egbert, daß ich in diesen beiden Formeln die Gesinnung und Meinung der unendlichen Majorität aller Bewohner Europens ausgedruckt habe?

Egbert. Ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht kann. Aber ich muß auch sagen, Sie haben da einen fürchterlichen Lichtstrahl in das Innere unsers Zustandes fallen lassen.

Sinibald. Nicht so fürchterlich als es scheint. Wenn es ein Lichtstrahl ist (und das ist er gewiß), so zeigt er uns Wahrheit, und hindert uns, das Ding das nicht ist (mit Swifts Hoyhnhnms zu reden) für Wahrheit zu halten, falsche Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu Schaden zu kommen. Es ist gut, und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und panischer Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Oelkrug statt der Wasserkanne greifen. Lassen Sie

uns also einen Schritt weiter gehen. Der so eben als öffentliche Meinung des Volks in jedem Staat ausgesprochene Satz enthält viele andere, die auf eben demselben Grunde beruhen, und entweder bloße Entwicklungen oder natürliche Folgen desselben sind. Z. B. „Wie schlimm es auch im Besondern und Einzelnen gehen mag, so lange nur die Gesetze noch einige Kraft haben, so lange sie noch (in den meisten Fällen wenigstens) jeden bei dem Seinigen schützen, so lange wir ordentlicherweise vor willkürlichen Mißhandlungen, Beraubung unsrer bürgerlichen Rechte, unsrer persönlichen Freiheit, unsrer Ehre, unsers Lebens, sicher sind, so lange könnte es noch schlimmer gehen; wir müssen und wollen uns also gedulden!" — Glauben Sie nicht, Egbert, daß man auch dieß als öffentliche Meinung annehmen könne?

Egbert (lächelnd). Es ist eine so zahme und geduldige Meinung, daß ich sie Ihnen ohne Bedenken gelten lassen kann.

Sinibald. Oder die folgende: „Wenn es zu Verbesserung unsers Zustandes nichts weiter bedarf als Ja zu sagen; d. i. wenn die Mittel dazu uns von den obersten Machthabern selbst von freien Stücken in die Hände gelegt werden; oder, wenn der Fall eintritt, daß wir uns selbst helfen sollen, und wir uns durch Mittel helfen könnten, die von Vernunft und Billigkeit gut geheißen werden, und wobei also die allgemeine Wohlfahrt nicht gefährdet ist: so wollen wir aus allen Kräften zur Verbesserung thätig seyn." — Sollte nicht auch dieß, sobald der Fall dazu eintritt, eben so gewiß als die Meinung und Gesinnung der meisten Staatsbürger angenommen werden können, als man annehmen kann, daß jedermann, sobald der Anlaß dazu da ist, zweimal zwei für vier erkennt?

Egbert. Ich sehe nicht, warum wir es nicht annehmen

sollten, vorausgesetzt daß die große Mehrheit im Staat nicht etwa aus lauter Bettlern und Banditen bestehe, denen freilich mit einem so ruhigen Gange der Sachen nicht gedient seyn möchte.

Sinibald. Und so hätten wir denn doch etwas, das wir für öffentliche Meinung in jedem dermalen bestehenden Staat annehmen können?

Egbert. Nur sehe ich nicht, wozu es dienen soll. Denn so lange sich das Volk mit so gutmüthigen und gefälligen Meinungen behilft, könnt' es im Ganzen so übel gehen als es wollte, und selbst ein Heinrich VIII, Ludwig XI, Philipp II, Ferdinand II und ihresgleichen, könnten nebst ihren lieben Getreuen so getrost und sicher tyrannisiren, als ob sie eben so viele Trajane und Marc-Aurele, Henri-Quatre, und Sullys und Duplessis-Mornay wären.

Sinibald. Dieß dürfte allerdings der Fall in einem Staate seyn, wo dem Fortgange der Cultur zur Humanität ein ewiger Riegel vorgeschoben wäre, indessen eine unweise Staatsverwaltung sich mit allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten einer unterdrückenden Verfassung, und mit allen Ausschweifungen, Lastern und Freveln einer der Gesetze spottenden privilegirten Kaste vereinigte, das Volk von Stufe zu Stufe bis zur thierischen Gefühllosigkeit der Pescherähs herabzudrücken. Aber wo die Cultur mit den Mißbräuchen beinahe gleichen Schritt hält, und das öffentliche Elend den aufgeklärtesten Theil der Nation, der das Studium der Natur und des Menschen schon lange, wiewohl nur zur Speculation, trieb, endlich nöthigt, Moral und Politik zum Gegenstande der schärfsten Untersuchungen zu machen, und ihre ersten Gründe aus der menschlichen Natur selbst hervor zu graben, da nehmen die Sachen einen andern Gang. So lange die

Moral eine ausschließliche Behörde der Priesterschaft, und die Politik das anmaßliche Geheimniß der Höfe und Cabinette ist, müssen sich diese und jene zu Werkzeugen der Täuschung und Unterdrückung mißbrauchen lassen; das Volk wird das Opfer schändlicher Wortspiele, und die Gewalt erlaubt sich alles und darf sich alles ungestraft erlauben, da es von ihrer Willkür abhängt, Unrecht zu Recht, Recht zu Unrecht zu stempeln, und das, wovor sie sich am meisten fürchtet, die Bekanntmachung der Wahrheit, zum Verbrechen zu machen, und als solches zu bestrafen. Nicht so, wenn die Vernunft sich ihrer ewigen unverjährbaren Rechte wieder bemächtigt hat, um alle Wahrheiten, an deren Erkenntniß Allen Alles gelegen ist, wieder ans Licht hervor zu ziehen, und ihnen mit Hülfe aller Musenkünste, unter allen nur ersinnlichen Gestalten und Einkleidungen, die möglichste Popularität zu verschaffen. Eine Menge berichtigter Begriffe und Thatsachen kommen dann in Umlauf; eine Menge Vorurtheile fallen wie Schuppen von den Augen einer neuen Generation; es wird immer heller in den Köpfen; man lernt Irrthümer für — Irrthümer erkennen, an welchen Jahrhunderte lang nur zu zweifeln Verbrechen war, und erstaunt, wie man Augen und Ohren vor den unwidersprechlichsten Aussagen der Vernunft und des allgemeinen Gefühls so lange habe verschließen können. Wie gering auch verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen seyn mag, die in diesem Licht als in ihrem Elemente leben, zu einem heitern Ueberblick der wahren Beschaffenheit der menschlichen Dinge gelangt sind, und den Leitfaden in der Hand haben, der uns allein aus dem Labyrinthe des Lebens heraushelfen kann, so wird doch die Wirkung des von ihnen ausgehenden Lichtes von einem Jahrzehnt zum andern immer merklicher: sie verbreitet sich stufenweise durch die mittlern

Classen der Gesellschaft; und wenn auch nur einzelne gebrochne Strahlen bis zu den untersten dringen, so sind sie doch hinreichend, Aufmerksamkeit und Verlangen nach Belehrung über Dinge, deren allgemeine Wichtigkeit für die Menschen man zu erkennen anfängt, wenigstens bei einigen zu erregen. Was ist nun, wenn Cultur und Aufklärung einmal diese Stufe erstiegen haben, natürlicher, als daß zu einer Zeit, wo eine gänzlich zerrüttete Staatswirthschaft für die Verschwendungen des Hofes keine Quellen mehr aufzutreiben, die schlaueste Finanzkunst dem gesunknen öffentlichen Credit nicht wieder aufzuhelfen, und die Tyrannei selbst von einem bis aufs Mark ausgesogenen Volke nichts mehr heraus zu drücken vermag; zu einer Zeit, wo die ausgelassenste Ueppigkeit und übermüthigste Verschwendung auf der einen Seite, gegen die äußerste Armuth und eine an Verzweiflung gränzende Muthlosigkeit auf der andern, so widerlich absticht, daß die aus allem leidlichen Verhältniß getretene Ungleichheit unter den Ständen und einzelnen Gliedern eben desselben Staats auch die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören muß — was Wunder, sage ich, wenn in einem solchen Zeitraume sich endlich, von allen Seiten her, tausend und zehntausend Stimmen, laut genug um überall gehört zu werden, gegen Aberglauben, Despotismus und privilegirte Gesetzlosigkeit, als die ersten Quellen des öffentlichen Elends, erheben? Oder was ist natürlicher, als daß beinahe alle guten Köpfe einer solchen Nation sich theils mit Aufdeckung der nähern und entferntern Ursachen dieses Elends, theils mit den Mitteln demselben abzuhelfen, beschäftigen? Und wie sollt' es zugehen, daß alles dieß nicht endlich mächtig auf den Geist der Nation wirken, und bei der größern Mehrheit, als dem leidenden Theil, eine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge

ungünstige Disposition hervorbringen sollte, von welcher der Uebergang zu einem lebhaften ungeduldigen Verlangen nach irgend einer grossen wesentlichen Veränderung nur ein kleiner Schritt ist?

Egbert. Was Sie da sagen, bringt mir einen Umstand aus dem achten Zehnt dieses Jahrhunderts ins Gedächtniß, der mir so stark auffiel, daß ich ihn schon damals als ein furchtbares Vorzeichen eines nahe bevorstehenden Ausbruchs der Gährung, die sich bereits hier und da in dem Innern von Frankreich verspüren ließ, betrachtete, und mich oft wunderte, daß eine so sonderbare Erscheinung sonst von niemand bemerkt zu werden schien. Dieß war, daß in den letzten sechs oder sieben Jahrgängen der Bibliothèque universelle des Romans ein ungewöhnlicher Geist der Freiheit, eine gewisse nur leicht verdeckte, mitunter ziemlich stark in die Augen fallende politische Tendenz, und ein gewisser ernster, kräftiger, öfters sogar überspannter und kaustischer Ton unvermerkt herrschend wurde, der mit der anscheinenden Frivolität der Sachen gar sonderbar contrastirte, und, da er in einem so allgemeinen Lesebuch selbst der königlichen Censur nie aufgefallen zu seyn scheint, mir desto deutlicher bewies, daß der alte Geist der Nation aus seinem tiefen Schlaf zu erwachen anfange, und wahrscheinlich nicht lange mehr unthätig bleiben werde.

Sinibald. Sollten nun in einem solchen Zeitpunkte, wo der Geist eines durch hierarchischen, aristokratischen und monarchischen Despotism lange niedergedrückten Volkes alle seine Ketten zu schütteln anfängt, und im Begriff ist eine nach der andern zu zerreißen, nicht auch, natürlicherweise, die öffentliche Meinung eine bestimmtere Gestalt gewinnen, und sich endlich so deutlich zu erkennen geben, daß nur eine

beinahe unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern konnte, zu sehen, daß es die höchste Zeit sey andre Wege einzuschlagen, wenn sie der Katastrophe, die sie doch selbst befürchteten, zuvorkommen wollten. Sollte sich nicht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß es in Frankreich wenigstens schon im Jahre 1788 allgemeine Meinung der größern Mehrheit gewesen sey: „Das Volk habe Rechte zurückzufordern, gegen welche keine Verjährung gelte." — „Es sey eine nicht länger zu duldende Ungerechtigkeit, daß das Volk die Lasten des Staats allein, oder nach einer ganz unbilligen Austheilung trage" — „Willkürliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und persönliche Freiheit der Bürger betreffen, sey kein wesentliches Vorrecht der höchsten Gewalt, und die Nation sey nicht schuldig, deßwegen weil die Staatsverfassung monarchisch sey, sich despotisch beherrschen zu lassen." — Ich müßte mich sehr irren, oder diese und ähnliche Sätze lagen als öffentliche Meinung den sogenannten Cahiers des dritten Standes zum Grunde, worin das Volk seinen Stellvertretern im Jahre 1789 seine damals noch sehr gemäßigten Forderungen und Wünsche ausführlich zu vernehmen gab.

Egbert. Ich kann und will nicht gegen meine Ueberzeugung mit Ihnen haberechten, Sinibald. Ich könnte zwar einwenden, daß die Sätze, die Sie so eben für die öffentliche Meinung des Französischen Volkes zu Anfang des Jahres 1789 erklärten, eigentlich nur die Meinung des unterrichteten und denkenden Theils gewesen seyen: aber ich sehe leicht voraus, was Sie mir darauf antworten würden. In der That kommt es hier nicht sowohl darauf an, wer eine Meinung zuerst aufgebracht, oder sie am besten zu behaupten weiß, als darauf, daß sie, um den Namen der öffentlichen zu verdienen, dem

Geiste und der gegenwärtigen Stimmung der Nation so angemessen und überhaupt so beschaffen sey, daß sie, sobald sie sich laut vernehmen läßt, dem größten Theile derselben einleuchte und mit Beifall von ihm aufgenommen werde. Ich kann daher nicht in Abrede stellen, daß die besagten Sätze wirklich für öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, sondern beinahe in ganz Europa gelten konnten.

Sinibald. Ich hätte also den ersten Punkt meiner Behauptung hinlänglich dargethan. Denn auch dieß werden Sie mir gern zugeben, daß weder die Orleans'sche Faction, noch die heimlichen Republicaner der damaligen Zeit, und am allerwenigsten das kleine Häufchen der redlichen Patrioten, die es mit dem König und der Nation gleich ehrlich meinten, nur daran gedacht haben würden, den ersten entscheidenden Schritt zur Revolution zu wagen, wenn sie nicht gewiß gewesen wären, in jener öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Nothfalle den Schutz des ganzen Volkes sicherte. Was den andern Punkt betrifft, so scheint es mir Natur der Sache zu seyn, daß, so lange die Gährung der ganzen Staatsmasse dauert, keine Meinung sich im Volk erhebt, die man mit Fug und Recht eine öffentliche nennen könnte; wenn auch gleich, wie unter Robespierre, ein allgemeiner Schrecken die Wirkung thun kann, alle vor der Guillotine zitternden Köpfe ein erzwungenes pagodenmäßiges Ja oder Nein nicken zu machen. Aber sobald das Volk wieder frei Athem holen darf, von seinen Ausschweifungen und Paroxysmen zurückgekommen ist, und, der ewigen Verschwörungen, Proscriptionen, Delationen und Executionen, kurz des ganzen revolutionären Unwesens herzlich müde, sich allenthalben nach Sicherheit und Ruhe sehnt: dann ist das erste, was man mit Recht für entschiedene öffentliche Meinung aus-

geben kann, die allgemeine Ueberzeugung, „daß nichts als Unterwerfung unter eine gesetzmäßige Regierung und entschlossene Anhänglichkeit an dieselbe den aufgelösten Staat, unter welcher neuen Gestalt es auch sey, ins Leben zurückrufen könne;" — und von dem Tage an, da sich diese öffentliche Meinung stark und deutlich ausdrückt, kann man auch die wahre Zeit des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen, und für gewiß annehmen, daß sie sich so lang' erhalten werde, als das Volk bei dieser Gesinnung verharren wird.

Egbert. Die Existenz und die Wichtigkeit dessen, was Sie öffentliche Meinung nennen, wäre also, für mich wenigstens, außer Zweifel gesetzt. Nur scheint es, unglücklicher Weise, nicht möglich zu seyn, die Machthaber in einem noch bestehenden Staate, wie nahe dieser auch bereits seiner Auflösung seyn mag, von der Aufmerksamkeit und Achtung zu überzeugen, die man ihr — auch in Ermanglung edlerer Beweggründe, schon aus bloßer Klugheit und Rücksicht auf eigene Sicherheit und Selbsterhaltung — erzeigen sollte. Es wären aus der neuesten Zeit auffallende Beispiele hiervon anzuführen: aber der Augenschein spricht überall so laut, daß es überflüssig wäre, sich auf einzelne Fälle zu berufen. Wenn man die Herren auf das, was sie zu thun hätten, und auf die Gefahr im Verzug aufmerksam machen will, so hört man immer die Antwort: „gerade deßwegen sey es jetzt nicht Zeit, dem Volk einen solchen Beweis, was es vermöge, in die Hand zu geben; in solchen Augenblicken müsse die Regierung die Zügel schärfer anziehen als jemals; das geringste Zeichen von Nachgiebigkeit würde von dem Volke für Schwäche und Furcht ausgelegt, und zu einem Antriebe, seinen Forderungen kein Ziel zu setzen, gemißbraucht werden; und bloß dadurch,

daß man ihm keine Furcht zeige, verhindre man es, wirklich furchtbar zu werden." — „Allerdings (hört man sie auch wohl sagen) sind Mißbräuche abzustellen, Beschwerden zu erleichtern, Verbesserungen zu machen: aber daran läßt sich erst alsdann denken, wenn alles wieder ruhig, und das obrigkeitliche Ansehen so befestiget ist, daß über den Beweggrund zu solchen Schritten kein Zweifel mehr stattfinden kann." — Nun erfolgt aber in solchen Fällen immer eines von zweien: entweder das Volk dringt mit Gewalt durch, und die bisherige Ordnung der Dinge stürzt zusammen; oder die alten Machthaber behalten die Oberhand; und dann kann man sich darauf verlassen, daß an wirkliche, ernstlich gemeinte Abstellung der gerechtesten Volksbeschwerden so wenig mehr gedacht wird als an den Mann im Monde.

Sinibald. Sie setzen, wie ich sehe, ein ziemlich geringes Vertrauen in die Weisheit und Güte der Väter des Vaterlandes.

Egbert. Ich rede mit dem Herzen in der einen Hand, und mit der Fackel der Erfahrung in der andern. Oder sollten Sie mir auch nur ein einziges Beispiel des Gegentheils anführen können? — Nur ein einziges, lieber Sinibald!

Sinibald. Sie sind sehr bescheiden; und doch sollte mir's schwer fallen —

Egbert. Das will ich glauben!

Sinibald (lächelnd). Ich habe ein ziemlich ungetreues Gedächtniß; es wäre nicht billig, aus meiner Verlegenheit einen Schluß zum Nachtheil eines dritten zu ziehen.

Egbert. Wie schwach auch Ihr Gedächtniß seyn möchte, hätten Sie je ein solches Beispiel erlebt, so würden Sie es, gerade um der Seltenheit willen, nie wieder vergessen haben. — Aber, Scherz bei Seite, Sie wissen ja so gut als ich, wie

es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Da sind immer so viele dringendere Geschäfte abzuthun — mit diesem hat es noch Zeit; es wird also indessen an den berüchtigten Nagel, der so vieles tragen muß, gehängt, und geräth mit zehntausend andern, woran weder dem Referenten noch dem Richter etwas gelegen ist, unvermerkt in Vergessenheit. Oder kommt es je durch irgend einen Zufall wieder zur Sprache, so finden sich, bei näherer Untersuchung der Sachen, so viele Häkchen, so viele Schwierigkeiten, die immer verwickelter und knotiger werden, je mehr man sich mit ihrer Auflösung zu schaffen macht. Und da es inzwischen an neuen und dringendern Geschäften nie fehlen kann, so kommt, natürlicher Weise, jenes verhaßte, womit sich niemand gern beladen läßt, abermal an den wohl besagten Nagel, und bleibt nun so lange hangen, bis das Volk endlich die Geduld verliert, und die erste beste Gelegenheit ergreift, sich selbst Hülfe zu schaffen.

Sinibald. Das mag wohl der gewöhnliche Gang der Sachen gewesen seyn, als die Welt noch (wie der berühmte Schwedische Kanzler Oxenstierna sagte) durch ein minimum sapientiae regiert wurde. Aber andere Zeiten, andere Maßregeln. Seit dem Jahre 1798 reicht das Minimum nicht mehr zu, und das daher entstehende Deficit würde durch die Mittel, wodurch der Despotism allmächtig zu seyn wähnt, nur schlecht und unsicher gedeckt werden.

Egbert. Diese Mittel reichen doch wenigstens eine Zeit lang aus; und das ist's, was die Gewalthaber, in den sogenannten Republiken so gut und noch mehr als in monarchischen Staaten, zu täuschen pflegt. Es hat so lange gehalten, denkt man, warum sollt' es nicht wenigstens noch halten so lange wir leben? Unsre Nachfolger mögen dereinst

sehen, wie sie zu rechte kommen; das ist dann ihre Sache, und mag auch ihre Sorge seyn!

Sinibald. Der Fehler ist nur, daß diese Art zu rechnen so unsicher ist. Wenn nun unser baufälliges Haus unsern Nachfolger nicht abwartet, sondern über uns zusammenfällt, während wir es selbst noch bewohnen, wie dann? Auch mit dem mäßigsten Antheil von Klugheit wird kein Regent sich mehr auf solche Maximen verlassen. Kurz, nur durch so viel Gerechtigkeit und Weisheit, als Menschen von Menschen zu fordern berechtigt sind, kann ein Staat, was auch seine Verfassung sey, künftig zu bestehen hoffen. Wer diese Ueberzeugung nicht als den einzigen reinen Gewinn aus den Ereignissen der letzten zehn Jahre gezogen hat, der mag auf seine Gefahr den Versuch noch einmal machen, und sehen, wie weit er kommt und wie lang' es geht! Die Menschheit ist in der Laufbahn, die ihr die Natur angewiesen hat, binnen etlichen Jahrtausenden merklich vorwärts geschritten. Zehn, zwanzig, dreißig Millionen Menschen in Einem Staate lassen sich nicht länger als eben so viele moralische Nullen behandeln. Immerhin mag der größere Theil dieser Millionen, in gewissem Sinne, als unmündig anzusehen seyn; aber sie haben den allgemeinen Menschenverstand zum Vormund, und man darf darauf rechnen, daß in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich größern Mehrheit unmittelbar betreffen, der Ausspruch dieses Vormunds auch die öffentliche Meinung ist. Ich sollte Ihnen vorhin ein Beispiel aus einem andern Fache nennen, und wußte mich in der Eile auf keines zu besinnen: wissen Sie eines, auch nur ein einziges, wo die öffentliche Meinung ungestraft wäre verachtet worden?

Egbert. Meine Geschichtskunde ist sehr eingeschränkt — ich weiß keines anzuführen.

Sinibald. Wie ehrwürdig wird sie also dem Verständigen in jedem Falle seyn, wo es streng erwiesen werden kann, daß die Vernunft selbst für sie entscheidet, oder, was einerlei ist, wo die schärfste Untersuchung der Sache, nach genauester Abwägung aller Gründe für und wider, kein anderes Resultat gibt!

Egbert. Jeder Ausspruch der Vernunft hat die Kraft eines Gesetzes, und bedarf dazu nicht erst öffentliche Meinung zu werden.

Sinibald. Sagen Sie lieber, sollte die Kraft eines Gesetzes haben, und wird sie auch sicher erhalten, sobald er sich als die Meinung der Majorität ankündigt.

Egbert. Das wird sich im neunzehnten Jahrhundert ausweisen.

X.

Träume mit offnen Augen.

Sinibald. Wie so tiefsinnig, Egbert?

Egbert. Kaum darf ich's Ihnen gestehen. Sollten Sie wohl glauben, daß ich mir schon eine ganze Stunde lang Mühe gebe, mich eines Traumes zu erinnern, den ich diesen Morgen geträumt habe? — Lachen Sie immerhin, Sinibald! Es war wirklich ein schöner Traum; und wenn ich ein Sultan wäre, ich geriethe in große Versuchung, wie König Nebukadnezar oder Nabukodonosor, alle meine Akademiker und weisen Meister zusammen zu berufen und zu nöthigen, mir vermittelst ihrer Kunst zu sagen was mir geträumt hat.

Sinibald. Sie wissen es also selbst nicht mehr?

Egbert. Im Augenblick des Erwachens dachte ich den fliehenden Schmetterling noch bei einem Fittig zu erhaschen; aber er entschlüpfte mir zwischen den Fingern, und wie ich zur Besinnung kam, war alles rein verschwunden. Kaum schwebt mir noch der Haupteindruck, den das Ganze auf meine innern Sinne machte, wie in einem Nebel vor der Stirne.

Sinibald. Das ist Schade! Wenn Sie nur wenigstens ein paar Hauptzüge wieder auffrischen könnten, so ließen sich vielleicht allmählich noch so viel andere nachholen, daß wir am Ende doch etwas Ganzes herausbrächten. Bei einem Traume kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger Wahrheit ohnehin nicht an.

Egbert. Bei dem meinigen kam sehr viel auf mehr oder weniger an. In meinem ganzen Leben hab' ich wachend nichts so Vernünftiges, so Zusammengepaßtes, so Systematisches gedacht, als dieser Traum war.

Sinibald. Desto unbegreiflicher, daß Sie ihn vergessen konnten.

Egbert. Vielleicht bloß weil er für ein Gehirn wie meines gar zu vernünftig war. Aber es ist Zeit, daß ich Ihnen ein wenig aus dem Wunder helfe. Sie erinnern sich noch unsers gestrigen Gesprächs. Die Gedankenfolge, die es in mir veranlaßte, bemächtigte sich meiner so stark, daß ich des Phantasirens und Grübelns, was wohl unser armes Vaterland in zwei oder drei Generationen für eine Gestalt gewonnen haben könnte, auch auf meinem Kopfkissen nicht los zu werden vermochte. Unter der wachenden Träumerei über diesen Gegenstand schlummerte ich endlich ein; und es sey nun, daß irgend ein mit der Zukunft vertrauter Genius die Hand dabei hatte, oder daß alles nur ein Spiel der launischen Fee Mab war, genug ich hatte einen der merkwürdigsten Träume, der jemals „durch die ambrosische Nacht" auf die Augenlieder eines Sterblichen herabgestiegen seyn mag. Denn das Sonderbarste war, daß er mit der phantastischen Art, wie Morpheus seine Geschöpfe gewöhnlich gruppirt und in einander mischt, gar nichts gemein hatte. Alles was sich mir darstellte, trug das Gepräge der Wahrheit und Uebereinstimmung mit

den reinsten Vernunftbegriffen; und das einzige Wunderbare bei der Sache (wiewohl es mir im Traum ganz natürlich vorkam) war der Sprung über das ganze neunzehnte Jahrhundert, den ich, ohne es gewahr zu werden, gethan hatte, und die Leichtigkeit, womit ich, wie eine Platonische Psyche, von einem Orte zum andern flog, um die unendliche Menge von Gemälden zu durchmustern, die sich mir in der größten Klarheit und im schönsten Zusammenhang, theils zugleich, theils nach und nach, darstellten, ohne daß ich durch irgend etwas Ungereimtes oder Mißtönendes in dem täuschenden Gefühl gestört wurde, daß alles, was ich sah und hörte, lauter Natur und Wahrheit sey.

Sinibald. Und Sie sollten sich eines Traumes, der so wenig Traum war, gar nicht mehr erinnern können?

Egbert. Wie gesagt, ein gewisser dunkler Totaleindruck ist alles, was mir davon geblieben ist. Nur dessen erinnere ich mich noch ganz lebhaft, daß ich mich mitten in Deutschland befand, und — wiewohl alles darin so gänzlich anders war als es jetzt ist, daß ich mich in einen andern Planeten versetzt hätte glauben sollen — dennoch nicht die geringste Befremdung oder Verwunderung darüber in mir verspürte, sondern mich auf der Stelle so gut in alles zu finden wußte, als ob ich in diesem neuen Germanien geboren und erzogen wäre. Aber, mein guter Sinibald, es war auch ein Land und ein Volk darnach! Das angebauteste, blühendste, volkreichste, policirteste aller Länder, und das vernünftigste, sittlichste, humanste, mächtigste und glücklichste aller Völker. Nur fragen Sie mich nicht wie und wann und durch welche Mittel und Anstalten diese erstaunliche Verwandlung mit uns vorgegangen war; denn davon weiß ich kein Wort mehr.

Sinibald. Seltsam genug! Aber sagten Sie nicht,

alles wäre in Ihrem Traume so systematisch und natürlich zugegangen, daß die Vernunft selbst nicht vernünftiger träumen könnte?

Egbert. So kam es mir wenigstens vor, und dieß ist der stärkste Eindruck, der mir davon geblieben ist.

Sinibald (lachend). Ei so könnten wir ja wohl gar, ohne darum größere Hexenmeister zu seyn als die Zauberer des Königs Nabukodonosor, mit einiger Anstrengung unsers gemeinen Menschenverstandes a priori herausbringen, was Sie geträumt haben?

Egbert. Das läßt sich hören. Es käme auf einen Versuch an.

Sinibald. Allem Ansehen nach haben Sie sich in Ihrem Traume (was freilich außerordentlich selten ist) in einem Zustande befunden, worin das, was wir unsern Geist nennen, von den Banden der gröbern Sinnlichkeit entfesselt, in Wahrheit, Ordnung und Harmonie wie in seinem eigenthümlichen Elemente lebt und webt; und daher kam es ohne Zweifel, daß Ihnen die Verwandlung unsers armen Germaniens in ein Reich der Vernunft und Humanität so natürlich und unbefremdlich vorkam.

Egbert. Es muß wohl so etwas gewesen seyn. Denn dessen bin ich gewiß, trüge sich diese Verwandlung durch einen Schlag mit Urgandens Zauberstab vor unsern Augen zu, wir würden uns vor Erstaunen kaum zu fassen wissen.

Sinibald. Merken Sie nicht, Freund Egbert, daß wir unversehens auf den Weg gerathen, eine hübsche Satyre auf unser liebes Vaterland zu machen? Gute Bürger zu seyn, ist, nächst der Pflicht gute Menschen zu seyn, die erste unsrer Pflichten, und ein guter Bürger soll ja (sagt man uns) immer

mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens zufrieden seyn.

Egbert. Gestehen Sie, Sinibald, daß es Fälle gibt, wo diese Pflicht einem ehrlichen guten Bürger ziemlich sauer gemacht wird. Mein Traum und wenn er auch noch in aller seiner Glorie vor mir stände, soll mich zwar nie dahin bringen, etwas gegen die Ruhe meines Vaterlandes zu unternehmen: aber daß wir mit sehenden Augen blind seyn sollen, kann doch auch nicht von uns gefordert werden; und wenn wir nun einmal nicht verhindern können, zu sehen daß es nicht gut mit uns steht, warum sollten wir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, wie es besser stehen könnte, nicht wenigstens denken dürfen? Die Inhaber des berühmten Minimums, wodurch die Welt regiert wird (wie man sagt), werden uns zwar schwerlich zu Rathe ziehen, wenn über lang oder kurz die Rede davon seyn sollte, der ehemals so braven, so mächtigen, für die erste in Europa anerkannten, Deutschen Nation wieder auf die Beine zu helfen, und durch welche Mittel und Wege sie etwa dazu gelangen könnte, wo nicht ihren vormaligen, doch einen hohen und unanfechtbaren Rang unter den Nationen zu behaupten. Aber warum sollten ein paar Deutsche Biedermänner, die ihr Vaterland lieben und es mit der ganzen Welt ehrlich meinen, sich nicht unter vier Augen mit einem Traum, oder (was auf das nämliche hinausläuft) mit einer Platonischen Idee unterhalten dürfen, wie eine so wünschenswürdige Veränderung am leichtesten und zweckmäßigsten zu bewerkstelligen seyn möchte?

Sinibald (lächelnd). Man sollte wirklich meinen, es könnte nichts unschuldiger seyn — und nichts einfältiger dazu. Denn da wir, um etwas Zweckmäßiges und Folgerechtes herauszubringen, uns schlechterdings die ewige Bedingung aller

Utopienschöpfer vorbehalten müssen — „daß uns zugestanden werde, in unsern Einrichtungen an keine andere Regel als an Vernunft und Gerechtigkeit gebunden zu seyn:“ so ist klar, daß unser wachender Traum wenig mehr zu bedeuten haben würde, als der nächtliche, den Sie vergessen haben; und kein Mensch, der bei seinen Sinnen ist, würde sich einfallen lassen, die Ausführung desselben für eine Sache zu halten, womit die Verwalter des vorerwähnten Minimums sich nur einen Augenblick befassen möchten. Wenn wir ihn also auch in der beliebten Form eines Taschenbuchs mit Küpferchen von Chodowiezky oder Kohl herausgäben, oder von Bänkelsängern auf allen Messen und Jahrmärkten im ganzen Deutschen Reich absingen ließen, so könnte doch jedermann vollkommen ruhig darüber seyn, daß, in den drei nächsten Generationen wenigstens, keine merkliche Aenderung im Laufe der Welt dadurch verursacht würde. Und das ist doch alles, was die Herren wollen, denen so bang ist, die Menschen möchten endlich gar zu vernünftig werden.

Egbert. Damit hat es, Gott Lob! noch keine Noth. Je mehr jemand selbst vernünftig ist, desto vollständiger sieht er ein, daß der Gedanke, eine ganze Nation im buchstäblichen Wortverstande vernünftig zu machen und auf den vernünftigsten Fuß zu setzen, der abenteuerlichste Einfall wäre, der sich jemals in den Gehirnkasten eines politischen Schwärmers verirren könnte. Aber —

Sinibald. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ins Wort falle. Es ist Zeit, daß wir von einer der ernsthaftesten Sachen — ernsthaft reden. Was Sie da gesagt haben, gehört, dünkt mich, unter die praktischen Gemeinsprüche, deren man täglich so viele hört, die, ihrer vermeinten Klarheit wegen, ohne Untersuchung und Beweis für ausgemacht angenommen

werden, und die man einander schon wer weiß wie lange so herzhaft nachgesprochen hat, daß wer so etwas (wie es von Ihnen, mein Freund, ohne Zweifel jetzt gemeint war) in ironischem Sinn in irgend einer vermischten Gesellschaft vorbrächte, sicher darauf rechnen könnte, daß die meisten, wo nicht alle, dabei aussehen würden, als ob eine große und unläugbare Wahrheit damit gesagt worden sey. Es ist eines von den breiten bequemen Feigenblättern, womit wir unsre Blöße so gern zu decken pflegen; und vor allen befinden sich unsre politischen Vormünder wohl dabei, weil es ihnen ihr mühsames Amt in der That so sehr erleichtert, daß die Maschine, vermittelst dieses einzigen Postulats, beinahe von selber geht, und der beliebten Willkür in allem, was nicht schlechterdings mechanisch zu behandeln ist, ein desto freierer Spielraum gelassen wird. Indessen wäre nichts leichter, als sich zu überzeugen, daß das vermeintliche Axiom ein bloßer Taschenspielerkniff der Einbildungskraft ist, die einen weit entfernten Moment — mit Ueberspringung aller dazwischen liegenden, welche zusammengenommen die nothwendige Bedingung seines Werdens sind — unmittelbar an den gegenwärtigen rückt, und uns dann die augenscheinliche Unmöglichkeit sehen läßt, daß — aus Nichts Etwas werden könnte, oder daß eine Sache nicht unmöglich seyn sollte, so lange man darauf beharret, nichts von allem dem zu thun, wodurch sie möglich werden könnte. Die ganze Täuschung läuft am Ende auf den bekannten Vexierschluß des Sophisten Eubulides hinaus, vermöge dessen entweder ein einziges Sandkorn einen Haufen macht, oder zehntausend Millionen Sandkörner keinen. Die Zeit zwischen dem gegenwärtigen Moment und demjenigen, da alle Europäischen Völker zum vollständigen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt und auf einen durchaus vernünftigen Fuß

gesetzt seyn werden, besteht wahrscheinlich aus einer ziemlich langen Folge von Momenten. Man argumentirt also so: „wenn eine Nation in diesem Augenblick noch nicht vernünftig ist, so wird sie es in dem nächstfolgenden eben so wenig seyn; nun hat aber jeder Augenblick einen nächstfolgenden; folglich wird sie nie vernünftig seyn, oder sie müßte es in einem Augenblick werden können." — Ist es nicht kläglich, daß Spinneweben, die nicht um einen einzigen Faden haltbarer sind als dieser Schluß, die Wirkung eiserner Riegel und Hemmketten thun, und jeder ernstlichen Verbesserung den Zugang sperren sollen? Wir gleichen jenem Horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb, und warten wollte bis er abgeflossen wäre. Warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsetzlich alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir's uns so angelegen seyn, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? — Wenn einem Volk in jedem Jahrzehnt nur Ein schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame Wahrheit beigebracht würde; wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgestellt und zwei gemeinnützige Anstalten getroffen würden: wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt seyn! Freilich kommt man mit Einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte gern auf einmal am Ziele seyn; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der große Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und

weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht. Aber der Drang der Nothwendigkeit wird dem stillen Einfluß der unvermerkt zunehmenden Aufklärung über unser wahres Interesse immer mehr zu Hülfe kommen; was die Vernunft nicht erhalten konnte, wird das gebieterische Gefühl erzwingen. Wir werden den gemeinen Menschenverstand, bei welchem der einzelne Mensch in allem seinem Thun und Lassen sich so wohl befindet, endlich auch auf die großen Angelegenheiten, die über Glück oder Elend ganzer Völker entscheiden, anwenden lernen. Das Alte, das einst gut war, aber unter gänzlich veränderten Umständen seinem Zweck nicht mehr entspricht, oder ihm wohl gar hinderlich ist, wird neuen Einrichtungen Platz machen, welche die Zeit fordert und die Klugheit gut heißt; kurz — auf welchem Wege und durch welche Mittel es auch geschehen mag — ich sehe eine Zeit vorher, wo unsre Nachkommen ein Mährchen zu hören glauben werden, wenn man ihnen erzählen wird, wie es im Jahre 1798 um ihre Vorfahren gestanden habe.

Egbert. Da sind wir ja auf einmal wieder bei unserm Traume — und nun lasse ich Sie nicht eher los, Sinibald, bis Sie sich Ihres Versprechens erlediget haben.

Sinibald. Hoffentlich ist es nicht Ihr Ernst, lieber Egbert, auf der Bewerkstelligung eines Einfalls zu bestehen, der nicht im Ernst gemeint seyn konnte. Wir haben der Utopien, Severambien, Mezzoranien, unbekannten Inseln und Planetenwelten schon so viele, und sie sehen einander, vermöge der Natur der Sache, so ähnlich, daß ich mir keine langweiligere und unnützere Beschäftigung denken kann, als sich hinzusetzen und auch so ein Weltchen aufzustellen, wo alle Leute vernünftig sind, der ganze Staat vernunftmäßig einge-

richtet ist, und Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, alles so vernünftig zugeht, daß wir andern vom Weibe gebornen, unter Wahnbegriffen, Vorurtheilen und bösen Beispielen erwachsenen, leidenschaftlichen, sophistisirten und egoistischen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings nichts damit anzufangen wissen. Ich laß es gelten, daß es etwas sehr Angenehmes seyn mag, wenn einem so ein Ideenland im Traume vorgestellt wird; aber wie eitel ein solches Vergnügen ist, sehen Sie aus Ihrer eigenen Erfahrung. Denn warum war Ihr schöner Traum, sobald Sie erwachten, auf einmal so gänzlich aus Ihrer Seele verschwunden, als weil er mit der Welt, worin wir wachen, so wenig gemein hatte?

Egbert. Und dennoch behaupteten Sie selbst nur erst vor wenigen Augenblicken, unsre Nachkommen würden eine Zeit erleben, wo sie so viel vernünftiger seyn, und alles um sie her so viel besser stehen würde, daß die Geschichte unsers dermaligen Zustandes ihnen ein Mährchen — und vermuthlich meinten Sie ein sehr albernes Mährchen — scheinen würde.

Sinibald. Eben darum, weil ich dieses Glaubens bin, lieber Egbert, gebe ich mich nicht gern weder mit Platonischen Republiken überhaupt, noch mit Vorschlägen, wie dieser oder jener dermalen noch bestehende, oder wenigstens noch nicht ganz zusammengestürzte Staat umzuschaffen seyn möchte, ab. Jene sind zu idealisch, um irgend einen praktischen Gebrauch zuzulassen; und mit diesen läuft man immer Gefahr mehr Unheil als Gutes zu stiften.

Egbert. Wie sollte das zu besorgen seyn, wenn der Urheber eines solchen Entwurfs wirklich reine Absichten hat, und mit Vernunft, Klugheit und gehöriger Sachkenntniß dabei zu Werke gegangen ist?

Sinibald. Nichts ist leichter und unverfänglicher, als lauter unfehlbare Orakel der Vernunft von sich zu geben, so lang' es um nichts weiter zu thun ist, als ihre allgemeinsten Gesetze auf bloß idealische Wesen unter selbstbeliebigen Umständen anzuwenden. Aber sobald es darauf ankommt, den Gebrechen eines wirklichen Staats abzuhelfen, oder wohl gar (wenn nicht anders zu helfen ist) seine ganze Verfassung umzuschaffen: da dringen von allen Seiten Heere von Schwierigkeiten hervor, wovon ein ehrlicher Utopienmacher, dem seine Arbeit so hurtig und gemächlich von der Hand geht, sich wenig träumen läßt. Hier haben wir es nicht mit personificirten Begriffen, sondern mit wirklichen Menschen zu thun; hier arbeiten wir nicht in einem weichen, allen möglichen Formen sich anschmiegenden Gedankenstoffe, sondern in der härtesten, sprödesten, unbildsamsten aller Materien, in einer Masse von Vorurtheilen, Trieben und Leidenschaften, die aller Einwirkung der reinen Vernunft hartnäckig widersteht; hier sind alle Umstände gegeben; hier setzt sich alles, was schon da ist, allem, was erst gemacht werden soll, entgegen. Was mit unsäglicher Mühe und Gefahr für das gemeine Beste errungen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Siegen, nach blutigen und bei jedem Schritt erneuerten Kämpfen. Jeder leidet zwar, nach seiner Art, unter den gemeinschaftlichen Uebeln; jeder möchte sich selbst von ihnen befreit und im vollen Genusse der entgegengesetzten Vortheile sehen: aber niemand will die Mittel dazu hergeben, niemand dem allgemeinen Besten auch nur das geringste Opfer bringen. Der Solon, der unter so ungünstigen Bedingungen, bei einem so ungeheuren Widerstand mit einer so abschreckenden Aussicht in den Erfolg seiner Bemühungen, dennoch den Gedanken fassen könnte, einem solchen Staat eine bessere Einrichtung vorzuschlagen,

müßte schon im voraus wohl zufrieden seyn, wenn das Ganze, anstatt das Gepräge der Vollkommenheit erhalten zu haben, am Ende nur wenigstens um etwas besser ausfiele, als es war, da jedermann seine Unhaltbarkeit eingestand, und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbildung zu erkennen gedrungen war. — Aber dieß sind noch nicht alle Schwierigkeiten eines solchen Geschäftes. Eben darum, weil es, seiner Natur nach, immer nur wahrscheinliche Schlüsse und nahezu eintreffende Berechnungen gestattet, kommt es dabei nicht sowohl auf die Aussprüche der allgemeinen Vernunft, als auf den Grad des Verstandes, die Tiefe der Einsichten, die Klarheit und Schärfe des Ueberblicks bei denjenigen an, die an einem solchen Werke arbeiten sollen. Der kleinste Mißgriff, ein nicht tief genug geschöpfter Begriff der Sache, ein zu einseitiges Urtheil, ein zu rascher Schluß, kann von den nachtheiligsten Folgen seyn. Wie hell und wohl geordnet auch der Kopf eines Mannes seyn mag, immer bleibt er, auch bei der größten Wachsamkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern des Herzens so gut unterworfen als ein anderer; und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der redlichste Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höhern Lebens verwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daß er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

Egbert. So daß also aus diesem allem folgte, die sicherste Partei, die ein weiser Mann nehmen könne, sey, alles gehen zu lassen wie es kann, und zu Beförderung dessen, was doch (Ihrer eigenen Theorie zufolge) der letzte Zweck der Natur mit dem Menschengeschlecht ist, gar nichts zu thun?

Sinibald. Die sicherste Partei ist es allerdings, und

zugleich die bescheidenste — es wäre denn, daß Stand und Beruf uns das Gegentheil zur unerläßlichen Pflicht machten.

Egbert. In einem Schiffe, das unterzugehen droht, hilft retten, wer Kopf und Hände hat. Wenn das Vaterland in augenscheinlicher naher Gefahr schwebt, ist es, dünkt mich, Standespflicht eines jeden guten Bürgers, alles ihm Mögliche zu Abwendung derselben beizutragen; ich kenne keinen allgemeinern und dringendern Beruf. Warum sollte die warnende oder aufweckende Stimme eines unbedeutenden Privatmannes in solchen Fällen nicht wenigstens eben so gute Dienste thun können, als einst das Geschnatter der Gänse der Juno im Capitol beim nächtlichen Ueberfall der Gallier?

Sinibald. Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihrer Meinung. Wiewohl ich mir nie Weisheit genug zutrauen werde, den Plan zu einer bessern Verfassung Germaniens zu entwerfen, so bin ich doch von der dringenden Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung zu innig überzeugt, als daß ich nicht wünschen sollte, diese Ueberzeugung allen denen mittheilen zu können, deren vereinigter Wille, von ungeheucheltem Eifer für die Ehre des Deutschen Namens und das allgemeine Beste belebt und von den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit geleitet, das große Werk, wovon unsre Rettung abhängt, zu Stande bringen könnte.

Egbert. Es scheint mir kaum denkbar, daß auch nur ein einziger unsrer Fürsten, Großen und Edeln dieser Ueberzeugung erst noch bedürftig wäre. Die Gefahr ist zu nahe, die Noth zu dringend, das Schwert, das an zwei oder drei Faden über uns schwebt, zu sichtbar, als daß sich noch jemand mit dem schlauen Einfall des Straußes sollte helfen wollen, der, wenn er dem Jäger nicht entgehen kann, seinen kleinen Kopf ins Gras steckt, in der Meinung, daß der Jäger,

den er selbst nicht mehr sieht, nun auch ihn nicht mehr sehen werde.

Sinibald. Es gibt freilich allerlei Arten überzeugt zu seyn. Ich denke aber, auch hier gelte der Spruch: zeige mir deinen Glauben in deinen Werken! Wie fern oder wie nahe die Zeit ist, da wir die Werke sehen werden, die eine natürliche Folge jener Ueberzeugung (wenn sie vorhanden wäre) seyn müßten, weiß ich nicht: aber ich zweifle nicht daran, daß sie endlich kommen wird.

Egbert. Sie sind starkgläubiger als ich Ihnen zugetraut hätte.

Sinibald. Der Grund meines Glaubens ist, weil diese Zeit kommen muß; weil es unmöglich ist, daß, während die ganze Welt um uns her eine neue Gestalt gewinnt, und beinahe alle vormaligen Verhältnisse sich zu unserm Nachtheil geändert haben, wir allein, der Natur der Dinge zum Trotz, uns einbilden sollten, ewig bleiben zu können wie wir sind.

Egbert. Wollte Gott, wir hätten keine dringenderen Ursachen zum Bauen, als weil alle unsre Nachbarn sich neue Häuser gebaut haben! Aber mich dünkt, wir befinden uns in dem Falle, den alten, schon so lange baufälligen und beinahe aus allen seinen Fugen gekommenen Gothischen Palast unsrer Väter auf den ersten kräftigen Stoß über unsern Köpfen zusammenstürzen zu sehen; und das ist doch keine Sache, die man ruhig abwartet, wenn es nur von uns abhängt, dem Unglück zuvorzukommen.

Sinibald. Das ist es eben, was ich meinte, und worauf sich mein Glaube gründet.

Egbert. Möchten nur die vielen Baumeister, die zur Sache zu reden haben, sich recht bald über einen Plan, womit Allen geholfen wäre, vereinigen können!

Sinibald., Mit Bedacht zu eilen kann immer nichts schaden; wiewohl mir die Gefahr nicht so gar nahe scheint, daß man sich zu übereilen genöthigt wäre.

Egbert. Unter uns, Sinibald — da Sie doch überzeugt sind, daß über lang oder kurz eine wesentliche Veränderung mit uns vorgehen müsse, wie stellen Sie sich vor, daß sie sich machen werde?

Sinibald. Ich sehe nur drei mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung, nach Art der Französischen, oder der Venezianischen, Helvetischen und Römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdige, wenn unsre Amphiktyonen friedlich und schiedlich übereinkommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß, umzubilden. Den ersten Fall — wie unwahrscheinlich es auch in jeder Betrachtung ist, daß er sich jemals ereignen könne — wird doch niemand für unmöglich erklären, der nicht schon wieder vergessen hat, was für unglaubliche Dinge uns ihre Möglichkeit seit zehn Jahren dadurch bewiesen haben, daß sie wirklich geworden sind. Im zweiten würde, wenn übrigens alles auch noch leidlich genug abliefe, der einzige Umstand schon unerträglich seyn, daß Deutschland aus der Reihe der Staaten verschwinden, und der Deutsche Name in weniger als funfzig Jahren nicht mehr genannt werden würde. Im ersten Falle würde das ganze Elend eines gesetzlosen anarchischen Zustandes wahrscheinlich in einem noch viel fürchterlichern Grade über uns kommen als Frankreich es erfahren hat, und nachdem wir alle Drangsale und Gräuel eines zweiten dreißigjährigen Krieges durchgelitten hätten, käme doch wahrscheinlich am Ende nichts heraus, was die Zerstörung und Verwü-

stung so vieler blühenden Städte und Länder, den gewaltsamen Tod etlicher hunderttausend Menschen, und das jammervolle schmachtende Leben der übrigen nur einigermaßen vergüten könnte. Alle einzelnen Kräfte, die eine solche Zeit hervorrufen und zum Heil des Ganzen in Bewegung setzen könnte, würden, wie groß sie auch an sich seyn möchten, an den unübersteiglichen Hindernissen, die sich ihrer Thätigkeit entgegenthürmten, unmächtig abprallen und zerschellen; das Deutsche Reich würde zuletzt doch, in Stücken zerrissen, als Beute oder Entschädigung unter die zwei oder drei Mächte vertheilt werden, welche Stärke genug hätten, eine so fürchterliche Krise zu überleben. Allen Umständen und Verhältnissen nach, ist der dritte Fall, den ich als möglich angenommen habe, das einzige Mittel, diese Katastrophe zu verhüten, die, wofern sie auch durch andere Maßregeln noch eine Zeit lang aufgehalten werden kann, über lang oder kurz unser endliches Schicksal seyn muß.

Egbert. Auf der Weisheit und Eintracht unsrer Amphiktyonen also ruhet Ihre ganze Hoffnung, guter Sinibald? — Wohl! — Und wie denken Sie sich ungefähr die neue Form, die wir auf diesem Wege bekommen könnten?

Sinibald. Sie bestehen also schlechterdings darauf, daß ich Ihnen mit offnen Augen einen patriotischen Traum vorträumen soll? Nun wohlan denn, Sie sollen Ihren Willen haben! — Nur muß ich Sie bitten, mich der Mühe zu überheben, daß ich immer die Beweggründe und Vortheile meiner Einrichtungen beifüge; denn beide sind so beschaffen, daß sie Ihnen, bei der kleinsten Aufmerksamkeit, von selbst in die Augen springen müssen. — Ohne weitere Vorrede also legen wir zum Grunde, daß von einer Deutschen Republik nach

Neufränkischer Art und Kunst nie die Rede seyn kann noch soll. Deutschland war von jeher eine Republik, aber auf seine eigene Weise. Seit uralten Zeiten bestanden wir aus einer Menge größerer und kleinerer von einander unabhängiger Völkerstämme; von jeher hatten wir Herzoge und Aedelinge (d. i. Aristen, oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, Aristokraten); von jeher war jeder Deutsche Mann ein frei geborner Mann. Dabei soll, muß und wird es bleiben! Zwar hatten unsre rohen Vorfahren zu Hermanns Zeiten auch Leibeigene: aber, daß weder ihr Beispiel, noch barbarische Gewohnheiten, die endlich zu Gesetzen wurden, gegen die Grundverfassung der menschlichen Natur gültig seyn können, versteht sich von selbst. Nicht alle können einander gleich seyn; aber keiner darf als Eigenthum des andern behandelt werden; nicht alle können regieren, aber kein Mensch darf jemals eines andern Menschen Knecht, Diener oder Unterthan seyn, als vermög' eines freiwilligen Vertrags, der dem einen, nach seiner Weise, so nützlich ist als dem andern. Dazu muß es kommen, wo es noch nicht ist!

Dieser ersten Grundbedingung füge ich, mit Ihrer Erlaubniß, eine zweite bei, die sich, wofern unsre Umgestaltung kein Werk der Gewalt, sondern der Vernunft und freien Wahl des Bessern seyn soll, ebenfalls von selbst versteht. Niemanden soll eine Aufopferung zugemuthet werden, die keinen andern Grund und Zweck hätte, als die Mächtigen noch mächtiger zu machen: aber, wo das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen ein Opfer fordert, da sollte man billig von dem guten Genius unsrer Zeit das moralische Wunder erwarten dürfen, daß Institute, die ihre gegenwärtige Gestalt erwiesenen Mißbräuchen zu danken haben, entweder auf den Geist ihrer ersten Einsetzung zurückgeführt, oder von denen

selbst, deren Privatvortheil ihre Beibehaltung fordert, großmüthig aufgegeben werden sollten.

Egbert. Seitdem wir sogar den Papst, ohne daß sich auch nur Eine Hand in der katholischen Christenheit zu seinem Schutz geregt hat, in einem Augenblick aller seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit beraubt, dahin gebracht sehen, mit demjenigen, den er vorstellte, in buchstäblichem Sinne sagen zu müssen, „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ und, „des Menschen Sohn hat nicht wo er sein Haupt hinlege,“ seitdem (sollte man allerdings denken) hätte sich kein katholischer Seelenhirt, geschweige irgend ein klösterlicher Archimandrit über Unrecht zu beklagen, wenn er, aller weltlichen Sorgen entbunden, in die verdienstvolle Lage gesetzt würde, der Erfüllung der unendlich wichtigern Obliegenheiten seines geistlichen Standes und Amtes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber, Sie wissen wie wir Menschen sind — zumal wenn wir solche Rechtsgründe für unsre Besitzthümer und Vorrechte anzuführen haben, wie unsre geistlichen Fürsten und Herren.

Sinibald. Nach dem was mit Polen und Venedig vorgegangen ist, Egbert, werden Sie hoffentlich auf diesem Grunde nicht bestehen wollen?

Egbert. Vergessen Sie nicht, Sinibald, daß bloße Macht hier nichts entscheiden darf.

Sinibald. Das soll sie auch nicht. Aber wenn nicht nur die öffentliche Meinung für eine gewisse Maßnehmung spricht, sondern die Erhaltung eines ganzen Reichs von ihr abhängt? — Können Sie in Abrede seyn, daß die Zerstückelung unsrer Nationalmacht in eine so ungeheure Menge kleiner Staaten die wahre Ursache unsrer Schwäche ist? einer Schwäche, für die doch wohl, nach Abtretung des linken

Rheinufers an die sechsjährige Französische Republik, kein weiterer Beweis gefordert werden wird? Nicht, als ob wir diesen bittern Kelch bei uns hätten vorbeigehen lassen können; aber daß wir es nicht konnten! — Uebrigens belieben auch Sie nicht zu vergessen, daß ich jetzt bloß, so zu sagen, in die Seele unsrer Amphiktyonen dichte. Wenn also (wie ich, als einen an sich nicht unmöglichen Fall, voraussetze) die Majorität derselben jemals auf den Gedanken käme, „um das Deutsche Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten, und seine noch immer sehr großen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäßig anwenden könne, müßte einerseits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, andrerseits den Regierten (als dem unendlich größern Theil der ganzen Nation) eine gesetzmäßige immerwährende Repräsentation zugestanden werden" — was meinen Sie, daß Vernunft und gesunde Politik dagegen einzuwenden hätte?

Egbert. Ich muß gestehen — wenig oder nichts.

Sinibald. Das sollt' ich denken! oder Sie müßten, was freilich in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit Sophismen fechten und Vorurtheile zu Grundsätzen machen wollen. — Aber, da Sie mich doch einmal zum Träumen genöthigt haben, so lassen Sie mich nun ungestört fortfahren. — Wenn also ferner unsre besagten Amphiktyonen sich über lang oder kurz vereinigten, die Landeshoheit zu einem ausschließlichen Vorrechte der noch bestehenden altfürstlichen Häuser zu machen, alle übrigen Fürsten, Grafen und Herren aber, zwar bei ihren Titeln, Ehren und Würden sowohl als im Besitz ihrer Domänen und Familiengüter, allenfalls auch der niedern Gerichte, zu lassen, sie aber der Landesregierung und der damit ver-

bundenen Ausgaben auf immer zu überheben; folglich auch die Bischöfe und Reichsprälaten, jene auf die geistliche Regierung ihres Sprengels, diese auf die Aufsicht über ihre Conventualen zu beschränken: glauben Sie, daß gesunde Vernunft und Politik viel Erhebliches gegen einen solchen Amphyktionenschluß aufbringen könnten?

Egbert. Wenigstens bin ich versichert, daß er die öffentliche Meinung gänzlich auf seiner Seite hätte.

Sinibald. Damit aber auch der Nation damit gedient sey, werden meine Amphiktyonen, wie ich nicht zweifle, in ihrer besagten Weisheit und Eintracht für gut finden, zu Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des gesammten Reichs eine dem großen Zweck der allgemeinen Sicherheit und des möglichsten Nationalwohlstandes angemessene neue Einrichtung zu treffen. Ich getraue mir nicht zu bestimmen, wie vielerlei Entwürfe einer solchen Staatsverfassung möglich sind, und welcher wohl unter den möglichen der beste seyn dürfte: indessen, da wir uns doch einmal so etwas träumen lassen wollen, wie gefiele Ihnen allenfalls der folgende? — Die gesetzgebende Gewalt bliebe, wie bisher, nur mit einer billigen Modification zu Gunsten des dritten Standes, bei den gesammten Reichsständen, die in den neu zu bestimmenden Kreisen des Deutschen Reichs angesessen sind. Diese würden in zwei Collegia oder Kammern, wie wir sie einstweilen nennen wollen, abgetheilt. Die erste Kammer bestände aus den Bevollmächtigten der neuen Kreisfürsten, d. i. der sämmtlichen regierenden Herren der altfürstlichen Häuser, und aus einer gleichmäßigen Anzahl von Deputirten, welche von den sämmtlichen neufürstlichen, altgräflichen und altfreiherrlichen (dynastischen) Familien gemeinschaftlich zu ernennen wären; die zweite aus einer bestimmten

Anzahl von Repräsentanten des mittelbaren Landadels, der beibehaltenen Reichsstädte, und der übrigen sämmtlichen Gemeinen des in allen Reichskreisen ansässigen Deutschen Volkes.

Egbert. Ei, ei, Sinibald! wo denken Sie hin? Den Adel mit den Gemeinen auf gleichen Fuß setzen und in Eine Kategorie werfen zu wollen! Auf einen solchen Gallicism haben Sie mich nicht vorbereitet. Das wird nimmermehr angehen, so lang' angeborne Vorurtheile unüberwindlich bleiben!

Sinibald. Sie sehen, ich habe eine sehr gute Meinung von „aller Welt Blut" — und Menschenverstand. Bis dahin, da von Realisirung meines Traums die Rede seyn kann, muß die Herrschaft des letztern schon sehr befestigt seyn. Ueberdieß gestehe ich dem Adel, wie billig, zwei Vorrechte zu, welche die schwärmerischen Verfechter der Gleichheit, gern oder ungern, sich gefallen zu lassen belieben mögen: nämlich, daß seinen Stellvertretern — die rechte Seite des Versammlungssaals eingeräumt werden, und die Anzahl derselben so groß seyn soll, als die Zahl der Abgeordneten der Reichsstädte und Gemeinen zusammengenommen. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, so kann ich ihnen nicht helfen. Sie sehen selbst, Egbert, daß ich, ohne neunundneunzig vom Hundert der ganzen Nation vor den Kopf zu stoßen, den „gebornen" Herren nicht einen Zoll breit mehr nachgeben kann.

In beiden Kammern wird nach den Köpfen gestimmt, und eine Stimme gilt so viel als die andere.

Die Art und Weise, wie der mittelbare Adel seine Repräsentanten erwählen will, überlasse ich seinem eignen Gutbefinden; den Gemeinen aber müßte eine besondere Wahlordnung vorgeschrieben werden, etwa wie die folgende:

Jeder Reichskreis wird in eine verhältnißmäßige Anzahl

kleiner Districte oder Gauen eingetheilt. In jedem Gau versammeln sich, auf die verfassungsmäßige Einladung des regierenden Kreisfürsten, alle darin angesessenen Hausväter in den Municipalstädten, Marktflecken und wahlberechtigten Dorfschaften an einem bestimmten Sonntage in der Kirche ihres Orts, um nach gehaltnem Gottesdienst einen Wahlmann aus ihrem Mittel zu ernennen.

Egbert. Ohne Unterbrechung, was verstehen Sie unter wahlberechtigten Dorfschaften?

Sinibald. Damit das Landvolk kein ungebührliches Uebergewicht über die Bürger der Städte und Marktflecken erhalte, werden aus den volkreichsten Dörfern eines jeden Gaues nur so viele mit dem Wahlrechte versehen, als nöthig sind, um sie mit jenen auf die gleiche Anzahl zu setzen. An einem andern bestimmten Tage kommen dann die ernannten Wahlmänner in einem ungefähr in der Mitte des Gaues gelegenen Wahlorte zusammen, und erkiesen durch ein sogenanntes heimliches Mehr die Anzahl von Volksrepräsentanten, welche die Constitution für jeden Kreis festsetzen wird. Diese erwählten Vertreter des dritten Standes bleiben ordentlicherweise neun Jahre in Activität, und werden also immer mit Anfang des zehnten Jahres entweder erneuert oder bestätiget, je nachdem ihre Bevollmächtiger mit ihnen zufrieden sind.

Egbert. Diese Einrichtung wird etwas kostspielig seyn; denn die Wähler der Wahlmänner sowohl als die letztern selbst, werden eine Entschädigung für Mühe, Zeitverlust und Aufwand verlangen, und wer sollte diese tragen?

Sinibald. Wie, Egbert? Trauen Sie den patriotischen Deutschen der goldnen Zeit, in welcher alles dieß erfüllt werden wird, so wenig Liebe zum Vaterland, und eine so geringe Schätzung des Werthes der Rechte, die ihnen die

Verfassung einräumt, zu, daß sie nicht diese unentgeltlich auszuüben, und jenem ein so geringes Opfer darzubringen, geneigt seyn sollten?

Egbert. Verzeihen Sie mir meinen Unglauben. Ich weiß nicht, warum mir gerade die alten demokratischen Athener einfallen mußten, die doch auch ein sehr Freiheit liebendes und eitelstolzes Völkchen waren, und sich gleichwohl die Ausübung ihres Souveränetätsrechts jedesmal mit einem baaren halben Kopfstück auf den Mann aus der Staatscasse bezahlen ließen. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.

Sinibald. Die Reichsstände versammeln sich, zufolge eines von dem jeweiligen König in Germanien an sie ergehenden Circulars, ordentlicherweise alle drei Jahre in einer dazu festgesetzten, mitten in Deutschland gelegenen Reichsstadt, und arbeiten fleißig genug, um längstens in vier Monaten wieder auseinander gehen zu können. Von ihren Verhandlungen wird der Nation durch ein officielles Wochenblatt so viel bekannt gemacht, als ihr zu wissen gut und nöthig ist. Demosthenische oder Mirabeauische Reden in dieser hohen Versammlung zu halten, ist nicht erlaubt. Der Deutsche hört sich selbst nicht so gern reden, wie die alten Athener und die neuen Franzosen; und wo weder Leidenschaften zu erregen, noch den Verstand der Zuhörer zu bestechen nöthig ist, da bedarf es keiner prunkenden Beredsamkeit.

Jede Kammer hat ihren eigenen, beide zusammen einen gemeinschaftlichen Geschäftskreis. Die Fürstenkammer z. B. besorgt ausschließlich die aus den Verhältnissen des Reichs mit den übrigen Staaten entspringenden Geschäfte, von deren Beschaffenheit und Erfolg sie den Gemeinen bloß die nöthigste Nachricht gibt. Jedoch darf weder ein Bündniß, noch viel weniger ein Reichskrieg, ohne Beistimmung der letztern be-

schlossen werden. Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschließlich) die sogenannte Initiative zu allgemeinen Reichsgesetzen, und legt bei jeder Reichsversammlung der Kammer der Gemeinen den Etat der Ausgaben vor, welche, gesammten Reichs wegen, von drei Jahren zu drei Jahren zu bestreiten sind; vorausgesetzt, daß keine unerwarteten und dringenden Ereignisse eine außerordentliche Zusammenkunft der Stände nothwendig machen. Die Kammer der Gemeinen hingegen beschäftigt sich ausschließlich mit Untersuchung, Bestimmung und Vertheilung der erforderlichen Auflagen, bei welchen aber immer Rücksicht genommen wird, daß ein Ueberschuß zu Sammlung eines für außerordentliche Ausgaben bestimmten gemeinschaftlichen Schatzes übrig bleibe. Das Reichsschatzamt steht unmittelbar unter ihrer Aufsicht; die Revision der Rechnungen hingegen kommt der Fürstenkammer zu. Die allgemeine Reichspolizei, das Justizwesen, die öffentliche Erziehung, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Belohnung wichtiger und ausgezeichneter Verdienste um das Vaterland, die zum Behuf des innern und äußern Verkehrs dienlichen neuen Landstraßen und Canäle, die Verschönerung der neuen Hauptstadt, worin außer den andern öffentlichen Staatsgebäuden, welche sie, als der Sitz der höchsten Reichsversammlung, enthalten müßte, dem Könige in Germanien und jedem Kreisfürsten ein eigener Palast von Reichs wegen erbaut und unterhalten würde, alle diese Rubriken, und, mit einem Worte, alles was zum möglichsten Flor des Ganzen nöthig und dienlich seyn wird, macht die Gegenstände der gemeinschaftlichen Berathschlagung und Beschlüsse beider Kammern aus. Jede deliberirt besonders. Die zweite macht ihren Beschluß der ersten förmlich bekannt, und er kann von dieser nicht ohne Anzeige ihrer

Beweggründe verworfen werden; in welchem Falle, wenn die Gemeinen es nöthig finden, so lange zwischen beiden Kammern correspondirt wird, bis sie einverstanden sind. Sollte dieß aber nicht zu bewirken seyn, so ist der König befugt, den Beschluß der Gemeinen durch seinen Beitritt vollgültig zu machen; ein Vorrecht, das, in mehr als einer Rücksicht, eines der kostbarsten Juwele seiner Krone seyn wird. Wenn Mißhelligkeiten zwischen Kreisfürsten entstehen sollten, so vereinigen sich die übrigen zu Bewirkung eines billigen gütlichen Vergleichs. Gelingt es ihnen nicht, so entscheidet ein besonders hierzu niedergesetzter Gerichtshof, dessen Personal der König selbst aus den rechtsgelehrtesten und unbescholtensten Deputirten der zweiten Kammer ernennt, nach den Gesetzen, ohne Appellation. Alle Rechtshändel unter den übrigen höhern und niedrigern Staatsbürgern gehen den gewöhnlichen Gang, der durch ein Grundgesetz über die Gerechtigkeitspflege vorgezeichnet worden ist.

Zur Harmonie des Ganzen wird natürlicherweise erfordert, daß diese gemeinschaftliche Reichsverfassung das Muster der innern Organisation eines jeden der neuen Kreise sey, in welche das ganze Reich, nach der Zahl der altfürstlichen Häuser, abgetheilt worden wäre. Jedem regierenden Kreisfürsten sind Landstände zugeordnet, denen die Bewahrung der gesetzmäßigen Rechte der Staatsbürger, die von ihnen repräsentirt werden, anvertraut ist, welche die etwanigen Beschwerden des Volks vorzutragen schuldig sind, und ohne deren freie Beistimmung der Fürst weder neue Gesetze geben, noch neue Abgaben auflegen kann. Die Landstände bestehen aus den Deputirten der in dem Kreise angesessenen Fürsten, Grafen und Herren, und aus den Repräsentanten des niedern Adels (mit Einschluß aller nicht adeligen größern Landeigen-

thümer), wie auch der Städte, Marktflecken und Dörfer. Jene machen die erste, diese die zweite Kammer aus. Sie sind so organisirt, daß kein Stand, d. i. keine der vier Classen von Staatsbürgern, ein politisches Uebergewicht über den andern hat. Ein engerer Ausschuß derselben versammelt sich jährlich auf eine bestimmte Zeit, alle zusammen gewöhnlich nur alle zehn Jahre. Der Kreisfürst, als der einzige Landesherr im ganzen Kreise, legt alsdann den gesammten Ständen eine Berechnung der ordentlichen Staatsausgaben des Kreises für die folgenden zehn Jahre, die außerordentlichen hingegen dem engern Ausschuß jährlich vor. Außer den Einkünften seiner eigenthümlichen Güter bezieht er eine festgesetzte Summe zu Unterhaltung eines seiner hohen Würde angemessenen Hofstaats, wobei (wie sich von selbst versteht) sowohl die Grundsätze einer guten Staatswirthschaft, als die Kräfte des Landes und die Eigenthumsrechte des Volks das gehörige Maß geben.

Unter den ordentlichen Ausgaben, die jeder Kreis für sich zu bestreiten hat, bezieht sich eine der wesentlichsten auf den Vertheidigungsstand, worin jeder, auf den Fall einer besondern oder allgemeinen Gefahr des Vaterlandes, sich befinden muß. Angenommen, daß die neuen Kreise (deren wenigstens eben so viele herauskommen werden, als vormals waren) einander an Bevölkerung beinahe gleich wären, könnte die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes in jedem auf dreißigtausend Mann festgesetzt werden, von welchen der dritte Theil, als reguläre Truppen, immer Dienste thun, die andern zwei Drittel aber, als Landmiliz, jährlich zweimal in den Waffen geübt würden. Der Kreisfürst wäre auch zugleich Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Bei Besetzung der übrigen Befehlshaberstellen würde, ohne Unter=

schied des Standes, bloß auf persönliche Eigenschaften und wirkliche Verdienste Rücksicht genommen.

Egbert. Ihre neue Verfassung ist dem Adel nicht sehr günstig, wie ich sehe.

Sinibald. Im Gegentheil, ich glaube ihn nicht schöner und ihm selbst vortheilhafter begünstigen zu können, als indem ich ihm durch diese Einrichtung neue Antriebe verschaffe, dem immer unkräftiger werdenden Vorurtheil der Geburt nachzuhelfen, und sich, gleich seinen alten Vorfahren, durch persönliche Vorzüge auszuzeichnen.

Egbert. Sie erwähnten einigemal eines Königs in Germanien. Sie werden Ihre neue Reichsverfassung doch nicht des erhabenen Vorzugs berauben wollen, daß der König der Deutschen zugleich Römischer Kaiser ist?

Sinibald. Wem wollen Sie durch diese seltsame Frage ein Compliment machen, lieber Egbert? Zwischen uns beiden geht es doch rein verloren. Was mag wohl Joseph II, da er als Graf von Falkenstein auf dem Capitol stand und die große Hauptstadt seines Kaiserthums übersah, von der Sache gedacht haben? Oder war der gute Römische Kaiser Karl VII, da ihm zu Frankfurt (wie ich vor mehr als 50 Jahren oft genug erzählen hörte) weder Bäcker noch Fleischer mehr auf Borg Lieferung thun wollten, etwa reicher als wenn er Kaiser im Mond geheißen hätte? Es ist, wie Sie wissen, schon lange her, seit die Deutsche Nation dem Himmel dankt, daß ihren Königen die Lust zu Heerzügen nach Italien und Rom vergangen ist. Wie dem aber auch sey, genug, wir haben seit Heinrich I einen König gehabt; der von den Kurfürsten erwählte Römische Kaiser ist in Germanien König; und dabei bleibt es auch in der neuen Verfassung. Auch soll er wahrlich nicht weniger in derselben zu bedeuten haben, als seine Vor-

fahrer seit 1648 in der bisherigen; wiewohl ich mich in die nähere Bestimmung seiner Rechte vor der Hand noch nicht einlassen kann.

Egbert. Ich muß gestehen, so viel sich beim ersten Anblick urtheilen läßt, scheint mir Ihre neue Verfassung zu den Endzwecken, die Sie sich dabei vorsetzen, nicht übel zu passen. Sie vereiniget die demokratische Form mit der aristokratischen und monarchischen auf eine Art, die der Nation die wesentlichsten Vortheile einer jeden dieser Formen ohne ihre Nachtheile und Gefahren verspricht. Das wechselseitige Vertrauen zwischen Regenten und Regierten, das in dem letzten, mit so vielen unerwarteten und furchtbaren Revolutionen angefüllten Jahrzehnt nur zu sehr erschüttert worden ist, würde dadurch wieder hergestellt und auf einen dauerhaften Grund gesetzt: immer wachsender Wohlstand und immer steigendes Ansehen im Auslande würde die natürliche unfehlbare Folge davon seyn; und, wenn wir selbst mit aller Welt Friede hielten, würden wir von innen und außen einer Ruhe genießen, die um so weniger von dem bösen Willen auswärtiger Mächte zu besorgen hätte, da Deutschland durch eine solche Verfassung, so zu sagen, der Schwerpunkt des ganzen Europa würde, und also allen andern Staaten daran gelegen wäre, es bei derselben erhalten zu helfen.

Sinibald. Der momentane Vortheil der Auswärtigen ist so veränderlich, als die Meinungen und Leidenschaften der Menschen. Wohl dem Staat, der seine Sicherheit auf seine Stärke gründen kann; und dieß würde Deutschland können, wenn seine Kräfte und Hülfsquellen concentrirt und benutzt würden, wie es durch eine solche Verfassung geschehen könnte. Ein Reich, das nie verlegen seyn würde, 300,000 Vertheidiger des Vaterlandes — und eines Vaterlandes, das man zu

lieben so viel Ursache hätte — aufzubieten und zu unterhalten, kann sich auf sich selbst verlassen.

Egbert. Die Kreisfürsten würden in der That sehr mächtige Herren vorstellen —

Sinibald. Sie würden es seyn, und Deutschland sich, nur desto besser dabei befinden, da ihr und ihrer Häuser Interesse mit dem allgemeinen so eng als möglich verbunden wäre, und die Verfassung sie gegen die unglückliche Macht, Böses thun zu können, hinlänglich sicherte. Uebrigens werden Sie mir erlauben, mit Solon zu sagen, ich habe den Germanen nicht die beste aller Verfassungen (die ich selbst nicht kenne), sondern die beste, die ich unter den gegebenen Umständen für möglich halte, zugedacht. Und auch von dieser sehen Sie nur den ersten Entwurf; und das Ganze, wenn es gehörig ausgeführt, colorirt und vollendet wäre, sollte ein ganz anderes Ansehen haben, als in dieser rohen Skizze. Indessen dürfte es doch schwer halten, eine Verfassung für uns auszusinnen, die sich (vorausgesetzt, daß Weisheit und Eintracht die Häupter der Nation leite) leichter ausführen ließe, in jeder Betrachtung ihrem großen Zwecke besser entspräche, und in den wesentlichsten Stücken dem, was Deutschland von jeher und in seinen ehrenvollsten Epochen war, näher käme.

Egbert. Nur Schade, daß Sie einen einzigen Umstand aus der Acht gelassen haben, der, wie ich besorge, Ihren so wohl organisirten und mit so vieler Lebenskraft ausgerüsteten Embryo noch vor der Geburt ersticken wird. Wo bleibt bei Ihren neuen Einrichtungen das Gleichgewicht zwischen beiden Religionsparteien, welches bisher immer ein so wichtiger Gegenstand der ängstlichsten und eifersüchtigsten Aufmerksamkeit war?

Sinibald. O mein Freund, aus welch einem Traume haben Sie mich durch dieses einzige Wort erweckt! — Wie unfreundlich nöthigen Sie mich zu mir selbst zu kommen, und zu bedenken, in welcher Zeit ich lebe! — Allerdings dachte ich nicht an ein solches Gleichgewicht. Die Bewohner meines geträumten Germaniens haben keinen Begriff davon, daß dem Staat viel oder wenig daran gelegen sey, was für Vorstellungen seine Bürger sich von dem Unbegreiflichen machen, auf welche Weise sie dem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht bezeigen, und an was für Dogmen und Meinungen sie ihren Glauben an die moralische Weltregierung des allgemeinen Gesetzgebers und an die ewige Dauer unsers Geistes anknüpfen. Ihnen leuchtet freilich eine hellere Sonne! — Guter Egbert! wie dick muß der Nebel seyn, der noch um unsre Augen schwimmt, daß Ihnen eine solche Schwierigkeit nur zu Sinne steigen konnte!

Egbert. Geben Sie sich zufrieden, Sinibald, es war so schlimm nicht gemeint; und, so der Himmel will, gehört auch dieser Punkt in der bessern Zukunft, die Sie vorhin im Geist erblickten, unter so manche andere, die unsern Nachkommen noch tausendmal traumartiger vorkommen werden, als Ihr wachender Traum unsern Zeitgenossen.

XI.

Blicke in die Zukunft.

Μελουσι μοι ολλυμενοι περ. Iliad. XX. 21.

Hulderich. Ich kann es nicht von mir erhalten, so übel von der Zukunft zu denken —

Geron. Daran hat Ihr Herz wohl mehr Antheil als Ihre Scharfsicht. Wenn ich Nesselsamen in meinen Garten säe, was kann ich anders von ihm erwarten als Nesseln?

Hulderich. Es wird aber auch so viel guter Samen ausgesäet; auch der wird aufgehen und Früchte bringen.

Geron. O ja! Wenn Triptolemos auf Demeters Drachenwagen über die Erde hinjagt, und seinen Weizen mit vollen Händen rechts und links herabwirft, wird ja wohl auch hier und da ein Körnchen in einen guten Boden fallen; wenn anders die lauernden Vögel des Himmels es nicht zu früh gewahr werden.

Hulderich. Nein, lieber Geron! in dem Grade, wie Sie sich's jetzt vorstellen, überwiegt das Böse das Gute nicht!

Geron. Gewiß nicht im Ganzen, oder wie wollte es sonst bestehen können? Ich sprach bloß von den Zeiten, in

die wir selbst gefallen sind, und die unsern Nachkommen bevorstehen.

Hulderich. In der That sind die Aussichten nicht sehr erfreulich. Der gegenwärtige politische und sittliche Zustand der Welt läßt mehr fürchten als hoffen. Aber wie bald kann ein einziger Vorfall die ganze Lage der Sache ändern!

Geron. Meine Ahnungen gründen sich weder auf zufällige Zeitumstände, noch auf die Gesinnungen, Verhältnisse und Entwürfe jetzt lebender Machthaber. Ihre Wurzel liegt tiefer, in der Natur des Menschen selbst, die von ihren Fasern so ganz durchwachsen ist, daß kein Gott sie aus ihr herausreißen könnte, ohne das ganze Gewebe zu zerstören. In unserm Radicalübel, in der ewigen Inconsequenz, dem ewigen Mangel an Uebersicht des nothwendigen Zusammenhangs und der unausbleiblichen Folgen der Dinge, da sitzt der unheilbare Schaden. Alles ist bei uns momentan; wir entscheiden nach der Ansicht des Moments, und handeln nach dem Interesse des Moments; Politik des Moments, Staatsökonomie des Moments, Regierung für den Moment, Verbindungen auf einen Moment, weiter erstreckt sich unsere Kunst selten. Das muß man uns lassen, wir befolgen die Instruction treulich und buchstäblich, die der Sultan seinem Wessier im Mährchen gibt: „Sorgt immer für den Augenblick, und Gott laßt für die Zukunft sorgen.“ Die Maxime klingt fromm genug; aber glauben Sie mir, Hulderich, der Weg, auf den sie führt, ist der Weg ins Verderben.

Hulderich. Nun, nun! So gar momentan sind wir doch auch nicht! Machen wir nicht große weit aussehende Entwürfe für die Zukunft? Verbinden wir uns nicht, diese Entwürfe, sobald als möglich, mit vereinten Kräften auszuführen?

Geron. Entwürfe für die Zukunft! — Was nennen Sie Entwürfe für die Zukunft? Ich wenigstens kann nichts dergleichen sehen. Träume so viel sie wollen! Träume ohne innern Zusammenhang, wie Ehrgeiz, Habsucht, Furcht, Neid und Rachgier sie von Moment zu Moment in einander schlingen, oder an einander reihen. Entwürfe für die Zukunft müssen auf einem festern Grunde stehen, und auf dauerhaftere Materialien berechnet seyn.

Hulderich. Was ist natürlicher, als daß diejenigen, die in diesem Augenblick auf Fortunens Rade oben stehen, Entwürfe machen, das Rad selbst zum Stehen zu bringen? Würden wir es an ihrer Stelle anders machen?

Geron. Schwerlich! Auch ist meine Meinung nicht, sie zu tadeln oder mit unnützen Vorwürfen zu necken. Ich rede nur von dem — was ist. Es ist, weil es ist; und weil es so ist, so kann, natürlicher Weise, nichts daraus folgen, als daß es nächstens ein wenig — oder auch viel — schlimmer seyn wird, als es ist. Denn während wir uns (um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben) vergebens anstrengen das unaufhaltbare Rad stehen zu machen, wälzt es sich fort, wir glitschen herab, und krümmen uns nun unter ihm, anstatt daß wir kurz zuvor oben schwebten. Darauf läuft alles hinaus. Wer hier was zu tadeln findet, der tadle die menschliche Natur! Die Menschen sind nun einmal nicht anders. Sie waren immer wie sie sind, und werden immer seyn wie sie waren.

Hulderich. Es kann nicht Ihr Ernst seyn, die Sachen so zu sehen.

Geron. Bitterster Ernst.

Hulderich. Was hälfe uns also unsere Aufklärung?

Geron. Unsere Aufklärung? — Lieber Hulderich! da

möcht' ich wohl auch sagen, „es kann nicht Ihr Ernst seyn so zu fragen." — Unsere Aufklärung? Und das sagen Sie am 1 November 1798? — O wie werden unsre Nachkommen in hundert Jahren lachen — falls sie anders vor Weinen noch lachen können — wenn sie lesen, wie viel wir uns mit unsrer Aufklärung wußten, und dann die Stufe ausrechnen, auf welcher sie stehen müßten, wenn wir wirklich so hoch gestanden hätten als wir uns einbildeten!

Hulderich. Ich weiß, daß ich da eine häßlich schnarrende Saite berührt habe. Aber lassen Sie mich nur ein Wort sagen. Trotz allem, was gegen das, was man die Aufklärung unsrer Zeiten nennt, einzuwenden seyn mag, ist doch unstreitig mehr Licht in der Welt, als zu unsrer Großväter Zeiten. Oder läugnen Sie etwa, daß Europa gegenwärtig aufgeklärter ist als im sechzehnten Jahrhundert?

Geron. Allerdings läugne ich es, und sobald wir über den Sinn des Wortes einverstanden sind, werden Sie meiner Meinung seyn. Verstehen Sie unter Aufklärung das Helldunkel, das durch die immer fortschreitende Cultur der Wissenschaften in den Köpfen der Europäer nach und nach entstanden ist, so gebe ich gerne zu, daß es, im Durchschnitt genommen, dermalen etwas weniger finster darin aussieht, als im sechzehnten Jahrhundert, da die Köpfe noch so voll Dampf, Nebel, Staub und Spinneweben waren, daß das Licht selbst, das, von Norden her, in ziemlich starken Strömen eindrang, lange Zeit nicht viel mehr als (nach Miltons Ausdruck) a darkness visible heißen konnte. Verstehen wir aber unter jenem Worte diejenige Art von Erleuchtung des Verstandes, die den Menschen wirklich vernunftmäßig und consequent denken und handeln macht, so müßten wir unsrer Zeit schändlich schmeicheln, wenn wir ihr den geringsten wah-

ren Vorzug vor allen vorhergehenden einräumen wollten, den einzigen Punkt etwan ausgenommen, daß in den meisten Ländern von Europa weder Hexen noch Ketzer mehr zu größerer Ehre Gottes gebraten werden.

Hulderich. Dafür haben wir Mittel gefunden, die wackern Leute, die man ehemals bei trocknem Holz verbrannte, an dem langsamen Feuer der Trübsal und der mancherlei Seelenqualen, die man ihnen anzuthun versteht, in einer andern Manier zu braten, die weniger unmenschlich scheint, aber im Grunde vielleicht eben so grausam ist.

Geron. Ich denke, wenn die Vorzüge unsers Jahrhunderts vor dem sechzehnten genauer untersucht werden sollten, so würde sich finden, daß zwar einige Wissenschaften auf einen ungleich höhern Grad gestiegen sind, daß wir eine zierlichere und schlauere Sprache reden, mehr Bücher schreiben, mehr lesen, und die Kunst uns selbst zu belügen ungleich mehr verfeinert haben: aber daß wir, im Ganzen genommen, weiser, besser und glücklicher wären, davon ist mir nichts bekannt. Oder nennen Sie mir ein einziges Laster, eine einzige Thorheit, die wir weniger hätten als unsre Vorfahren; eine einzige Tugend, worin wir sie überträfen; einen einzigen Lebensgenuß, den wir vor ihnen voraus hätten, und nicht ohne alle Proportion theurer erkauften als er werth ist.

Hulderich. Sie gehen mir scharf zu Leibe, Geron! Was kann ich Ihnen sagen, worauf ich nicht die Antwort schon auf Ihren Lippen schweben sehe?

Geron. Werden die Völker etwa besser geweidet, väterlicher besorgt, und weniger gedrückt als damals? Geht man sparsamer mit den Früchten ihrer sauern Arbeit, mit dem Gewinn ihrer Entbehrungen, mit ihrem Blut und Leben um? Haben wir weniger Kriege gehabt? Waren die, die über uns

verhängt wurden, gerechter, nothgedrungner? oder wurden sie, besonders in diesem letzten Jahrzehnt, menschlicher und mit größerer Schonung des friedsamen und nützlichen Bürgers und Landmanns geführt? Können Sie — damit ich alles in ein einziges Beispiel zusammenfasse, das ich noch dazu von der reichsten und mächtigsten Nation unsrer Zeit borgen will — können Sie behaupten, daß das Volk von England und Irland unter dem Scepter des gutmüthigen, frommen, und in allen Stücken, die zu einem braven Gentleman gehören, musterhaften Königs Georgs III weiser regiert wird und sich besser befindet, als unter der eiteln, kokettischen, neidischen, falschen, Gefühl und Popularität heuchelnden, stolzen und grausamen Königin Beß? — Mit nichten, werden uns alle wackern Bewohner von Old-England und alle ehrlichen Kartoffel-Esser von Erin entgegenrufen.

Huiderich. Es ist nicht zu läugnen, daß die höchsten und wichtigsten aller Wissenschaften und Künste, die Staatswissenschaft und Regierungskunst, gerade diejenigen sind, worin das menschliche Geschlecht überhaupt noch am weitesten zurück ist.

Geron. So sagen uns wenigstens die redseligen Französischen Sophisten, die seit zehn Jahren ihr eigenes Volk, und, so viel an ihnen ist, die ganze übrige Welt mit ihren emphatischen Orakelsprüchen, geschnörkelten Perioden, und großen barbarisch Griechischen Wörtern zum besten haben. Wenn es in der Welt nicht geht, wie es sollte, so liegt es wahrlich nicht daran, daß die Grundsätze und Maximen, wornach man handeln müßte um recht zu thun, nicht bekannt genug wären, oder daß es an Mustern und Beispielen fehlte, woraus man lernen könnte, was zu thun und zu lassen ist. Wenn es auch kein anderes Handbuch für die Regenten gäbe, als Xenophons

Cyropädie und Fenelons Telemach, — ein paar Bücher, die man noch dazu für Romane lesen kann — so wüßte ich nicht, wie sich einer von ihnen, wenn einst die Stunde der Verantwortlichkeit für ihn geschlagen haben wird, mit der Unwissenheit, als einer Entschuldigung, warum er seiner Pflicht nicht aufs vollständigste genug gethan, durchhelfen wollte. Aber wozu sage ich Ihnen das? Ueberlassen wir die Gewalthaber sich selbst, und dem, der Gewalt über sie hat, und bleiben wir bei uns selbst und beim Allgemeinen stehen! Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen andere, wie er will daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es bloß von seiner Willkür abhängt, so weit zu gehen als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft, als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn er's vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beim Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß alles ewig beim Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobei nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müßte? u. s. w. Lassen Sie uns in unsern Busen greifen, und unser innerstes Bewußtseyn wird uns sagen, ob wir an dem Platze der Gewalthaber auf Erden anders handeln würden als sie, da wir ihnen jetzt schon so ähnlich sind, als es nur immer angehen will? Selbst die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisirter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt

erzogener Menschen, denen es kaum möglich wäre anders zu seyn? oder aus solchen, die uns selbst gestehen werden, daß ihre Tugend im Grund ein gewaltsamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst, und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können? — Noch einmal, mein Freund, vorausgesetzt, daß wir ehrlich gegen uns selbst seyn wollen, was ist auf alle jene Fragen zu antworten?

Hulderich. Leider nichts, als ein stillschweigendes Ja, wenn wir zu verschämt zu einem lauten sind.

Geron. Und nun lassen Sie uns sehen, wohin diese Betrachtung führt. Alles, in jedem einzelnen Menschen, in jeder Classe, in jedem politischen Körper, wie in der ganzen Natur, ist in einer immerwährenden vorwärts strebenden Bewegung, welche nicht Statt haben kann, ohne unvermerkt die Formen der Dinge zu verändern. Ein Volk muß also entweder ewig mit Gewalt in einem Zustande, der wenig vor dem viehischen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden; oder, ist seine Cultur einmal angefangen, so wird sie nach und nach, trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten, alle Stufen durchlaufen. Von einer Stufe zur andern erhebt, erhellt und kräftigt sich auch der Geist der Zeit, der die öffentliche Meinung bestimmt. Ein gewisser Grad von Cultur spannt die erschlafften Springfedern der Menschheit wieder, und regt Wünsche auf, die sich mit unserm vorigen Zustande nicht mehr vertragen wollen. Sobald wir das Bessere kennen, wird uns das Schlechtere zuerst unangenehm, dann verhaßt, zuletzt unerträglich. So wie es bei einem Volk in den Köpfen der Menge etwas heller wird, wird es nachgerade unmöglich, ihm die Gebrechen, unter welchen es leidet, länger zu ver-

bergen. Bald wird es auch der Mittel gewahr, wodurch ihm geholfen werden könnte, und jede Classe, jeder Stand, jede Gemeinheit, jeder Einzelne will seinen Beschwerden geholfen wissen, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwierig die Sache in der Ausführung seyn mag. In diesem Punkt, und in diesem allein, fließen endlich die Wünsche und Bestrebungen aller Einzelnen in einem einzigen allgemeinen Willen zusammen; und nun bedarf es nur äußerlicher Veranlassungen und Reize, so wird dieser Wille unversehens zur lauten Stimme, und die Revolution beginnt. Jetzt kommen die Mittel zur Sprache, wie den Beschwerden abgeholfen werden solle; und von diesem Augenblick an zeigen sich die zwei Hauptclassen, aus welchen jeder Staat nothwendig zusammengesetzt ist, als zwei entgegenstehende Parteien. Die eine besteht aus denen, die sich im Besitz von Macht, Ansehen und Reichthum, Vorzügen, Privilegien und Vortheilen aller Art befinden, und nichts davon verlieren wollen; die andere, ungleich zahlreichere, aus allen, die wenig oder nichts zu verlieren, folglich viel oder alles zu gewinnen, und (vermöge der Natur der Sache) die meisten und erheblichsten Beschwerden zu führen haben. Diese sind anfangs billig und gemäßigt in ihren Forderungen; aber befriedigt können sie doch nicht anders werden, als wofern jene mehr oder weniger aufopfern wollen. Und nun sind wir auf dem Punkte, wo alle Wirkungen des Radicalübels, wovon ich so eben sprach, auf einmal eintreten. Jene haben keine Lust, auch nur das Geringste aufzuopfern; diese bestehen auf ihren ersten Forderungen, und das mit einer so imposanten Einmüthigkeit und Energie, daß jene, denen es an beiden gebricht, sich endlich genöthigt sehen — nicht nachzugeben — das kann nie ihr Wille seyn — sondern sich zu stellen, als ob sie es wollten, um Zeit zum Intriguiren

(worin ihre vorzügliche Stärke liegt) und zu andern Mitteln zu gewinnen, wodurch sie sich der verhaßten Aufopferungen zu überheben hoffen. Jetzt fangen diese an zu merken, worauf es ankommt: nämlich, daß sie, sobald sie concentrirt und in Masse wirken, alles vermögen, aber ohne eine solche Kraftäußerung nie das Geringste erhalten werden. Von nun an setzen sie ihren Forderungen keine Gränzen mehr; sie sehen, daß sie mit gleicher Anstrengung und Gefahr alles haben können, und sie wollen alles haben. Die Revolution, die bisher noch immer einen gemäßigten Schritt ging, wird nun auf einmal stürmisch, durchbricht alle Dämme, reißt alles mit sich fort, nimmt, mit einem Worte, die ungeheure Gestalt an, in welcher wir sie in Frankreich und andern Ländern einige schreckliche Jahre durch wüthen gesehen haben; und eine sehr große Nation, bei welcher sie, nach einer Sündflut von Tollheiten, Bübereien und Gräuelthaten, in keiner längern Zeit, nicht weit schlimmer endigt als in Frankreich, hat noch von Glück zu sagen.

Hulderich. Gerade auf dieses große, furchtbare, an Unterricht für die höhern und niedrigern Classen, für Regenten und Volk so reiche Beispiel gründe ich meine besten Hoffnungen.

Geron. Das bedaure ich; denn da stehen sie auf einem lockern Grunde. — Wie, mein Freund, Sie wollen, daß man in eine einzelne Weltbegebenheit, dergleichen es schon so viele gegeben hat, wie in einen Spiegel schauen soll, um zu sehen, was zu thun sey; und ich sollte nicht die Geschichte von vierzig hinter uns liegenden Jahrhunderten als ein zuverlässiges Orakelbuch betrachten, das mich am besten belehren kann, was wir uns von einem solchen Beispiel zu versprechen haben? — Nichts, mein Freund, nichts! — oder vielmehr,

noch was Schlimmeres als nichts. Denn von allen den Lehren, die man, Ihrer gutherzigen Hoffnung nach, daraus ziehen sollte, wird man nicht eine einzige, aber wohl gerade das Gegentheil, ziehen. Man wird seine Vorrechte und Vortheile eifersüchtiger und hartnäckiger als jemals behaupten. Man wird der öffentlichen Meinung mit der kältesten Verachtung spotten, und den gefürchteten Mißbrauch der Vernunft durch willkürliche Einschränkungen ihres freien Gebrauchs zu verhindern glauben, das ist, dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen schlagen, und sie durch eine heroische Cur vertreiben wollen, die das Uebel nothwendig unheilbar machen muß. Gewalt und Gewalt, und immer Gewalt, wird das Losungswort seyn, weil man sich einbilden wird, nicht der Mißbrauch der Gewalt, sondern daß man zu wenig Gewalt gebraucht habe, sey die Ursache alles des Unwesens, das man gesehen hat, und dessen Ausbreitung man zuvorkommen will.

Hulderich. Sollte wohl ein solcher Grad von Verblendung unter die möglichen Dinge gehören?

Geron. Daran werden Sie nicht länger zweifeln, sobald Sie sich in den Fall und unter die Bedingungen denken, die eine solche Vorstellungsart veranlassen. Nehmen Sie an, ein großes Reich befinde sich in einer Lage, wo man, im Angesicht eines solchen Beispiels wie Frankreich gegeben hat, eine ähnliche Tragödie wenigstens für etwas, das durch den Zusammenfluß mehrerer anreizender und unterstützender Umstände sich ereignen könnte, anzusehen Ursache hat, oder zu haben glaubt. Auch die entfernteste scheinbare Möglichkeit eines sehr großen Uebels erregt natürlicherweise unsre ganze Aufmerksamkeit. Diejenige Classe im Staat, die bei einer allgemeinen Umwälzung sehr viel zu verlieren hätte, und alles zu verlieren

fürchtet, wird sich mächtig aufgefordert fühlen, der durch die Furcht vergrößerten und angenäherten Gefahr entgegenzuarbeiten. Alle, deren Vorzüge und Besitzthumsrechte, sich, wenigstens zum Theil und ursprünglich, auf alte, aber vom Zahn der Zeit zernagte und unhaltbar gewordene Vorurtheile gründen, werden aus ihrem gewohnten Schlummer erwachen. Selbst unter denen, welche gegründete Ursachen haben auf alle Fälle sicher zu seyn, werden manche, von geheimer unbestimmter Unruhe geängstiget, sich nicht länger sicher glauben. Durch einerlei Interesse, auch ohne besondere Verbindungen, aufs engste vereiniget, werden alle diese Menschen in der Wahl ihrer Maßregeln sich mehr durch ihre Vorurtheile als durch unbefangene Vernunft leiten lassen. Vor allen Dingen werden sie sich sehr kategorisch gegen alle Veränderungen und Neuerungen erklären, wie dringend auch die Nothwendigkeit derselben und wie richtig ausgerechnet die Vortheile seyn möchten, die dem Ganzen daraus erwachsen würden. Jede Bewegung vorwärts wird ihnen unendlich gefährlicher vorkommen als Stillstand, oder vielmehr (da dieser eigentlich nicht möglich ist) als Rückfall in jene eiserne und bleierne Zeit, die für ihre Vorfahren einst die goldne war. „Alles soll und muß beim Alten bleiben," wird ihr erster Grundsatz seyn. Die Maximen, die aus ihm hervorgehen, werden sie bei jeder Gelegenheit den Regenten, denen sie näher als andre Unterthanen sind, beizubringen suchen. Andersdenkende wird man als unruhige, von Jakobinischem Gift angesteckte, und mit gefährlichen Entwürfen umgehende Leute verdächtig machen, oder, wo dieß nicht wohl anginge, wenigstens, als getäuschte Träumer und wohlmeinende Schwindelköpfe, von aller Möglichkeit gehört zu werden entfernen. Denken Sie sich nun einen edelgesinnten, das Beste seines Volkes, und

überhaupt alles was recht und gut ist, ernstlich wollenden Fürsten in solchen Umständen, von Personen umgeben, welche von jener Vorstellungsart gänzlich eingenommen, und innigst überzeugt sind, daß sie die einzig wahre ist. Denken Sie dann noch hinzu, daß es, neben diesen ehrlichen, und, wenn sie irren, wenigstens bona fide irrenden Biedermännern, auch unredliche Leute gibt, die ihre eigenen leisen Absichten dabei haben, wenn sie dem Fürsten auf eine künstlich verdeckte Art und mit den behutsamsten Gradationen, vielleicht unter der Larve des reinsten Patriotism, sein Volk und seine wahren Freunde verdächtig zu machen suchen. Verfolgen Sie dieß alles in Ihren eigenen Gedanken, und fragen sich dann selbst, was das natürliche Resultat einer solchen Umgebung seyn müsse? und ob es nicht beinahe ein moralisches Wunder wäre, wenn ein Regent, unter diesen Umständen, sich von allem fremden Einfluß auf seine Denkart frei erhalten, und den einzig festen Punkt, auf den er, um nicht zu verirren, immer zusteuern muß, nie aus dem Gesichte verlieren sollte — den großen Gedanken nämlich, daß er, über alle Parteien erhaben, sich, wie die Sonne, gegen alles, was von seinen Strahlen berührt wird, gleich verhält — daß unter allen den Millionen, die ihr Wohl oder Weh in seine Hände gestellt haben, er der Einzige ist, der kein anderes als das allgemeine Interesse haben kann noch soll, — daß es geradezu eine moralische, und ich möchte sagen sogar eine physische Unmöglichkeit ist, daß er jemals mißtrauische Vorsichtsmaßregeln gegen seine Unterthanen zu nehmen nöthig haben könnte, so lang' er ihr Zutrauen und ihre Achtung für seinen persönlichen Charakter besitzt, und daß er beides unmöglich verlieren kann, so lange sie überzeugt sind (und Ursache haben es zu seyn), diese Gesinnungen seyen wechselseitig; — kurz, daß mißtrauische Maß-

regeln, wofern er sie ohne Ursache nähme, schädlich, und, so- bald er Grund dazu hätte, vergeblich wären.

Hulderich. Sie sprechen aus meiner Seele, lieber Geron; und ich freue mich, daß ich Sie mit einer Gewiß- heit, die für einen Einsiedler Ihrer Art tröstlich seyn muß, versichern kann, es gibt in diesem Augenblicke mehr als einen Monarchen, und, auf alle Fälle, Einen gewiß, der Ihr mora- lisches Wunder realisiren wird.

Geron. So möge Deutschlands guter Genius mit allen Schutzgeistern der Menschheit ihn und jeden, der ihm ähnlich ist, niemals aus den Augen verlieren! ihn keinen Augenblick, wo er wachen sollte, einschlummern lassen, und gegen alle unsichtbaren Gefahren, die den Thron so dicht umringen, schü- tzen! Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen, ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sey, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dieß fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen vulcanischen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiß! Und dreimal wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses ge- than habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah! — Sie hätten mich mißverstanden, lieber Hulderich, wenn Sie bei den traurigen Weissagungen, die — ich weiß nicht was für ein Python vorhin aus meinem Munde gehen ließ, nicht voraussetzten, daß sie nur bedingter Weise gelten können. Aber freilich sind die Bedingungen unerläßlich, ohne welche die geweissagten Uebel unausbleiblich sind; und so lange man nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lieset — doch, ich will nicht in meinen alten Unglauben zurück- fallen. Bei Gott sind alle Dinge möglich. Ist es sein Wille,

das herannahende neunzehnte Jahrhundert mit zwei oder drei Monarchen zu beschenken, welche, weit entfernt dem Genius der Menschheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu versöhnen und sich günstig zu machen suchen; die der öffentlichen Meinung freiwillig und ruhig entgegenkommen, und, statt sie mit der Keule der Gewalt niederzuschlagen, ihr durch leitende Weisheit Maß und Richtung zu geben suchen; kurz, die das zermalmende Schwungrad der Zeit, statt es in seinem Lauf aufhalten zu wollen, zum Betrieb edler und großer Zwecke zu benutzen wissen, — o mein junger Freund! sind dem neunzehnten Jahrhundert nur zwei oder drei solche Euergeten vorbehalten: so wird ihre Regierung die Morgenröthe des herrlichsten Tages seyn, der dem menschlichen Geschlechte jemals aufgegangen ist.

XII.

Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.

Der Fremde. Sie scheinen die Kunst zu regieren für sehr schwer zu halten?

Geron. Schwer oder leicht, je nachdem sie getrieben wird.

Der Fremde. Ich verstehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuscher zu seyn.

Geron. Freilich nur der große Künstler kennt die wahren Schwierigkeiten seiner Kunst, und fühlt sich immer unter dem Ideal, wozu er sich zu erheben strebt.

Der Fremde. Das Schlimmste wäre also, geboren zu seyn eine Kunst zu treiben, worin man nicht hoffen könnte ein Meister zu werden. Der Sohn eines großen Malers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in sich fühlt, sich in der Kunst seines Vaters hervorzuthun: aber der älteste Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürsten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch besitzen mag ein vortrefflicher Regent zu werden.

Geron. Das ist freilich in Erbreichen nicht anders.

Der Fremde. Sollte dieß nicht ein entscheidender Grund gegen die Erbreiche seyn?

Geron. Eine Frage, die auch dann nicht leicht zu beantworten wäre, wenn wir einander länger kennten als seit einer Viertelstunde.

Der Fremde. Wir sprechen unter vier Augen; und überdieß hoffe ich, Sie müssen, wie kurz auch unsre Bekanntschaft ist, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bei mir wagen. Mein höchstes Bestreben ist, als ein ächter Weltbürger zu leben, und, dem Willen nach, bin ich es bereits, wiewohl ich, den Jahren nach, vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

Geron Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen soll, ich denke nicht, daß der Umstand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

Der Fremde (mit einem scharfen Blick in Gerons Augen). Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

Geron. Weil ich es für einen außerordentlich seltnen Fall halte, daß ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst, oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden ließe.

Der Fremde. Es gibt ja wohl in jeder Kunst viele Stufen. Nicht jeder Maler kann ein Raphael Sanzio, nicht jeder König ein Friedrich der Einzige seyn. Aber es gehört auch schon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Ersten zu behaupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in allem was man treibt, immer mittelmäßig bleiben.

Geron. Erlauben Sie mir auch eine Frage. Gesetzt

Sie wären zum Könige geboren, wollten Sie nicht zufrieden seyn, wenn Sie es so weit bringen könnten, den Namen eines zweiten Marc-Aurels von der Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde (sich einen Augenblick besinnend). Allerdings.

Geron. Und doch war Marc-Aurel, wie Sie wissen werden, gewiß nicht, was man einen Mann von großem oder glänzendem Genie nennt, und niemand wird ihn, in Ansehung seiner Naturgaben und Talente, mit einem Alexander, oder Julius Cäsar, oder mit dem großen Könige, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daß man mit mittelmäßigen Anlagen, wo nicht ein großer, doch ein sehr vortrefflicher Fürst seyn könne — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so seyn? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde. Dieß war freilich der Fall bei Marc-Aurel. Aber was ist seltner, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron. Schlimm genug! Indessen beweiset dieß nichts gegen die Erbreiche. Alles was daraus folgt, ist: daß die Sorge für eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden, und durch die Constitution selbst Anstalt getroffen seyn sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers eben so außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermalen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der Fremde. Das wäre wohl zu wünschen. Aber wie manches sollte seyn, das nicht ist und schwerlich zu erwarten

steht! Nehmen wir die Welt einstweilen wie sie immer war, und setzen den Fall, ein König sey zu der großen Kunst, die er treiben soll, nicht erzogen worden; er habe keine Ursache sich zuzutrauen, daß er diesen Mangel durch die Stärke seines Genie's und den Umfang seiner Naturgaben ersetzen könne, und fühle sich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuscher zu seyn, ertragen zu können — (Er hält ein).

Geron (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie wirklich anstehen, was da zu thun wäre?

Der Fremde. Es gibt freilich mehr als einen Ausweg — etwa, die Krone niederzulegen, und, wie ein altrömisches Knabenspiel forderte, den besten Mann im Reiche zum König zu machen?

Geron. Bevor der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen seyn.

Der Fremde (lächelnd). Oder sich vom Directorium zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du Gouvernement auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der Französischen Republik umgeschaffen werden könnte?

Geron. Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde. In der That dürften die siebenhundert Gesetzgeber und die fünf Directoren, die man dann bekäme, schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen seyn, als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen muß.

Geron. Zu allem Glück gibt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde. Lassen Sie hören!

Geron. Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmals bestimmt vorstelle. Sie nehmen einen König an, der zum Regieren nicht erzogen

wurde und Ursache hat oder zu haben glaubt, daß er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu seyn. War es nicht so?

Der Fremde. Ganz richtig.

Geron. Ich sage Ihnen also, daß ich nur nach diesen wenigen Zügen beinahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieser König gut regieren wird.

Der Fremde. Im Ernst? — Erklären Sie sich näher.

Geron. Ich glaube zwei wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bei ihm voraussetzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat seiner großen Pflicht ein Genüge zu thun, und daß er, eben darum weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist, als er zu seyn glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen; und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Uebung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht Uebung mit Kenntniß den Meister; und beide stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

Der Fremde. Sehr tröstlich!

Geron. Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehülfen und Rathgeber umzusehen.

Der Fremde. Ein schweres, mißliches Geschäft! Welch ein Scharfblick, welche Ruhe des Geistes, und wie viel Menschenkenntniß wird dazu erfordert! Einem Fürsten muß es beinahe unmöglich seyn, sich in der Wahl nie zu irren.

Geron. Schwer, aber gewiß nicht unmöglich; zumal wenn man die Vorsicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man sich nicht recht deutlich machen kann, oder sich selbst nicht laut gestehen darf.

Der Fremde. Bedenken Sie, daß er beinahe unter lauter Unbekannten wählen muß, die sich ihm immer nur von ihrer schönsten Seite zeigen, und gegen jede Probe, worauf er sie etwa stellen möchte, im voraus von Fuß zu Kopf gerüstet sind.

Geron. Die Bekannten sind in dieser Ansicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsers Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener, und doch weit entfernt seyn den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

Der Fremde. Um so größer also die Schwierigkeit, von der ich sprach.

Geron. Bei allem dem wird ein selbst rechtschaffner Mann im Punkt der Rechtschaffenheit das Wahre gar leicht

vom bloßen Schein unterscheiden. Das Nämliche gilt von allen andern Eigenschaften, wovon er die Kennzeichen an sich selber findet. So wird z. B. ein gesetzter besonnener Mann, der sich selbst in seiner Gewalt hat, und immer mit Ueberlegung handelt, sich niemals einem leichtsinnigen, leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen.

Der Fremde. Unglücklicher Weise gibt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster seyn: und doch findet man sich nur gar zu oft genöthiget, bei der Wahl eines Subjects zu einem wichtigen Posten, große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

Geron. Ich zweifle, ob dieß, zumal in großen Staaten, so leicht der Fall seyn könnte. Eine unentbehrliche Eigenschaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der sie besitzt, sie aber zur Schutzwehre für seine Fehler oder Laster mißbraucht. Die brauchbaren, sogar die sehr vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daß man genöthigt seyn sollte, einem Subject seiner besondern Brauchbarkeit wegen — die oft nicht einmal das ist, wofür sie gehalten wird — den Mangel einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend, oder gar das entgegengesetzte Laster zu gut zu halten.

Der Fremde. Zum Beispiel?

Geron. Mangel an Humanität und dagegen gefühllose, bei jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Rohheit, an einem Kriegsbefehlshaber; Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter; kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirthschaft; Hang zur

Wollust und Ueppigkeit an jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes seyn möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug seyn, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit einem Worte, daß ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bei deren stricter Befolgung jeder große und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

Der Fremde (nachdem er eine kleine Weile etwas finster vor sich hingesehen, sich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend). Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst zu wissen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im besten Rufe stehen: und doch sind das die Menschen, von denen sich ein König dermaßen umlagert sieht, daß ich besorge, er ist und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn selbst.

Der Fremde. Wie wollen Sie z. B., daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterscheiden könne?

Geron. Gewiß eine schwere Aufgabe, sogar für einen bloßen Privatmann, geschweige für einen König — vorausgesetzt nämlich, daß wir ganz heimlich und ohne es uns selbst zu gestehen, geschmeichelt seyn wollen. Wo dieß aber der Fall nicht wäre — was freilich ziemlich selten seyn mag — scheint mir nichts leichter: so stark und unverkennbar sind die Züge, wodurch sich der Freund vom Schmeichler unter-

scheidet; wiewohl ich damit nicht in Abrede seyn will, daß wohl auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüßen muß, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

Der Fremde. Glauben Sie, daß ein König einen Freund haben könne?

Geron. — Unter einer einzigen Bedingung, ja.

Der Fremde. Und diese Bedingung?

Geron. Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann, daß er König ist, und der Freund es nie vergißt.

Der Fremde (nach einer Pause). Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

Geron. Beinahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde. Sie haben sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hineingedacht, daß es Ihnen was Leichtes seyn muß, mein Verlangen stattfinden zu lassen. Bilden Sie sich also auf einige Minuten ein, Sie seyen der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte und den ernstlichen Willen hätte, ihm, so viel in seinen Kräften stände, die völligste Genüge zu thun; wie würden Sie ihm rathen es anzufangen?

Geron (ein wenig verlegen). Ich würde — ihm sagen, daß ich — verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie haben mich mit einer Frage überrascht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde. Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Ich wünsche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wieder kommt.

Geron. Sie sagten vorhin, daß Sie selbst als ein ächter Weltbürger zu leben wünschten, und sagten mir sehr viel

damit. Es würde Sie also nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige den Rath eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich gestehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politikus nennt, eben so verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde. Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beste der Menschheit am Herzen liegt.

Geron. Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bei der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie wenn Sie mich lieber zu seinem guten Genius als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden beide dabei gewinnen: ich, die Unsichtbarkeit; und mein Telemach, daß er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten, und ihn desto gewisser ausführen würde.

Der Fremde (lächelnd). Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron. Es ist etwas sehr Natürliches, daß einer lieber Flötenspieler als Flöte seyn mag.

Der Fremde. Gut! Denken Sie sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das erste, das Sie ihm eingeben würden?

Geron. Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weiteren Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen großen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde. Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir als Sie Ursache haben.

Geron. Das erste also, wozu er sich, meiner unbemerkten Eingebung zufolge, an einem schönen Morgen entschließen

sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu Griechisch-Deutsche Uebersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Marc-Aurel, oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher an und über sich selbst, machen zu lassen, und sie, in einem kleinen Taschenformat, als ein unzertrennliches Vademecum immer bei sich zu tragen.

Der Fremde. Ihre Meinung ist vermuthlich nicht, daß es als ein Talisman wirken, sondern daß es fleißig gelesen und meditirt werden soll. Dazu aber besorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt seyn. Die Könige, sagt man, lesen nicht gern.

Geron. Ein groser Fehler, den sich die Könige, mit Ihrer Erlaubniß, abgewöhnen sollten. Friedrich der Grose las viel.

Der Fremde. Immer konnte es ihm, wo nicht an Lust, doch öfters an Muße fehlen.

Geron. Das darf es nicht, wenigstens nicht so lange ich sein Genius bin, und wenn er auch deßwegen einige Briefe oder Papiere weniger lesen, oder seine Minister eine Viertelstunde im Vorzimmer warten lassen müßte.

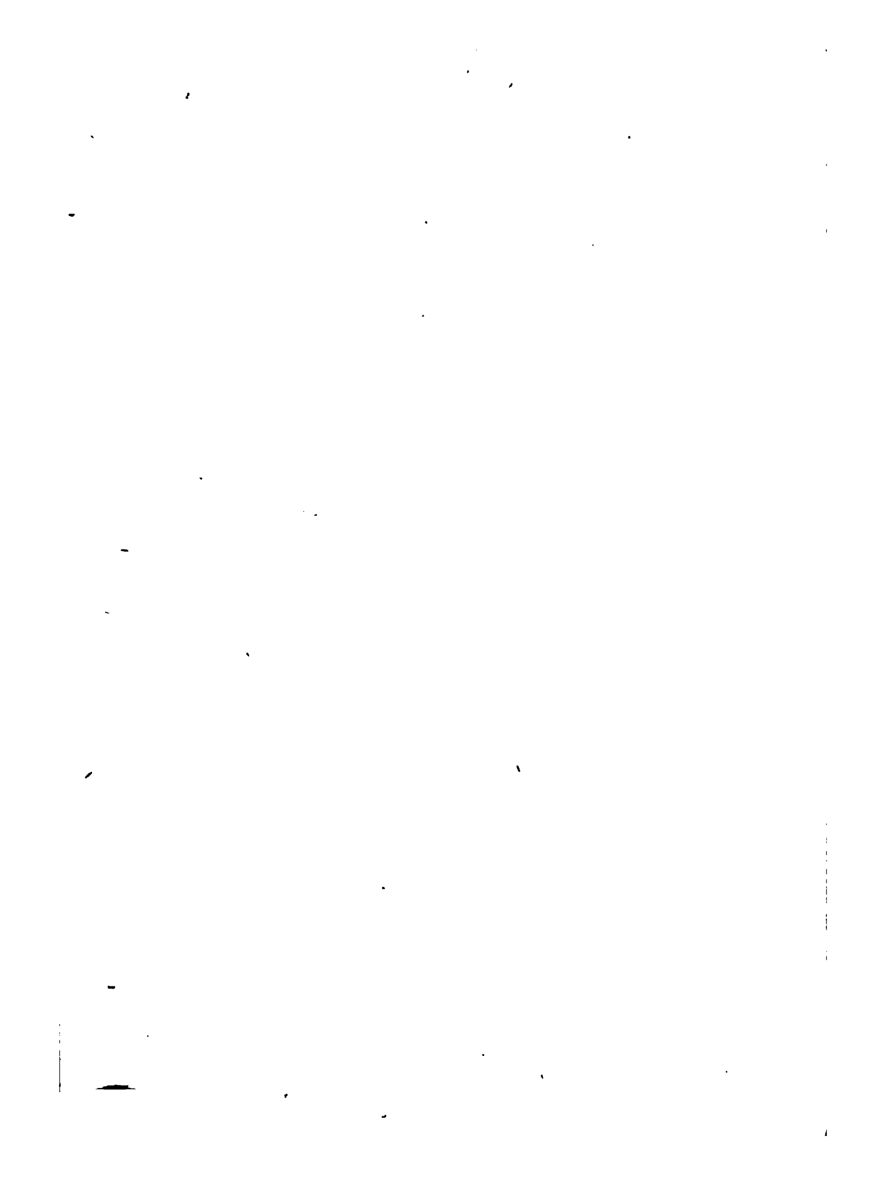
Der Fremde. Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Namen nach kenne.

Geron. Es ist nur ein kleines Buch, aber gewiß der reichhaltigsten eines. Ich betrachte es als ein kostbares Reliquienkästchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm gewesen ist, seinen Geist und sein Herz der ganzen Menschheit, aber vornehmlich allen, die zum Regieren berufen sind, vermacht hat. Denn gerade diese sind es, die einen desto nützlichern Gebrauch davon machen kön-

ten, weil er bloß für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu seyn begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Conferenz mit dem Geiste Marc-Aurels seines vollgültigen Beifalls versichert hätte.

Der Fremde. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Marc-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt; und Ihre Meinung mit allem dem kann wohl keine andre seyn, als unserm Telemach eine Art von Hülfsmitttel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen, und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Geron. Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte.



Die

Pythagorischen Frauen.

1.

Pythagoras ist einer von diesen ehrwürdigen Namen des Alterthums, die, wie die Namen Hermes, Orpheus, Zoroaster, Confucius u. a., kaum den allerunwissendsten gänzlich unbekannt sind; Namen, die aus den Fluten der Zeit, während sie von einer Generation zur andern das Gedächtniß so vieler Myriaden Menschen vom Erdboden hinwegschwemmt, immer in einerlei Höhe emporragen, und, gleich jenen unzerstörbaren Pyramiden des alten Aegyptens, mit Ehrfurcht angestaunt werden, wiewohl sie längst aufgehört haben zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen so allgemeinen und dauernden Ruf verschafft hat, sogar für die gelehrtesten und scharfsinnigsten Neuern zur Hieroglyphe geworden ist.

Wie viel man auch immer hiervon auf die bekannte Eigenschaft der Zeit — gewisse Gegenstände desto mehr in unsrer Einbildung zu vergrößern, je weiter sie aus unsern Augen rücken — schreiben will: so bleibt doch gewiß, daß ein Ruhm, der sich durch mehr als zweitausend Jahre an den Namen eines Mannes, von welchem beinahe nichts in die Augen Fallendes übrig ist, so fest angehängt hat, einen großen Charakter, ungewöhnliche Verdienste und einen beträchtlichen

Einfluß in seine eigne und die nächstfolgenden Zeiten voraus-setzt.

Daß dieß auf eine sehr vorzügliche Art von Pythagoras gelte, läßt sich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewohl wenige berühmte Personen des Alterthums genannt werden können, deren Geschichte ungewisser, durch Tradition und Volkssagen mehr entstellt, und in spätern Zeiten durch absichtliche Beimischung einer Menge unächter Zusätze und legendenmäßiger Mährchen ärger verfälscht worden wäre als die seinige.

In diesem Stücke hat Pythagoras mit mehr als Einem außerordentlichen Manne vor und nach ihm einerlei Schicksal gehabt: man hat, um ihn zum Werkzeug von Absichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein so zweideutiges, wunderbares und geheimnißvolles Wesen aus ihm gemacht, daß es, bei dem Abgang hinlänglicher und zuverlässiger Urkunden, beinahe unmöglich ist zu sagen, was er war.

Das Gewisseste indessen ist, daß er, über vierzig Jahre lang, in dem untersten Theile von Italien, welchen die Griechen die große Hellas nannten, eine wichtige Rolle gespielt hat, und der Stifter einer Schule theoretischer und praktischer Weisheit, oder vielmehr einer merkwürdigen geheimen Gesellschaft gewesen ist, die sich durch alle Republiken dieses schönen Landes verbreitet, und, ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmaligen Daseyns in Italien und Griechenland zurückgelassen hat.

2.

Diese Gesellschaft, von welcher Pythagoras die Seele war, scheint sich keinen geringern Zweck, als die sittliche und politische Reformation oder Wiedergeburt jener größtentheils sehr verderbten Republiken vorgesteckt gehabt, und zu gewisserer Erzielung eines so großen Zwecks den Anfang damit gemacht zu haben, sich selbst zu der höchsten moralischen Vollkommenheit auszubilden, deren die menschliche Natur fähig scheint.

Man kann der Idee, die man sich von dieser ersten Pythagorischen Gesellschaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluß auf die freien Städte in Groß-Griechenland zu machen hat, vielleicht keine bessere Grundlage geben, als diese: daß, selbst lange nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden war, ein so ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichsam aus ihrer Asche hervorging; und daß einer der größten Staatsmänner und Kriegshelden und unstreitig der tugendhafteste und vollkommenste Mensch, den Griechenland aufzuweisen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lysis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die sich in spätern Zeiten entspann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daß einige berühmte Gesetzgeber, Zaleukus von Lokri, Charondas von Catana, und sogar der Römische König Numa, die Weisheit, die ihnen einen so großen Namen gemacht, aus dem Unterricht des (erst lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geschöpft haben sollten, bestätigt die Wahrheit dessen was ich von der großen Einwirkung des Pythagorischen Ordens auf seine Zeitgenossen behauptet habe; denn sie be-

weiset, nach einer sehr richtigen Bemerkung des Cicero, wie groß der Name der Pythagoräer und der Ruf ihres Instituts in Italien gewesen seyn müsse, da die spätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Voreltern sich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den größten Begriff machten, bei ihrer Unwissenheit in der Zeitrechnung, nicht anders denken konnten, als, ein Mann, der alle seine Zeitgenossen an Weisheit übertraf, müsse ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn.

3.

Pythagoras war der erste öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man schreibt seinen Predigten Wirkungen zu, deren sich schwerlich irgend ein neuerer Bußprediger rühmen kann. Als er nach Kroton kam, sagt Justinus, fand er die Einwohner in Ueppigkeit, Wollust und Hoffart versunken. — Ein gewöhnlicher Mensch, wie schön er auch immer sprechen könnte, würde solchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreisen: aber Pythagoras, dem zu seiner hohen Weisheit und allen seinen übrigen Gaben noch eine seltne Schönheit und eine majestätische Gestalt zu Statten kam, wußte sich Eingang zu verschaffen; und kurz, er ließ nicht nach, bis er eine so große und allgemeine moralische Bekehrung in dieser reichen und üppigen Stadt zuwegebrachte, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, die Krotoner, die man jetzt sah, hätten jemals die Wollüstlinge seyn können, die sie ehemals waren. — Dem Apostel der Weisheit erleichterte sich dieses große Werk nicht wenig dadurch, daß er sowohl die männliche Jugend als die jungen Frauen be-

sonders in die Cur nahm, und jedem Theile seine eigenen Tugenden und Pflichten so nachdrücklich ans Herz legte, daß ein wahrer Wetteifer unter ihnen entstand, wer es dem andern darin zuvorthun möchte. Die Jünglinge wurden Muster der Sittsamkeit, und legten sich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiß auf Philosophie und schöne Wissenschaften; und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgestickten Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder u. s. w. in den Tempel der Juno, legten sie der Göttin als ein Opfer der häuslichen Tugend zu Füßen, und gaben zu erkennen, daß Zucht und Keuschheit, nicht schimmernder Putz die wahre Zierde ihres Geschlechts sey."

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagorischen Genius über die Seelen der Krotoner nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Justins Erzählung zu geben scheint; wenn wir annehmen, daß die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe, ihren Mitbürgerinnen ein so schönes Beispiel zu geben, bei weitem den kleinern Theil des schönen Geschlechts zu Kroton ausgemacht haben dürften; so bleibt diese Anekdote noch immer eines der rühmlichsten Denkmälen dessen, was die Weisheit über die zarten Seelen der sanftern Hälfte des Menschengeschlechtes vermag, und die Geschichte hat einige ähnliche, aber wenig größere Triumphe der weiblichen Tugend aufzuweisen.

4.

Pythagoras hatte also auch Jüngerinnen, und unter diesen sogar mehrere, die zu seinem geheimen Unterricht zu-

gelassen wurden, und als Pythagoräerinnen, in der engern Bedeutung des Wortes, hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiß nicht, wie viel wir an des Athenischen Geschich:schreibers Philochorus Verzeichnisse der Heroiden oder Pythagorischen Frauen verloren haben: wenig, wenn er sich auf einen bloßen Katalogen eingeschränkt hätte; viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen ist) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche diesen erhabenen Namen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantischer Biograph des Pythagoras, der uns funfzehn Philosophinnen aus der Schule dieses Weisen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen solchen heroischen Zug; aber das Ganze sieht einem übel zusammenhangenden Mährchen zu ähnlich, um selbst in dem Munde eines weit zuverlässigern Erzählers als Jamblichus ist Glauben zu verdienen.

Um indessen nicht etwa bei meinen Leserinnen in den Verdacht zu kommen, als ob ich ihr Geschlecht ohne zureichende Ursache einer Heldin berauben wolle, will ich ihnen dieses Geschichtchen aus dem einunddreißigsten Kapitel seines Lebens des Pythagoras nacherzählen. — Der Tyrann Dionysius von Syrakus (sagt er) kam auf den Einfall, einigen in den Pythagorischen Mysterien eingeweihten Personen, die zu gewissen Zeiten von Tarent nach Megapontum zu reisen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuser aufpassen, und die guten Leute mit Gewalt entführen zu lassen. Sein eigener Schwager Eurymenes schämte sich nicht, sich zu diesem häßlichen Auftrage gebrauchen zu lassen. Er legte sich mit dreißig wohlbewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoräer nothwendig passiren mußten; und als diese, ungefähr zehn Personen stark, in ihrer Unschuld daher

zogen, fiel er unversehens mit grossem Geschrei über sie her. Die guten Leute, wiewohl unbewaffnet, schlugen sich dennoch, wie es dem Pythagorischen Ordensmuth geziemte, eine gute Weile mit den dreissig Soldaten herum; endlich aber, wie sie zu merken anfingen daß die Partie gar zu ungleich sey, glaubten sie der Tugend nichts zu vergeben, wenn sie sich mit der Flucht zu retten suchten. Denn (sagt der weise Jamblichus) die gesunde Vernunft lehrt, daß die Tapferkeit darin besteht, daß man wisse, wann und wo man fliehen, und wann und wo man ausdauern soll. Sie würden auch, da sie leicht zu Fuß, die ihnen nachsetzenden Feinde hingegen schwer bewaffnet waren, glücklich entkommen seyn, wenn sie nicht auf der Flucht an ein grosses Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagorische Dogma nicht erlaubte, eine Bohne auch nur anzurühren, so blieben sie auf einmal stehen, wehrten sich noch mit Steinen und Knütteln und allem was ihnen vor die Hand kam, so lange sie konnten, und liessen sich zuletzt alle zusammen lieber todt schlagen, als daß sie sich ergeben hätten. Eurymenes, sehr mißmüthig darüber, daß er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoräer vor dem Tyrannen erscheinen sollte, ließ die Erschlagenen begraben, richtete ihnen ein Heldendenkmal auf, und zog mißmuthig nach Hause. Unterwegs stieß er auf einen andern Pythagoräer, Myllias von Kroton, der mit seiner im zehnten Monat schwanger gehenden Ehegattin Timycha von den übrigen zurückgelassen worden war, weil die gute Frau, ihrer Bürde wegen, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läßt sie der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs grosse Sorge daß ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bei dem Tyrannen an. Dieser läßt sich den ganzen

hergang erzählen, bezeigte sich sehr betrübt darüber, und versprach dem Pythagorischen Ehepaar, daß er sie vor allen andern in hohen Ehren halten würde, wenn sie mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha sich zu nichts verstehen wollten, fuhr Dionysius fort: antwortet mir wenigstens nur auf eine einzige Frage, so will ich euch unversehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hause schicken. Was war die Ursache, Myllias, warum deine Freunde lieber sterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten? Sie, versetzte Myllias, wollten lieber sterben als auf Bohnen treten; und ich will lieber sterben, als dir die Ursache sagen, warum wir auf keine Bohnen treten. Dionysius, dessen Neugier durch diese Antwort aufs höchste stieg, ließ den Pythagoräer sogleich mit Gewalt wegführen, und befahl Tortur-Instrumente herbei zu bringen und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine schwangere und der Unterstützung ihres Mannes beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen seyn, ihm das Geheimniß zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne sich lange zu bedenken, biß sich selbst die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, das sie zu verschweigen schuldig sey, zu verrathen, so habe sie doch Muth genug, sich selbst des dazu erforderlichen Organs zu berauben, und ihr Geheimniß dadurch in Sicherheit zu setzen.

Was man auch von dieser Erzählung halten mag, so däucht mich, Beyspiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beispiele der Mäßigung, der Selbstverläugnung, der Geduld, und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig genug vorkommen,

würden den Pythagorischen Frauen ebensoviel Ehre gemacht haben, und für den größern Theil ihres Geschlechts zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher gewesen seyn, als dieses Beyspiel eines beinahe unnatürlichen Heroismus. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem grossen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtschreiber beschäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, so wie auf diesen der Wohlstand des Staats? Pythagoras scheint mir — so viel ich aus den wenigen ächten Ueberbleibseln seiner Philosophie und den beinahe ganz verloschnen Spuren seiner Lebensgeschichte schliessen kann — über alles dieses gedacht zu haben, wie derjenige denken muß, der sich zum sittlichen Arzt verderbter Menschen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, was uns Justinus von seiner zu Kroton bewirkten Sittenverbesserung erzählt, das Einzige wäre was wir von ihm wüßten, so wäre es genug uns zu überzeugen, daß seine Philosophie nicht auf Schwärmerei, oder täuschende Gaukelkünste (wie viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines Porphyrius, Jamblichus und ihresgleichen stützen, von ihm urtheilen), sondern auf richtige und wahre Schätzung der menschlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagorischen Frauen scheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre persönlichen Vorzüge, als das Ansehen, welches ihr diese Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erste und merkwürdigste gewesen zu seyn. Aber eben das Schicksal, das die ganze Pythagorische Gesellschaft nebst ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieser merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden. Etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Namen gehen, und einige einzelne Züge, die uns von verschiedenen alten Schriftstellern aufbehalten worden, sind alles was den Menschenkenner in den Stand setzen kann, sich einige Vorstellung von ihrem Geist und Charakter zu machen.

Theano war, der wahrscheinlichsten Meinung zufolge, die Tochter eines Krotoners: und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenswürdigen Weisen für eine Folge der enthusiastischen Hochachtung halte, die er sich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es ist auf keine Weise wahrscheinlich, daß er vor seiner Niederlassung in Groß-Griechenland, d. i. in der ersten Hälfte seines Lebens, die er größtentheils auf seine Reisen und seinen Aufenthalt in Aegypten verwendet hatte, schon vermählt gewesen seyn sollte. Die Person, in welcher ein Pythagoras seine Hälfte erkannte, und die er so sehr liebte, daß er von einem gewissen erotischen Dichter, Hermesianax (aus dessen verliebten Elegien an die berühmte Hetäre Leontium uns Athenäus ein ziemlich großes Stück aufbehalten hat) beschuldigt wird, rasend in sie verliebt gewesen zu seyn — diese Person muß um so gewisser alle Vor-

züge und Tugenden ihres Geschlechtes in sich vereiniget haben, als es selbst für den Erfolg seines ganzen Instituts wesentlich war, daß die Gemahlin desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nation verbessern wollte, würdig wäre, im Charakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgestellt zu werden, ja selbst sowohl die Theilnehmerin seiner geheimsten Gedanken und Entwürfe als die Gehülfin ihrer Ausführung zu seyn.

Wir befinden uns, wie gesagt, mit dieser Frau, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eine der vorzüglichsten Personen ihres Geschlechtes war, in dem Fall eines Künstlers, der aus dem Bruchstück eines Armes oder Fußes, einem Finger und einem zerstümmelten Kopfe, die Bildsäule der Juno oder Venus eines Polyklet wieder herstellen sollte. Dieß zu versuchen ist hier meine Absicht nicht; ich begnüge mich meinen Leserinnen (denn für Leserinnen ist der gegenwärtige Aufsatz eigentlich bestimmt) diese Bruchstücke vorzulegen, wie sie zu uns gekommen sind; nicht zweifelnd, ihre angeborne Divinationskraft werde sie daraus eben so gut, und vielleicht noch sicherer, auf die ursprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerstörten Götterbildes schließen lassen, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fußes oder der leisen Verrätherei einer unvermerkt gesprungenen Stecknadel die schönen Formen ahnet, woraus Gewohnheit und conventioneller Wohlstand unter gesitteten Völkern weislich ein Geheimniß macht.

6.

Ich fange mit den größern Stücken und also mit den Briefen der Theano an, welche der berühmte Aldus Manutius, in seiner mit Hülfe des gelehrten Griechen Marcus Musurus zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verschiedener Griechischen Philosophen, Redner, Dichter und anderer berühmter Personen, zu Venedig im Jahre 1499 zuerst durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Frage, was von der Aechtheit dieser Briefe zu halten sey (worüber die Meinungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden), kann, bei Ermanglung zureichender Entscheidungsgründe, durch keine andern als innere Kennzeichen ausgemacht werden; und am Ende wird wohl immer bei jedem gelehrten Leser ein gewisses Gefühl, das sich schwerlich ganz in deutliche Begriffe auflösen läßt, den Ausschlag geben müssen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, so finde ich in den drei Briefen, die ich meinen Leserinnen vorlege, nichts, was Verdacht bei mir erweckte, daß sie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Pythagoras vorstelle, geschrieben seyn könnten: im Gegentheil ich finde ihnen einen so sichtbaren Charakter von kunstloser weiblicher Einfalt im Styl und von Pythagorischem Geiste in Gedanken und Vorstellungsart eingedrückt, daß ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldinische Briefsammlung gegen sich hat — an ihrer Aechtheit nicht zweifeln mag. — Ueber die Frage, ob diese Briefe nicht einer andern jüngern Theano zuzuschreiben seyen, werde ich meine Meinung in der Folge sagen. Zuerst also die Briefe selbst.

Theano an Eubula.

Ich höre du ziehest deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille ist, eine gute Mutter zu seyn: aber, meine Freundin, die erste Pflicht einer guten Mutter ist, nicht sowohl dafür zu sorgen, daß sie ihren Kindern angenehme Empfindungen verschaffe, als sie so früh als möglich an das was die Grundlage jeder Tugend ist, an Mäßigung und Bezähmung der sinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du hast dich also wohl vorzusehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen spiele. Kinder, die von ihrem zartesten Alter an wollüstig erzogen sind, müssen nothwendig unvermögend werden, dem Reiz der Sinnenlust, der so mächtig auf sie wirkt, jemals widerstehen zu können. Es ist demnach Pflicht, meine Liebe, sie so zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt und ihr Körper gewöhnt wird immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser übermäßig weichlich und reizbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anstrengung werden muß. Daher ist nichts nöthiger, als daß wir unsre Zöglinge in demjenigen am meisten üben, wovor sie sich am meisten scheuen, wenn sie gleich traurige Gesichter dazu machen und ihnen wehe dabei geschieht: es gibt kein besseres Mittel, zu machen, daß sie, anstatt Sklaven ihrer Leidenschaften und eben so verdrossen zur Arbeit als nach Wollust gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das was schön und edel ist bekommen, und jener sich enthalten, diesem hingegen sich ergeben lernen.

Also, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüssig und köstlich nährst; vielen Aufwand machst, um ihnen

bald dieses bald jenes Vergnügen zu verschaffen; sie immer spielen und Muthwillen treiben lässest; ihnen gestattest alles zu sagen und zu beginnen, was ihnen einfällt; immer befürchtest das liebe Kind möchte weinen, und dir Mühe gibst es lachen zu machen; lachst und deine Freude daran hast, wenn es nach seiner Wärterin schlägt oder dir selbst garstige Namen gibt; ferner, wenn du so große Sorge trägst, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: so erlaube mir zu sagen, daß du sehr unrecht daran thust. Siehst du nicht, daß armer Leute Kinder, die von diesem allem nichts wissen, dem ungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen, und sich überhaupt weit besser befinden? Du hingegen ziehst deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf, und gibst ihrer männlichen Natur durch diese Verzärtelung einen Knick, wovon sie sich nie wieder erholen kann. Ich bitte dich, was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu essen kriegt, weint? wenn er essen soll, immer nur das Leckerhafteste verlangt? wenn's heiß ist, gleich vergehen will, wenn's kalt ist, schlottert? wenn ihm etwas verwiesen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht alles gibt was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geätzt wird, sich erbost? — Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenschaften?

Mache dir also eine ernstliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anstatt dieser weichlichen eine strenge Erziehung in deinem Hause einzuführen. Laß sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte ausstehen lernen, und gewöhne sie

mit Geduld zu ertragen, wenn sie von andern ihres Alters oder von ihren Vorgesetzten beschämt werden. — Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs sind für junge Gemüther, was das Alaunwasser für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je stärker sie damit getränkt worden sind, desto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, desto schöner, feuriger und dauerhafter wird sie. Siehe also zu, meine Liebe, daß es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die, von schlechten Säften genährt, nothwendig schlechte Trauben tragen; oder, wie sollte eine üppige und weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wodurch ein Mensch sich selbst und andern nützlich ist?

Theano an Nikostrata.

Auch mir, liebe Freundin, ist zu Ohren gekommen, was von deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat sich eine Hetäre zu halten: aber mir ist leid, daß ich zugleich hören muß, du seyest schwach genug, eifersüchtig darüber zu seyn. Was deinen Gemahl betrifft, so kenne ich der Männer nur zu viele, die mit seiner Krankheit behaftet sind. Die armen Leute lassen sich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieser Geschöpfe fangen; sie scheinen von dem Augenblicke an, da sie ins Garn eingegangen sind, alle Besinnung verloren zu haben, und verdienen in dieser Rücksicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überlässest dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beschäftigst dich mit nichts, als wie du ihn beun-

ruhigen und ihm den Genuß seiner neuen Liebschaft verkümmern wollest. Das solltest du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau ist nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, sondern sich in ihn zu schicken; und dieß thut sie, wenn sie seine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem sieht er in seiner Hetäre bloß eine Person bei der er Vergnügen sucht, in seiner Frau hingegen eine Gattin die einerlei Interesse mit ihm hat. Euer gemeinschaftliches Interesse aber ist, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen: und wenn er ein Thor ist, so ist dieß kein Grund, daß du darum eine Thörin seyn mußt. Es gibt Leidenschaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen desto eher gehoben werden: wie man zu sagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von sich selbst. Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er seine Untreue vor ihr zu verbergen sucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu sündigen hoffte; und was gewinnt sie damit? Er sündigt fort und läßt sie zusehen. Wenn du dir von mir rathen lassen willst, Liebe, so denke nicht, seine Zuneigung zu dir sey nothwendig an die Unsträflichkeit seiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinschaft für das ganze Leben ist — daß er zu seiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß, und sich die lange Weile bei ihr zu vertreiben hofft — und daß er immer wieder zu dir zurückkommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünscht. Dich liebt er wenn die Vernunft Herr über ihn ist, jene aus Leidenschaft; aber die Leidenschaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald satt, und sie vergeht eben so schnell wieder als sie entstanden ist. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts seyn,

den eine Hetäre auf lange Zeit fesseln könnte. Denn was ist thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns selbst Unrecht thun? Es wird nicht lange anstehen, so wird er merken, welchen Schaden er seinem Vermögen und guten Namen dadurch zufügt. Kein Mensch, der seinen Verstand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit sehenden Augen in sein Verderben. Sey also versichert, das Recht, das du an ihn hast, wird ihn dir zurückbringen. Er wird einsehen, wie nachtheilig eine solche Lebensart seinem Hauswesen ist; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; sein Gefühl für dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden.

Du hingegen, liebe Freundin, anstatt dich mit einer Hetäre messen zu wollen, zeige den großen Unterschied zwischen dir und einer solchen Dirne durch anständiges Betragen gegen deinen Mann, sorgfältige Führung deines Hauswesens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweise diesem Geschöpfe die Ehre nicht mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Personen zu eifern ist schön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Aussöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich sogar das Herz unsrer Feinde, und die Tugend, aber auch sie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch sie kann eine Frau in gewissem Sinne über ihren Mann selbst Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem solchen Weibe hochgeschätzt, als gleich einem Feinde belauert seyn wollen. Je mehr Achtung du ihm zeigst, desto beschämter wird er werden, desto eher sich mit dir auszusöhnen verlangen, und dich dann um so stärker und zärtlicher lieben, wenn er, durch Betrachtung deiner untadeligen Aufführung und deiner Liebe zu ihm, zu einem so viel lebhafteren Gefühl

seines Unrechts gegen dich gebracht worden ist. Euer Glück wird dann dieser kurzen Unterbrechung wegen nur desto grösser seyn. Denn so wie nach einer überstandenen Krankheit nichts Süßeres ist als das erste Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, so enden sich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer desto innigern Gemüthsvereinigung. —

Nun, meine Freundin, stelle diesem Rath die Eingebungen der Leidenschaft entgegen! Diese rathet dir, weil er krank ist, sollst du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil er seinem Vermögen und Credit Schaden zufügt, sollst du das deinige auch dazu beitragen, indem du dich über ihn hinauszusetzen scheinst und dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen, und strafst dich selbst. Denn, sage mir, wie willst du dich an ihm rächen? Etwa dich von ihm scheiden? So wirst du, weil du doch noch viel zu jung bist verwittwet zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne versuchen, und, wenn dieser in den nämlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder dich entschließen müssen, dein Leben ledig und einsam zuzubringen — oder willst du dich nicht mehr um deine Haushaltung bekümmern, und, indem du alles drüber und drunter gehen lässest, deinen Mann zu Grunde richten? Würdest du dich dadurch nicht selbst zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du drohest der Hetäre mit deiner Rache? Sie wird sich vor dir in Acht zu nehmen wissen: und wolltest du es bis zu einem persönlichen Angriff treiben, so rechne darauf, daß ein Weib, die der Scham entsagt hat, streitbar ist. — Hältst du es für etwas Schönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daß alles Keifen und

Schelten seinen Ausschweifungen kein Ziel setzt, sondern blos eure Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? soll- test du etwa gar mit Anschlägen gegen seine Person umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zusammenhang darstellt, ihren Zweck sehr an dir verfehlen; denn sie lehrt uns die Eifersucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel schiessen zu lassen. Die Krankheit, an der du leidest, gleicht in diesem Stücke den Augenkrankheiten; man muß schlechterdings die Hände davon zurückhalten: Geduld und Standhaftigkeit sind das einzige Mittel, wodurch du sie zu heilen hoffen kannst.

Theano an Kallisto.

Die Gesetze haben euch jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgesinde zu regieren sobald ihr heirathet: aber wie ihr regieren sollt, überlassen sie euch von den ältern zu lernen, die ohnehin so gern von Oekonomie sprechen und gute Lehren geben. Es ist eine schöne Sache, das, was man nicht weiß, zu lernen, und den Alten zuzutrauen, daß sie durch ihre Erfahrenheit am geschicktesten sind uns guten Rath zu geben. Eine Person, die noch erst so kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten ist, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit solchen Din- gen zu nähren. —

Das erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde; und hierbei, meine Liebe, kommt alles darauf an, es dahin zu bringen, daß sie dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unsrer Sklavinnen werden nicht zugleich

mit ihren Personen gekauft: jene muß eine verständige Herrschaft sich erst durch ihr Betragen zu eigen machen; und dieß geschieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet als recht ist, und sie so behandelt, daß sie weder unter zu vieler Arbeit einsinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müssen. Denn sie sind Menschen wie wir. Es gibt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabei zu gewinnen glauben, wenn sie ihre Mägde recht übel halten, sie mit Arbeit überladen, und ihnen so viel sie nur immer können an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böser Wille, Untreue und heimliche Zusammenverschwörung des Gesindes gegen das Interesse der Herrschaft sind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreier im Einzelnen zu ersparen, zieht man sich einen Schaden zu, der zuletzt ins Große läuft. Um nicht in diesen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirst du am besten thun, deinen Sklavinnen etwas Gewisses und Festgesetztes, nach Proportion der Wolle, die sie gesponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumessen, so daß sie desto besser leben können, je fleißiger sie gewesen sind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, so siehe dabei hauptsächlich auf das, was dir selbst anständig ist. Strafe deine Mägde, je nachdem sie mehr oder weniger verschuldet haben, ohne Zorn und ohne Grausamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch diese nicht wieder ersetzt werden. Wenn du immer deiner selbst mächtig bleibst, so kannst du ihnen nur desto besser zeigen, daß du entschlossen seyest, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laster unverbesserlich, so mache lieber daß du ihrer auf einmal los wirst und verkaufe sie; denn was soll dir die Herrschaft über ein Ding, das dir unnütz ist? In allem diesem aber nimm im-

mer die Vernunft zur Rathgeberin; sie wird dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden ist, damit du nicht einem Unschuldigen Unrecht thust, sondern auch wie groß der Fehler sey, damit du die Strafe dem Vergehen proportioniren kannst. Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Ansehen, worauf in den häuslichen Verhältnissen so viel ankommt, beizubehalten. Manche Frauen können so grausam seyn, ihre Sklavinnen zu geißeln, und in einem Anfall von Zorn oder Eifersucht ihren Grimm auf eine unmenschliche Art an ihnen auszulassen, um, wie sie sagen, ein abscheuliches Exempel an den armen Geschöpfen zu statuiren. Aber was ist der Vortheil, den sie von einem so strengen Hausregiment haben? Die einen grämen sich über das Marterleben, das sie führen müssen, vor der Zeit zu Tode; andere suchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben sogar aus Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt. Wenn sich dann zuletzt die Frau in ihrem Hause allein sieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu spät. Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Instrumente, die, zu wenig gespannt, keinen Ton von sich geben, und, zu hoch gespannt, springen. Gerade so verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde. Durch zu viel Nachsicht verliert die Frau ihr Ansehen, und die Mägde vergessen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und so gilt auch hier der goldne Spruch:

Der Mittelweg ist überall der beste.

7.

Dieß sind die drei Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit größern Anzahl durch die Gunst des Zufalls dem Schicksal der übrigen entronnen sind, und von deren Aechtheit ich meines Orts überzeugt bin. Verschiedene alte Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meisten (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in solchen Dingen) immer mit der ältern, so wie diese mit jener, vermengt wird. Mir scheint es Jamblichus am besten getroffen zu haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras selbst und die andere mit Brontinus, einem seiner vornehmsten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Diese letztere macht eine ungenannte Biographie des Pythagoras (die von der andern nichts zu wissen scheint) zu einer Tochter dieses Weisen; und mir ist wahrscheinlich, daß die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denksprüche verschiedener Personen aus dem Pythagorischen Orden, die ihr von Suidas zugeschrieben werden, nichts anders als Sammlungen waren, die diese jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von sogenannten Apophthegmen, oder denkwürdigen Sinn- und Sittensprüchen derselben, die ihr aufbehaltenswürdig schienen, gemacht hatte; Sammlungen, aus welchen vermuthlich sowohl die mitgetheilten Briefe, als folgende Apophthegmen sich als Fragmente zufälliger Weise erhalten haben.

* * *

Theano wurde einst gefragt, wodurch sie berühmt zu werden gedächte? — Die Frage sollte vielleicht eine Schlinge seyn. — Sie antwortete mit dem Homerischen Verse:

Fleißig die Spindel drehend und meines Ehebetts wartend.

Einer andern Person, welche von ihr wissen wollte, worin der Inbegriff dessen, was einer Frau ziemt, bestehe, antwortete sie: ganz für ihren eigenen Mann zu leben.

Meines unmaßgeblichen Erachtens wiegen diese beiden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythagoras auf, und enthalten (wie sehr auch der Geist, worin Theano sie gab, aus der Mode gekommen seyn mag) den Text zu einer sehr vollständigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts. Wir würden bald bessere Zeiten sehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regeneration aller unsrer ihrem Untergang zueilenden Europäischen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugießen, die in diesen einfältigen Antworten der schönen Theano athmet.

Die Griechischen Frauen, die in den Mysterien der Ceres eingeweiht waren, sahen sich durch die Gesetze derselben genöthiget, neun Tage, theils vor theils während der Begehung der Thesmophorien, von ihren Männern abgeschieden zu leben. Wenn die Meinung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der Griechischen Damen beibringen möchte, gegründet wäre, so müßten ihnen allerdings diese neun Tage und Nächte etwas lang vorgekommen seyn. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rücksicht auf diesen Umstand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher sie gefragt wurde, nach wie langer Zeit eine Frau, die sich einem Manne genähert habe, rein genug sey, um den Thesmophorien beiwohnen zu können? „Sogleich, wofern es ihr eigener ist, antwortete Theano; und ist es ein anderer, niemals.“ — Ich sehe in dieser Antwort nichts als eine mit wenig Worten sehr viel sagende Belehrung einer

jungen Person, die (nach ihrer Frage zu urtheilen) von der ehelichen Verbindung und von den Thesmophorien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Mysterien der ersten (wollte die eben so aufgeklärte als tugendhafte Theano sagen) sind zu heilig, als daß eine Ehefrau, die ihren Pflichten getreu ist, jemals durch sie verunreiniget werden könnte; und die andern sind es so sehr, daß eine Frau, die jene zu profaniren fähig ist, durch keine Abstinenztage rein genug werden kann, sie jemals ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geschah einst zufälligerweise, daß einer ihrer Bekannten, ohne daß sie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren Arm bis über den Ellenbogen entblößt zu sehen. Welch ein schöner Arm! rief er aus. — Aber nicht für jedermann (all' u demosios), sagte Theano. — Man begreift nicht gleich, was an diesem Worte so Witziges oder Besonderes seyn soll, daß es von einem Moralisten, zwei Kirchenvätern und einer kaiserlichen Prinzessin als ein gar merkwürdiges Apophthegma citirt worden ist. Um den ganzen Nachdruck des Wortes demosios auszudrücken, hätte ich eigentlich übersetzen sollen: aber er gehört nicht dem Publicum an. Man sieht, daß ein zwar indirecter, aber ziemlich scharfer Verweis in der Wendung dieser Antwort liegt. Wenn ich (will sie sagen) eine Bildsäule wäre, die an einem öffentlichen Platze stände und ihren Arm zeigte, so wäre jedermann berechtigt, ihn anzusehen und in so laute Ausrufungen über seine Schönheit auszubrechen als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publicum an. Bei einer Hetäre oder öffentlichen Tänzerin wär' es eben dasselbe. Aber es war unschicklich und gegen die Ehrerbietung, sich eine solche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu sehen bekommen hatte: wenn die Bescheidenheit in

einem solchen Falle auch den Augen erlaubt, sich die Gunst des Zufalls zu Nutze zu machen, so sollte sie wenigstens den Mund verschließen. — Freilich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil; und nach diesen kam Theano mit der bloßen Ausrufung des unbescheidenen Zuschauers noch leicht genug davon: aber sie nahm es, wie man sieht, etwas schärfer mit dem was sich für eine ehrliche Frau schickt; und vielleicht las sie auch in den Augen dieses Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn sogleich in seine Schranken zurückwies und vermuthlich mit keinem sehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine Petite Maîtresse hätte sich freilich anders benommen!

Die Alten schreiben ihr auch ein Buch über die religiöse Frömmigkeit (Eusebia) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Clemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen ist: „dieses Leben wäre eine wahre Lustpartie für die Lasterhaften, wenn die Seelen nicht unsterblich wären, und der Tod wäre in diesem Fall für sie Gewinn.“ — Ein Gedanke, der zwar keine scharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewisses Licht gestellt, für die meisten etwas so Einleuchtendes hat, daß Plato selbst kein Bedenken trug Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugnisse des Didymus soll Theano auch Verse gemacht, und (wie Theodoretus, ich weiß nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinschaftlich mit ihren Söhnen, Telauges und Mnesarches, der Schule, oder richtiger zu reden, der geheimen Gesellschaft desselben vorgestanden haben.

8.

Unter den Pythagorischen Frauen werden Arignote, Damo und Myia als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beiden erstern sind wenig bekannt; aber von der letztern wird als etwas, das sie mit Einem Zuge charakterisirt, angemerkt: daß sie während ihres jungfräulichen Standes bei festlichen Gelegenheiten den Chor der Jungfrauen, und als Ehefrau den Chor der Frauen geführt habe. Sie war mit dem berühmten Athleten Milo von Krotona vermählt, den seine ungewöhnliche Leibesstärke und die gymnastischen Uebungen nicht verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu seyn. Man hat nichts von ihr übrig, als einen Brief an eine junge Mutter, über die Wahl einer Amme, der durchaus so verständige Regeln enthält, daß Sokrates und Hippokrates gemeinschaftlich nichts Weiseres über diesen Gegenstand hätten sagen können. Es ist meines Erachtens merkwürdig, daß sich in diesem Briefe (an dessen Aechtheit nicht zu zweifeln ist) auch nicht die geringste Spur zeigt, daß Myia — die doch als eine Tochter des Pythagoras und der Theano die Grundsätze der reinsten Moral unmittelbar aus der Quelle eingesogen hatte — das Selbststillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (seltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Classen auch sogar des bürgerlichen Standes mißrathen, bei weitem diejenigen, die unsre populären Moralisten, bis auf die trivialsten Romanschreiber herab, seit mehrern Jahren einigen ausländischen Declamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und sittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weise Myia mit größtem Rechte für unentbehrliche Erfordernisse zu diesem

Dienste hält, dürfte in unsern Tagen nicht viel leichter zu finden seyn, als eine Mutter, welche die Stelle einer so vollkommnen Amme selbst einnehmen könnte. Und so werden denn wohl Ziegen, Kühe oder Eselinnen (bei denen man aller Besorgnisse ihres moralischen Charakters halber überhoben ist) in den meisten Fällen die tauglichsten Ammen seyn — welches hier nur im Vorbeigehen gesagt, und den Müttern — die über die Frage, „wie eine Sache gethan wird," nicht so gleichgültig sind als die gute Madame Shandy, Tristrams Mutter — zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Neben dieser Pythagorischen Tochter finden sich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieses Ordens, deren Name das einzige ist was sich von ihnen erhalten hat, noch drei, welche jenen gewöhnlich beigefügt werden, wiewohl, außer einigen Ueberbleibseln ihrer Schriften, weder von der Zeit wann sie gelebt, noch von ihren Umständen das Geringste bekannt ist. Ihre Namen sind Phintys, Periktione und Melissa. Von den beiden ersten hat uns ein gewisser Johannes von Stobä, der Compilator einer schätzbaren Blumenlese aus ungefähr fünfhundert poetischen und prosaischen Schriftstellern des Alterthums, einige Fragmente aufbehalten.

Das erste ist aus einer Schrift der Phintys gezogen, worin sie von der Tugend, die ihrem Geschlechte besonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sophrosyne, handelt — ein Wort, dessen ganze Bedeutung zu erschöpfen mir keines in unsrer Sprache geschickt scheint. Denn es umfaßt alle die besondern Tugenden, die ein wohl geordnetes Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden und Leidenschaften Herr ist, und sich gern in den engen Kreis der häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entsprin=

genden Glückseligkeit einschränkt. Sie setzt diese weibliche Sophrosyne, in welcher eigentlich die moralische Schönheit des Weibes bestehe, hauptsächlich in die Keuschheit und eheliche Treue; in Reinlichkeit und äußerste Simplicität in Kleidung und Putz; in Entfernung von allem, was auch nur den leisesten Verdacht der Kokketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf sie werfen könnte; in die geflissenste Einschränkung in ihr Hauswesen; in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausgesinde; und in eine von aller abergläubischen oder schwärmerischen Neigung zum Außerordentlichen und Geheimnißvollen gereinigte religiöse Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione sind größtentheils nichts als Wiederholung und Bestätigung eben derselben sittlichen Begriffe, Grundsätze und Maximen, auf welche die Pythagorische Schule die Philosophie der Frauen hauptsächlich einschränkte. Periktione eifert sehr gegen Luxus, Hoffart und Wollust; sie geht hierin beinahe so weit als der strengste Cyniker oder Anachoret, ohne daß man sie mit Grund beschuldigen könnte zu weit zu gehen. Wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts ist, so kann man sich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn sie behauptet: daß nur eine Frau, die über alle diese Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Sinnlichkeit und Hang zu Müßiggang und Wollust erhaben ist, nur eine durchaus vernünftige, gesetzte, sich selbst genugsame, und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Aeußerlichem, kurz, in deren ganzem Leben und Wesen alles zusammenstimmt, alles Harmonie ist — daß nur eine solche Frau fähig sey, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus, und, wofern das Schicksal sie zu

der hohen Bestimmung einer Fürstin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen. —

In einem andern Fragment schärft sie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien, und also mittelbarerweise das Wohl der Staaten, beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Eltern." Auch diese treibt sie — so wie die Pflichten der Ehefrau gegen den Mann — auf die äußerste Spitze, ohne daß man ihr zumuthen könnte, auch nur das Geringste von ihren Forderungen nachzulassen.

Von Melissa ist nichts auf uns gekommen, als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die sich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Absicht auf ihren Putz zu beobachten habe? Ich hoffe meinen Leserinnen durch die Mittheilung desselben Vergnügen zu machen, wiewohl sie daraus sehen werden, daß die Frauen des Pythagorischen Ordens zu den Hauptartikeln eines Modejournals ihrer Zeit, wofern ein solches schon damals zu Kroton, Tarent oder Sybaris herausgekommen wäre, wenig Beiträge geliefert haben würden.

Melissa an Kleareta.

Du scheinst mir von selbst und vermöge einer glücklichen Naturanlage so voll schöner und guter Gesinnungen zu seyn, daß dein so ernstlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir desto gewissere Hoffnung gibt, du werdest durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend seyn. Eine verständige und edeldenkende Frau muß sich dem Manne, mit dem sie gesetz-

mäßig verbunden ist, immer in einem stillen unscheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, kostbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen: in einer ganz einfachen, reinlichen weißen Kleidung wird sie immer geputzt genug seyn.

Durchsichtige, ganz purpurne und mit Gold durchwirkte Kleider müssen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeschlossen seyn. Die Hetären, die darauf ausgehen so viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen solcher Anlockungen nöthig haben: aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und soll, besteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau ist nichts schöner, als wenn sie ihrem eigenen Manne angenehm zu seyn sucht, unbekümmert ob sie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene dir die schöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit ist, und Rechtschaffenheit, Anständigkeit und Sittsamkeit statt goldner Ketten und Edelsteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem kostbaren Aufzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens; und sie ist gewiß, daß sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als wenn sie alles nach seinen Wünschen anordnet und ausführt. Denn die Wünsche des Mannes müssen das ungeschriebene Gesetz seyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichste Mitgift sey, die sie ihrem Manne zugebracht habe, und daß sie sich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äußerliche gute Gestalt und Vermögen zu verlassen habe. Denn diese kann uns eine Krankheit oder die Mißgunst der

Menschen und des Schicksals rauben: jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil sie einen Theil, und unstreitig den besten Theil, von uns selbst ausmachen.

Was denken nun meine Leserinnen von den Frauen des Pythagorischen Ordens? Sie sind freilich zu alt, um Frauen nach der heutigen Welt und Mode zu seyn: auch muß man den Umstand nicht ganz aus den Augen lassen, daß sie sämmtlich in Republiken lebten, deren Verfassung den großen Unterschied der Stände und Conditionen nicht zuließ, der bei den meisten Völkern des heutigen Europa die Gränzen des Schicklichen und Anständigen für einige so sehr erweitert hat.

Bei dem allem dürfte doch schwerlich zu läugnen seyn, daß wir in der Entfernung von der Pythagorischen Sophrosyne unvermerkt bis an den äußersten Rand der andern Extremität gekommen sind, wo einer oder zwei Schritte mehr in unwiederbringliches Verderben stürzen würden.

Wir werden also doch wohl, je eher je besser, wieder umkehren müssen; und leider haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenseitigen Extremität (wenn anders einige, die dieses zu lesen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebensart einer Theano, Melissa und Periktione mit diesem Namen belegen sollten) so nahe gekommen sind, daß wir, ohne uns selbst zu schaden, stille stehen dürften.

Indessen freue ich mich, hinzusetzen zu können, daß ich, sogar in den höchsten Ständen, mehr als Eine kenne, die, es sey als Jungfrau oder Vermählte, eben so würdig als die Tochter des Pythagoras gewesen wäre, den Chor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich selbst seit einunddrei-
ßig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehefrau
und Mutter, und in jedem andern reinen menschlichen Ver-
hältniß, von jenen Pythagorischen Frauen für ihre Schwester
erkannt worden wäre: so sey mir erlaubt, ihr, zu einem öf-
fentlichen Denkmal der Dankbarkeit für das Glück meines
Lebens, das ich ihrer Liebe und ihren Tugenden schuldig bin,
und unsern Töchtern, zur Aufmunterung einer solchen Mut-
ter immer ähnlicher zu werden, diesen kleinen Aufsatz hiermit
besonders zuzueignen.

Ehrenrettung

dreier berühmter Frauen

des Alterthums

der Aspasia, Julia und jüngern Faustina.

I.

Aspasia.

Die sogenannten Cours d'Amour oder Gerichtshöfe für Liebessachen, welche vermuthlich unsern meisten Leserinnen (wenigstens dem Namen nach) bekannt sind, gehören unter die sonderbarsten Ausgeburten jener seltsamen Mischung von Rohheit und Galanterie, Barbarei und Verfeinerung, die den Hauptzug im Charakter der Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge ausmachen.

Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewohl sie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo sie den Namen Jeux sous l'Ormel, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil sie gewöhnlich im Mai auf freiem Felde unter dem Schatten einer großen Ulme gehalten wurden.

Die unter dem Namen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten, oder (wenn man lieber will) Reimer dieser Zeiten, scheinen durch eine Art von Dichterei, Tensons und Jeux-partis genannt — worin es immer um die Entscheidung eines zwischen zwei Damen oder Herren, oder unter zwei Verliebten entstandenen Streites über eine problematische Frage aus der Philosophie oder

Rechtsgelehrsamkeit der Liebe zu thun war — zur Errichtung dieser lächerlich ernsthaften höchsten Reichsgerichte des Liebesgottes Gelegenheit gegeben zu haben.

Da die Producte einer noch ziemlich barbarischen Muse, deren Fruchtbarkeit aber keine Gränzen hatte, damals einen sehr wesentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit sich die Damen auf ihren schwermüthigen und thurmreichen Schlössern die lange Weile vertrieben: so kam der Fall sehr oft, daß die Frauen, oder ihre Ritter (denn in diesen Zeiten mußte jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter seine Dame haben), mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger erhebliche oder spitzfindige Frage entschieden hatte, nicht zufrieden waren, und eine Revision seines Urtheils vornahmen, die nicht selten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab.

Diese vermehrten sich nach und nach dergestalt, daß man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugestand, sowohl über alle diese erotischen Fragen und Zweifel, als über alle Arten von Zwistigkeiten, die unter Verliebten entstehen konnten, in letzter Instanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine solche Cour d'Amour bestand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter und Dichter des Districts erwählt, und bestanden immer aus Personen, denen man ihrer Scharfsinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einsicht in Liebes- und Ehrensachen zutrauen konnte.

Die Damen brachten dieses neue Institut — das sich mit den Gegenständen, die für den größten Theil ihres Geschlechts die interessantesten sind, beschäftigte, und das ihnen so viele und mannichfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes, und ihre

wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachsten und die Entwicklung der verworrensten Sachen, schimmern zu lassen — die Damen, sage ich, brachten dieses neue Institut, wovon sie natürlicher Weise die Seele waren, gar bald in solche Aufnahme, daß sich diese Gerichtshöfe der Liebe, besonders in der Provence und in Languedoc — „in diesen lustigen Ebenen und unter dieser freudigen Sonne, wo bei jedem Schritte, den man thut, der Verstand von der Einbildungskraft überrascht wird, und Viva la joya aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen schwebt" — unglaublich vervielfältigten.

In kurzem dehnten sie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der Liebe und der Galanterie aus; unzählige Händel dieser Art wurden bei ihnen anhängig gemacht: die Parteien unterwarfen sich ohne Murren ihren richterlichen Sprüchen, oder Arrêts d'Amour (wie sie im Kanzleistyl dieser seltsamen Gerichtshöfe genannt wurden), und aus diesen Entscheidungen formirte sich nach und nach eine Art von Gesetzbuch, dessen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Personen vom ersten Rang präsidirten in diesen Gerichten, und die berüchtigte Königin Isabelle von Bayern, unter welcher die ehemalige Frivolität der Französischen Nation ihre höchste Stufe erreichte, trieb die Sache so weit, daß sie für die Cour d'Amour, die sie am königlichen Hofe selbst errichtete, Präsidenten, Räthe, Requetenmeister, Auditeurs, Geheimschreiber, Gens du Roi, kurz alle Arten von Officianten, die bei den höchsten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und so weit ging damals die Ehrfurcht vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daß Prinzen vom Geblüte, und andere von den größten

Herren des Reichs, ja sogar gravitätische Magistratspersonen und angesehene Geistliche, sich nicht schämten, diese lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine Thatsache, die, nach der Vorstellungsart und den Sitten unsrer Zeit zu urtheilen, so unglaublich ist, daß der ausgelassenste Poet es kaum wagen würde, in einem Possenspiel etwas Aehnliches zu erdichten.

Aber was man sich am wenigsten träumen lassen sollte, und was unstreitig das Abenteuerliche dieser ritterlichen und romantischen Zeiten am stärksten schildert, ist der Umstand, daß sogar Päpste die Liebesgerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daß die Zeit, da diese Häupter der Christenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoche war, wo die Cours d'Amour in der Provence und den angränzenden Ländern in ihrem höchsten Flore standen, und daß Innocenz VI die damals mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tende, als sie ihm einen Besuch machten, unter andern auch mit dem Schauspiel einer glänzenden Cour d'Amour regalirte.

Ich sehe, daß mich diese seltsame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles sehr unähnlichen Zeitalters beinahe zu weit von Aspasien weggeführt hat. Aber die besagten weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anschicken wollte, als Sachwalter der schönen Aspasia aufzutreten, und eine Revision des strengen oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt, auf einseitige Beschuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloße Anscheinungen hin, allzu leichtsinnig über diese Frau ausgesprochen hat, welche, meines Erachtens, eine Zierde ihres Geschlechts gewesen ist.

Gäb' es, dachte ich, noch irgendwo eine Cour d'Amour, die in besserm Ruf stände als der Hof der Königin Isabeau, so würde ich die Gerechtigkeit derselben anrufen, um den so

viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Clientin, der nunmehr, da er sie selbst nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geschlechts geworden ist, wieder herzustellen. Da mir aber dieser Weg nun einmal abgeschnitten ist, warum sollte ich mir nicht alle meine Leserinnen in eine Cour d'Amour, oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus, versammelt denken können, und die gute Sache der Griechischen Dame, zu deren Fürsprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausspruch ankommen lassen?

Ich habe nicht zu besorgen, daß irgend jemand so verwegen seyn werde, weder die Gehörigkeit noch die Unparteilichkeit dieses Richters anzufechten. Denn wenn es auch scheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geschlechts dabei zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu lassen: so ist auf der andern Seite zu bedenken, daß Ihnen eben so viel daran gelegen ist, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daß sie derjenigen, die einen gerechten Anspruch an sie hat, entzogen werde.

Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Parteilichkeit, Bestechung, oder Hoffnung einiges Gewinns bei dieser Sache fallen; und wie gütig und gefällig gegen mein Geschlecht gewisse Lästerzungen meine erhabene Clientin auch immer abgeschildert haben mögen, so ist doch nur zu gewiß, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt steht, den Dienst, den ich ihr erweisen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bei einem alten Idyllendichter demjenigen verspricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.

Da ich also hiermit vor meinen edlen und gutherzigen,

aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbestechlichen Richterinnen erscheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftsteller und Buchmacher gröblich gemißhandelten guten Namens einer Dame, welcher ihre Verleumder selbst die größten Vorzüge einzugestehen genöthigt sind, anzunehmen, hätte ich die schönste Gelegenheit, zwei der häßlichsten Untugenden zu rügen, die fast allgemein und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten sind, deren man sich im täglichen Leben schuldig macht: nämlich, die Geneigtheit allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Personen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben; und die Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer solchen Person einen Anschein von Zweideutigkeit hat, lieber ohne genauere Untersuchung dem bösen Schein zu glauben, als auf eine günstige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Ursache wir auch finden könnten, unser Urtheil mehr auf diese Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, ist so gut, daß ich kein Bedenken trage, mich dem strengen Gesetze zu unterwerfen, an welches der weise Solon alle diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürsprecher zu reden hatten, und vermöge dessen ihnen alle rednerischen Kunstgriffe, die Richter zum voraus einzunehmen, ihre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzuleiten, oder ihr Gemüth zu Gunsten der einen und zum Nachtheil der andern Partei in Bewegung zu setzen, schlechterdings verboten waren. Eben so wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Lossprechung der schönen Phryne vor dem furchtbaren Gericht der Heliasten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen außerordentlichen Talente meiner Clientin zu bestechen suchen. Ich setze also alles was hierüber

zu sagen wäre als bekannt voraus, und komme zur Hauptsache.

Die gemeine, oder vielmehr die allgemein angenommene Meinung setzt die Aspasia von Milet in eine Classe von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede seyn kann) durch die Gesetze Solons zwar geduldet und beschützt, aber nichtsdestoweniger allezeit, selbst in den Zeiten der größten Sittenverderbniß zu Athen, als Personen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angesehen, und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeschnitten waren — mit Einem Worte, in die Classe der Hetären. Die Geschichte berühmter Frauenzimmer, nach alphabetischer Ordnung (deren erster Theil im Jahre 1772 zu Leipzig bei Böhme herausgekommen ist), eine aus dem Dictionnaire historique portatif des Femmes celèbres und den Memoirs of the most illustrious Ladies of all Ages and Nations, zusammengetragene Compilation, die ich statt aller andern aus eben diesem Tone singenden Autoren anführen will, drückt sich über Aspasien folgendermaßen aus. „Aspasia, eine der berühmtesten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig — und stammte aus einer edeln Familie. — Wahrscheinlicher Weise mag sie in Megara angefangen haben sich durch ihr Handwerk einen Namen zu machen. Sie war übrigens in verschiedenen Betrachtungen eine sehr schätzbare Person: denn sie besaß bei einem ungemeinen Verstand eine große Gabe der Beredsamkeit, welche sie durch sorgfältiges Studium der Redekunst zur Vollkommenheit gebracht hatte, eine Kunst, worin sie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächst der verstand sie sich sehr gut auf die Philosophie, und hatte besonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, außerordentliche Einsicht u. s. w. So war Aspasia

beschaffen, als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig sey; worauf sie auch mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche sie in der Kunst ihre Reizungen geltend zu machen unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredsamkeit zu eröffnen, und eine Akademie der Liebe zu halten Dieß war in der That ein Mittel ganz Athen an sich zu locken. Einige kamen hin, weil sie aus ihren Unterredungen über die Kunst der Beredsamkeit und über mancherlei philosophische Materien Unterricht zu schöpfen suchten; andere fanden sich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genießen. Sie hatte auch in der That berühmte Schüler, und machte gar ansehnliche Eroberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunst; sie flößte dem Perikles, einem großen Philosophen und Redner in Athen, die lebhafteste Liebe ein, und hielt beiden zugleich Vorlesungen über die Staatsklugheit. Dieß berichten uns von ihr Plato, Plutarch und Athenäus.“ u. s. w.

In einem eben so platten Styl und in eben diesem waschhaften Tone fährt der Verfasser dieser aus den ungleichartigsten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen und Verleumdungen zusammengestoppelten Geschichte der Aspasia fort, die Umstände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm vorzutragen. Er versichert uns, sie habe ihm „oftmals, wenn es ihm gar zu sehr an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten nicht das mindeste Bedenken getragen. Aber (fährt er fort) sie leistete ihm, wie man sagt, auch noch eine andere Art von Diensten. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die sich am fleißigsten zu ihren Vorlesungen einfanden, auch ihre Weiber zu ihr, damit

sie ihre Reden und Gespräche hören sollten. Dieses gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als sie die Gemahlin des Perikles wurde. Da nun Perikles, so zärtlich er auch Aspasien liebte, gleichwohl oftmals andere flüchtige Neigungen hatte, so war sie ihm in seiner Liebe zu denjenigen von den Weibern der Bürger, die ihm gefielen, beiräthig und beförderlich." —

Und so wäre denn Aspasia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Athenischen Jupiters (wie sie von den Komödienschreibern genannt wurde) mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! — Es ist Schande, auch für den gemeinsten Buchfabricanten unsers Jahrhunderts, mit so wenig Sinn und Beurtheilung zu schreiben; es ist schändlich, mit einer so gefühllosen Plumpheit den Charakter einer Person zu besudeln, die ein Gegenstand der Bewunderung und Hochachtung der edelsten Menschen ihrer Zeit war: aber es ist ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verleumdungen sich auf Plato und Plutarch zu berufen, und den größten Theil der Leser, denen der dreiste Ton des Erzählers seine Zuverlässigkeit zu verbürgen scheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aspasien so zuversichtlich nachsagt, auf dem Zeugniß eines Plato beruheten, oder durch das Ansehen eines Plutarchs außer allem Zweifel gesetzt würden.

Das Verhör der sämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner schönen Clientin auftreten sollen, wird uns ganz andere Resultate geben. Wir werden sehen, aus was für schlammigen Quellen die Verleumdungen geflossen sind, womit Aspasiens Charakter schon bei ihrem und Perikles' Leben angeschmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer edelsten Zeitgenossen etwas von seinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit sich selbst übereinstimmenden

Nachrichten und Charakterzüge, die uns (außer einem Paar ehrwürdiger Schriftsteller ihrer Zeit) der ehrliche, wiewohl schwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlassen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entstehung jener Verleumdungen erklären zu können: und wenn einige Griechische Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aspasien, die Sarkasmen etlicher zügelloser Komödienschreiber für einen hinlänglichen Grund genommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu sprechen, so werden wir sehen, daß diese Herren mit unserm Französischen Biographen und seinem Dolmetscher in Eine Classe gehören, und gerade so viel Achtung und Gehör verdienen als diese.

Unter denen, die das Glück hatten mit Aspasien zu leben, sind nur zwei, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeigehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenophon: der erste in einem seiner schönsten Dialogen, Menexenus betitelt; der andere im dritten Kapitel der Unterredung zwischen Sokrates und Kritobulus über die Oekonomie.

Im Menexenus spricht Sokrates mit einem jungen Athener dieses Namens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten Peloponnesischen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelassen hatten, eine feierliche Leichenrede halten zu lassen. Menexenus meint, derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde, wegen Mangel an Zeit sich dazu vorzubereiten, sehr verlegen seyn, und wohl gar aus dem Stegreife reden müssen. — Wie? sagt Sokrates, denkst du nicht, daß ein jeder von diesen Herren seine Rede auf diesen Anlaß schon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was ist denn auch so Schweres daran, daß es einer großen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja wenn einer die Athener im Peloponnesus, oder die Peloponnesier zu Athen zu loben

hätte, da möchte wohl ein großer Redner dazu gehören, um sich Beifall zu verschaffen und seine Zuhörer zu überzeugen: aber wenn man diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da ist es keine Kunst gut zu sprechen. — Du getrautest dir also, sagt Menexenus, diese Rede zu halten, wenn es dir vom Senat aufgetragen würde? — Warum nicht, erwiedert Sokrates, da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeisterin in der Redekunst zu haben, die viele andre zu sehr guten Rednern gemacht hat, und darunter einen der unter allen Griechen nicht seinesgleichen hat, den Perikles? — Wer wäre diese, versetzt Menexenus, wenn du nicht Aspasien meinst? — Keine andere! Sie und Konnus, des Metrobius Sohn, sind ja beide meine Lehrmeister, jener in der Musik, Aspasia in der Rhetorik. Es ist also kein Wunder, wenn ein Mann, der einer solchen Erziehung genossen hat, gut zu sprechen weiß. — Und was hättest du denn zu sagen, wenn du die Leichenrede halten müßtest? fragt Menexenus. — Vielleicht nichts, antwortet Sokrates, wenn ich aus mir selbst reden müßte; aber zu gutem Glück hörte ich erst gestern zu, als Aspasia, da von dem Vorhaben, eine solche Rede halten zu lassen, gesprochen wurde, sich über diesen Gegenstand vernehmen ließ, und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu sagen wäre; so daß die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens, bloß aus den Bruchstücken, die ihm von Aspasiens Rede im Gedächtniß geblieben waren, zusammengeleimt war. — Erinnerst du dich dessen noch was Aspasia sagte? fragt Menexenus. — Ich hätte sehr Unrecht, wenn ich es läugnen wollte, antwortet Sokrates; denn sie gab sich Mühe genug es mir beizubringen, und es fehlte wenig, daß ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, weil ich so viel davon wieder vergessen hatte. — „Was hindert

dich also, es mir vorzutragen?" — Meine Lehrmeisterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte. — „Das hast du ganz und gar nicht zu besorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, sage mir die Rede her; ob es die von Aspasien, oder von welchem andern sie ist, gilt mir gleich! nur die Rede!" — Du wirst mich vielleicht auslachen, daß ich in meinem Alter noch Spaß treibe? — „Ganz und gar nicht, Sokrates; mir ist alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme." — Nun, so werde ich dir denn wohl zu Willen seyn müssen, sagt Sokrates: müßte ich's doch, wenn du haben wolltest, daß ich mich ausziehen und tanzen sollte, da wir doch beide hier allein sind. So höre denn. — Und nun fängt er an, seinem Freunde die vorgebliche Rede der Aspasia vorzutragen, die dieser Dame allerdings große Ehre machen würde, wenn wir nicht Ursache hätten zu glauben, daß sie nicht mehr Recht an dieselbe habe, als Diotima an die schwärmerisch-metaphysische Theorie der Liebe, die ihr in Platons Gastmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er fertig damit ist, setzt er hinzu: und dieß, Freund Menexenus, wäre also die Rede der Aspasia von Milet. — Beim Jupiter, ruft Menexenus aus, du gibst mir einen großen Begriff von dieser Aspasia, wenn sie im Stande ist, solche Reden abzufassen. Wer sollte das von einer Frau erwarten? — Wenn du es nicht glaubst, erwiedert Sokrates, so komm mit mir, du sollst sie selbst reden hören. — O mein guter Sokrates, versetzt jener, ich bin oft genug in Aspasiens Gesellschaft gewesen, um zu wissen, was von ihr zu erwarten ist. — Wie so? fragt Sokrates. Du bewunderst sie also nicht, und weißt ihr keinen Dank für ihre Rede? — Im Gegentheil, dem, von welchem du diese Rede hast, einen sehr großen Dank, antwortet Menexenus, es sey nun daß ich ihn ihr oder

einem andern schuldig bin. — Gut, sagt Sokrates: aber daß du mir nichts ausplauderst! Du würdest dich dadurch um viele andere gar schöne politische Discurse von ihr bringen, die ich dir in der Folge mittheilen will. — Dieß ist alles was Plato in seinen Werken von Aspasien sagt.

In der Stelle, wo Xenophon ihrer erwähnt, ist die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlstand oder zum Schaden ihres Hauswesens beitragen könne, und wie nöthig es sey, daß der Mann, der eine junge unwissende und unerfahrne Person (wie alle Griechischen Mädchen vermöge ihrer Erziehung gewöhnlich waren) geheirathet habe, sie auf eine verständige Art zu bilden, und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wisse. — Du glaubst also, sagt Kritobulus zum Sokrates, die guten Frauen, deren du vorhin erwähntest, seyen von ihren Männern dazu gebildet worden? — Ich denke es wird sich so befinden, wenn wir genauer nachsehen, antwortet Sokrates. Uebrigens empfehle ich dir die Aspasia, die dir über diese ganze Materie mit viel größerer Sachkenntniß sprechen kann als ich.

Man erlaube mir nun über diese beiden Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der ersten herrscht offenbar ein gewisser Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platons etwas zweideutig macht. Indessen meint Plutarch, unter allem diesem Scherze sey doch so viel historische Wahrheit, daß man zu glauben Ursache habe, der Umgang, den viele Athener mit dieser Frau gepflogen, habe keine andre Absicht gehabt, als von ihrer Geschicklichkeit in der Kunst zu reden Vortheile zu ziehen. Dieß konnte geschehen, ohne daß Aspasia im eigentlichen Wortverstande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles seine Reden dictirt,

oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede ist, über vierzig Jahre alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er seine Lection nicht recht gelernt hätte. Indessen scheint es auch unter den damaligen Athenern solche Strohköpfe gegeben zu haben, die sich nicht vorstellen konnten, wie eine schöne und geistvolle Frau die Demagogen von Athen zu bessern Rednern und geschicktern Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorlesungen über Rhetorik und Politik zu halten; oder wie sie einem Perikles Ideen zu seiner Ehrenrede auf die Bürger, die im Peloponnesischen Kriege zuerst gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen: und über diese Leute spottet der Platonische Sokrates augenscheinlich. Uebrigens ist der ganze Dialog so gut eine Fiction als alle anderen Platonische Dialogen.

„Aber was für eine Ursache konnte er haben, eine Rede, deren Verfasser er ohne Zweifel selbst war, auf Aspasiens Rechnung zu setzen?"

Es fällt, dünkt mich, ziemlich stark in die Augen (zumal wenn man seine Rede mit der des Perikles vergleicht), daß sie gemacht war die letztere auszulöschen. Aber die Rede des Perikles galt nun einmal bei den Athenern für ein so großes Meisterstück, daß etwas Unpopuläres und Verhaßtes darin war, sich die Miene zu geben, als ob man etwas Besseres machen könne. Was konnte er nun, um diesem Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als sich die gemeine Meinung von Aspasiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen, und seine Rede für das wahre Original dieser großen Meisterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Copie anzusehen sey? Das Verhaßte des Unternehmens, den Athenern zu zeigen, wie diese Leichenrede hätte lauten müssen, um des großen Auf-

Lebens das man davon machte würdiger zu seyn, fiel auf diese Art nicht geradezu auf Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür gesorgt, daß sich kein verständiger Leser über den wahren Verfasser irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aspasien sagen läßt, etwas Uebertriebenes und Ironisches ist: so ernsthaft ist hingegen der Ton, worin Xenophons Sokrates in dem ganzen Gespräche mit dem Kritobulus, und also auch in der Stelle, wo er ihn an Aspasien verweiset, spricht. Hier ist nicht nur kein Schatten von Zweideutigkeit, sondern sogar der Schlüssel zu dem, was Plutarch von den Athenischen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aspasien zu führen, damit sie von den Gesprächen dieser außerordentlichen Frau profitiren möchten.

Es ist wahr, Plutarch setzt unmittelbar hinzu: ungeachtet sie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anständigste war; „denn sie unterhielt Mädchen in ihrem Hause, die sich dem Vergnügen der Mannspersonen widmeten.“ — Sie müßte also dieses unehrbare Gewerbe sehr heimlich getrieben haben. Denn daß angesehene Männer von Athen ihre Frauen in ein solches Haus geführt haben sollten, oder daß Athenische Frauen sich zum Umgang mit einer Fremden, die eine solche Profession getrieben hätte, verstanden haben sollten, war den Sitten der Athener so schnurgerade entgegen, daß es sich gar nicht denken läßt. In einer von Terenz übersetzten Komödie des Menander macht sich der Athener Kremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart seiner Frau auszusprechen: und die edelsten Männer von Athen sollten sich nicht geschämt haben, ihre Ehefrauen selbst in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates sollte mit einer solchen Person öffent-

lich umgegangen seyn? Sollte (wie er beim Xenophon thut) einen wackern Mann an eine solche Person gewiesen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann seine Ehegattin bilden müsse? Ein Perikles sollte, in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, fähig gewesen seyn, sich von seiner Gemahlin, einer edeln Athenerin, zu scheiden, um ein solches Weibsstück zu heirathen? Und (was nicht das Widersinnigste ist) eine Person von edler Abkunft, welche, nach Plutarchs eigenem Vorgeben, reizend und liebenswürdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenschaft, eine Liebe, die sich auch nach seiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflößen, sollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Phryne ihre eigenen Reizungen zu beschimpfen geglaubt hätte? — Es würde unbegreiflich seyn, wie der gute Plutarch den Komödienschreibern, deren Frechheit ihm bekannt genug war, so offenbare Ungereimtheiten habe nachsprechen mögen, wenn seine Lebensbeschreibungen nicht so häufige Beweise enthielten, daß es ihm nicht schwer fiel sich die unglaublichsten Dinge als möglich vorzustellen, und daß, bei allem seinem guten Verstande, seine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freilich erlaubten sich die Aristophanes, Kratinus, Eupolis und ihresgleichen, auch gegen Aspasien, was sie sich sogar gegen Sokrates, was sie sich gegen die größten Männer der Republik und gegen Perikles selbst erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geist, ihre Talente, ihre Kenntnisse, die Eleganz der Sitten und die freiere Lebensart des Jonischen Frauenzimmers, wovon sie den Athenern das erste und vollkommenste Modell an sich selbst zeigte, gegen die äußerst einfach erzogenen, unwissenden, langweiligen, und fast immer in ihrem Gynäceon vegetirenden Athenerinnen so gewaltig abstach, mußte ja wohl diesen zügel-

losen Witzlingen, die nichts zu scheuen hatten, und Götter und Menschen so lächerlich machen durften als sie wollten und konnten, manche Blöße geben, sie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Aristophanes war kein Mann, der eine solche Gelegenheit unbenutzt ließ, zumal da er, indem er seine Pfeile auf Aspasien abdrückte, den Perikles selbst (der desto mehr Neider und Feinde hatte, je größer er war) ungestraft verwunden konnte. Nicht zufrieden also, sie seine Omphale und Dejanira, und, nachdem er sie geheirathet hatte, seine Juno zu nennen, ging Aristophanes so weit, der Feindschaft des Perikles gegen die Megarer und dem Peloponnesischen Krieg eine Ursache zu geben, die, indem sie Aspasiens Sitten und Charakter anschmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaßtes Licht auf den Perikles selbst fallen ließ. — „Etliche von unsern jungen Leuten, sagt er, gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha: die Megarer erbosen sich darüber, und entführen, sich zu rächen, der Aspasia zwei H*r*n; und so sind drei Metzen die saubere Quelle des Krieges, der über die ganze Hellas ausgebrochen ist! Das ist's, warum der Olympier Perikles so gewaltig blitzt und donnert, und in ganz Griechenland alles zu unterst zu oberst kehrt" u. s. w. So konnte Aristophanes seinen Dikäopolis sprechen lassen: aber Plutarch, der die wahren Ursachen des Decrets gegen Megara und des Peloponnesischen Krieges aus seinem Thucydides wissen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarer auf diese Verse des Aristophanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar schwer sey, hinter die wahren Ursachen des Peloponnesischen Krieges zu kommen."

Uebrigens konnte, Aspasiens Ehre unbeschadet, etwas Wahres an der Anekdote seyn. Aspasia hatte ohne Zweifel

sehr artige junge Mädchen unter ihren Sklavinnen, ohne daß sie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dikäopolis sie belegt; die jungen Megarer konnten, um sich wegen der Entführung der Simätha zu rächen, ein paar schöne Sklavinnen aus Aspasiens Hause entführt haben, und Aspasia konnte eine solche Verwegenheit sehr übel finden, ohne daß dieß die Ursache des Krieges wurde, wiewohl es natürlicherweise nicht geschickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber (wird vermuthlich der Advocatus diaboli, den ich mir bei dieser Rechtfertigung Aspasiens gegenwärtig denke, einwenden), böse Gerüchte, noch vier, fünf oder mehr hundert Jahre nach ihrem Tode (wo alle möglichen Ursachen sie verleumden zu wollen längst aufgehört hatten), von einem so gutherzigen Manne wie Plutarch, und von so unbescholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncellus u. a. so zuversichtlich fortgepflanzt, können doch wohl nicht ohne allen Grund seyn."

In der That, so denke ich auch; und ich habe schon so viel davon angedeutet, daß es nicht schwer seyn wird, dieses Räthsel aufzulösen Aspasia war ein Frauenzimmer aus Jonien, und die Jonierinnen standen — vermuthlich wegen des freiern Umgangs, der in diesem schönen Lande unter beiden Geschlechtern stattfand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geschicklichkeit ihre Reize geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äußere Verschönerung durch Talente, Geschmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren, die natürliche Folge bei den Damen war — die Jonierinnen, sage ich, standen zu Athen in so bösem Rufe, daß der Philosoph Aeschines sie in einem seiner Dialogen durch die Bank für Koketten und etwas noch Aerger's erklärte.

Aspasia lebte zu Athen wie sie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit allem, was wir Männer bei ihrem Geschlechte suchen, Eigenschaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unsrigen anzusehen gewohnt sind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, und wurde in kurzem ein Gegenstand der Bewunderung für die einen, und der Mißgunst für die andern." Sie hatte (wie es scheint, und wie es sich für ihre edle Abkunft und für ihre Umstände schickte) verschiedene artige Mädchen, als ihre Aufwärterinnen, mitgebracht, die nach Ionischer Sitte in der Musik und Tanzkunst geübt waren, und (was ich, ohne des Gegentheils positiv versichert zu seyn, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloster von Jungfrauen der Diane oder Vesta nicht in ihrem Elemente gewesen wären. Bei aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hause unfehlbar herrschen mußte, das von Weisen besucht wurde, und wohin die vornehmsten Athener ihre jungen Frauen führten, läßt sich allenfalls begreifen, daß unter dem Schleier des Geheimnisses zwischen einem Alcibiades oder Ariochus und einem solchen Kammermädchen dieß und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aspasia weder Lust hatte noch sich verbunden glaubte besondere Kundschaft zu nehmen. Aber wäre dieß auch nicht gewesen, so braucht es nur einen sehr mäßigen Grad von Menschenkenntniß, um einzusehen, daß sie sich darum nicht weniger hätte nachsagen lassen müssen, sie locke die edelsten und wichtigsten Männer zu Athen durch den Reiz des Vergnügens in ihr Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Gesetz, das sie sich gemacht hatte, ihre Thür nur Personen vom ersten Rang oder von ausgezeichneten Verdiensten offen zu halten, was den Ausgeschlossenen Anlaß und Vorwand gab, ihre Sitten zu lästern. Vermuthlich hatte

sogar der Ruf, daß sie eine Schule der Beredsamkeit, Staatskunst und Sittenlehre halte, keinen andern Grund, als der Freiheit, womit ihr Haus von Männern besucht wurde, das Anstößige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Art von Akademie der schönen Geister, und der Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft von Athen. „Staatsmänner besuchten es, um im Schoosse der Musen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Philosophie aufzuheitern; die Phidias und Zeuxis, um schöne Bilder und Ideen aufzuhaschen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelste Jugend von Athen, um sich zu bilden, oder sich wenigstens rühmen zu können, in Aspasiens Schule gebildet worden zu seyn."

Wenn dieß auch nichts mehr als Hypothese wäre, so ist es doch die einzige, die das Widersprechende in den Nachrichten der Alten von dieser außerordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die einen so viel Rühmliches, die andern so viel Nachtheiliges von ihr sagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloßen Hypothese wird. Sie setzt alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Charakter, oder unglaublich an ihrer wirklichen Geschichte ist, in ein so helles Licht, als man nach mehr als zweitausend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch sie erklärt sich, warum ein Xenophon und Plato, mit so vieler Zurückhaltung, dennoch nichts als was ihr rühmlich ist von ihr sagen; wie sie einem Perikles so lieb, so unentbehrlich, wie sie sogar seine Gemahlin werden konnte; warum die einen eine Weise, die andern eine Hetäre aus ihr machten; und wie es zuging, daß ein Plutarch, der das Gefällige von die-

sem Charakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt sah, zwischen dem was sie war, was sie schien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, sich nicht besser zu helfen wußte, als daß er alles, wie übel es auch zusammenpaßte, in Ein disparates Bild vereinigte, das, wie jenes beim Horaz, von oben einen schönen Mädchenkopf auf einem bunt befiederten Pferdehalse zeigt, und unten sich in einen häßlichen Fischschwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er sich lebendig genug in Aspasiens Zeit, Umstände und Verhältnisse, und in die wesentlichsten Charakterzüge, die er selbst ihr beilegt, hinein gedacht hätte, wie leicht war es, sich alle anscheinenden Widersprüche zu erklären, und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Aristophanes (wobei es im Grunde doch bloß darum zu thun war, dem Perikles bei dem Volke Schaden zu thun), wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigstens für das was sie waren, für Muthwillen und Verleumdung, und nicht für Zeugnisse zu halten, die der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers würdig seyen!

Man braucht nichts, als diese Verleumdungen der frechsten und ausgelassensten Satyre abzurechnen, und das Vorurtheil zu berichtigen, das der Contrast zwischen einer Jonischen Dame und einer Athenerin dem Pöbel zu Athen gegen Aspasien beibringen mußte: so ist alles übrige, was uns Plutarch von ihrem Geist, ihren Talenten und ihrer Lebensgeschichte sagt — wie wenig es auch unser Verlangen, mit einer so seltenen Person recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich, uns zu überzeugen, daß sie eine schöne und große Rolle zu Athen gespielt habe. Aber hätte sie dieß gekonnt, „wenn sie nicht vorsichtig in ihrem Betragen, und aufmerksam gewesen wäre sich die Hochachtung

derjenigen zu erwerben, deren Beifall für den öffentlichen Bürge ist? Oder können wir glauben, daß Perikles sich hätte einfallen lassen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daß sie um einen andern Preis zu haben seyn könnte?"

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Clientin zu sagen, würde ein unbilliges Mißtrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unsrer Richterinnen verrathen, und selbst der Achtung zu nahe treten, die ein Schriftsteller dem schönen Geschlechte schuldig ist. Wir unterwerfen uns also, mit aller Ruhe, die uns das Bewußtseyn einer guten Sache gibt, ihrem entscheidenden Ausspruche: und sollten wir ja, gegen alle Vermuthung, einen schwarzen Stein zu viel bekommen, so möge Minerva selbst ihren weißen hinzulegen, und dadurch die Lossprechung einer Sterblichen bewirken, die einst, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienst der Grazien mit dem ihrigen so gut zu verbinden wußte!

II.

Julia, Cäsar Augusts Tochter.

Wiewohl ich die zärtliche Achtung, die man dem schönen Geschlecht in so vielerlei Rücksichten schuldig ist, nicht so weit treiben möchte als der berühmte Bocaccio, der — in einem Buche, das zu seiner Zeit in den Händen aller Florentinischen Damen war — sogar von einer Messalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen spricht, und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluß der Sterne schiebt, unter welchen sie und ihre Liebhaber geboren worden: so kann ich mich doch nicht entbrechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Name einer schönen Unglücklichen sich besser zu schicken scheint, und gegen welche die Geschichtschreiber und die Nachwelt eine Härte beweisen, die sie, einer sehr großen Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens in diesem Grade nicht verdient hat.

Arme Julia! war es nicht genug, daß du einen so großen Theil deiner besten Jahre in den Felsen der verhaßten Insel Pandataria hinschmachten mußtest? Nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhnischen und immer für seine usur-

pirte Alleinherrschaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer gränzenlos herrschsüchtigen Stiefmutter, und der kaltblütigen langsamen Rache eines Unmenschen wie Tiberius, aufgeopfert zu werden? Mußtest du, um das Maß deines Schicksals voll zu machen, auch noch von Geschicht- und Romanschreibern als ein Geschöpf, das sogar dem weiblichen Namen Schande gemacht habe, mit den schmählichsten Beiwörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abscheu aller Zeiten Preis gegeben werden?

Wenn die unglückliche Julia eine solche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte: wäre es dann nicht mehr als grausam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern, in jedem Buche, worin von ihr die Rede ist, fortzusetzen?

Oder wenn es auch nur zweifelhaft wäre, ob sie die verächtliche Creatur gewesen sey, wozu so viele Bücherschreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulassen) sie gemacht haben: forderte nicht die Humanität von uns, den weißen Stein der Minerva, dessen bei Gelegenheit Aspasiens erwähnt worden ist, zu den schwarzen, wodurch sie verurtheilt würde, zu legen, und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber sogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrscheinlich machten, daß sie vielmehr das Opfer einer abscheulichen Cabale als ihrer eigenen Ausschweifungen gewesen sey: würde da nicht, wenn wir sie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes so gemein waren, frei sprechen können, doch die Gerechtigkeit selbst erfordern, daß man sie, nach einer billigen Schätzung ihrer schönen Eigenschaften, wenigstens mit der eben so liebenswürdigen Maria von Schottland (gegen welche doch die Nachwelt endlich unparteiisch wird) in dieselbe Linie

stelle? Wäre es nicht Pflicht der Menschlichkeit, das, was ein ungewöhnlich strenges Schicksal und die von ihrer Unbesonnenheit Vortheil ziehende Bosheit ihrer Feinde an ihr selbst in ihrem Leben verschuldeten, wenigstens an ihrem Andenken zu vergüten, und (wenn ich hier nach Altrömischer Weise reden darf) ihren seufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend selbst nicht verdammt werden kann, zu versöhnen und zu beruhigen.

Ehe ich die Gründe, die der Tochter Augusts bei einer Revision ihres Processes zu Statten kommen, in einiges Licht zu setzen versuche, sey mir erlaubt, das Nöthigste von ihren Lebensumständen, und einige charakteristische Züge, die uns sowohl ihren Geist als ihre Sinnesart anschaulich machen können, voranzuschicken.

Sie war Augusts einzige Tochter, und wurde ihm, da er noch Octavianus Cäsar hieß, von seiner zweiten Gemahlin Scribonia geboren, welche er im Jahre der Stadt Rom 712 oder 13 (politischer Verhältnisse wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte, und drei bis vier Jahre hernach seiner heftigen Leidenschaft für die jüngere und schönere Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, die berühmte Livia, aufopferte, die von ihm selbst durch Adoption mit dem Geschlechtsnamen Julia, und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Augusta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die sie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausschweifenden Octavian erhielt, über den Herrn der Welt Augustus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geschmeidigkeit ihres Geistes, und die Obermacht ihres Genius über den seinigen, in immer zunehmender Stärke zu erhalten wußte. Juliens Unglück war — eine solche Frau zur Stiefmutter zu haben; oder

wenn dieß nun ja einmal nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über sich selbst so wenig gewachsen zu seyn.

Julia war noch ein Kind, als sie im Jahre 717 mit dem Neffen und präsumtiven Erben Augusts, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder, nach unsrer Weise zu reden, verlobt wurde; und sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre haben, als er in seinem vierundzwanzigsten (nicht ohne daß der Verdacht seines Todes auf Livien fiel), zu großem Leidwesen der Römer, aus der Welt ging. Es ist also eine seltsame Art zu reden, wenn Herr de Serviez sagt: „Marcellus habe Juliens Herz (in einem Alter, wo sie kaum wußte ob sie ein Herz habe!) nicht fixiren können, und vielleicht habe er es gar nie besessen." — Dieß kann sehr möglich seyn, ohne daß es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war sie wieder frei, so wurde sie, ohne daß ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweitenmale das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er sie mit M. Vipsanius Agrippa vermählte, einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdiensten dem ersten Mann in Rom, und welchem, nebst dem Mäcenas, August alles was aus ihm geworden war zu danken hatte. Agrippa, der damals in seinem zweiundvierzigsten Jahre stand, war unstreitig der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit: aber sind dieß die Eigenschaften, die eine junge äußerst lebhafte und leichtsinnige Wittwe von siebzehn Jahren an dem Manne sucht, von dem sie geliebt zu seyn wünscht? Julie wußte unfehlbar sehr gut, daß Agrippa nicht sie selbst, sondern die einzige Tochter des Herrn der damaligen Welt heirathete; und daß die Wahl ihres Vaters nicht deßwegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen

wollte, sondern weil er (wie ihm Mäcenas sagte) den Agrippa schon so hoch erhoben hatte, daß nun nichts andres übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen, oder zu seinem Schwiegersohn zu machen. August betrachtete seine Tochter als einen Effect, den er mit möglichstem Vortheil zu negociiren suchte; und Agrippa schloß den Contract, weil er in der ganzen Welt keinen bessern Handel treffen konnte.

Und wenn nun die kleine Julie — die doch mit niemand näher verwandt war als mit sich selbst — ihr Herz, worauf bei diesem Handel so wenig Rücksicht genommen wurde, für einen Effect angesehen hätte, worüber man ihr selbst zu disponiren überlasse — wäre es ihr wohl so sehr zu verdenken?

Aber Julia hatte ein so richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daß auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachsicht zu tragen. Diese leichtsinnigen, dem Rang und Charakter ihres Gemahls eben so wenig als der Tochter Augusts geziemenden Unbesonnenheiten in ihrem Betragen, machten dem Publicum — das entweder nach dem äußerlichen Schein oder gar nicht urtheilen müßte — ihre Sitten verdächtig; man wunderte sich, wie die Kinder, die sie dem Agrippa gebar, ihrem präsumtiven Vater so ähnlich seyen: und um dieses vorgebliche Räthsel aufzulösen, läßt man sie ein unartiges Bon-mot sagen, das aus dem Munde einer Schifferin zu Ostia natürlicher klänge, als aus dem Munde der ersten Prinzessin der damaligen Welt. Aber so lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus Juliens eigenem Munde gehört zu haben versichert, werde ich mir die Freiheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten Römischen Witzlings zu halten,

den die Welt (wie sie in solchen Fällen immer sehr gütig ist) unvermerkt auf Juliens Rechnung setzte. Die Pythagoräerin Phintys hielt es für keinen schlechten Beweis der Tugend einer Ehefrau, wenn sie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich sehen. Warum sollte dieser Beweis nicht auch zum Vortheil der armen Julia gelten? oder warum soll der Schein nur dann aufhören betrüglich zu seyn, wenn er gegen sie ist?

„Julia, sagt Makrobius, liebte die schönen Wissenschaften und hatte einen sehr ausgebildeten Geist; dabei war sie von einer leutseligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindesten Zug von Härte und Grausamkeit, auch wurde sie deßwegen allgemein und außerordentlich geliebt." — Mit einem solchen Herzen konnte viel Leichtsinn und Hang zum Vergnügen verbunden seyn; und eine junge Prinzessin, die außer ihrer Stiefmutter keine Person ihres Geschlechtes in der ganzen Römischen Welt über sich sah, die in dieser Größe aufgewachsen war, der alles schmeichelte, alles zu Gebot stand — konnte in beiden nur zu leicht über die Gränzen der Klugheit und Anständigkeit ausschweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was sich für die Tochter des Augustus schicke, für allzustreng halten, und sich einbilden, daß der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt sey, als der immer ernsthaften, immer auf ihrer Hut stehenden Julia Augusta.

August liebte seine einzige Tochter, wie ein Mann von seiner Art lieben kann, d. i. er liebte sich selbst in ihr. Sie war in ihrer Kindheit ziemlich streng erzogen worden, und er sah vermuthlich, daß es, nachdem sie unter die Gewalt und Aufsicht des Agrippa gekommen war, nöthig sey, einen solchen Charakter mit Nachsicht zu behandeln, und daß ihr Gemahl nicht so Unrecht habe, ihr mehr Freiheit zu lassen.

als die bedenkliche Livia vermuthlich bei Gelegenheit gut heißen mochte. Es ist ganz wahrscheinlich, daß er, so lange Agrippa lebte, über diesen Punkt seiner eigenen Neigung und den weisen Maximen seines Schwiegersohns mehr Gehör gab als seiner Gemahlin. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausschweifung hatte, als die Wirkung eines leichten fröhlichen Gemüthes, das sich seiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlasse, unbekümmert wie ihr diese Freiheiten, die in ihren eigenen Augen unschuldig waren, von andern würden ausgedeutet werden; und vermuthlich sah er Julien, so lange er so von ihr dachte, in dem Lichte, worin er sie immer hätte sehen sollen.

Indessen ist gewiß, daß Augustus das Wohlgefallen an seiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Koketterie (um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen) ihr erlaubt hätte, sich mehr nach seinem Sinne zu bequemen. Sie war nie völlig so, wie die Tochter Augusts, seinen Begriffen nach, seyn sollte; und der Contrast, den sie in ihrem Aeußerlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüden Livia machte, war ihr in seinen Augen immer nachtheilig. Seitdem er unter dem geheiligten Namen Augustus die Römische Welt allein beherrschte, hatte er (aus Beweggründen, die nicht hierher gehören) nicht Angelegeneres, als das Andenken der abscheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöschen, und die Römer, denen er den ganzen äußerlichen Prunk der Republik wieder gegeben hatte, mit einer so großen Mäßigung und Bescheidenheit zu beherrschen, daß sie nicht gewahr werden sollten, daß sie einen Herrn hätten. Schon damals als das Reich noch zwischen ihm und Antonius getheilt war, machte

er sich's zum Gesetz, in Absicht auf seine eigne Person und Lebensweise der völlige Antipode von seinem Nebenbuhler um die Alleinherrschaft zu seyn; und diese Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er sich so wohl dabei befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann, in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik seiner Minister, und das Glück des Cäsarischen Hauses alle Zweige der höchsten Gewalt vereinigt hatten, der unumschränkte Monarch: in seinem Hause und in seinem Privatleben hingegen affectirte er, vor dem geringsten Senator nichts voraus zu haben. Und so wie er sich selbst nichts zu erlauben schien, das als ein Eingriff in die Gesetze, oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er sich die Miene gab wieder herstellen zu wollen, ausgelegt werden konnte: so wollte er auch, daß seine ganze Familie, seine Gemahlin, seine Tochter, und ihre Kinder, die er adoptirt hatte, in allen Stücken untadelig seyn, als lauter Muster aller Vollkommenheiten und Tugenden hervorglänzen, und um dieser hohen persönlichen Vorzüge willen von jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück sie gestellt, würdig geachtet werden sollten.

Es fehlte viel, daß seine Julia ihm diese Zufriedenheit gegeben hätte; und wiewohl er vielleicht viele Jahre lang nichts Schlimmeres von ihr erfuhr, als was er selbst an ihr zu tadeln fand; so war es doch, weil sie über diese Punkte unverbesserlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maschinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in seinem Gemüthe zur Unterstützung zu dienen.

Julia erschien einst in einem etwas freien Anzuge vor ihrem Vater. Sie bemerkte sein Mißfallen darüber, wiewohl er nichts sagte. Den folgenden Tag besuchte sie ihn in einer

andern anständigern Kleidung, und umarmte ihn mit einer eben so ernsthaften Miene, als diejenige, womit er sie empfing, heiter war. So, sagte August, gefällst du mir! dieß ist ein Anzug, der sich für Augusts Tochter schickt! — Gestern, erwiederte Julia, hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.

Livia und Julia waren einst beide bei einem Gladiator-Spiel erschienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterschied in ihrem Gefolge sey. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätische Männer um sich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meisten für ziemlich ausschweifend passirten, umdrängt war. August schrieb in seine Schreibtafel, „sie möchte sehen, welch ein Unterschied zwischen den zwei ersten Frauen in Rom wäre," und schickte sie ihr zu. Julia schickte sie ihm sogleich wieder mit der darunter geschriebenen Antwort zurück: mit der Zeit werden wir auch alt werden.

Ich bitte zu bemerken, daß die ehrwürdigen alten Herren um Livia eben so wenig für die Keuschheit dieser Dame, als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien gegen die letztere beweisen. Alles was sich daraus folgern läßt, ist: daß Livia die gehörige Rücksicht auf das Schickliche und Anständige nahm, Julia hingegen sich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendsinnes überließ, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um sich herumgaukeln sah, und das alles so natürlich fand, daß ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man so etwas übel deuten könne. Indessen sind diese zwei Anekdoten hinlänglich, uns zu zeigen, daß August und seine Tochter über diese Punkte niemals gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im Jahre Roms 742 erfolgte, brachte in Juliens Umständen eine Veränderung hervor, die durch ihre eigenen Unbesonnenheiten, und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeiz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausschlug.

Es war einer von Augusts angelegensten Wünschen, die Oberherrschaft über die Römische Welt in seiner Familie zu erhalten. Da er sich selbst ohne einen Sohn sah, so hatte er die beiden Söhne seiner Tochter von Agrippa, Cajus und Lucius, schon bei Lebzeiten ihres Vaters, in die Cäsarische Familie versetzt und zu seinen eigenen gemacht. Beide wurden als seine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber sie waren noch Kinder, und Augustus, der nicht ohne einen Regierungsgehülfen, dessen Interesse so eng als möglich mit dem seinigen verbunden wäre, leben konnte, fand dazu keinen geschicktern, als den ältern Sohn seiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der damals in seinem zweiunddreißigsten Jahre, durch das angeborne Talent, den abscheulichsten Charakter, den vielleicht die ganze alte Geschichte kennt, unter einer täuschenden Außenseite zu verbergen, Mittel gefunden hatte, seinem Stiefvater eine große Meinung von seinen Fähigkeiten und der Welt von seiner Klugheit und Mäßigung und von der Untadelhaftigkeit seiner Sitten beizubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewißheit zuläßt, jemals etwas höchst wahrscheinlich gewesen ist, so ist es dieses: daß der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger Augusts zu machen, schon damals tief in Liviens stolzer Seele lag. Eine gränzenlose Ambition und Regiersucht war der Hauptzug des Charakters der Mutter

und des Sohnes. Aber sie hatten es mit einem, bei aller seiner Schwäche, äußerst feinen, mißtrauischen und auf seine höchste Autorität unendlich eifersüchtigen Manne zu thun. So wenig August merken durfte, daß er von Livien regiert werde, so wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufsteigen, daß sie oder ihr Sohn sich einfallen lassen könnten, die natürlichen Erben Augusts, die Söhne seiner einzigen und selbst mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Regierungsfolge verdrängen zu wollen. Es mußte also lange unter Grund gearbeitet werden; alles, was einen so großen, so unwahrscheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne so angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbeibringen konnte, mußte lange zuvor, auf die natürlichste und unverdächtigste Art eingeleitet worden seyn; und sowohl der Plan selbst, als seine Räder und Springfedern, mußten so geheim angelegt seyn, daß Augustus, wenn er sich endlich genöthigt sehen würde, den Sohn der Livia zu seinem Erben zu ernennen, bloß dem Schicksal nachzugeben glauben, und sich noch glücklich schätzen müßte, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den ersten Platz in der Welt an seiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erste Schritt zur Realisirung dieses großen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa; eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäsarn nachtheilig zu seyn, den Tiberius auf das engeste mit August und seiner Familie verkettete, ihm Gelegenheiten gab seine Talente immer mehr zu seinem Vortheil schimmern zu lassen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer strenger, mürrischer und mißtrauischer werdenden Augustus unvermerkt, und auf eine Art, daß die

Schuld alles Mißvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der letztern abzuwenden.

Es ist kein Zweifel, daß die Juno Livia bei Stiftung dieser unglücklichen Heirath so fein zu Werke ging, daß Augustus glauben mochte, er habe diesen Gedanken selbst gehabt, und — indem er sich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu versichern glaubte — sich schmeichelte: eine sehr staatskluge Maßregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, so viel ist gewiß, daß Juliens Neigung bei dieser dritten politischen Vermählung weniger als jemals zu Rathe gezogen wurde.

Das Vorgeben der Romanschreiber, als ob sie den Tiberius schon bei Lebzeiten des Agrippa geliebt, oder wenigstens in ihr Netz zu ziehen gesucht habe, gründet sich zwar auf eine nichtsbeweisende Stelle im Sueton, verdient aber, bei näherer Beleuchtung, keine Aufmerksamkeit. Nie sind wohl zwei Personen in der Welt gewesen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider seyn mußten, als die leichtsinnige, arglose und allen ihren Phantasien in der Fröhlichkeit ihres Herzens sich überlassende Julia, und der finstere, in sich selbst verschlossene, gravitätische, die behutsamste Weisheit und Moralität in seinem Betragen affectirende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dion Cassius stimmen überein, daß er sich nur mit der größten Mühe entschlossen habe, seine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter Augusts aufzuopfern. Allein, wer den Charakter des Tiberius mit einiger Aufmerksamkeit erwogen hat, wird sich leicht mit mir überzeugen, daß diese Grimassen des abscheulichen Menschen bloß zur Absicht hatten, dem August Staub in die Augen zu werfen, und ihn glauben zu machen,

als ob er dem tugendhaften, von allen ehrgeizigen Wünschen weit entfernten Tiberius für das Opfer seiner ehelichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch große Verbindlichkeiten schuldig sey. Ganz gewiß kostete dieses Opfer dem gefühllosen Menschen sehr wenig; ganz gewiß war damals nichts was seinem Ehrgeiz mehr schmeichelte, als sich an den Platz eines Agrippa erhoben zu sehen: aber er haßte oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger; und wenn er (wie natürlich, und von einem Menschen, dessen ganzes Leben eine immerwährende Verstellung war, nicht anders zu erwarten ist) sich stellte, als ob er, auf seiner Seite, alle Pflichten, die ihm diese neue Verbindung auflegte, aufs pünktlichste zu erfüllen gedenke, so hätte sich doch Suetonius dadurch nicht verleiten lassen sollen zu sagen, er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechselseitiger Liebe gelebt; denn man muß nichts Ungereimtes sagen. Es war eben so unmöglich, daß Julia den Tiberius hätte lieben sollen, als daß Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indessen ist leicht zu glauben, daß beide eine Zeit lang den äußerlichen Wohlstand gegen einander beobachtet haben werden; und dieß ist bei Personen von ihrem Rang alles, was man gewöhnlich zu verlangen pflegt.

Wäre Augustus nicht von Livien, wie durch den Zauber eines unwiderstehlichen Talismans, beherrscht worden; hätte er bei der Wahl eines dritten Schwiegersohnes sich, anstatt durch den Einfluß dieses Ulysses im langen Rocke (wie sie ihr eigener Urenkel Caligula nannte), vielmehr durch die Neigung seiner Tochter, ja durch seine eigene leiten lassen: so würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der ersten Classe seine Hoffnungen bis zu der Tochter Augusts zu er-

heben berechtigt war, jedem andern vorgezogen haben. Er selbst hatte diesen jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und persönlichen Vollkommenheiten wenige seinesgleichen sah, um sich in ihm mit dem Schatten seines Vaters auszusöhnen, mit Beweisen seiner Huld überhäuft; und Julia hatte schon seit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaßt, die sich endlich in Leidenschaft verwandelte und beiden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünsche gar keine Rücksicht genommen? Warum mußte sie sich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweier junger Cäsarn, noch immer wie einen bloßen Handlungsartikel des Cäsarischen Hauses tractiren lassen? Warum einem Menschen aufgedrungen werden, den sie verabscheute, und der, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon am Vermählungstage mit Anschlägen umging, wie er sie zu Grunde richten wollte? Würde wohl, wenn ihre Mutter Scribonia ihren Platz der ehrgeizigen Livia nicht hätte abtreten müssen, jemals nur die Rede von Tiberius gewesen seyn? Und ist es billig, der unglücklichen Julia daraus, daß sie ein Herz hatte, das sich den gränzenlosen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern lassen wollte, ein so großes Verbrechen zu machen?

Man kann sich bei einem so falschen und schlauen Menschen wie Tiberius darauf verlassen, daß er es nicht war, der jemals gegen Augustus Klagen über seine Tochter führte: aber man darf es ihm auch zutrauen, daß er die Kunst besaß, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtsinn, mit allem kalten Blute von der Welt, tausend Mortificationen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden; und daß es ihm in wenig Jahren glückte, sich so sehr von ihr verabscheuen zu machen als er nur wünschen konnte. Aber, was für sie das schlimmste war, mit einem Manne von diesem

Schlage mußte eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte sich noch immer nicht; aber, ehe man sich's versah, bat er sich von August, abwesend (damit es zu keiner nähern Explication kommen könnte) die Erlaubniß aus, sich nach Rhodus zurückziehen zu dürfen; ein Schritt, der den August, wiewohl er ihm seine Bitte zugestand, eben so sehr befremdete, als es das ganze Römische Publicum intriguirte, die wahre Ursache davon zu errathen. Einige schrieben diesen Schritt auf Rechnung seiner Staatsklugheit: er wollte, sagten sie, den jungen Cäsarn, Juliens Söhnen — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürsten der Jugend erklärt und zu Consuln designirt worden waren, kurz als Söhne und präsumtive Nachfolger Augusts eine öffentliche Rolle zu spielen anfingen, und von den Römern bis zur Ausschweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen, und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken sey, sich des Ansehens seiner Mutter und seiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel seines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere setzten den geheimen Beweggrund hinzu, August selbst habe ihn merken lassen, er würde es gern sehen, wenn er sich von Rom entfernte. Noch andere glaubten, Tiberius habe dadurch sein Mißvergnügen, daß er nicht auch in die Familie der Cäsarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an solchen, die keinen andern Beweggrund dieser plötzlichen Entfernung von den Geschäften und von Rom sahen, als daß ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausstehlich geworden sey. Selbst der tief sehende Tacitus will keinen andern zulassen; wie wahrscheinlich es auch immer ist, daß ein so argwöhnischer Mann, als Tiberius an August,

dessen Zuneigung zu seinen Enkeln damals in ihrer größten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathsam machten, sich so lange zurückzuziehen, bis man seine Abwesenheit fühlen und selbst wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Ursache, die in seinem und seiner würdigen Mutter Herzen am allertiefsten lag, war wohl diese: daß die Zeit nun immer näher kam, wo die Miene, die man der unglücklichen Julia grub, springen sollte; und daß die Gegenwart des Tiberius, aus mehr als Einem Grunde, dabei unschicklich gewesen wäre.

Ich habe — da es meine Absicht nicht ist, Julien für unschuldiger auszugeben als sie war — schon so viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften zugestanden, daß man nichts natürlicher finden wird, als daß sie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius mit zu wenig Vorsicht getrieben haben werde, um der Nachrede nicht so viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünschen konnte. Julia, die sich nur zu oft erinnerte, daß sie Augusts Tochter war, that sich in ihrer Lebensweise um so weniger Zwang an, da sie sich schon seit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entschlagen hatte, und aus ihrem Abscheu gegen ihn kein Geheimniß machte. Wie weit sie in dieser Freiheit gegangen sey, läßt sich, da alle alten Autoren, die von ihr sprechen, sich nur in mehr oder weniger starken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverlässigkeit bestimmen. Ich begnüge mich also zu sagen: daß, wenn auch ihre ganze Schuld in bloßen Unbesonnenheiten bestanden hätte, ihre Feinde doch, nach der Art und Weise wie ihr der Proceß gemacht wurde, eben so leicht die schändlichsten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieser Proceß vor dem ordentlichen

Richter gesetzmäßig geführt worden, so würde vermuthlich eine Sache, wobei die Ehre des erhabensten Hauses der damaligen Welt so unmittelbar betroffen war, von den Geschichtschreibern für wichtig genug gehalten worden seyn, in einer umständlichern und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde so summarisch oder vielmehr so tumultuarisch behandelt, daß bis auf den heutigen Tag niemand mit Gewißheit sagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines solchen Lärms und solcher Strafen würdig gewesen wäre, auf Julien und ihre Mitschuldigen hinlänglich erwiesen worden sey.

Das Ungewitter brach im Jahre 752 über sie aus. „Augustus (so erzählt uns Dion Cassius diesen Handel im zehnten Abschnitt des fünfundfunfzigsten Buchs seiner Geschichte), der zwar schon zuvor vermuthete, daß seine Tochter nicht ordentlich lebe, es aber doch immer nicht glauben wollte, erfuhr, daß sie in der Ungebundenheit so weit gegangen sey, sogar das Forum und die Rostra zum Schauplatz nächtlicher Schmäuse und Gelage zu machen, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn.“ — Und wer war denn wohl in ganz Rom der- oder diejenigen, die sich hätten einfallen lassen, um eines an sich so wenig bedeutenden Excesses willen, die so allgemein geliebte Tochter Augusts, die Mutter der jungen Cäsarn, die vom Volke beinahe angebetet wurden, bei ihrem Vater so heftig zu verklagen — wenn es nicht die weise und tugendhafte Livia war, die am besten wußte, wo man den alten Herrn berühren mußte um ihn schreien zu machen, wie äußerst empfindlich er über den Punkt des Wohlstandes und der Würde seines Hauses war, und wie wenig er es ertragen konnte, daß eine Person, die ihn so nahe anging, sich unziemliche Freiheiten gegen gute Zucht und Ordnung heraus-

nehmen sollte? Wer anders als Livia hätte eine solche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein so großes Interesse, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieses in seinen Leidenschaften so unmäßigen Mannes mehr in seiner Gewalt als Livia? Und wer sonst als Livia konnte — seitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu sich selbst und auf die einzige Maßnehmung, die in diesem Falle schicklich war, gebracht haben würde — sich sicherer versprechen, ihn in der ersten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er sie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne sich selbst zu entehren, zurückmachen könnte?

Eine Frau, deren erste Triebfeder die Herrschsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig. Zwischen Livien und dem Thron der Welt war niemand mehr als Julie und ihre Söhne. August hatte bereits über sechzig Jahre, und versprach kein so hohes Alter als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn alles zu vermögen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Augusta die Welt regieren zu helfen. Aber da stand ihr eine andere, so viel jüngere Julia im Wege, die ein unbestrittenes Recht hatte, sobald Augusten etwas Menschliches begegnete, mit ihrem Sohne Cajus Cäsar den erhabenen Platz einzunehmen, den jene sich selbst und ihrem geliebten Tiberius so anständig fand.

Diese fatale Julia mußte also aus ihrem Wege geschafft, mußte bei Augusten, beim Senate, beim Volke, bei der ganzen Römischen Welt so arg angeschwärzt, so unwiederbringlich beschimpft und entehrt werden, daß künftig gar nicht mehr die Rede von ihr seyn könnte. Es war keine Zeit dabei zu verlieren. Man ergriff also die erste Gelegenheit eines ziem-

lich öffentlichen Skandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den sie um sich zu haben pflegte, durch eine vermuthlich aus irgend einer besondern Veranlassung vorgenommene nächtliche Schwärmerei der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlasse es meinen Leserinnen selbst, sich die Miene, die Gebärden, den bestürzten Ton, die stockenden Vorreden, die heuchlerischen Weigerungen — einen Gemahl, einen Vater mit so schrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten seiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen — kurz, alle die Kunstgriffe sich vorzustellen, deren eine Livia fähig ist, um, in den Augenblicken selbst, wo sie dem Gemahl und der Tochter den giftigsten Dolch im Herzen umkehrt, sich die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art sie zu entschuldigen noch schuldiger scheinen zu machen, und den aufgebrachten Richter, selbst indem man ihn zu besänftigen sucht, noch mehr aufzubringen. Alles was seit zwanzig Jahren her gegen Julien gesammelt worden war, alle Blößen, die sie durch ihre Unvorsichtigkeit gegeben hatte, alles was in ihrem Betragen zweideutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frei war, ihre Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewissen Punkt alles zutrauen konnte, ihre wahren oder vermutheten oder nur angeschuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Crispinus, Appius Claudius, Scipio u. s. w. — alles wurde in das verhaßteste Licht gestellt, alles geltend gemacht, das Abscheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. August erstaunte, wie es möglich gewesen sey, daß die väterliche Liebe ihn so lange bei offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigste Wuth, faßte die

raschesten Entschlüsse — aber er hatte noch nicht das Aergste gehört. Die für sein theures Leben so zärtlich besorgte Livia sparte ihm noch eine schrecklichere Entdeckung auf. „Das geheime Verständniß seiner unwürdigen Tochter mit seinem undankbaren Günstling Julus Antonius hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach, oder vielmehr nur allzugewiß, tiefere, abscheulichere Absichten. Von einem Weibe, das schon längst alle Scham abgeschworen hatte, von einem jungen Ehrsüchtigen, in dessen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia schäumte, konnte, mußte man das Aergste erwarten. Eine abscheuliche Verschwörung gegen Augustus selbst — ihre Zunge erstarrte es auszusprechen — aber man hatte die stärksten Anzeichen — nur nicht gar redende Beweise — es war keine Zeit zu verlieren — man mußte sich der Schuldigen unverzüglich bemächtigen, und einer so gefährlichen Schlange wie Julia, einem beim Volke so beliebten Mitschuldigen, wie Julus Antonius, keine Zeit lassen sich in Verfassung zu setzen.“

Man wird mich fragen, welcher Gott oder Genius mir diese geheime Scene zwischen Livien und August geoffenbart habe? Ich gestehe gern, daß weder der schändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, Paterculus — noch Suetonius, der diese ganze, doch wahrlich nicht triviale Katastrophe der Familie Cäsars nur in wenigen Zeilen berührt und von Julus Antonius gar nichts sagt — noch Tacitus, der eben so wenig von dem letztern weiß — noch Dion, der noch kürzer ist, am glimpflichsten von Julien spricht, und von dem Complot (wovon der Verfasser der Mémoires de la cour d'Auguste als von einem ausgemachten historischen Factum so viele Worte macht) nichts weiter sagt, als daß es ihm habe zur Last gelegt werden wollen — keiner von diesen allen hat sich auch nur einfallen lassen, die Diva Julia Augusta in

diese Tragödie einzumischen. Aber in Sachen dieser Art kenne ich keinen bessern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, nach Vergleichung aller gegebenen Umstände uns so lebendig als möglich in die Entstehung einer Begebenheit, und in den Geist, den Charakter und das Interesse der handelnden Personen hineinzudenken, und, wo die Geschichtschreiber uns im Dunkeln lassen oder verwirren, im Reiche der Wahrscheinlichkeiten die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen sich eine geschehene Sache am deutlichsten begreifen läßt. Von Julien läßt sich alles glauben, wozu flüchtiges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Ueberfluß an Gesundheit eine junge Person von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumständen bringen können: aber solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in seiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden, sind nur alsdann zu glauben, wenn sie aufs schärfste bewiesen worden sind. Wer hingegen von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambition alles zu unternehmen fähig war, einer Frau, die man in sehr wahrscheinlichem Verdacht hatte, den Tod des Marcellus, der jungen Cäsarn und zuletzt des Augustus selbst befördert und beschleunigt zu haben, um dem Ungeheuer, womit sie die Welt belästigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — wer von einer solchen Frau vermuthet, daß sie auch Julien und ihre Freunde ihrem herrschsüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumal wenn sich das Geschehene ohne diese Voraussetzung kaum als möglich denken läßt — der kann schwerlich beschuldiget werden, daß er seiner Einbildungskraft mehr erlaube als billig ist. Warum, wenn Livia nicht die geheime und erste Bewegerin aller dieser tragischen Begebenheiten war, warum wurde alles so übereilt

und unförmlich betrieben? Warum wurde nicht Sorge getragen, daß Welt und Nachwelt sich von der Gerechtigkeit eines so strengen Verfahrens gegen die Beschuldigten überzeugen könne? Warum war Augustus Richter in seiner eigenen Sache? Und warum wurde Julus Antonius so eilfertig und ingeheim aus der Welt geschafft?

Man kann sich vorstellen, was für eine Wirkung es im Senat machen mußte, als ein Quästor in voller Versammlung ein Notificationsschreiben des Imperators ablas, worin dieser dem Senat mit der Beredsamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten seiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneca angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte wie er diese Unthaten an ihr und ihren Mitschuldigen zu bestrafen für gut befunden habe — denn, daß in dieser ganzen Sache gesetz- und ordnungsmäßig verfahren worden sey, davon findet sich nirgends eine Spur. — Was mußten sie von ihrem beinahe schon in seinem Leben vergötterten Augustus denken, der, ohne alle Noth und gegen allen Menschensinn, die Schande seines eigenen Hauses, wovon man, wenn sie auch bekannt gewesen wäre, kaum zu murmeln sich erkühnt hätte, eigenhändig und schriftlich dem Römischen Senat und dem ganzen Erdkreise kund und zu wissen that! Ohne Zweifel erkannte ein jeder in diesem unnatürlichen Verfahren die schwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hause Cäsars Verderben drohte: aber so gebrochen war schon in diesen Zeiten der ehemalige Römische Geist, daß es niemand wagte, sich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geschweige gegen das Verfahren selbst etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Insel Pandataria (jetzt Santa Maria), unweit Ischia, verbannt, und mit einer empörenden

Härte behandelt. Der einzige Trost, der ihr in dieser grausamen Verwandlung ihres Schicksals gegönnt wurde, war, daß es Scribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freiwillig ins Elend zu folgen.

Nach einiger Zeit, sagt Seneca, ließ sich's Augustus nicht wenig gereuen, daß er in der ersten Hitze (ein brausender Jüngling von — zweiundsechzig Jahren) so weit gegangen, und dessen, was er seiner Würde und der Ehre seines Hauses schuldig war, so gröblich vergessen hatte; und da soll ihm sogar die Ausrufung entfahren seyn: von dem allen wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten! — Livia war wohl nicht zugegen, wie er diese Worte von sich hören ließ: aber sie war zu gut bedient, als daß sie ihr unbekannt geblieben seyn sollten; und man kann sich leicht vorstellen, ob sie irgend etwas vergessen haben werde, was den ohnehin von Natur grausamen Alten in der Partei, die er nun einmal gegen seine Tochter ergriffen hatte, bestärken konnte. Er blieb also selbst gegen die dringenden Bitten des Volkes um Juliens Zurückberufung um so unerbittlicher, je unangenehmer es der stolzen Livia seyn mußte, ihre verhaßte Rivalin so allgemein geliebt und so öffentlich bedauert zu sehen. Alles was endlich von ihm zu erhalten war (und auch dieß erst, nachdem er seine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandataria hatte schmachten lassen), war, daß er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungestüm wiederholten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und sie nach Rom zurückzuberufen, eine andere Antwort zu geben, als daß er den Römern öffentlich solche Weiber und Töchter wünschte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daß Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maschinerie, wo-

durch Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, so müßte er verschwinden, sobald man hört, wie Tiberius sich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was sich mit seiner Gemahlin zugetragen habe, und daß seine Ehe mit ihr von Augustus aus eigner Machtgewalt aufgelöset worden sey. Er stellte sich, als ob er von allen diesen Begebenheiten nicht die geringste Ahndung gehabt habe, affectirte sehr betrübt darüber zu seyn, und ermüdete den August mit den Vorbitten, die er in allen seinen Briefen für sie einlegte. Wenigstens, bat er, möchte er ihr doch alles lassen, was er, Tiberius, ihr jemals geschenkt hätte, um doch ihr trauriges Schicksal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernst es ihm mit allen diesen Grimassen gewesen sey, bewies er, sobald er nach Augusts Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Pension, wovon sie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, so lange er selbst lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäsar ließ es eine der ersten Handlungen seiner Regierung seyn, diese Pension — einzuziehen; er nahm ihr überdieß noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelassen hatte, schloß sie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menschen Umgang mit ihr zu haben, und ließ sie in diesen Umständen, nachdem er sie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Posthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die schönen Lehren, welche sich Leichtsinn und gutes Herz aus dieser Geschichte ziehen können, machen sich zu leicht von selbst, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Ich würde zufrieden seyn, wenn dieser kleine Versuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es siebzehnhundert Jahre lang so unbilliger Weise belastet worden ist,

zu erleichtern, und einen Theil derselben auf die erhabene Livia zu wälzen, die, mit aller ihrer Rechtfertigkeit, in den Augen aller guten Menschen eine ganz andere Sünderin war als die schöne und unglückliche Julia, und wenn sie auch (was doch ohne allen Grund von einigen vermuthet wird) die Corinna des leichtfertigen Ovidius gewesen wäre.

III.

Faustina die jüngere.

Und auch du, schöne Faustina, auch du möchtest in besserm Andenken bei der späten Nachkommenschaft dieser Markomannen, Quader und Hermundurer stehen: die dein erhabener Gemahl so oft besiegte und nie bezwang? Auch du verlangst eine Ehrenrettung?

Wer könnte diesem arglosen, offnen, Liebe athmenden Gesichte etwas abschlagen? Ich, mit dem du bloß durch dein kaltes Gypsbild sprichst, ja, ich begreife, ich fühle es, daß es unmöglich seyn müßte Nein zu dir zu sagen.

Auch dir, schönste unter allen Augusten des alten Roms, haben die Lästerzungen deiner eigenen Zeit und die undenkenden Zusammenstoppler der unsrigen übel mitgespielt! Aber gewiß hat keiner von diesen Unglücklichen weder dich selbst noch deine Büste gesehen!

Wem könnte bei diesen sanften gutartigen Zügen, bei dieser beinahe kindlichen Unwissenheit, daß etwas Süßes schädlich, etwas Angenehmes unrecht seyn könne, die aus deinem ganzen reizvollen Gesichte spricht, Arges von dir denken? Wer könnte so unbillig seyn, dich dafür zu bestrafen, daß die Weisheit vielleicht zu wenig, die Grazien beinahe zu viel für dich gethan haben?

Doch schon dieses Vielleicht ist mehr als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der schönen Faustina beweisen könnte; es wäre denn, daß es — um den Ruhm einer Tochter des Antoninus Pius, einer Gemahlin des Marcus Aurelius, auf immer zu vernichten — genug wäre, wenn so ein Erdensohn wie Julius Capitolinus, oder ein historischer Romanschreiber wie Serviez, ohne Beweis, ohne Wahrscheinlichkeit, ja sogar gegen die entscheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen, so viel schändliche Dinge von ihr sagte als er Lust hätte.

Es wäre mehr als unbillig, wenn wir einem elenden Volksgerüchte (denn dieß ist doch der einzige Grund, worauf die Verleumdungen beruhen, womit das Andenken der schönen Faustina befleckt worden ist) so viel Gewicht beilegen wollten, daß ein bloßes „es ging die Rede" in einer Sache, wo der stärkste gerichtliche Beweis kaum zureichend ist, statt alles Beweises dienen könnte.

Das in jeder Betrachtung unwahrscheinliche Vorgeben des Dion Cassius, als ob Faustina die Empörung des Avidius Cassius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, sondern sogar die Anstifterin derselben gewesen sey, hat schon der Römische Senator und Consul Vulcaz in seinem Leben des Avidius so gut widerlegt, daß es Ueberfluß wäre, hier mehr davon zu sagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der Antonine die Freiheit des gemeinen Volkes, von seinen Fürsten alles zu schwatzen was ihm einfiel, gehen durfte, und was die einen zu lügen und die andern zu glauben fähig waren, sey mir erlaubt dieses einzige Beispiel anzuführen. Faustina, sagte man, sah einsmals einen Trupp Gladiatoren vorbei ziehen, und verliebte sich in einen von ihnen so heftig, daß sie krank davon wurde, und sich zuletzt genöthiget fand, ihr

Anliegen ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kaiser brachte die Sache vor die Chaldäer. Diese weisen Meister gaben ihm den Rath: er sollte den Gladiator abwürgen lassen, Faustina sollte sich in dem warmen Blute desselben baden, und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beiliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiserin fand sich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde schwanger, gebar aber anstatt eines Prinzen einen — Gladiator; und so erklärte sich das Volk die Möglichkeit, wie von Marcus Aurelius und Faustinen ein Commodus habe entspringen können.

Capitolinus gesteht zwar, daß er diese schöne Geschichte für ein Mährchen halte; hingegen erröthet er nicht, Faustinen eines Geschmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beschuldigen, der sich kaum von einer Messalina, und auch von dieser nur, weil sie die Gemahlin eines Claudius war, denken läßt. Ja, was beinahe noch ärger ist, er schämt sich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die sich unterstanden hätten dem Kaiser Marcus Aurelius zu rathen, er sollte Faustinen wenigstens verstoßen, wenn er sie ja nicht umbringen lassen wollte: und der Kaiser habe ihnen geantwortet: „wenn wir unsre Gemahlin verstoßen, so müssen wir auch ihre Mitgift (nämlich das Reich) zurückgeben." — Als ob ein Mann von seinen Grundsätzen sich jemals hätte einfallen lassen können, das Römische Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieser seiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Marcus dadurch Kaiser geworden sey, weil er Faustinen geheirathet, und nicht vielmehr umgekehrt bloß darum Antonins Schwiegersohn geworden sey, weil er zu seinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Marcus Aurelius so reden lassen kann, wie sollte der Glauben verdienen, wenn er seine Faustina unter

die verächtlichsten Creaturen ihres Geschlechtes herabwürdigen will? — Wie konnte der Mann so bald wieder vergessen, daß er selbst kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürsten angemerkt hatte, „daß keiner von ihnen hoffen dürfe von bösen Nachreden verschont zu bleiben, da sogar Marcus sich habe nachsagen lassen müssen, daß er seinen Bruder Lucius Verus vergiftet habe?"

Doch warum halte ich mich bei diesen negativen Beweisen der Unschuld der schönen Faustina auf, da ich einen Zeugen derselben aufstellen kann, dessen positive Aussage von solchem Gewichte ist, daß sie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läßt? Wer hatte mehr Gelegenheit Faustinen kennen zu lernen, und wer war geschickter richtig von ihr zu urtheilen, als Marcus Aurelius selbst? Würde dieser, wenn er auch nur die geringste Ursache gehabt hätte an ihrer Tugend zu zweifeln, in seinem berühmten Denkbuche unter den Glückseligkeiten seines Lebens, wofür er den Göttern den größten Dank schuldig sey, auch diese angeführt haben: „daß ihm eine solche Gemahlin, so gefällig und leicht zu lenken, so zärtlich gegen ihren Mann und ihre Kinder, so einfach, genügsam und kunstlos in ihrem Betragen und in allem was ihre Person angehe, zu Theil geworden sey?" — Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem bloß zu seinem eigenen Gebrauch geschriebenen Denkbuche so von seiner Gemahlin zu schreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Ueberzeugung geschrieben hätte? — „Er wußte Faustinens liederliche Aufführung nicht, oder er dissimulirte sie," sagt Capitolinus. — Wie hätte er, der gewiß nichts weniger als ein schwacher Mann war, sich so unbegreiflich in dem Charakter einer Person irren können, die so selten von seiner Seite kam, ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitete, sogar im Lager bei ihm lebte?

Und, falls etwas zu dissimuliren war, wer dissimulirt gegen sich selbst?

Ich müßte mich sehr irren, oder der Charakter, den der Kaiser Marcus seiner Gemahlin beilegt, und weßwegen er sich selbst in ihrem Besitz glücklich preiset, kann nicht der Charakter einer Frau seyn, die sich zu Cajeta Bootsknechten und Gladiatoren Preis gibt: und wenn ich sehe, wie schön ihr Brustbild Zug für Zug das Bild bestätiget, das der Mann, der sie am besten kennen mußte, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht, und wie auffallend es hingegen von Messalinens Bildniß absticht; so könnte ich mich eben so leicht bereden lassen, daß Marcus seinen Bruder vergiftet habe, als daß Faustina mit einem solchen Charakter und einer solchen Physiognomie eine zweite Messalina gewesen sey.

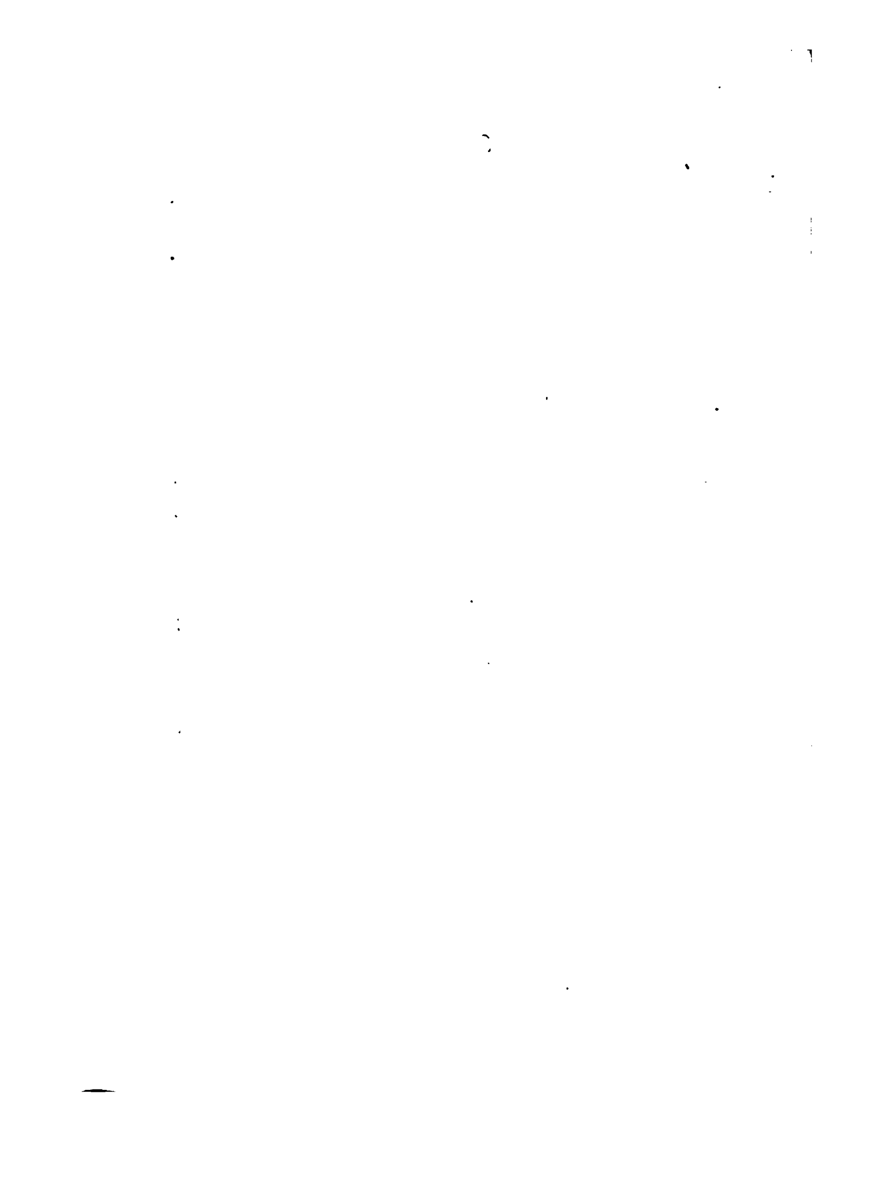
Wenn nach einer so vollgültigen Wahrscheinlichkeit noch etwas nöthig wäre, das Uebergewicht gänzlich zum Vortheil der liebenswürdigen Faustina zu entscheiden, so wären es, dünkt mich, die außerordentlichen Ehrenbezeugungen die ihr der Römische Senat nach ihrem Tode erwies. Er ließ ihr nicht nur neben ihrem Gemahl in dem Tempel der Göttin Rom eine silberne Bildsäule, sondern auch einen Altar errichten, auf welchem alle Römischen Jungfrauen an ihrem Hochzeittage opfern mußten. Auch veranstaltete er, daß, so oft der Kaiser ins Theater kam, eine auf einem Lehnstuhle sitzende goldene Bildsäule der Faustina auf den ersten Platz, da wo sie in ihrem Leben zu sitzen pflegte, gesetzt wurde, und die vornehmsten Römischen Damen ihr zur Seite saßen.

Und dieß that eben der Senat, der den Muth gehabt hatte, sich der Vergötterung des Kaisers Hadrianus zu widersetzen! that es in den freien glücklichen Zeiten der Antonine,

unter der Regierung des mildesten, bescheidensten, popularsten Fürsten, der jemals gewesen ist!

Läßt es sich auch nur als möglich denken, daß dieser Senat — dem eben diese Antonine alle seine Würde wieder gegeben hatten — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff übersteigenden Schamlosigkeit fähig gewesen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kaisers und ihre eigene, so gröblich zu schänden, und von freien Stücken solche öffentliche Beweise der innigsten Liebe und Verehrung an das Andenken einer Person zu verschwenden, deren bloßer Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn sie das gewesen wäre, wozu die Unbesonnenheit einiger Historienschreiber sie zu machen gesucht hat? Was müßte der Römische Senat gewesen seyn um einer zweiten Messalina nach ihrem Tode solche Ehren zu erweisen? Oder was der Kaiser Marcus, um es zu dulden?

Man erlaube mir noch hinzuzusetzen: welch ein trauriges Gefühl muß der Gedanke an die unselige Geneigtheit zu verleumden und der Verleumdung Gehör zu geben, die ein so häßlicher Flecken an der menschlichen Natur ist, in einem jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergessenheit bei der Nachwelt rechnen kann — wenn bloße Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden, als solche Zeugnisse!



Nikolas Flamel, Paul Lukas
und
der Derwisch von Brussa.

Historische Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Unsichtbaren. 1788.

Einleitung.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes Nr. V im vierten Stück des Deutschen Mercurs 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Mährchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe, und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente, als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich bloß durch die Buchstaben G—e zu errathen gibt) von Flamels Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daß diese wundervolle Geschichte, durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Kleinasien zu gestoßen seyn soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beifall

versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bei welchem meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewohl ich nicht zweifle, daß er auch von einigem Nutzen seyn könnte, wenn er als ein auffallendes Beispiel betrachtet würde, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flamels voraussetzt, daß die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Compilatoren und anderer Schriftsteller, erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sey, so zweifle ich nicht, daß man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr G—e in Händen gehabt zu haben scheint) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem großen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Eltern nichts gelernt habe als ein wenig Latein: so habe ich doch durch die große Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sanct Jakobs, endlich alle Bücher

der Philosophen und ihre größten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tode meiner Eltern, als ich mein Brod mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes großes vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben in dieselbe eingegraben. Ich glaube es waren Griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; Lateinisch oder Celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studirte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle (Petronelle), die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damals seit kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; — sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemälde, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sey, um den Sinn derselben zu erforschen. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete einundzwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Galicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg, und kam nach

St. Jago von Compostell, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen Französischen Kaufmann an, der mich an einen Jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez (Sanchez vermuthlich). Als ich ihm die Copei einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt, und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse worin sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurückhalten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beinahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn, seit der Zeit da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob

nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleißig, und fand was ich suchte; so daß ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17 Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den 25 April desselben Jahres verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends eben so viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so außerordentliche Freude, daß mir bang wurde, sie möchte das Geheimniß ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind."

So weit der wörtliche Auszug aus Flamels handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde S—e zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt (mit Lessing zu reden), vor Gericht stellen zu können. Nun muß ich auch Herrn S—e fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drei neue Kirchen in Paris, und begabte mit großen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genießen. Noch jetzt geht alle Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital des Quinze-Vingts nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la boucherie, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreißig Jahren. Es war das Eckhaus der Rue Marivaux und der Rue des Ecrivains, und ich habe sehr oft im Vorbeigehen die Stelle mit Andenken an

Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la boucherie die Acten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, so wie sein eigenhändiges äußerst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen großen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so großes Aufsehen, daß König Karl der Sechste etwas davon erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sey. Dieser fand den Philosophen in seinem kleinen schlechten Hause auf irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget zu gestehen, daß er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dieß ist alles was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daß sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen, und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabei ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwigs des Vierzehnten mehrere Reisen in die Levante. In der Beschreibung seiner zweiten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte,

und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nämlich an einem abgelegnen Orte eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabei stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten, und ihn aufs beste bewirtheten. Einer von ihnen ließ sich mit unserm Doctor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an Lateinisch, Spanisch und Italienisch zu reden. Da er aber bemerkte, daß sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem Europäischen Land er komme; und sobald er von Paul Lukas hörte daß er ein Franzose sey, fing er an sehr fertig Französisch zu sprechen; und da ihm jener (wie es scheint) ein Compliment hierüber machte, sagte er, er sey nie in Frankreich gewesen, hätte aber große Lust dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerlei Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte diesen die medicinischen Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze, nebst sechs andern Freunden, dieses große Geheimniß. „Wir reisen, sagte er, beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst angekommenen erwarten die übrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir miteinander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Dießmal ist Brussa der bestimmte Ort; unsrer viere sind bereits da, und wir erwarten die drei übrigen.“ — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den

Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der letztere gegen die Zweifel des erstern, im Ton eines Mannes der seiner Sache gewiß ist, behauptete. Eine der größten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sey diese, daß es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maß des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten mehrere in dem Ruf gestanden, daß sie den Stein der Weisen besessen; aber alle, sogar Nikolas Flamel, seyen gestorben wie andere Leute. „Wie? rief der Derwisch aus, Flamel gestorben? Wenn du das glaubst, so irrest du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drei Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht. Ich will sie dir also erzählen."

Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits aus Flamels eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicherweise großes Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht vorausgesehen, eben als man im Begriff gewesen sey ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Maßregeln genommen, daß alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) mußte sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sey gestorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz mit ihren Kleidern angethan in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel eben des-

selben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Aerzte und die Geistlichen. Er hinterließ ein Testament, worin er befahl, daß man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben, und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, sind beständig unbekannterweise von einem Lande zum andern herumgereist, und leben noch immer, wiewohl seit ihrem vermeinten Tode beinahe vierhundert Jahre verflossen sind."

Vorausgesetzt, daß dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doctor Paul Lukas wirklich begegnet sey, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sey, daß ein Türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamels so genau unterrichtet seyn könne. Er setzt hinzu: „Er könne alles dieß unmöglich glauben"; er erzähle bloß historisch was er gehört habe, und überlasse nun einem jeden, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken was er wolle."

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daß kein anderer Adept solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe, als Nikolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotirt und Kirchen baut, ist eine so große Seltenheit, oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daß der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu seyn aufhören, sobald man, wie hier der Fall ist,



jenes Factum für etwas Unläugbares annehmen muß. Aber daß dreihundert Jahre nach seinem Tode ein Türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer, und sey ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daß dieser Derwisch ein so unglaubliches, oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daß er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiß, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniß ziemlich genau übereinstimmen, ohne daß man begreifen kann, wie er auf eine andere Art, als aus Flamels eigenem Munde, dazu hätte gelangen können; und daß wir für alles dieß das Zeugniß eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit des Erzählers keine Einwendung stattfindet — dieß scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniß Flamels ein so entscheidendes Gewicht beizulegen, und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daß ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspänstige Vernunft schweigen zu heißen, und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig; der nämlich, die geschehenen oder geschehen seyn sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten, und daran herum zu tasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unächten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen,

daß, so oft man uns etwas schlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabei vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich dieß auch bei gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des wahrheitsuchenden Lesers anheimgestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamels, seinen vorgeblichen übergroßen Reichthum, und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht bloß ein Schreiber, sondern auch ein Miniaturmaler, und trieb also zwei Professionen, womit in den damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweitens, Herr S—e scheint durch die Art, wie er von Flamels Stiftungen spricht, einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich, nach dem Berichte der Französischen Schriftsteller die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drei neue Kirchen, und begabte sieben alte mit großen Summen. Eben dieß wird zwar auch in den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, vol. XXV. p. 356 gesagt. Allein daß das Wort stiften (fonder) hier nicht so zu nehmen sey, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus, daß vol. XLIII. p. 338 von der Kirche St. Jacques de la boucherie ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beigetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In eben diesem Bande des besagten Werkes S. 397 heißt es auch von der

Pfarrkirche des Innocens: „Man weiß, daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte." So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen seyn. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel Uebertriebenes seyn sollte, so bleibt doch immer unläugbar, daß sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Miniaturmalers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daß der Requetenmeister Cramoisy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem so großen Vermögen gekommen sey? Vernünftig zu reden konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches, seyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beispiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieß geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemals leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen großen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voll Goldstücke gefunden: aber auch das hätte ihm nichts ge-

holfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freilich ungefähr so ein Mährchen nöthig, wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Compostell, der damals in der ganzen Europäischen Christenheit eine sehr große Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äußerst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drei Operationen verschafft hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben; denn er besaß ja das Hieroglyphenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus, und kaufte sich damit von aller weitern Anforderung los.

Wie kam es denn aber, daß Karl der Sechste, oder seine immer so geldbürftige Gemahlin Isabelle (die berüchtigte Ysabeau de Bavière) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhaßten und schändlichen Erpressungen auf einmal überhoben gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, daß man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniß machte, sondern zuließ, daß es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet seyn werden, möcht' es wohl das Rathsamste bleiben, als etwas Ausgemachtes anzunehmen, daß Flamel — zwar

vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäßigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen sey. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen wie? so würde doch das Unvermögen unsre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmal ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund seyn, das hieroglyphische Buch des Rabbi Abrahams und den heiligen Jago von Compostella zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal Unerklärbarer's, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie? liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinaufreichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé wäre (nach Lenglets du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, so leitet sie uns wenigstens auf eine andere, die, auch als bloß mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrscheinlicher ist, als die Meinung, daß Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung eben so viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu St. Jacques de la boucherie schon lange (sagt Lenglet), aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beim Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nation aber äußerst verhaßten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche, und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche größtentheils Juden oder Lom-

barden waren, öffnete ihre Cassen, schüttete das Geld auf die Straßen, und zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert, und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet. Könnte dieß nicht etwa der Schlüssel zum Geheimniß unsres Adepten seyn? Könnte Flamel bei dieser Gelegenheit nicht so gut als ein anderer über irgend eine wohlgespickte Judencasse gerathen seyn, und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beitragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälligerweise eben bei einem Hause, wo das Geld zum Fenster hinausgeschüttet wurde, vorbeigegangen seyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, daß einige reiche Juden von Flamels Bekanntschaft (denn es scheint doch, daß er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beim Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daß zufälligerweise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu seyn, die im Tumult ums Leben kamen; und daß Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestat-Erben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? Dieß wäre doch wohl eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberei, Malerei und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen

überflüssigen Fonds zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?" — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gotteswillen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bei seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege, erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäß, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daß man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in eben demselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des fünfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beiträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daß er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publicums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem Livre des

Explications stellt, konnte leicht voraussehen, daß es (zumal unter einer so heillosen und immer geldbürftigen Regierung wie Karls VI war) gar leicht zu mißlichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen ließen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daß er von Gottes und des heiligen Jakobs zu Compostella Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein Clerc des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraussetzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang' es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem großen Werke hin (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Ysabeau folgte, um so leichter war), und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter, und in dem Rufe, daß er das Geheimniß der weisen Meister, womit seit mehrern Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaßten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit, noch von der damaligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir sicher seyn, daß es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als Einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabei zu finden glaubte, wenn er unter Flamels Firma und Credit solche Werklein,

wie das Sommaire philosophique und das Désir désiré, in die goldbegierige Welt ausgehen ließe. Denn daß Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann XXII (der doch in der Bulle Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae den Fluch des Ernulphus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben — von solchen Leuten läßt sich doch wohl erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Namen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. „Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt," sagt man. — Aber dieß war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein großer Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen- und Rittermährchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton: und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreien Phäaciern oder Phajaken (wenn man lieber will) seine Lästrigonen- und Cyklopengeschichten, seine Mährchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden u. s. w., mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dieß nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war kein Poet (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten, Philosophus und Mathematicus seiner Zeit aufgeführt findet),

aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben so wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht: denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dieß bei dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall seyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daß Flamel schon im Jahre 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimnißvollen Reichthums gekommen sey, so würde sein Mährchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daß er durch den Stein der Weisen reich geworden sey, müßte erst bewiesen seyn, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich stattfinden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wäre es nicht möglich, daß er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Philipp Augusts Zeiten in seinem Keller vergraben seyn konnte? Konnte dieses Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden seyn? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baaren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tausenderlei Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden seyn? Ich sehe in allem diesem nichts Unmögliches.

Aber, bliebe zuletzt auch nichts andres übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vier hundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschliessen, als mir so ein Mährchen weiß machen zu lassen wie das Flamelische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unläugbar Beispiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch, mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinctur, Quecksilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beispiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgibt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte denn wohl dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, dreihundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubtem Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamelischen Mährchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wohl seltsamer seyn, als daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV in der Levante reisen läßt, um alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen, auf seiner zweiten Reise, den 9 Julius 1705 zu Burnus-Baschi bei

Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee, einen Derwisch aus dem Lande der Usbekischen Tartarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich gewesen zu seyn, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahr 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Literatur mitten in Paris seyn kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den Türkischen Derwischen, die wir uns als der Europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Literatur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muß uns diese Begebenheit ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbekische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn, kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drei Jahre, seitdem er ihn zum letztenmal gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreimal großen gebenedeiten Geheimnisses des philosophischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, besitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel, sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahre alt: und, da die Weisen seinesgleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herumkommen, und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden; warum sollte nicht mir

selbst noch das Vergnügen aufbehalten seyn können, den weisen Flamel und seine discrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen, bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, daß man sich eine so wunderbare Sache, wie die Erzählung des Usbekischen Derwisch im zwölften Kapitel des ersten Theils von Paul Lukas' zweiter Reise, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmal in den Kopf gesetzt hat, daß alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muß, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa bloß zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ist's, Paul Lukas passirt (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — troß dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber freilich könnte eine so unglaubliche Erzählung, wie diese, die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er, wenigstens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daß Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das Gesehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frei geblieben sey. Um nur ein paar

Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup=Estant in dem Karamanischen District Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden (sagt er) ist aus einem ganzen Felsen ausgehauen, und inwendig so ausgehöhlt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe und verschiedene Gemächer übereinander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi=Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele scheinen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welches seine Karawane gezogen, über zwanzigtausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup=Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen Syrischen Wüste entdeckt hätte: aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Kappadocien! Gleichwohl, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzigtausend belaufen mußte, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen. Fünftausend solche pyramidalische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bei der eilfertigen und äußerst flüchtigen Art, wie er sie sah (da

die Karawane ihm zu Gefallen nicht still halten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte), hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen.

Eben so zuversichtlich sagt er im zwölften Kapitel des zweiten Theils von den Löwen, deren es eine große Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dieß sey gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: ein (Armenischer) Bürger von Jsnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr Außerordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt), an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der großen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammenkamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand daß er Wunder thue. Der größere Theil der übrigen heiligen Väter des Conciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armenischer Mitbruder, waren aber doch schlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen, und ihn bei allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bei aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereien nicht gleichgültig; und da es

die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloß bei sich selbst, sie auf eine Art zu prostituiren, daß sie ihn künftig wohl ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der größte Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beisammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein Paar Ochsen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen, wie ein Bauer der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Confratres große Augen machten. Nun, hochwürdige Herren (sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte), ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und säet, indeß ich hier ein wenig ausruhe. — Das mußten die Herren nun wohl bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daß sie sich schämten eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund' an mit größter Ehrerbietung begegneten." — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daß er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr außerordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daß er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indessen beweist doch das alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das Schlimmste, was sich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht, daß er eines Vorsatzes seine Leser zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läßt sich keiner absehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, bloß um die Leichtgläubigen zum Besten zu haben, so etwas

ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dieß zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbekischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daß Paul Lukas zufälligerweise zu Brussa mit ihm bekannt ward, und alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniß von Flameln? Und was für Beweggründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Mährchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbekische Derwisch war, nach allem was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch wie es wenige in der Welt gibt. Auch sein Aeußerliches, sagt Lukas, war in der That außerordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dieß Außerordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreißig Jahre alt zu seyn, und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit; das letztere wie ein geborner Pariser, wiewohl er nie in Frankreich gewesen zu seyn versicherte. — Sollte dieser Usbekische Derwisch am Ende wohl gar ein Europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen seyn? Wenigstens müßte er mir einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbek halten sollte! Bei dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneiwissenschaft mit (ich übersetze hier absichtlich von Wort

zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — nichts sagt), und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu: dieß erfordert gewisse Vorbereitungen von deiner Seite, und ich hoffe, du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über deinen Verstand ausgießen kann." Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den großen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schließen mußte, daß dieser Mann, dem er kaum dreißig Jahre gab, schon über hundert seyn müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer größere Augen machen: dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unsrer sieben Freunde, fährt der Derwisch fort, die in der Absicht immer vollkommner zu werden die Welt durchstreichen. So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammenkommen. Dießmal ist es Brussa: vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drei übrigen."

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniß unter den vier Derwischen, daß man wohl sah, „es sey kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammengebracht habe." — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daß sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbekischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie gerathen auf Alchymie und Kabbala; und Lukas (der noch immer nicht merkt mit wem er's zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: „Diese Wissenschaften, und besonders der Stein der Weisen, passirten in Europa bei vielen Leuten für sehr chimärische Dinge."

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Namen verdienende Philosophie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer, oder theurgischer, oder Hermetischer Philosoph, und ein Adept in dieser übernatürlichen Philosophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Messen, Rechnen und vernunftmäßige Combinationen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und gibt deutlich zu verstehen, daß Philosophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der ächte Weise, sagt er, ist der einzige Mensch, dem es zukommt sich des Philosophirens anzumaßen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich größere Reichthümer verschaffen, als die größten Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter seine Füße; und diese großmüthige Verachtung gibt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Größe, die ihn über alle Zufälle erhebt."

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermesschüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Kairo zu seyn, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen u. s. w. Das Seltsame ist nur, daß solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne, wie Paul Lukas, nicht stärker auffielen. Mit allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraushaben möchte, müsse er doch wenigstens so gut wie andere Leute sterben. — „Man sieht wohl, erwiederte der Derwisch, daß du noch nie einen wahren Philosophen gesehen hast.“ — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sey kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sey eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Mißbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sey.

Aber, wendete Lukas ein, unser berühmter Flamel besaß diesen Stein auch, und gleichwohl ist es eine ausgemachte Sache, daß er gestorben und begraben ist wie sich's gebührt. Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sey gestorben

wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beinahe alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte (spricht unser Wanderer naiv genug), so erstaunte ich über alle Maßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah.“ — Das heißt auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig, und glaubst Flamel sey gestorben?“ — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Costume dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Aeußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen im Widerspruch stehen, ein mitleidig spöttisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äußersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daß sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie der gesunden Vernunft gemäß sprechen, nicht etwa gar etwas Albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drei Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde.“ — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst miteinander bekannt worden seyen: aber er hielt auf einmal wieder an sich, um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geschichte des Französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniß der Person des Usbekischen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen, sprach er, sind zwar nur wenige in

der Welt; aber sie finden sich unter allen Secten, und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wußte, daß die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen sie zu besuchen dahin, daß er sich von uns trennte um diese Reise zu machen. Wir thaten unser Möglichstes ihn davon abzuhalten, und er stand verschiedenemale auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, sobald als immer möglich wieder bei uns zu seyn. Er kam nach Paris, welches schon damals, wie jetzt, die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in großem Ansehen standen; und unter andern lernte er auch einen Rabbiner seines Stammes kennen, der die wahre Philosophie suchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund ließ sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein, und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der Materia prima eine langwierige Operation erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des philosophischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen was er geschrieben zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projection von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabbiner, den diese Operation mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Aeußerstes um ihn bei sich zu behalten: aber ver-

gebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haß. Er faßte den schwarzen Entschluß eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weisen, und bemächtigte sich seiner Tincturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn herauskamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekanntermaßen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und passirte bei ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Dieß war die Ursache, daß ihm ein Jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung, daß er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vorbesagten Rabbiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine große Aufmerksamkeit darauf verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäßen darin fand, und mit Recht daraus schloß, daß das große Geheimniß der Weisen darin verborgen seyn könnte, ließ er sich das erste Blatt davon übersetzen (denn die Bücher waren Hebräisch), und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand.

Er ging nach Spanien, wo es beinahe überall Juden gab, und ließ sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Uebersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloß er mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen sie verschiedene große öffentliche Gebäude aufführen, und bereicherten mehrere Personen. Dieß erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, sobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm, nach dem Aufsehen das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also, als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn G—e vernommen haben. „Und dieß, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was du davon glaubst, noch das, was man thörichterweise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniß haben."

Bei Vergleichung dieser Erzählung des Derwisch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamels eigener Beichte gemacht, wird man finden, daß sie der letztern nicht nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daß sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht ist, als die Flamelische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch sein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt zu besorgen, daß ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Händel zuziehen werde, daß er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicher zu stellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwisch hingegen hat es eine ganz andere Bewandtniß. Er fängt seine Ilias beim Ei der Leda an, und erzählt Flamels Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem System und seiner Absicht gemäß ist, unbekümmert ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben so unbekannt waren als dem Paul Lukas, zusammentreffen oder nicht.

Alles was der Usbekische Derwisch in dieser zweiten Conversation mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Philosophie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu seyn, daß auch Ungeweihte meinesgleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte dieß nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht seyn, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem

sey wie ihm wolle, es gibt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteien; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung miteinander, sie sind Brüder. Das was sie zu den außerordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, daß sie sich im Besitze der wahren Philosophie befinden.

Diese Philosophie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nämlich auf den Grundbegriff gebaut: daß der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas anders gewesen sey als er jetzt ist; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam Cadmon oder urbildlichen Gottmenschen (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt, und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sey.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche, oder wenigstens in eine derselben nahekommende Vollkommenheit, ist das große Geheimniß jener wahren Philosophie, die, mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens, schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle, und nach der langwierigen ernstlichen Buße die er deßwegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freundschaft mitgetheilt worden ist, und sich von dieser Zeit an, durch Tradition und hieroglyphische oder andere geheime Schriften, unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, in den ältern, und König Geber, die Arabischen Aerzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artesius, Raymund Lullus, Nikolaus Flamel, Basilius Valentin u. v. a.

in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so außerordentlich große Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit gibt, sich aller Aufklärung zu Trotz sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniß dieses Ordens, das unter dem Namen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendlichemal mehr in sich, als die bloße Operation, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowohl, als das Geheimniß, tausend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. diejenigen, die uns gern bereden möchten daß sie es seyen, von der Kunst Gold zu machen, als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daß sie sich nicht einmal damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen, und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit sich führen können.

Daß der Usbekische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allem dem was uns Lukas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewohl das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läßt: so hat er doch, alles zusammengenommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daß seine Philosophie und diejenige, die ich so eben nach

ihren Hauptzügen skizzirt habe, eine und eben dieselbe sey. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem eben so zuversichtlichen Ton erzählte.“ — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen seyn mag: nämlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den höhern Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem allem nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbesagten schwärmerischen Morosophie zu charakterisiren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem Türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewußt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniß mehrerer Europäischen Sprachen natürlich schließen muß) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen, und unsichtbarerweise allerlei Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber, so wie allerdings zu glauben ist, daß diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat, und also noch gegenwärtig bei Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen

werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, daß sie auch in den drei bis vier letztverflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel Unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferlei Sprachen ausgestreute Broschüre, Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legirt zu seyn pflegt, entsprungen war: aber etwas Wahres, das mit unserm Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache seyn.

„Christian Rosenkreuz, heißt es, geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Philosophie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Aegypten und Afrika, und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engesten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schooß er die Mysterien der

erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und kraft dessen auch die Universalmedicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß, niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne daß man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde."

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weiß, daß es damals keine eigentlich sogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine anderen, als Weise von dem Orden unsers Usbekischen Derwisch, gemeint seyn: und was hindert uns zu glauben, daß es eben dieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, daß sie schon zu Flamels Zeiten in voller Activität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimniß des Steines der Weisen lernte, in Bündniß stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besaß, sey in einem Alter von hundertundzwanzig Jahren gestorben. Wie? Ein Mann wie er sollte so jung gestorben seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn: gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern,

unsichtbarer und unbekannter Weise, die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherei, Goldmacherei und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenclasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucians Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher Gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den großen Zweck des Usbekischen Derwisch noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprüchwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beinahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniß einer so außerordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreißig Jahren aussah und wie einer von fünfhundert sprach — der den Stein der Weisen zu haben vorgab — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beinahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr S—e läßt ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nämlich was ihm der Derwisch bei Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniß, Lukas sagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge (des choses encore moins croyables), die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beinahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: daß der gute Lukas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wußte was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imagination, vielerlei aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber curioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerei, wiewohl von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frei, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Ueberdieß war er kein müßiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige: sein Geschäft war alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbekischen Derwisch bloß deßwegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuholen: alles übrige war zufällig. Das Außerordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessirte ihn — er ließ sich also näher mit ihm ein: es interessirte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisirten Kopf und keine so weit von dergleichen

Speculationen abführenden Geschäfte gehabt haben; aber es interessirte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit, und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben gränzte, zuzuhören, daß dieser, auch ohne eine andere Absicht, unvermerkt Lust bekommen mußte ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammen genommen, scheint mir Lukas bei dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu seyn; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzigtausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich habe (sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig XIV) mehr als einmal Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Aegypten und Afrika durchwandert, und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge Münzen, geschnittene Steine, alte Handschriften und andere nützliche Curiositäten gesammelt, die im Cabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es gibt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich große Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten: und diese sind in dem Buch enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freiheit nehme.“ — Ganz gewiß dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wohl die größte Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Charakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufheften zu wollen. — Ohne jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese außer-

ordentliche Person Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehr besagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Classe und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Cagliostro, oder, was bei mir einerlei ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misphragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekanntermaßen bloß die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen: so glaube ich doch gern, daß man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dieß scheint nun gerade bei Paul Lukas der Fall gewesen zu seyn. Es ist wohl möglich, daß die Disposition, die der hochwürdige Bruder Derwisch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische Notizen von den Geheimnissen

des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sich's aber zeigte, daß Lukas in den Gränzen einer kalten Bewunderung stehen blieb, und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Außenseite er anstaunte, eingeführt zu werden: so ließ es der Derwisch bei dem Gesagten bewenden; zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wieder sagen und bei seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die Famam fraternitatis (die vielleicht damals einen solchen Trompetenstoß nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher Homo bonae voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wohl in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemessenere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr als was sie ist gehalten wissen, und unterwerfe sie, wie diesen ganzen Aufsatz, dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen, und begnüge mich zum Schlusse mit Oberon zu sagen:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert!

Anmerkungen.

Gespräche unter vier Augen.

Von diesen Gesprächen unter vier Augen erschienen sechs (N. I. II. IV. V. VIII. XII.) zuerst im Deutschen Merkur, Jahrgang 1798, noch während der Zeit eines großen Parteienkampfes über die politischen Angelegenheiten auch unter uns. Wieland blieb darüber nicht unangefochten; denn gleich im nächstfolgenden Jahr erschienen zu Leipzig: Bemerkungen über die Wieland'schen Gespräche unter vier Augen in rechtlicher und politischer Hinsicht. Nebst einigen Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände des Rechts und der Politik. Hierin sind von diesen Gesprächen wieder abgedruckt No. I. II. IV. V. und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet. Der Verfasser rechtfertigt den wiederholten Abdruck auf folgende Weise: „Anfänglich, sagt er, war ich Willens, bloß die Punkte, welche mir einer Berichtigung zu bedürfen schienen, auszuheben, und meine Meinung darüber zu sagen; allein ich befürchtete den Vorwurf: Stellen aus dem Zusammenhange herausgerissen zu haben, um ihnen nach Willkür einen Sinn unterschieben zu können." Das Lob der Ehrlichkeit also läßt sich dem Verfasser nicht abstreiten; denn wie hätte er sonst mit dem Texte die Widerlegung dessen, was er über denselben sagt, selbst gegeben! Er mag auch eine recht gute Absicht gehabt haben, ich zweifle nicht daran; leider aber hat er das Schicksal des, auch ehrlichen und in der besten Absicht von der Welt ausziehenden, Don Quixote gehabt, alles zu sehen was — nicht da war, und nichts so wie es war. Schöner Lohn für die Schriftsteller, am Ende zu erfahren, daß die Leser nicht lesen können! Diesen schönen Lohn hat kaum einer so oft erhalten als Wieland, vielleicht aber nie in so reichem Maße als von diesem Bemerker, der nie unterscheidet was Ironie und was Ernst, was von dem einen oder dem andern gesagt wird, und der daher nie merkt, daß er

lauter Luftstreiche führt und eigentlich der Secundant seines vermeinten Gegners ist. Man mag an Einem Beispiele sehen, ob es sich so verhalte. Das erste Gespräch über Vorurtheile schließt bei Wieland so: „Es muß, wie du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es muß! — Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du?“ Kann es zweifelhaft seyn, was Wieland wollte? Unser Bemerker nimmt es für Wielands bittersten Ernst, er habe die Vorurtheile in Schutz nehmen wollen, und schreibt erst ein langes Etwas über die Vorurtheile überhaupt, und sucht dann in 59 Anmerkungen zu beweisen, daß man den Menschen die Vorurtheile zu deutlichen Begriffen entwickeln müsse, wobei er denn, wie sich erwarten läßt, das Einzelne eben so schief ansieht wie das Ganze.

Zu einiger Entschuldigung könnte ihm dienen, daß Wieland im Merkur den Schluß dieses Dialogs nicht gegeben hatte. Er brach jedoch so bedeutend ab, nämlich mit Gerons „Also, dein Aber,“ daß jedermann vermuthen mußte, nun werde die Hauptsache erst kommen. Entweder also hätte der Bemerker dieß auch vermuthen, oder bis zum Schluß der Acten — schweigen sollen. Er vermuthet aber nicht, und schweigt auch nicht. Was ist mit solchen Leuten anzufangen, die bemerkend bei dem bedeutendsten Aber nichts merken? — Der Himmel wolle gnädig diesem, gewiß sehr wichtigen, auch für unsere Zeit noch wichtigen, Bande, sinnigere Leser verleihen!

I.

S. 7. Tetrarchien — Vierherrschaften — Geron deutet vermuthlich mit diesem Wort auf eine Epoche, da vier große Mächte, vermöge des respectabeln Rechts des Stärkern, über die Welt im Kleinen, oder das, was Geron ein großes Sonnenstäubchen nannte, willkürlich zu disponiren anfingen; eine Epoche, deren nähere Bestimmung die Chronologen unter sich ausmachen mögen. W.

S. 15. Königin Semiramis — (S. das XIII. Göttergespräch, Bd 21.

S. 17. Kuhschnappel — (S. den Armen-Advocaten Siebenkäs von Jean Paul.

S. 18. Poliater — Stadtarzt.

S. 21. Daß man der Welt das Beispiel gegeben hat, daß — Wenn es ohne Unterbrechung des Gesprächs geschehen könnte,

möchte ich den Herrn Sinibald wohl bitten, uns das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beispiele nicht häufig gegeben worden wären. Wir wollen unsrer Zeit nicht zu viel thun: sie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über diesen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten als die vorhergehenden; und, wenn ich die einzige historische goldene Zeit (Trajans, Hadrians, und der beiden Antonine) ausnehme, so kenne ich keine Periode von achtzig Jahren in der ganzen Geschichte des cultivirtesten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte, und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menschen ein Spiel des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht, oder der Schwäche, des Eigensinns, der Afterpolitik und der verächtlichsten Leidenschaften einiger weniger Gewalthaber und ihrer Rathgeber gewesen wäre. W.

S. 22. *Bona verba quaeso!* — Anspielung auf Terenz: Andria 1, 2, 33. hier zu übersetzen: Nun, ich will's ganz gnädig machen.

S. 30. *Sero sapiunt* — Spät werden sie weise, sprüchwörtlich von den Phrygiern gesagt.

S. 31. *Passato il pericolo etc.* — Ist die Gefahr vorüber, so ist der Heilige betrogen — nämlich um das Licht, so groß wie ein Mastbaum, welches der Matrose ihm während des Sturms gelobte, wofür er aber nachher nur ein Stümpfchen anzündete.

II.

Mit der Hinrichtung Robespierre's am 20 Jul. 1794 endete das Schreckenssystem, wodurch das Bestehen der Republik gesichert werden sollte. Am 23 Sept. 1795 wurde die dritte Constitution (gemäßigte Volksherrschaft) proclamirt, wornach eine gesetzgebende Gewalt in zwei Kammern, Rath der 500, und Rath der Alten von 250 Mitgliedern, und Vollziehungs-Directorium von fünf Männern eingesetzt wurden. Am 29sten wurde der Eid des Hasses des Königthums beschlossen; am 27 Oct. hielt der National-Convent seine letzte, am Tage darauf das gesetzgebende Corps seine erste Sitzung. Die ersten Directoren waren: Reveillière, Lepeaux, Le Tourneur, Rewbell, Barras und Carnot. Am 21 Jan., als am Jahrestage der Hinrichtung Ludwigs XVI, wurde der Eid abgelegt: Ewiger Haß dem Königthume! (Haine à la royauté)

S. 40. Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen ist — Um doch auch hier eine Probe

der angeführten Bemerkungen zu geben, theile ich die zu dieser Stelle gemachte mit. „Dieses, heißt es, ist und bleibt, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, immer bloß der Begriff, den man mit dem Worte Monarchie verbindet, den man aber keineswegs mit dem Worte Königthum verbinden darf. Unter Königthum denke ich mir: die Herrschaft eines unumschränkten Beherrschers, der gewisse Kasten deßhalb privilegirt, um das Volk zwar nach Willkür, jedoch immer zu seinen Zwecken zu leiten. Zwischen der Monarchie und dem Königthume findet also ein sehr großer Unterschied statt." Ja wohl, wenn man Königthum mit Sultanism verwechselt, welche der Verfasser, wie die folgende Seite zeigt, allerdings für gleichbedeutend hält. Der Sultanism hat aber keine privilegirten Kasten, und vor seiner seidenen Schnur ist alles gleich. Dem Königthum ist also eigentlich Despotismus untergeschoben, der ja aber auch in der Monarchie statt findet, wenn diese auch nicht Königthum, sondern Kaiserthum, oder wie sonst heißt. Wie kommt denn also gerade das Königthum dazu, als Sündenbock in die Wüste ausgestoßen zu werden? — Schwerlich hat der Verfasser sich hier selbst recht verstanden; von dem aber, was Wieland eigentlich wollte, hat er auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt. Während Wieland ein Gemälde von der Monarchie aufstellt, wie sie vernünftiger Weise seyn sollte, streitet er sich in allen Anmerkungen mit ihm über die Monarchien, wie sie waren und sind, ohne den geringsten Anstoß daran zu nehmen, daß Heribert sagt, dieses geschilderte Königthum sehe er nirgends realisirt, und Wilibald hierauf antwortet: — „ich hoffe, wir werden meinen Begriff vom Königthum, wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten Europäischen Reiche auf eine Art realisirt sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen wird." Daß der Bemerker die schalkhafte Zweideutigkeit in den Worten, „wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält," hätte bemerken sollen, wie wäre dieß von ihm zu erwarten gewesen!

S. 53. Riß, den sie am 18 Fructidor bekommen — Am 26 Mai 1797 war an le Tourneurs Stelle Barthélemy ins Directorium getreten; am 4 Sept. (18 Fructidor) desselben Jahres wollte die Mehrheit des Directoriums eine royalistische Verschwörung entdeckt haben, und es wurden 2 Directoren, Barthélemy und Carnot (dieser entfloh jedoch), 42 Mitglieder des Raths der 500, 11 von dem Rath der Alten und 9 andere Personen verhaftet, und — ohne vorhergegan-

gemen richterlichen Ausspruch — nach Cayenne deportirt. „Das einzige, sagt der Bemerker, was einen rechtschaffenen Mann darüber einigermaßen beruhigen kann, ist dieses: daß Despotism in einem republicanischen Staate nur von kurzer Dauer seyn kann, und daß die Despoten durch den Mißbrauch der ihnen verliehenen Gewalt nothwendig ihren eigenen Untergang befördern müssen."

S. 54. Bonaparte Dictator der großen Nation — Es ist nicht uninteressant, hierüber den Bemerker auch zu vernehmen. Nach einigem Scherze sagt er: „Im Ernst gesprochen. Was soll man von einem Manne denken, der einer Nation — groß oder klein, denn das gilt hier gleichviel — den Vorschlag thun kann, einen Dictator zu erwählen? Ja, was noch mehr ist, einen Mann dazu in Vorschlag zu bringen, der erfüllt ist von dem reinsten Interesse an der Menschheit; der sich das Recht zum höchsten Endzweck seiner Unternehmungen gemacht hat; einen Mann, der nach geendigtem Kriege in Italien seine Regierung bat, ihn zu entlassen, weil er seinen schönsten Ruhm in der Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten und in dem Rufe eines guten Mannes zu finden glaube; einen Mann, der seiner Regierung sagen konnte, er verlange nicht nach Ruhm, nachdem er das Vertrauen der Republik gerechtfertigt und mehr Ruhm erworben habe, als man vielleicht bedürfe um glücklich zu seyn; einen Mann, der zu sagen im Stande war: vergebens werde die Verleumdung sich bemühen, ihm treulose Absichten unterzuschieben; seine bürgerliche Laufbahn werde, wie seine militärische, den republicanischen Grundsätzen angemessen seyn. — Wahrlich, wer seinen Verstand und seine Vernunft so sehr zu verläugnen im Stande ist, der kann — doch ich schweige." So der Bemerker, der jetzt gewiß wenigstens dieß zugeben wird, daß Wielands Welt- und Menschenkenntniß weiter gereicht habe, als seine eigene. Man sehe übrigens mehr hierüber im Leben Wielands.

III.

S. 58. Die Fünfmänner — Das Directorium, in welches am 8 Sept. 1797 an Carnots und Barthélemy's Stellen Merlin von Douay und François von Neufchateau eintraten.

S. 59. Muscadins — Eigentlich Bisamkügelchen, ein Bisamduftender, Stutzer, nannte man zur Zeit der Jakobinerherrschaft alle,

die sich feiner kleideten als die Sansculotten, weßhalb sie für Royalisten galten.

S. 59. Sonnenbrüder — Der Name einer aristokratischen Partei, dessen Ursprung ich jedoch nicht anzugeben weiß. — Koblenzer Anhänger des Grafen von der Provence, der als Regent von Frankreich zu Koblenz einen Hof hielt.

S. 59. *Clichiens*, von dem Dorfe Clichy an der Seine, wo Aristokraten ihre Versammlungen hatten.

S. 60. Nachdem das Directorium selbst die zwei wesentlichsten Grundpfeiler dieser Constitution umgeworfen hat — Der dritten Constitution von 1795, welche dem Directorium die Disposition über die bewaffnete Macht und gewaltsame Eingriffe in die Freiheit des gesetzgebenden Körpers untersagte. Gegen beides verging sich das Directorium am 18 Fructidor, s. oben.

S. 61. Auf die bevorstehenden Urversammlungen — Die eigentlichen Volksversammlungen, auf welchen Wähler (Electeurs) erwählt wurden, die hinwiederum die Deputirten erwählten als Repräsentanten des Volks. Nach der dritten Constitution wurden die Deputirten gleich von den Urversammlungen erwählt.

S. 62. Unsre Dreimänner — Die siegende republicanische Partei im Directorium, s. oben.

S. 73. Unternehmung gegen Carthago, gegen England.

S. 75. Tigellin — Der niederträchtige Liebling Nero's.

S. 75. Brünehild — Die reizende, lasterhafte Gemahlin Sieberts, des Sohnes Clotars.

S. 75. Theodora — Gemahlin des Kaisers Justinian, von niedrer Herkunft, früher eine Zeitlang Schauspielerin, dann Justinians Maitresse, und nach dem Tode der Euphemia seine Gemahlin, als welche sie sich der Zügel der Regierung bemächtigte, ihre Macht aber unwürdig mißbrauchte.

S. 75. Pallas — Ein Freigelassener theilte mit

S. 75. Narcissus das Herz des eben so tollen als abscheulichen Tiberius Claudius, des vierten in der Reihe der Römischen Kaiser.

IV.

S. 77. Das ungeheure Bild — — im Traume sah — Daniel 2, 31. fg.

S. 77. Der Berg — Doppelte Anspielung auf das Bild Daniels und auf die Jakobiner.

S. 78. Jener alte Räuber — Prokrustes hatte ein Bett, worein er mit Gewalt die Reisenden legte, und sie mußten hinein passen; denn waren sie zu lang, so schnitt er von ihnen ab, und waren sie zu klein, so dehnte er sie aus. Wieland zielt damit auf die Reichsfriedens-Deputation, die ihren Congreß am 9 Dec. 1797 eröffnete.

S. 79. Ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird — Wenn sich der Bemerker hierüber nicht so gewaltig ereifert hätte, so würde mir schwerlich eingefallen seyn, hiebei zu erinnern, daß damit nichts anderes gesagt seyn solle als: ob die Regierung eine geistliche (Krummstab) oder eine weltliche (Scepter) sey. Daß an dem ersten nur dem Römischen Hofe liegen könne, ist wohl klar, und Wieland sprach kurz vorher nicht ohne Absicht von Vorrechten der Römisch-katholischen Ritterschaft, doch zuverlässig in Beziehung auf die Kurfürstenthümer und Bisthümer des linken Rheinufers. Dieß alles aber blieb so unbemerkt als die Absicht der Worte: „dieser so zahlreichen Classe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutschen Reiches sind," worüber der wackere Mann in einen höchst unnöthigen Eifer geräth.

S. 79. Schärtlin von Burtenbach — Einer der berühmtesten Krieger des 16ten Jahrhunderts, unter welchem das vereinigte Deutschland die Osmanen zurückwarf, die sich gegen Wien gewendet hatten. (Hummels) Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Seb. Schärtlins von Burtenbach. Ffft. u. Lpz. 1777. 1782.

S. 87. *Victrix causa Diis placuit* — Diese Sentenz Lucans kann man übersetzen durch Schillers: der Schlachten Ausgang ist das Urtheil Gottes.

S. 88. Geschichte der Berner Revolution — S. hierüber die Anmerkungen zu Gespräch VIII.

S. 93. Julius II. — Ein durchaus kriegerischer Papst (starb 1514), so wie Christoph Bernhard von Galen, der 1650 zum Bischof von Münster gewählt wurde, mehr Feldherr als Geistlicher war. Er würde ein Alexander geworden seyn, hätte seine Macht seinem Muthe geglichen. S. Leben und Thaten des Bischofs Ch. B. v. Galen. Ulm 1804.

V.

S. 100. Schicksal des Ugalino, dessen gräßlichen Hungerstod Dante geschildert, und Gerstenberg zum Gegenstand einer Tragödie gewählt hat.

S. 123. Fee Morgana — Man nennt so die an der Sicilischen Meerenge nicht seltene Erscheinung, daß sich durch eine besondere Strahlenbrechung in der Luft oder auf dem Meere allerlei Gegenstände darstellen, die eben so schnell, als sie entstanden, wieder verschwinden.

S. 125. Leveller — Eine Faction in England, die im J. 1647 entstand und deren Haupt anfänglich Cromwell war. Sie drang auf vollkommene Gleichheit.

S. 126. *For forms of Government etc.* —

Laß Thoren über Form des Staats sich zanken,
Die beste ist die bestverwaltete. W.

S. 131. *Jura negat sibi nata* — Er behauptet, für ihn sey kein Gesetz da.

S. 131. Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen — Z. B. von der Religiosität des Volks, seiner Liebe zu der Person des Fürsten, der Sorgfalt des Hofes, immer für Panem et Circenses zu sorgen, und dgl. W.

S. 133. Wie viele Ursachen auch die Britten haben mögen — S. Ferri de St. Constant: London und die Engländer, übersetzt von Sprengel und Ehrmann. Weimar 1805. Bd. 2. S. 604 fg. Vgl. das folgende Gespräch.

Der Verfasser der Bemerkungen hat es sich hier besonders angelegen seyn lassen, Wieland zu berichtigen, und hat diesem Gespräch nicht nur eine ausführliche Abhandlung über den Gesellschaftsvertrag und dessen rechtliche Wirkungen vorausgeschickt, sondern es auch mit 153 Anmerkungen begleitet. Sein Eifer für das Recht verdient Achtung; Schade nur, daß er auch hier nicht ausgefunden hat, was Wieland eigentlich wollte. Darum, und nur darum, beschuldigt er ihn auf die unverantwortlichste Weise, er habe es rathsam gefunden Lärm zu blasen, um wo möglich den Untergang der sich Widersetzenden desto schneller herbeizuführen. „O — fügt er dann hinzu — möchte doch lieber die Staatsweisheit aller Regenten dahin gehen, es sich zur heiligsten Pflicht

zu machen, in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, lieber Reformen, welche dem Ideale des öffentlichen Rechts gemäß sind, vorzunehmen, und nicht die Revolutionen, wo sie die Natur von selbst herbeiführt, zur Beschönigung einer noch größern Unterdrückung, sondern als einen Ruf, den ihnen die Natur ins Ohr sagt, zur Begründung einer rechtlichen Verfassung, als der einzigen dauerhaften, zu benutzen!" Sehr gut und lobenswerth! — Was in aller Welt aber hat denn Wieland anders gewollt, als eben diesen guten und heilsamen Rath ertheilen? Sein Ottobert nimmt sich der Monarchie an gegen die Demokratie, und zwar gegen die französische Demokratie, die damals nicht nur viele Anhänger außerhalb Frankreich hatte, sondern mit deren Verbreitung man von Französischer Seite auch — drohte, wie doch gewiß nicht zu läugnen ist. Wenn Eins von beiden seyn soll, die Monarchie oder jene Demokratie, so entscheidet sich Ottobert lieber für die erste, indem er darin doch Sicherheit und Ordnung finde, die in der dermaligen Demokratie nicht sey, während man Freiheit und Gleichheit nur vorspiegele. Das eigentlich Wahre und Rechte aber findet er weder hier noch dort, sondern — in der Mitte zwischen diesen beiden Aeußersten, eben da, wo es der Verfasser der Bemerkungen auch findet. Wozu nun sein langer Streit? Kann er aus etwas anderm entspringen als aus Mißverständniß? S. 386 war er nahe daran, das Rechte zu finden. „Der Sache nach, sagt er, scheint Ottobert in dem Wahne zu stehen, das Unzuverlässige und Schwankende des Republicanismus zeigen zu können; allein daß er dieses nicht gekonnt habe, beweist, daß er hier das Gewisse für das Ungewisse genommen, und in den Tag hinein radotirt und declamirt hat, nicht über die Unzuverlässigkeit des Republicanismus, sondern des Demokratismus, was ihm ein vernünftiger Mann, der den ersten von dem letzten zu unterscheiden weiß, ganz und gar nicht streitig machen wird." Wie konnte nun der Mann, der dieß eingesehen hatte, gleichwohl zu der Aeußerung Gismunds: „Das alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort," folgende Bemerkung machen (S. 389.): „Das Wörtchen demokratisch hätten Sie weglassen können; denn abgerechnet, daß das Wort in Verbindung mit Republik Unsinn sagt (?), und also das, was Sie sagen wollen, gar nicht ausdrückt (?), gibt es auch noch zu einer guten Anzahl von Nebenbegriffen Anlaß (?), die bei Discussionen der Art wegbleiben müssen." Ich sollte meinen, Gismund hätte sich nicht bestimmter ausdrücken können, und den Verfasser der Bemerkungen hätte gerade das Wörtchen demokratisch auf die rechte Spur leiten müssen, wenn er sich nur dessen

erinnert hätte, was er drei Seiten vorher geschrieben hatte. — So hat man einen Mann, der es mit der Menschheit so redlich meinte als irgend einer der Redlichsten, gelesen und gekannt!

Bedürfte er gegen den Verfasser der Bemerkungen einer Genugthuung, so hat er sie nun — von der Zeit erhalten, denn alles, was Wieland von den Erfolgen, als Welt- und Menschenkenner, vorausgesagt hat, ist pünktlich eingetroffen, und mit aller Gegenrede seines Tadlers verhält es sich genau wie mit seinen Versicherungen von — Bonaparte. Man mag daraus lernen, um wie viel sicherer und besser es ist, bei politischen Berechnungen die wirklichen Menschen, wie sie sind, als Personificationen in Anschlag zu bringen, wie der Bemerker gethan hat, z. B. S. 568, wo er sagt: „Nicht das Volk ist der Souverän, wie Herr Gismund thöricht genug zuzugeben kein Bedenken trägt, sondern die moralische Person, die unter dem allgemeinen Willen der Staatsbürger gedacht wird.“ S. 569 hat er dieß aber auch wieder vergessen, und macht folgende Bemerkung: „In der Französischen Constitution von 1795 heißt es: la Souveraineté réside essentiellement dans *l'universalité des citoyens*, und da sollte man doch denken, eine Souveränetät, die 60 bis 70 Millionen Fäuste hat (die moralische Person?) wäre doch wohl eine Grundlage, die weder unsicher noch trüglich seyn könne.“ — Hat der Leser genug an diesen Proben?

Nur drei Berichtigungen noch, weil auch andre als der Bemerker in seinen Irrthum verfallen könnten.

Bei Wieland heißt es: wenn das Volk über Fähigkeiten — — zumal solcher, die zu einer ihm fremden Classe gehören, richtig sollte urtheilen können. Bemerkung: „In einem wohleingerichteten Staate kann und darf es keine besonderen Volksclassen geben.“ — Keine Kasten, ja; aber wird man die Unterschiede zwischen Bauer, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Minister, Feldherr u. s. w. mit allen Unterabtheilungen aufheben können? Und werden diese nicht besondere Classen bilden, die einander oft zurufen müssen: Schuster, nicht über den Schuh hinaus?

Wieland: Wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden durch — — — Rechte gewisser Corporationen. Bemerkung: „Es darf keinen Staat im Staate geben. Die Corporationen können, als solche, keine politischen Rechte genießen.“ Vorrechte wohl nicht, aber auch keine Rechte? Dann würde es schlimm um alles stehen, was entweder allein oder doch besser durch Corporationen — die deßhalb kein Staat im Staate

sind — ausgeführt werden kann. Uebrigens aber spricht Wieland hier lediglich von dem, was war.

Höchst befremden muß es, wenn zu der Stelle: „Einen Menschen zum Sklaven zu machen — den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen — ist unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur" S. 402 folgende Bemerkung gemacht wird: „Hier können keine Ausnahmen gelten. Es ist nothwendiges Gesetz der Vernunft, und bei diesem ist keine Dispensation denkbar, weil es dadurch vernichtet werden würde." Fiel dem guten Manne denn gar nicht ein, daß ihm die Verbindlichkeit oblag, den einzigen Fall, den Wieland gemeint haben könnte, auszumitteln? Gewiß, dann würde er an die Galeerensklaven, Zuchthäusler u. s. w. gedacht haben, und nicht zweifelhaft würde ihm geblieben seyn, daß die gehörigen Einschränkungen darauf hinweisen, daß selbst diese, die die Folgen ihrer Verbrechen leiden, nicht auf eine unmenschliche Weise mißhandelt werden sollen.

VI.

S. 134. **Bräutigam der adriatischen See u. s. w.** — Der Doge von Venedig, der als Kopfbekleidung eine Mütze trug, il *corno* genannt, das Horn.

S. 136. L'homme de bien etc. — O wackrer Herr, der du so vieles siehst, siehst du nicht auch mein Kalb. *Lafontaine* le Villageois qui cherche son veau.

S. 138. **Den Sprüchen der sieben Weisen** — Z. B. Kenne dich selbst — Nichts zu viel — Alles zur gelegenen Zeit — Sieh aufs Ende, u. s. w. W.

S. 141. Tu regere imperio etc. — Virgils Aeneis VI. 852.

Du, o Römer, beherrsche des Erdreichs Völker mit Obmacht.

Voß.

S. 142. **Daß unsre Republik eine militärische sey u. s. w.** — Hier ist wieder eine von den merkwürdigen Stellen, welche beweisen, mit wie klarem Blicke Wieland in die Zukunft sah. Zwar geschah das hier Verkündigte erst unter Napoleon, aber dieser war ja der Universalerbe der Republik, und führte als Einziger aus, was das Ganze zu thun noch übrig gelassen hatte.

S. 145. Den heiligen Anker auszuwerfen — Der letzte und stärkste Anker, den man auswarf, hieß bei den Griechen der heilige; den heiligen Anker auswerfen; das letzte Rettungsmittel ergreifen.

S. 146. *Davus sum, non Oedipus* — Ich bin der Sklav Oedipus, nicht der berühmte Räthsellöser Oedipus; sprüchwörtliche Redensart für: mein Verstand ist so subtil nicht, um sehr Versteckes auszufinden.

VII.

Dieses Gespräch zusammengehalten mit dem fünften gibt die völlige Gewißheit sowohl über Wielands Absicht als über die schiefen Ansichten des Verfassers der Bemerkungen, und kann zugleich zeigen, wie unrechtmäßig das Verfahren sey, ihm Aufsätze und Stellen, die er im eignen Namen schrieb, bei den Gesprächen entgegen zu halten, ohne zu bedenken, daß in diesen wenigstens Eine der unterredenden Personen die Sache aus einem dem Verfasser fremden Gesichtspunkte ansehen muß. Alles was sonst zu bemerken wäre, findet sich bereits in den vorhergehenden Anmerkungen, die zugleich einzelne Aeußerungen berichtigen.

S. 172. Halcyonische Tage — Voll Heiterkeit und Stille — (S. die Anm. zu Krates und Hipparchia, 1 Br. 38. Bd. 21)

S. 173. Der Psalmist — Psalm 135, 161 fgg.

VIII.

S. 179. Busirisirt — Mit Grausamkeit behandelt, wie man von dem Aegyptischen Könige Busiris erzählt, der an Nero einen würdigen Nachfolger hatte.

S. 185. Diesen Gesichtspunkt hat uns der Herausgeber der Allg. Weltkunde in No. 49 angegeben — Posselt sagt daselbst: in allen Revolutionen, die jemals waren oder seyn werden, muß man zwei Dinge wohl unterscheiden, die so oft mit einander verwechselt werden: Ursache einer Revolution, und Vorwand derselben, oder Anlaß zu ihrem Ausbruch. Der berühmte Selbstmord der Lucretia, mit dem Roms Freiheit, und mit dieser letztern das Princip seiner Weltherrschaft begann, war ja wohl nicht die Ursache, warum die Tarquine das Schicksal der Bourbons erfuhren: wer möchte die Revolutionen alle zählen, wenn diese Ursache immer diese Wirkung hervorbrächte? Die Gründe, die das Blut der Lucretia mit so ungeheuern Folgen be-

fruchteten, lagen tiefer; ihr Dolch öffnete ihnen nur den Weg zum Ausbruche. Und so muß man sich's erklären was alle philosophischen Geschichtschreiber so oft wiederholen: „daß nicht selten eine ganze Kette von Ereignissen, die die Gestalt eines Welttheils zu ändern vermögen, zuletzt an einer elenden Kleinigkeit festhängt;“ nicht, als ob der Satz der Philosophie, daß nichts ohne zureichenden Grund geschieht, durch die Geschichte widerlegt würde, sondern weil wir aus Mangel an Kenntniß des großen Zusammenstoßes aller Umstände, wodurch ein Factum hervorgerufen ward, oft für Ursache halten, was nur Gelegenheit zum Ausbruch der Wirkung dieser uns unbekannten Ursache war. So vieles auch in der Geschichte unsrer Tage Räthsel für uns ist: so können wir doch ohne Mühe unterscheiden, was eigentliche Grundursache der Revolutionirung Helvetiens, und was nur Anlaß zu ihrer Ausführung war.

Nicht weniger als neun Mächte von Europa, und unter solchen drei vom ersten Range, waren gegen Frankreich coalirt. Bekanntlich galt es hierbei nicht Länder; die Grundsätze der Franzosen waren es, die man vernichten wollte. Die Siege der Franken bewiesen die Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung; nicht nur erkannten die großen Continentalmächte die eigne Unabhängigkeit Frankreichs an, sondern sie resignirten sich zugleich auch in die Gründung einer Masse andrer, mit demselben gleichartigen freien Staaten. Immer war noch, trotz allen besondern Friedensschlüssen, die Furcht vor Revolutionen geblieben. Dieser Furcht wurde durch den Frieden, den Oesterreich in Campo Formio schloß, und der zugleich die Grundlagen dessen mit dem Deutschen Reiche enthielt, folglich als allgemeiner Continentalfriede betrachtet werden konnte, ein Damm vorgeschoben, und auf solche Art politisches Einverständniß der ungleichartigsten Regierungen möglich gemacht. Um so nothwendiger schien es nun aber der großen Republik, die wohl einsah, daß sie der beständige Gegenstand des Mißtrauens und der Eifersucht der Monarchien seyn würde, sich ein föderatives System zu bilden, wodurch das politische Gleichgewicht zwischen den repräsentativen und nicht repräsentativen Regierungen sich ohne beständige Erschütterungen erhalten könnte. Daher, außer den Cisalpinischen und Batavischen Republiken, nun auch noch die Rheingränze, und die Revolutionirung Helvetiens, um in einem Augenblicke, wo die Demarcations-Linie zwischen beiden politischen Systemen gezogen werden mußte, dieß durch seine Lage so wichtige Land für das ihrige, d. i. für das repräsentative System zu reclamiren.

Dieß war wohl unstreitig der Grund, welcher Frankreichs neueste Unternehmungen in Betreff Helvetiens leitete. Und nun der Anlaß, diesen Grund geltend zu machen!

Das Waadtland (Pays de Vaud) war in ältern Zeiten eine Provinz von Savoyen gewesen, und durch Landvögte regiert worden, doch nicht mit unumschränkter Gewalt, da es seine eignen Stände hatte, die aus dem Adel und den Abgeordneten der Städte bestanden. In einem Kriege gegen den Herzog von Savoyen bemächtigten sich (1536) die Kantone Bern und Freiburg dieses Landes, in dessen Besitze sie bis auf den heutigen Tag blieben. Im J. 1564 that Herzog Emanuel Philibert von Savoyen für sich und seine Nachkommen durch den Vertrag von Lausanne auf ewige Zeiten Verzicht auf dasselbe, unter gewissen Bestimmungen; und im J. 1565 bestätigte König Karl IX von Frankreich diesen Vertrag.

Nun hatte die Fränkische Revolution schon in ihrem ersten Anfange unter den Einwohnern der Städte des Waadtlandes, wo Frankreichs Sprache und Sitten herrschen, und unter vielen der angesehenern Familien, die mit Ungeduld die Herrschaft einer Regierung trugen, woran sie selbst keinen Theil hatten, viele und warme Anhänger gefunden. Unter diesen war der berühmte la Harpe, der als Divisions-General der Fränkischen Armee in Italien fiel, und Cäsar Friedrich la Harpe, der 13 Jahre hindurch in Petersburg Erzieher des jungen Großfürsten (Kaisers Alexander) gewesen war, und jetzt einen Beitrag weiter zu den vielen Beispielen in der Geschichte lieferte, wie gefährlich es ist, einen Mann von Geist und Energie zu kränken. Die Regierung von Bern hatte seine Verhaftung beschlossen; la Harpe, der dem Schlage auszuweichen wußte, schwur ihr nun den Untergang, und die Umstände setzten ihn in Stand, daß er Wort halten konnte. Er schrieb ein Werk, worin er das Betragen der Schweizer während des Krieges mit den gehässigsten Farben schilderte (de la neutralité des Gouverneurs de la Suisse depuis l'année 1789), und ein anderes (Essai sur la constitution du Pays-de-Vaud), worin er zu beweisen suchte, daß nach dem Uebergang des Waadtlandes von Savoyen an die Kantone Bern und Freiburg die Erhaltung seiner alten Constitution in dem Vertrag von Lausanne 1564 vorbehalten, und im J. 1565 von Frankreich garantirt worden sey. Er selbst sollicitirte persönlich in Paris den Erfolg seiner historischen Forschungen; und eine Anzahl Waadtländer reclamirten förmlich den Schutz und Beistand der Fränkischen Regierung, um sie wieder

in den Besitz ihrer ehemaligen, von den Regierungen von Bern und Freiburg ihnen entzogenen Rechte und Freiheiten herzustellen, wozu die große Republik in doppelter Rücksicht verbunden sey: einmal durch ihren Eintritt in alle Rechte der vormaligen Herzoge von Savoyen, die im Vertrag von 1564 das Waadtland ausdrücklich nur mit Vorbehalt seiner bisherigen Freiheiten an Bern und Freiburg abgetreten hätten, und dann vermöge der alten Obliegenheit Frankreichs selbst, welches jenen Vertrag im J. 1565 garantirt habe.

So lag es denn nun in der Hand der Fränkischen Regierung, in Betreff Helvetiens ein Machtwort zu sprechen, wozu sie aufgefordert worden war, und welches das Recht des Waadtländischen Volks und die Forderungen der unabtreiblichen Zeit für sich zu haben schien. Es kam jetzt also bloß noch auf die Ausführung ihres Planes an, und für diese wählte sie die zweckmäßigsten militärischen und politischen Maßregeln.

—— Die militärischen Demostrationen, welche allgemeine Bestürzung verbreiteten, wurden von politischen Manöuvres begleitet, die ihren Zweck nicht verfehlen konnten. Das Haupt-Augenmerk der Fränkischen Regierung war, Bern zu vereinzeln. Durch den geschickten Gebrauch ihrer Ueberlegenheit erreichte sie dieß vollkommen. — —— Noch scheint indeß die Fränkische Regierung das, was von Seiten Berns geschah, nur als etwas Partielles und Temporäres zu betrachten; — sie will schleunig etwas Vollständiges und Festes, die Umschaffung des bisherigen Helvetischen Föderativsystems in Eine untheilbare demokratische Republik.

Derjenige, welcher über die ganze erwähnte Begebenheit noch genaueren Aufschluß verlangt, um desto unparteiischer urtheilen zu können, wird nicht bloß das im J. 1798 von dem Bürger Mengaud am 10 Febr. erlassene Schreiben und die Proclamation des Helvetischen Directoriums, die zu Anfange jenes Jahres an das Helvetische Volk erlassen wurde, sondern auch ein in mancherlei Betracht merkwürdiges Buch zu Rathe ziehen: Saly's Revolutionstage, herausgegeben von Ulrich Heyner, Winterthur 1814. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: Saly (der Holzhacker) schrieb diese Denkwürdigkeiten in fremdem Lande, wohin seine Frau und er gezogen waren, um den Stürmen, die unaufhaltsam über das Vaterland eingebrochen, zu entgehen; daher berührt er auch manches ohne Scheu, worüber man im Auslande frei, zu Hause nur mit Umsicht reden durfte. Jetzt sind die Zeiten vorbei, wo offenes Geständniß noch Schaden stiften oder Bitterkeit erregen könnte; hingegen

enthält seine einfache Erzählung so manchen Zug, der den Charakter der Zeit und der damaligen Menschen bezeichnet, daß wir sie auch in dieser Beziehung des Aufbewahrens werth achten.

S. 187. Lord Bridport sagte: Die Franzosen wollen nach England. Wenn sie nicht, wie man hört, entweder unter dem Wasser oder in der Luft kommen wollen, sondern auf dem Wasser, so sollen sie gewiß nicht herüber.

S. 190. Hierophanten und Sophisten — Wenn man bei diesen an die neue Proselytenmacherei denkt und an gewisse Schriftsteller, welche die Fürsten bereden möchten, ihr Heil beruhe auf Päpsten und Päpstelei, und die nebenher auch gar schöne Sachen über den Preßzwang elaboriren, oder wie der weiland Domcapitular zu Speyer, Herr Fabritius, die Universitäten zum Teufel zu jagen, weil sie sich gegen Christenthum, Königthum und Eigenthum — nebenbei freilich auch gegen Dummheit — verschworen hätten; so gibt dieß viel zu denken in unsrer Zeit, aber auch — Hoffnung.

IX.

S. 198. Eubulides von Megara fragte: ob Ein Korn einen Haufen mache? Natürlich antwortete man: Nein. — Er fragte weiter, ob Zehn? — Nein. — Zwanzig? u. s. w. Nein. — Neun und Neunzig? — Nein. — Hundert? — Ja. — Wohlan denn, sagte er, so macht Ein Korn einen Haufen, denn die 99 machten keinen, sondern das Eine, welches hinzu kam.

S. 206. Das Ding, das nicht ist — Die schon öfters erwähnten vernünftigen Pferde Swifts waren so glücklich in ihrer Sprache kein Wort für Lüge zu haben, und nannten sie: das Ding das nicht ist.

X.

S. 220. Fee Mab — Die Phantasie, nach Shakespeare.

S. 233. Ich sehe nur drei mögliche Fälle u. s. w. — Von diesen Fällen erlebte Wieland nur zwei, denn wir hatten gewaltsame Umwälzungen wenigstens jenseit des Rheins, und hatten Polens Schicksal auch diesseit des Rheins. Der dritte Fall, den er mit Recht den allein wünschenswürdigen nennt, — „daß unsre Amphiktyonen fried-

lich und schiedlich übereinkommen möchten, die Verfassung Germaniens den Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drange der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß, umzubilden" — ist nach seinem Tode erst eingetreten, und es muß jedem, den diese Angelegenheit näher angeht, sehr interessant seyn, Wielands damalige, auf ein noch bestehendes Deutsches Reich berechnete, Vorschläge mit dem, was bereits, nachdem Napoleon vieler Mühe überhoben hatte, zu Frankfurt ins Werk gestellt ist, zu vergleichen. Vielleicht haben wir sogar noch mehr gewonnen, als Wieland hoffte, und können alles gewinnen, sobald man sich überzeugt, daß der Vulkan, auf welchem, nach der Versicherung einer Partei, Europa stehen soll, ganz und gar nichts zu bedeuten habe, wofern nur der Geist der Zeit bei den neuen Einrichtungen auch zu Rathe gezogen wird. Alles wird dann in Erfüllung gehen, was Wieland von dem neunzehnten Jahrhundert geweissagt, zumal wenn nicht übersehen wird, was er so Beherzigenswerthes auch — — in dem eilften Gespräch mitgetheilt hat.

XI.

S. 249. *Μέλουσι* u. s. w. — Sie kümmern mich, auch im Verderben.

S. 252. *A darkness visible* — Eine sichtbare Finsterniß.

S. 254. Königin Beß — Elisabeth.

S. 263. Euergeten — Wohlthäter.

XII.

S. 274. Selbstgespräche Marc-Aurels — Wielands Rüge der Griechisch-Deutschen Uebersetzung bezieht sich auf die, sonst keineswegs verdienstlose, von Reche (Frankf. a. M. 1797); wie er sie gewünscht hatte, erschien eine gleich im Jahre darauf: Marc-Aurel Antonins Unterhaltungen mit sich selbst. Aus dem Griechischen übersetzt und mit historischen und philosophischen Erläuterungen begleitet von J. M. Schulz. Schleswig 1799.

Die Pythagorischen Frauen.

2.

S. 281. Pythagoras wurde, nach der wahrscheinlichsten Annahme, auf der Insel Samos geboren um die 49sten Olympiade (583 v. Chr.), lehrte zu Kroton um die 60ste Ol. (540 v. Chr.). — und starb um die 69ste Olympiade (um 506 v. Chr. — Die berühmten Gesetzgebungen des Zaleukus von Lokri und des Charondas von Katana fallen in die 29ste Ol. (664 v. Chr.), und der weise König Numa Pompilius, der Gesetzgeber Roms, fällt in die 16te Ol. (715 J. v. Chr.), in das 39ste Jahr nach Erbauung Roms. — Cicero's Bemerkung s. Tusc. Qu. 4, 1.

3.

S. 282. Kroton, oder Kroto (jetzt Coteone, eine kleine Stadt in Calabria Ultra) war damals eine der größten, schönsten und volkreichsten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Gesundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprüchwort, Gesunder als Kroton, Anlaß gab) und die Vorzüge ihrer Einwohner an körperlicher Stärke und Geschicklichkeit in den gymnastischen Uebungen. Wenig Städte konnten eine so große Menge Sieger in den öffentlichen Kampfspielen zu Olympia u. s. w. aufweisen; und man pflegte daher zu sagen (doch vermuthlich nur zu Kroton selbst) der letzte unter den Krotonern ist noch immer der erste unter den übrigen Griechen. W.

S. 282. Justinus — Im vierten Kapitel des zwanzigsten Buchs seiner Auszüge aus einem großen historischen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäsar Augustus Zeiten lebte. Porphyrius in seinem Roman von Pythagoras beruft sich, dieser fast unglaublichen Sittenverbesserung der Krotoner wegen, auf das Zeugniß des Dikäarchus von Messina, eines berühmten Schriftstellers aus der Aristotelischen Schule, welchen Cicero seinen Lieblingsautor (Delicias suas) nennt. W.

4.

S. 284. Heroiden — Heldinnen, wurden die Schülerinnen des Pythagoras genannt.

S. 285. Eine Bohne auch nur anzurühren Vergl. Bd. 10. Der wahre Grund dieses Verbots des Pythagoras lag wohl in der eingeführten Aegyptischen Diätetik dieses einem Aegyptischen Hierophanten so ähnlichen Philosophen. Die Schüler konnten, nach Art der Schüler, die Sache wohl übertrieben haben.

S. 288. Hermesianax — Der Elegiendichter, aus Kolophon gebürtig, lebte um die Zeit Philipps von Macedonien und Alexanders des Großen. Das hier erwähnte Bruchstück, welches Athenäus im 13ten Buch seines Philosophen-Gastmahls aufbewahrt hat, ist kritisch bearbeitet und ausführlich erläutert von Ilgen, s. dessen Opuscula varia philologica Bd. 1, S. 247 — 331. Die Stelle, worauf sich Wieland beruft, ist Vers 85:

Gleicher Wahnsinn ergriff den Samier auch um Theano,
Pythagoras.

6.

Die Briefe dieser Pythagorischen Frauen in der Urschrift findet man bei Gale: Opuscula mythologica, physica et ethica S. 740 fgg. — Besonders erschienen sie von Hein. Adolph Grimm: die Briefe und Sittensprüche der Theano, Griechisch mit Wielands Uebersetzung Duisb. u. Leipz. 1791.

S. 293. Alaunwasser für Zeuge u. s. w. — Die Schicklichkeit dieses Gleichnißbildes im Munde der Theano fällt desto mehr in die Augen, wenn man weiß, daß das Färben bei den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geschäfte gehörte. W.

S. 293. Hetäre — Ich bin genöthiget, dieses gewissermaßen unübersetzbaren Wortes wegen, mich auf meine erste Anmerkung zu den Hetärengesprächen im dritten Theile Lucians zu beziehen. Zwar hätte ich hier statt Hetäre das Wort Maitresse gebrauchen können: aber ist das eine nicht eben so wenig Deutsch als das andre? Die Hetären sind eigentlich so gut auf Griechischem Boden gewachsen wie die Philosophen: warum soll man also jenen ihren ursprünglichen und eignen Namen nicht eben sowohl lassen als diesen? W.

S. 294. Das Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von sich selbst — Die Griechen in den Asiatischen Städten waren von diesem Axiom so überzeugt, daß sie gar keine Feueranstalten hatten, sondern ganz gelassen zusahen, wenn ihre Häuser und ihre vornehmsten

Gebäude gelegentlich abbrannten. Recherches Phil. sur les Grecs, Part. III. p. 58. W.

S. 296. Dein Leben ledig zuzubringen — Es ist nicht zu läugnen, daß der Gedanke, ohne Mann zu leben, für Griechische Frauen etwas Erschreckliches war. Diese Vorstellung also mußte ihre Wirkung thun. W.

S. 297. Die Verbrechen einer Medea — Diese Beziehung auf die Medea der Tragödie würde mir die Aechtheit dieses schönen und einer Theano so würdigen Briefes verdächtig gemacht haben, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß Aeschylus, ein Zeitgenosse des Pythagoras, eine Medea geschrieben haben soll; nichts von Thespis und Phrynichus zu sagen, die schon eine geraume Zeit vor Aeschylus den Stoff zu ihren monologischen Dramen aus der alten Heldengeschichte nahmen. W.

7.

S. 300. Briefe der Theano — — aus einer weit größern Anzahl — So beruft sich z. B. Pollux eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden ist. W.

S. 300. Von deren Aechtheit ich überzeugt bin — Der gelehrte Lucas Holstenius hat aus einer Handschrift der Vaticanischen Bibliothek vier andre kleine Briefe, oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Namen der weisesten Theano an der Stirne führen, aber von den ächten auf den ersten Blick so leicht als Kupfer von Gold zu unterscheiden sind. W.

S. 300. Ungenannte Biographie des Pythagoras — Die wir bloß aus den Auszügen kennen, die sich davon in der Bibliothek des Photius No. 260 befinden. W.

S. 300. Mit dem Homerischen Verse — Ilias I. 31. Agamemnon sagt dem alten Priester Chryses, daß dieß zu Argos das Loos seiner Tochter seyn sollte: Theano wandte den Vers, durch bloßes Weglassen zweier n auf sich selbst an. W.

S. 301. Thesmophorien — Ein mit vorzüglicher Feierlichkeit von den Athenern gefeiertes, zur Erinnerung an die Wohlthat der Gesetze sinnvoll angeordnetes Fest. Es war der Demeter oder Ceres geweiht, denn mit dem Ackerbau begann Gesetz und Recht. Demeter selbst hieß darum Thesmophoros, die Gesetzgeberin, und dieses ihr geweihte Fest bedeutet ein Fest der Gesetzgebung. Weil auf jene Gesetz-

gebung, die zunächst auf die Einführung des Ackerbaues sich gründete, alle eigentliche Civilisation folgte, zu dieser aber im Ehestand, häuslichen Leben und in den Familienbanden der Grund gelegt wird, so wurde die Feier dieses Festes von Frauen begangen. Vermählte, tadellose Frauen trugen am Tage des Schaugepränges im feierlichen Umgange Gesetztafeln auf dem Haupte, die heiligen Ueberlieferungen des Stifters dieses Festes. Als Sinnbild der inneren unbefleckten Reinheit trugen die Frauen weiße Gewänder, und waren die fünf Tage über, welche das Fest dauerte, zu strenger Keuschheit verpflichtet.

S. 302. Von einem Moralisten — Prinzessin — Plutarch, Clemens von Alexandrien, Theodoretus und Anna Komnena. W.

8.

S. 305. Johannes von Stobä, lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christus.

S. 308. Durchsichtige — — Kleider — Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabricirt. Anfangs wurden sie wohl nur von Hetären getragen, aber nach und nach gefielen sich auch die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heutzutage in großen Städten) zwischen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äußerliches Unterscheidungszeichen mehr — bei vielen auch kein innerliches. W.

Ehrenrettung der Aspasia.

S. 315. In diesen lustigen Ebenen u. s. w. — Tristram Shandy, im letzten Buche des siebenten und im ersten des achten Theils. W.

S. 315. Isabelle von Bayern — Gemahlin des unglücklichen Königs Karls des Sechsten von Frankreich. W.

S. 317. Belohnung, welche die Liebesgöttin u. s. w. — In dem entlaufenen Amor, des Moschus sechstem Idyll, ruft Venus:

Wenn dem Wandrer vielleicht auf den Straßen Amor begegnet:
Mein ist der Flüchtling. Es harrt des Glücklichen, der ihn erspähet,
Süße Belohnung, ein Kuß von Cytheren, und bringt er ihn wieder,
Dann kein nichtiger Kuß.

Manso.

S. 318. Der Redner Hyperides — Euthias, ein Athenischer Redner, hatte sich um die Gunst der Phryne beworben, glaubte sich von ihr beleidigt, und klagte sie vor dem Gericht der Heliäa der Gottlosigkeit oder des Atheismus an. Hyperides übernahm ihre Vertheidigung. Er gestand in seiner Rede, daß er die Phryne geliebt habe und ihre Fesseln noch jetzt trage. Als er aber bemerkte, daß seine Beredsamkeit ohne Erfolg blieb und das Urtheil der Richter sich gegen die Beklagte neigte, ergriff er sie bei der Hand, zerriß ihren Schleier und enthüllte ihren reizenden Busen. Dieser Kunstgriff vertrat die Stelle des Epilogs. Die Richter vergaßen das Gesetz der Unbestechlichkeit; eine religiöse Furcht ergriff ihre Herzen, und sie scheuten sich, die Priesterin Aphroditens und die Verkündigerin ihrer Macht unter den Menschen zu tödten. Sie ward freigesprochen, und Euthias, voll Verdruß über seine fehlgeschlagene Rache, entsagte von diesem Augenblick an den Gerichtshöfen. Die Athener fühlten, daß diese Art das Recht zu handhaben den Vorschriften der Vernunft nicht sonderlich gemäß sey, und es ward ein Gesetz gegeben, daß künftig kein Redner das Mitleiden der Richter zu erregen suchen, und kein Beklagter vor den Augen des stimmenden Tribunals erscheinen sollte. (Fr. Jacobs Beitr. z. Gesch. d. weibl. Geschlechts im Attischen Museum Bd. 3. S. 19. fgg.)

S. 323. Konnus in der Musik — Die Musik war gerade das, worin Sokrates am wenigsten gethan hatte, und dieß macht hier eben die Ironie auffallender. W.

S. 324. Die vorgebliche Rede der Aspasia — Diese Rede ist, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen verschieden, die von Perikles wirklich gehalten, und vom Thucydides dem zweiten Buche seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges einverleibt worden ist, und die den Athenern so wohl gefiel, daß sie alle Jahre an dem Gedächtnißtage der in besagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitirt wurde. W.

S. 328. Ein Perikles sollte, in einem schon ziemlich vorgerückten Alter u. s. w. — Dieses Beweises bedient sich Wieland doch wohl, nur — als Advocat, denn ein solches Ereigniß gehört eben nicht zu den unglaublichen Dingen, die es schwer fällt, sich als möglich vorzustellen, zumal wenn Perikles wirklich der Mann war, wie ihn Jacobs schildert, dessen Schwachheit gegen das weibliche Geschlecht

in Verbindung mit seinem brennenden Ehrgeize eine merkwürdige Erscheinung war.

S. 329. So konnte Aristophanes seinen Dikäopolis u. s. w. — Aristophanes in den Acharnern, Act 2. Scene 5. W.

S. 331. Eine Frau, die mit allem, was wir Männer u. s. w. — S. die Anm. zu Agathon, 3 Thl. Bd. 6.

S. 332. Staatsmänner besuchten es u. s. w. — S. die Anm. zu Agathon 3. Thl., Bd. 6.

S. 333. Wenn sie nicht vorsichtig in ihrem Betragen u. s. w. — S. die Anm. zu Agathon 3 Thl., Bd. 6.

S. 334. Minerva ihren weißen Stein — Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Person eben so viel weiße als schwarze Steine bekam, so wurde sie losgesprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht steht, die Billigkeit sich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Gesetze, kraft dessen die mehrern Stimmen entscheiden, kein Abbruch geschehe, so wurde, wenn dieser Fall eintrat, im Namen der Minerva, ein weißer Stein hinzugelegt, und dadurch die Majorität zu Gunsten des Beklagten hergestellt. W.

Julia.

S. 335. Boccaccio in einem Buche — De claris mulieribus (von berühmten Frauen) betitelt. Es fängt mit unsrer allgemeinen Mutter Eva an, und hört mit der Königin Johanna der Zweiten von Neapel auf. W.

S. 336. Von Geschicht- und Romanschreibern — Ich stelle unter diesen den Herrn von Serviez mit seiner Histoire des Impératrices Romaines und den Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste billig obenan, da sie — um hier nur bei dem Artikel Julie stehen zu bleiben — in ihrer Erzählung der kritisch-historischen Wahrheit nichts weniger als treu geblieben sind. W.

S. 337. Augusta — S. die Anm. zu Peregr. Proteus 2 Thl., Bd. 17.

S. 339. Mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters u. s. w. — Was ich hier sage, vergiftet der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste folgendermaßen: Agrippa ne tarda pas à s'appercevoir de ces déréglemens secrets (dächte man nicht, dieser

Autor wäre sein und ihr Vertrauter gewesen?); il aima mieux souffrir en silence, que de publier son infamie par un coup d'éclat, qui ne l'eût peut-être pas corrigée. Man vergesse aber nicht, daß dieß alles bloße Vermuthungen des Hrn. Blackmore sind. Meines Wissens ist es nur dann erlaubt, das Schlimmste von einer Person zu vermuthen, wenn es, unter den gegebenen Umständen, absurd wäre etwas andres als möglich anzunehmen; und dieß ist hier schwerlich der Fall. W.

S. 340. Julia, sagt Makrobius — Makrob. Saturnal. Gespräche, Bd. 2. Kap. 5. W.

S. 341. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter u. s. w. — Makrob. am angef. Orte. „August pflegte zu sagen: er habe zwei Töchter, die mit vieler Schonung behandelt seyn wollten, die Republik und seine Julia." W.

S. 342. Julia erschien in einem etwas freien Anzuge — Makrobius, aus welchem diese Anekdote genommen ist, bedient sich in seiner Sprache des Ausdrucks: *licentiore habitu*, den ich wörtlich übersetzt habe. Der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste, der sich gegen Julien alles für erlaubt hält, übersetzt diese Worte: vêtue d'une robe d'étoffe des Indes si transparente, qu'Auguste en fut choqué. Wer wird glauben, daß Julia in einem durchsichtigen Ostindischen Habit vor ihrem Vater erschienen sey? Funfzig Jahre später wirft zwar Seneca eine so ausschweifende Unverschämtheit den Römischen Damen vor: aber zu Augusts Zeiten waren die Sitten noch anständiger. Doch dieser romanhafte Geschichtschreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geschlechtes" machen wollte, konnte ja wohl nicht weniger thun als sie im Costume einer — ihrem Vater unter die Augen treten zu lassen! — wie viel kommt doch in allen Dingen auf ein bißchen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern. W.

S. 346. Auf eine Stelle im Sueton — Diese Stelle im Leben des Tiberius K. 7. muß man im Zusammenhange lesen. Es heißt: Tiberius vermählte sich mit Agrippina. — Diese hätte ihm einen Sohn geboren, und war eben wieder schwanger, als er von ihr, mit der er doch in völliger Einigkeit lebte, sich zu trennen, und sogleich mit Julia, des Augustus Tochter, zu vermählen gezwungen wurde; was nicht ohne großen Kummer seines Herzens geschah; da ihn Agrippina eben so anzog, als der Julia Betragen abstieß, denn er hatte wohlgemerkt, daß sie seiner noch beim Leben des vorigen Gemahls begehrt habe, was denn auch die allgemeine Meinung war. Aber auch nach der

Scheidung blieb in Tiberius der Schmerz, sich von Agrippinen getrennt zu haben, und da sie ihm einmal zufällig zu Gesicht kam, verfolgte er sie mit so unverwandtem und thränenvollem Blicke, daß man alle Vorkehrungen traf, damit sie ihm niemals wieder zu Gesicht kommen möchte. Mit Julien lebte er anfangs Ein Herz und Eine Seele (concorditer) in gegenseitiger Liebe: bald aber entstand Uneinigkeit, und die ward immer größer, so daß er auch, nachdem der Sohn, das Pfand ihrer gegenseitigen Liebe, zu Aquileja als Kind war umgebracht worden, für immer von ihr schied. — Man urtheile nun selbst, ob Wieland Recht hatte, diese Stelle eine nichtsbeweisende zu nennen.

S. 355. Solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater Schuld gegeben wurden — Sie sind so, daß sie sich nur auf Lateinisch sagen lassen: „*Admissos gregatim adulteros*, pererratam nocturnis commessationibus civitatem, forum ipsum ac rostra *in stupra* placuisse, quotidianum ad *Marsyam* concursum, cum ex adulteris *in quaestuariam* versa, *jus omnis licentiae sub ignoto adultero* peteret. *Seneca* de Benefic. VI. 32. W.

S. 359. Einen Theil davon auf die erhabene Livia zu wälzen — Man vergleiche hiezu von Wielands Göttergesprächen das zweite.

S. 359. Die Corinna des Ovidius gewesen wäre — Unter den vielen Muthmaßungen über die Gründe, aus denen August diesen Dichter des Landes verwies, findet sich allerdings auch diese. Da aber Ovidius selbst andeutet, sein Verderben sey, daß er Augen gehabt habe (anderwärts spricht er freilich von Gedichten, Irrthum und Schuld); so hat man nicht ermangelt, auch hiebei ein Verbrechen der armen Julia zu argwöhnen. Ovid soll nämlich nichts Geringeres gesehen haben, als daß Julia ihren Vater zur Blutschande verführt habe!!

Faustina.

S. 361. Ein bloßes: es ging die Rede — Sermo erat sagt Capitolinus im Leben des Kaisers Luc. Verus, Kap. 10. W.

S. 363. In seinem berühmten Denkbuche — Marc. Aurel. I. zu Ende. W.

S. 364. Die Ehrenbezeugungen, die ihr der Röm. Senat — *Dion Cassius*, B. II. Cap. 31. W.

Auf die Danksagung einer Dame für diese Rechtfertigung, schrieb Wieland im März 1790 Folgendes:

„Was meine Rechtfertigung der jüngern Faustina betrifft, so erwartete ich nichts andres, als daß alle Damen, die ihre eigne Unschuld und Gutherzigkeit geneigt macht auch von andern das Beste zu denken, entweder bereits auf meiner Seite seyn, oder durch meinen Aufsatz gewonnen werden würden. Noch mehr, es ist kein Gerichtshof in der Welt, vor welchem Faustina (zumal wenn sie jeden Richter mit ihrer Büste bestäche) ihren Proceß nicht einhellig gewinnen müßte, wofern ihr Ankläger oder der Advocatus Diaboli keine andern und bündigern Beweise, als die bisher bekannten, beizubringen hätte.

„Aber mit allem dem ist Faustinens Unschuld noch nicht so ganz ausgemacht als es meine Correspondentin zu glauben scheint; und eine gewisse schalkhafte Zweifelsucht — von einem gewissen Unglauben an die Weisheit sehr reizender Damen, zumal wenn diese Damen Kaiserinnen sind, unterstützt — hat noch immer Spielraum genug, die Gründe ihres Sachwalters durch mehr oder weniger scheinbare Einwendungen zu entkräften: so lange nicht auf eine begreifliche Art gezeigt wird, wie und woher die häßliche Nachrede, welche Capitolinus (als etwas, das ziemlich laut gesagt wurde) auf die Nachwelt gebracht hat, habe entstehen und haften können, wenn Faustina so ganz unschuldig war, als wir es, aus Achtung für ihr Geschlecht, aus Respect vor dem weisesten aller Kaiser, und — aus Liebe zu ihrer Büste, gern glauben möchten. Irgend eine Veranlassung muß sie immer dazu gegeben haben, wofern es sich auch nur als möglich denken lassen soll, daß selbst der Dämon die Verleumdung von der Tochter des so allgemein geliebten Antoninus Pius, der Gemahlin des so allgemein verehrten Marcus Aurelius, eine solche Abscheulichkeit habe ausbrüten dürfen oder ihr einigen Glauben verschaffen können.

„Eine Dame hat nicht nur eine leichtere Hand, um Fragen von solcher Zartheit aufzulösen, als wir Männer, sondern ist auch vielleicht, da es eine Sache ihres Geschlechts betrifft, geschickter, uns Aufschlüsse über Probleme dieser Art zu geben. Darf ich es also ohne Unbescheidenheit wagen, die liebenswürdige Frau (gewiß verdient sie dieses Beiwort, da sie so viel Antheil an der schönen Faustina nimmt) aufzufordern, uns ihre Gedanken über diesen Punkt mitzutheilen, der, meines Bedünkens, nicht unberührt bleiben darf, wenn das Publicum den Pro-

zeß der angeklagten Kaiserin für geendigt, und ihre Unschuld für entschieden halten soll?"

Die liebenswürdige Unbekannte schwieg indeß zu dieser Aufforderung; Wieland selbst aber konnte dem Reize nicht widerstehen, das Problem zu lösen. Wie er es gelöst hat, das sehe man in seinem zweiten Göttergespräch nach (Bd. 27.), und vergleiche mit diesem das neunte Buch seines Peregrinus Proteus (Bd. 17.)

Nikolas Flamel.

S. 369. Nikolas Flamel ist wahrscheinlich um das Jahr 1340 zu Pontoise geboren. Die erste Hälfte seines Lebens ist sehr unbekannt. Man vergleiche mit diesem Aufsatz einen andern über ihn: Nikolas Flamel, kein Goldmacher in (Adelungs) Geschichte der menschlichen Narrheit Bd. 3. S. 242. Am Ende dieses Aufsatzes findet sich auch ein Verzeichniß der dem Flamel zugeschriebenen Schriften, die auch in Deutschland mehr als einmal zusammengedruckt erschienen sind.

S. 370. Schreiber zu Paris — Dieß war vor Erfindung der Buchdruckerkunst ein eben so wichtiges als einträgliches Gewerbe. Die Sicherung und Verbreitung nicht nur aller bürgerlichen Gerichts- und Staats-Documents, sondern auch aller Literatur beruhte auf ihnen. Zum Abschreiben der Bücher hatte der, welcher Bürger und Meister war, Gehülfen sitzen, und gab übrigens in seiner Kunst auch Unterricht, der sehr gut bezahlt wurde. Flamel war zuletzt geschworner Abschreiber der Universität zu Paris.

S. 371. Alle Bücher der Philosophen — verstehen gelernt — Unter seinen vermeinten Schriften findet sich auch ein Sommaire philosophique, in Versen, sonst bekannt unter dem Namen des Roman de Flamel. Das große Geheimniß, welches darin enthüllt wird, betrifft den Stein der Weisen, d. i. die Goldmacher- und Lebensverlängerungs-Kunst.

S. 378. Karneades — berühmter Philosoph der jüngern Platonischen Schule (Akademiker), die sich von den Skeptikern kaum unterscheiden läßt. Des Karneades Hauptsatz war: es gebe zwar Wahrheit, allein es fehle uns an einem sichern Kriterium, um sie von dem Falschen zu unterscheiden. Weil uns im Leben aber doch eine solche Unterscheidung nöthig sey, so ließ er durch Wahrscheinlichkeit den Ausschlag geben, von welcher er mehrere Grade aufstellte.

S. 381. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit angemessenste Antwort — Einer Zeit nämlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte, und für alle vermeinten Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister, große Ehrfurcht trug. W.

S. 382. Gabriel Naudé — „Naudé (sagt Herr G—e in einer Note), der es eher für möglich hält, daß Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sey, behauptet: er sey durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner Histoire de la Philosophie Hermétique, Vol. I. p. 217, daß Naudé sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Philipp August aus Frankreich vertrieben, also zweihundert Jahre ehe Flamel geboren war. Zum zweiten Male wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche de St. Jacques de la boucherie beweist aber, daß Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bei der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte, und lange vor der zweiten seine großen Schätze schon besaß. Uebrigens, sagt dieser große Kritiker, ist Flamels eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daß man beinahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann." W.

S. 383. Juden — getödtet — Siehe Meusels Geschichte von Frankreich, zweiter Theil, S. 459, und die daselbst angezogenen Gewährsmänner. W.

S. 386. Papst Johann XXII. — „Papst Johann der Zweiundzwanzigste (sagen die Alchymisten) brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daß er bei seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zweihundert Centner Goldes mit eigenen Händen gemacht hatte: ja er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniß nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es, der ganzen werthen Christenheit zum Besten, in einem Lateinischen Tractat, de arte transmutandi metalla, (von der Kunst die Metalle zu verwandeln) öffentlich bekannt zu machen." — Daher kam es vermuthlich, daß Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurden, wie

die Gassensteine; daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daß die von Lucian gepriesenen Saturnischen Zeiten sich überall wieder einstellten, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweiundzwanzigste verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vor- und Nachfahren. Besonders trug ihm seine Sündentaxe große Summen ein; vielleicht eine nicht geringere als ihn die pauperes Alchymistae aus dem Schmelztigel ziehen lassen. Und, wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert: so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Tractat, „von der Kunst die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln," schreiben können. W.

S. 386. *Spondent quas non etc.* — Reichthümer, die sie nicht liefern, versprechen die armen Alchymisten.

S. 386. Fluch des Ernulphus — bekannt aus Tristram Shandy.

S. 386. Als einen berühmten Poeten — Die Lexikographen, die ihn mit diesem Namen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daß das unverständliche alchymistische Tractätlein, Sommaire philosophique genannt (welches unter Flamels Namen geht), in elenden Reimen geschrieben ist. W.

S. 395. In der Absicht immer vollkommner zu werden — Die Absicht läßt sich hören: aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste seyn. W.

S. 398. Der Derwisch — — hielt auf einmal wieder an sich — Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmal in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, daß er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören in Vorbereitungen, vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichts zugelassen werden konnte. W.

S. 399. Zu Flamels Zeit — in seinen jüngern Jahren — d. i. in den ersten Jahrhunderten seines Lebens. W.

S. 399. Brachte ihn dahin, daß er sich von uns trennte — Unser Usbekischer Derwisch war also auch dabei? Wie sorgfältig er

ist, das, was er nicht geradezu heraussagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt! W.

S. 393. **Wir thaten unser Möglichstes ihn abzuhalten** — Auch dieß ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den Jüdischen Adepten ablief, so gibt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewisser hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte. W.

S. 403. **König Geber** — Dieser sogenannte König Geber (Dschaphar), ein Araber, geb. 702, gest. 765, wird von den Alchymisten für den Erfinder der Universalmedicin ausgegeben. Boerhave versichert, in seinen Schriften vielmals, nachmals für neu ausgegebene, Erfahrungen und Versuche gefunden zu haben.

S. 403. **Morien**, aus Rom gebürtig, ging nach Jerusalem und lebte dort als Einsiedler. Man zählt ihn unter die besten Schriftsteller, die über die Verwandlung der Metalle geschrieben haben. W.

S. 403. **Artephius** — Es existirt ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben. W.

S. 403. **Raymund Lullus**, geb. auf der Insel Majorca 1236 und gest. 1315, erst Seneschall am Hofe zu Majorca, wo er ein ausschweifendes Leben führte, dann Franciscaner und Bekehrer der Mahumedaner, am meisten durch seine logische Topik bekannt, die nicht eben zu großer Aufhellung der Köpfe diente, strebte ebenfalls durch die Chemie nach dem Stein der Weisen.

S. 403. **Basilius Valentin** (ein wahrscheinlich nur angenommener Name), ein deutscher Alchymist aus dem 15ten Jahrhundert, dem es erging, wie manchen seiner Genossenschaft, daß er zwar das nicht, was er suchte, aber manches andere Schätzens- und Dankenswerthe fand, wird hier vorzüglich angeführt wegen seines Tractats vom Stein der Weisen mit den zwölf Schlüsseln, von Thölder herausgegeben, Eisl. 1599, und einiger ähnlicher Schriften.

S. 405. **Morosophie** — Narren-Weisheit.

Inhalt.

